

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

65. Jahresband 1985



1910  1985

Redaktion  
Hugo Schneider

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

# Inhalt

Oberbürgermeister Martin Grüber, Grußwort der Stadt Offenburg .....	4
Dieter Kauß, 75 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden .....	6
Jahresberichte 1983/84 und 1984/85 .....	12
Hans Harter, Julius Hauth zum 85. Geburtstag .....	17
Hugo Schneider, Ministerialrat i. R. Professor Dr. Karl Asal† .....	19
Udo Wasmer, Oberstudienrat Otto Gartner† .....	21
Hugo Schneider, Rektor i. R. Karleopold Hitzfeld† .....	23
Helmut Schneider, Klaus Hornung† .....	25
Berichte der Mitgliedergruppen 1983/84/85 .....	27
Berichte der Arbeitskreise .....	43
Landrat Dr. Gerhard Gamber, Der Ortenaukreis — Rückblick 1983 .....	50
Landrat Dr. Gerhard Gamber, Der Ortenaukreis — Rückblick 1984 .....	60
Hans Harter, Wolfach und Hausach — zwei mittelalterliche Städte im oberen Kinzigtal ..	69
Philipp Brucker, Die Schwarzwälder Bauern bei Johann Peter Hebel, Heinrich Hansjakob und August Ganther .....	83
Hubert Kewitz, Zur Geschichte des hl. Landelin von Ettenheimmünster .....	102
Klaus Schubring, Zwischen Syrakus und Seelbach .....	120
Walter E. Schäfer, Quirin Moscherosch als Poet am Hof in Rheinbischofsheim .....	134
Wolfgang Stopfel, Die Pfarrkirche St. Michael in Appenweier und ihre Restaurierung .....	147
Michael Friedmann/Nikolaus Harter, Aus der Geschichte des alten Offenburger Kapuzi- nerklosters .....	161
Gerhard Finkbeiner, Streit zwischen Ettenheimer Bürgern und Schuttertälern Bauern (1737—1742) .....	172
Gernot Kreutz, Historische Marksteine der Stadt Haslach .....	188
Gernot Kreutz, Die Biberacher Adlersteine in ihrer Beziehung zum Kirchenpatron St. Bla- sius .....	193
Hugo Schneider, Die Erhebung Acherns zur Stadt (1808) .....	197
Reiner Haehling von Lanzenuer, Gérard de Nervals Reise nach Baden .....	205
Joachim Sturm, Der Schutterbote .....	209
Hans-Martin Pillin, Die Acherner Volksversammlung vom 2. April 1848 .....	216

Erwin Dittler, Erinnerungen von und an Otto Hörth (1842-1935) .....	224
Manfred Hildenbrand, Das mittlere Kinzigtal zur Stunde Null — Kriegsende und Besatzung 1944/45 .....	251
Hellmut Gnändinger, Zur Geschichte des Klosterwaldes Allerheiligen .....	274
Franz Ruf, Die Seelsorger der Riedpfarrei Ottersdorf seit der Gründung der Pfarrei im Jahre 1415 bis nach dem Dreißigjährigen Krieg .....	296
Josef Bayer, Die Schule auf dem Land im 18. Jahrhundert .....	309
Wilhelm Marx, Die Orgeln in der Altenheimer Kirche .....	322
Karl-August Lehmann, Die Oberharmersbacher Glocken .....	343
Adolf Müller, Die geschichtliche Entwicklung des Weinbaues in Tiergarten (Ortenaukreis) .....	347
Hugo Schneider, Judengeleit und Judeneid in der Landvogtei Ortenau im 17. und 18. Jahrhundert .....	356
Nikolaus Honold, Der Rheinbischofsheimer Judenstein .....	360
Naftali Bar-Giora Bamberger, Der jüdische Friedhof von Diersburg .....	364
Michael Friedmann, Das Offenburger Stadtarchiv — Aufgaben und Bestände .....	376
 Kleine Beiträge	
Rolf Pfefferle, Eine Merkurstatue und Säulen von der römischen Straßenstation Brandsteig bei Schiltach .....	383
Oskar Kohler, Schwanau, verschollene Burg am Rhein .....	387
Ansgar Barth, Die seelsorgerliche Betreuung der Einwohner von Gutach-Turm vor der Reformation .....	389
Kurt Klein, Der verkannte Heilige .....	391
Hans-Joachim Fliedner, Das Wegkreuz an der Josefskirche in Offenburg-Hilboltsweier ..	394
Wilhelm Marx, Die Ahnfrau der Freiherren von Lotzbeck .....	398
Oskar Kohler, Der Streit um den Weinzoll in Lahr 1807 .....	403
Bernd Obert, Die Steinacher Klausenbigger .....	406
Hans Harter, Woher kommt das Wolf- und Kinzigtaler Waldbauern-Geschlecht Harder-Harter? .....	410
 Buchbesprechungen .....	 413
 Autorenverzeichnis .....	 435



## Grußwort der Stadt Offenburg

Im Namen der Stadt Offenburg begrüße ich die Teilnehmer an der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 19. Oktober 1985 herzlich.

Wir freuen uns, nach den Jahren 1911, 1934, 1949, 1960 und 1984 erneut Tagungsort für die Ortenauer Historiker zu sein, um so mehr als es in diesem Jahr gilt, das 75jährige Vereinsjubiläum zu feiern.

Ein Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Vereins läßt erkennen, daß die Wahl nicht zufällig wieder auf unsere Stadt fiel. Von Beginn an spielte Offenburg in dem am 8. Mai 1910 gegründeten „Geschichts- und Altertumsverein der Ortenau und angrenzenden Gebieten“, der seit dem 13. Juli 1910 den Namen „Historischer Verein für Mittelbaden“ führte, eine bereits in den Satzungen festgelegte zentrale Rolle. Er hatte den Zweck, „die Geschichte und die Kunst- und Altertumsdenkmäler Mittelbadens zu pflegen und dadurch zur Weckung und Förderung der Heimatliebe beizutragen“ (§ 1). Als Sitz des Vereins bestimmten die Gründer die „Kreisstadt Offenburg“, wo auch Schriftführer und Rechner wohnen sollten (§ 2). Die erste Ausgabe der „Ortenau“, Heft 1 und Heft 2, Jahrgang 1910/11, entstand im Verlag von Hugo Zuschneid in Offenburg.

In dieser Veröffentlichungsreihe stellt der Verein seit nun 75 Jahren Themen aus der Geschichte des mittelbadischen Raumes vor. Dabei spannt sich der Bogen vom mikrokosmischen Aspekt aus der Dorfgeschichte bis zur weit über die Grenzen unseres Raumes hinausreichenden politischen Betrachtung.

Jeder Beitrag läßt zu jeder Zeit ein ihm zugrundeliegendes Geschichtsbewußtsein erkennen.

Nun ist aber Geschichtsbewußtsein immer Gegenwartsbewußtsein in historischer Perspektive. Entweder befinden wir uns, um den Titel des Romans von Marcel Proust zu zitieren, „auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, oder wir erkunden den Weg in eine bessere Zukunft und suchen dabei historische Erfahrung nutzbar zu machen. In beiden Fällen wird die Gegenwart zur Vergangenheit oder zur Zukunft in Beziehung gesetzt und damit ihr Ort in dem übergreifenden Prozeß der Geschichte zu ermitteln versucht.

Was kann nun ein Historiker in unserer Zeit, im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts tun, damit jene doppelte Suche nach dem vergangenen und dem künftigen Geschehen nicht in Nostalgie oder in ein im schlechten Sinne utopisches Denken mündet?

Er sollte versuchen, eine historische Begründung der Maßstäbe zu liefern, an denen wir unser gegenwärtiges Handeln messen. So sehr Zweifel angebracht sind, ob von der Historie erfolgversprechende Rezepte zur Erreichung politischer Ziele oder zur Vermeidung von Fehlern erwartet werden dürfen, so sicher scheint es mir andererseits, daß uns die Geschichte wertvolle Orientierungshilfen geben kann. Damit reicht die Bedeutung eines Historischen Vereins weit über die Pflege von Prozeß- oder Ereignisgeschichte oder über die „Förderung der Heimatliebe“ hinaus.

Ich wünsche allen Teilnehmern der Hauptversammlung eine gelungene und interessante Veranstaltung und einen schönen Aufenthalt in Offenburg.

Offenburg, im September 1985

*Martin Grüber, Oberbürgermeister*

# 75 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden

*Dieter Kauß*

Am Sonntag, dem 8. Mai 1910, wurde im damaligen Bürgersaal zu Offenburg der „Geschichts- und Altertumsverein der Ortenau und der angrenzenden Gebiete“ gegründet, der sich seit dem 13. Juli 1910 „Historischer Verein für Mittelbaden“ nannte. Diesen entscheidenden Schritten gingen vorbereitende Sitzungen über Satzungsentwürfe im Jahre 1909 voraus. Im Juli 1910 besaß der „Historische Verein für Mittelbaden“ schon 300 Mitglieder, zwei Jahre später waren es 631 Mitglieder.

Die Gründung dieses Geschichts- und Heimatvereins gehörte nach der Zeit der Romantik und der nationalen Bewegung in eine dritte Welle von Vereinsgründungen dieser Art: Man wollte damals die heimatliche Natur und Kultur vor einer übertriebenen Industrialisierung, Verstädterung und Kommerzialisierung schützen sowie das alte Herkommen und das echt Gewachsene bewahren.

Diese Sicht ist heute wieder überraschend modern angesichts der umweltbedrohenden Folgen der technischen Entwicklung und angesichts der bedrückenden Tatsache, daß jährlich etwa ein 400 Meter breiter Streifen von Land und Natur in der Bundesrepublik von der Nordsee bis zu den Alpen für Industrie, Straßen und Wohnungen zubetoniert wird.

In diesem Sinne verstehen wir auch heute das Anliegen des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ von damals, der seinen Zweck im Jahre 1910 so formuliert: „die Geschichte und die Kunst- und Altertumsdenkmäler Mittelbadens zu pflegen und dadurch zur Weckung und Förderung der Heimatliebe beizutragen.“

Dies wollte der Verein zunächst dadurch erreichen, daß er sich drei Bereiche schuf, die jeweils mit eigenen Obmännern besetzt wurden: Geschichte (K. Mayer); Altertum, die Vorgeschichte, die Römer- und die Germanenzeit umfassend (E. Batzer) sowie Kunstdenkmäler (A. Siefert). Diese Bereiche suchte man zu fördern durch die Herausgabe eines Vereinsblattes, durch ideelle und finanzielle Unterstützung von Ausgrabungen, durch Vorträge, Ausflüge sowie durch die Förderung der Museen, in die man gefährdete und ausgegrabene Kunst- und Altertumsdenkmale einbringen wollte.

Manche dieser Aufgaben werden heute von anderen Einrichtungen übernommen. Der Verein wäre trotz guten Willens dabei vor allem finanziell überfordert.

Heute ist der „Historische Verein für Mittelbaden“ mit derzeit rund 3200 Heimat- und Geschichtsfreunden in 33 Mitgliedergruppen einer der größten

Geschichtsvereine in der Bundesrepublik Deutschland. Im Jahre 1910 umfaßte er die alten Landkreise Offenburg und Baden-Baden sowie die Ämter Achern, Bühl und Ettenheim; heute reicht das Vereinsgebiet von Ettenheim im Süden bis nach Rastatt im Norden, von Kehl und dem Rhein im Westen bis nach Hornberg und Schapbach im Schwarzwald im Osten.

Brennpunkte des Vereinsgeschehens waren und sind seit der Vereinsgründung vor 75 Jahren die Hauptversammlungen: In ihnen werden einmal die geschäftlichen Belange des Vereines geregelt; zum anderen zeigt sich in ihnen der Verein immer wieder seinen ideellen Aufgaben treu und gewachsen, die gemäß der Geschichte, Denkmalpflege, Kunst und Kultur des Tagungsortes in Vorträgen, Besichtigungen und anderen Veranstaltungen behandelt werden. Ausrichter ist dabei die jeweilige Mitgliedergruppe. Die Aufzählung der bisherigen Hauptversammlungen macht einerseits die Geschichte des Vereins (besonders bei den Lücken), andererseits aber auch dessen Verbreitung und die Aktivitäten einzelner Mitgliedergruppen deutlich:

- |                              |                               |
|------------------------------|-------------------------------|
| 8. 5. 1910 in Offenburg      | 4. 7. 1943 in Haslach         |
| 21. 4. 1911 in Offenburg     | 2. 10. 1944 in Oberkirch      |
| 14. 7. 1912 in Lahr          | Nach der Neuzulassung:        |
| 16. 6. 1913 in Oppenau       | 28. 9. 1946 in Offenburg      |
| 21. 6. 1914 in Rastatt       | Oktober 1947 in Offenburg     |
| 21. 7. 1915 in Offenburg     | 11. 9. 1949 in Offenburg      |
| 18. 7. 1920 in Ettenheim     | 15. 10. 1950 in Ettenheim     |
| 18. 9. 1921 in Kehl          | 8. 7. 1951 in Gengenbach      |
| 11. 6. 1922 in Achern        | 21. 9. 1952 in Bühl           |
| 24. 6. 1923 in Wolfach       | 20. 9. 1953 in Wolfach        |
| 13. 7. 1924 in Renchen       | 19. 9. 1954 in Achern         |
| 2. 8. 1925 in Hornberg       | 11. 9. 1955 in Baden-Baden    |
| 18. 7. 1926 in Bühl          | 9. 9. 1956 in Oppenau         |
| 22. 5. 1927 in Haslach i. K. | 22. 9. 1957 in Kehl           |
| 3. 7. 1928 in Oberkirch      | 21. 9. 1958 in Steinbach      |
| 15. 9. 1929 in Triberg       | 20. 9. 1959 in Lahr           |
| 29. 6. 1930 in Gengenbach    | 16. 10. 1960 in Offenburg     |
| 17. 5. 1931 in Zell a. H.    | 24. 9. 1961 in Schiltach      |
| 25. 9. 1932 in Lahr          | 16. 9. 1962 in Gengenbach     |
| 9. 7. 1933 in Rastatt        | 27. 10. 1963 in Zell a. H.    |
| 28. 10. 1934 in Offenburg    | 25. 10. 1964 in Oberkirch     |
| 22. 9. 1935 in Bühl          | 17. 10. 1965 in Appenweier    |
| 25. 10. 1936 in Ettenheim    | 11. 9. 1966 in Hausach        |
| 19. 9. 1937 in Lautenbach    | 10. 9. 1967 in Bühl           |
| 16. 10. 1938 in Kippenheim   | 13. 10. 1968 in Rastatt       |
| 16. 7. 1939 in Kehl          | 12. 10. 1969 in Haslach i. K. |
| 11. 10. 1942 in Oppenau      | 11. 10. 1970 in Kehl          |

- |                            |                                   |
|----------------------------|-----------------------------------|
| 10. 10. 1971 in Ettenheim  | 21. 10. 1979 in Lahr              |
| 15. 10. 1972 in Renchen    | 12. 10. 1980 in Kehl              |
| 14. 10. 1973 in Schiltach  | 18. 10. 1981 in Zell a. H.        |
| 20. 10. 1974 in Offenburg  | 17. 10. 1982 in Oppenau           |
| 19. 10. 1975 in Gengenbach | 16. 10. 1983 in Neuried-Altenheim |
| 24. 10. 1976 in Oberkirch  | 21. 10. 1984 in Wolfach           |
| 16. 10. 1977 in Wolfach    | 19. 10. 1985 in Offenburg.        |
| 15. 10. 1978 in Bühl       |                                   |

Neben den Hauptversammlungen stellt das Jahrbuch des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ ein weiteres integrierendes Vereinsinstrument dar. Es ist zugleich die Visitenkarte des Vereins nach außen. Hauptsächlich dient das Jahrbuch der Darstellung von Forschungsergebnissen sowie der Förderung und Weckung von Heimatkenntnis und Heimatliebe. Mit seinem Titel „Die Ortenau“ hat dieses Jahrbuch den alten historischen Landschaftsbegriff für Mittelbaden über alle äußeren und politischen Geschehnisse hinweg dokumentiert und wachgehalten.

Heute wie schon im Jahre 1929 ist man stolz darauf, daß in den bisher 64 erschienenen Jahrbüchern „Vertreter aus Kunst und Wissenschaft, darunter viele mit glänzendem Namen, des weiteren bescheidenere volkstümliche Schriftsteller und Männer aus dem Volke und dem praktischen Leben, die die Liebe zur Sache zum Forscher werden ließ“, geschrieben haben. In vielfältiger und umfassender Weise sind dabei Themen zur Ur- und Frühgeschichte, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familien- und Personenforschung, zu Flurnamen, Denkmalen, Kunst, Sprache, Sage und Brauchtum aus dem mittelbadischen Raum behandelt worden. Die fundierten Beiträge wurden und werden als eine geschätzte Lektüre und als Standardwerke heimischer Geschichtsforschung beurteilt und erfahren. In dieser Hinsicht darf vor allem und mit Recht auf die Bände 16 (1929), 40 (1960) und 50 (1970) hingewiesen werden, die eine gute Zusammenschau wichtiger Themen erbrachten. Desgleichen sind die monographischen Werke über „Die Ortenau in Wort und Bild“ (1929), über „Burgen und Schlösser in Mittelbaden“ (1934 und 1984) sowie über „Die Klöster der Ortenau“ (1978) nicht zu vergessen. Sie setzten Glanz- und Schlaglichter der heimat- und landesgeschichtlichen Forschung weit über den Bereich des Vereins hinaus. Schließlich verdienen heute noch die verschiedenen Ausgaben der „Stadt- und Landgemeinden“ aus den Vorgänger-Landkreisen des heutigen Ortenaukreises als unentbehrliche Nachschlagwerke unsere Beachtung.

Die Krönung und zugleich der Schlüssel zu dem gesamten wissenschaftlichen Werk des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ ist das Gesamtregister (1983) zu den „Ortenau“-Bänden von 1910 bis 1981. Dieses Werk kann sowohl für die Vergangenheit wie auch für die Zukunft des Vereins nicht hoch genug eingeschätzt werden.



An dieser Stelle sollen daher diejenigen Männer mit Anerkennung und Dank erwähnt werden, die als Redakteure die Jahressbände der „Ortenau“ gestaltet und beeinflußt haben:

Dr. A. Braun, Offenburg	1910/1911
Dr. E. Batzer, Offenburg	1911—1938
Dr. A. Städele, Bleichheim	1939—1961
Dr. K. Hitzfeld, Gengenbach	1961—1970
Dr. E. Dittler, Goldscheuer	1970—1978
H. Schneider, Achern	ab 1979

Eine wichtige Entscheidung wurde im Jahre 1973 getroffen: Thematische Arbeitskreise wurden angeregt, um die Arbeit des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ zu intensivieren und damit auch jüngere Menschen anzusprechen. Diese Arbeitskreise haben ihre Aufgaben in hervorragender Weise angegangen und schon Vorbildliches geleistet. Sie seien daher auch hier mit ihren derzeitigen Verantwortlichen genannt:

Archäologie	(J. Naudascher)
Denkmalpflege	(D. Kauß)
Grenzüberschreitende Zusammenarbeit	(C. H. Steckner)
Mundart	(H. Braunstein)
Museen	(R. End)
Zeitgeschichte	(H. Raulff).

Gerade etwa der Arbeitskreis „Grenzüberschreitende Zusammenarbeit“ deutet an, daß der „Historische Verein für Mittelbaden“ nicht allein und isoliert steht. Mit rund 110 Vereinen, Bibliotheken, Universitäten und Instituten aus dem In- und Ausland besteht ein reger Buch- und Zeitschriftenaustausch. Fachliche Kontakte auf der Ebene der Arbeitskreise entstehen und werden gepflegt.

Im Allgemeinen sagt man, daß die Geschichte und das Ansehen eines Vereins sich in dessen Vorsitzenden widerspiegeln. Dies dürfte in besonderer Weise für den „Historischen Verein für Mittelbaden“ zutreffen. Dabei ist es beruhigend und interessant zugleich feststellen zu dürfen, daß nach 75 Jahren zur Zeit erst der neunte Vorsitzende oder Präsident amtiert:

Franz Josef Simmler, Offenburg	1910—1914
Dr. Karl Bender, Bühl	1914, 1919
August Rößler, Neuweier	1920—1930
Freiherr Theodor von Glaubitz, Bühl	1930—1945
Dr. Hermann Steurer, Lahr	1946—1949
Dr. Otto Kähni, Offenburg	1949—1971
Wilhelm Mechler, Kehl	1971—1982

Kurt Klein, Hausach	1982—1984
Dr. Dieter Kauß, Offenburg	ab 1985

Neben den Vorsitzenden, über die in der näheren Zukunft einige Beiträge in diesen Jahressbänden erscheinen sollen, wirkten vor allem für den Verein die jeweiligen Rechner oder Geschäftsführer als ein nicht zu unterschätzendes kontinuierliches Element:

Adolf Siefert	1910—1933
Walther Heinrich	1936/1937
Dr. Otto Rubin	1938—1971
Heiner Krum	1972—1978
Theo Schaufler	ab 1979

Eine Vereinsgeschichte, die Vergangenheit und Gegenwart vereinigt, wäre unvollkommen und unbefriedigend, würde man nicht diejenigen nennen, die der Verein in seiner Geschichte zu seinen Ehrenmitgliedern ernannt hat. Dies geschah einerseits, um Personen wegen ihrer Verdienste für den Verein herauszustellen. Andererseits wurden aber auch Personen zu Ehrenmitgliedern wegen ihrer hervorragenden fachlichen Qualifikation und ihrer engagierten Arbeit im Anliegen und Themenbereich des Vereins ernannt. So kann man mit Recht die Ehrenmitglieder als beispielhafte Vorbilder und Repräsentanten des Vereins bezeichnen. In diesem Sinne seien hier die bisher 41 Ehrenmitglieder in ehrendem Gedenken oder mit gebührender Hochachtung genannt.

Asal, Karl	Müller, Wolfgang
Baier, Hermann	Rest, Josef
Basler, Otto	Rott, Hans
Braun, Paul	Sauer, Joseph
Dittler, Erwin	Schadt, Wilhelm
Erb, Walter	Schauenburg, Bertha Freifrau von
Fautz, Hermann	Schilli, Hermann
Ferdinand, Joh. Bapt.	Schlörer, Gottlob
Foshag, Otto	Schmider, Franz
Göller, Otto	Schneider, Hugo
Gräßlin, Wilhelm	Schopferer, Erwin
Gutekunst, Julius	Simmler, Franz Josef
Hauth, Julius	Staedele, Alfons
Hitzfeld, Karlleopold	Stengel, Friedrich
Hübler, Josef	Steurer, Hermann
Jörger, Karl	Strack, Paul
Kähni, Otto	Sutter, Ernst Otto
Kopp, Thomas	Vajen, Wilhelm
Krausbeck, Josef	Wacker, Otto
Krum, Heiner	Wagner, Anton
Mechler, Wilhelm	

Eines der bedeutendsten Ereignisse in der bisherigen Geschichte des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ war wohl im November 1983 die Verleihung des Heimatpreises durch Landrat Dr. Gerhard Gamber im Auftrag des Kreistages im Ortenaukreis. Im gemeinsamen Mühen um das Wohl der Bevölkerung war dieser Preis Ausdruck, Anerkennung und Dank für das bisherige Wirken des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ sowie zugleich Ansporn für die Zukunft. Dies gilt es auch im Jahre des 75. Vereinsjubiläums immer wieder zu beherzigen. Daher sei dieser Rückblick auch beschlossen mit dem herzlichsten Dank an Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins sowie mit der Bitte, in Zukunft mit Freude diesem Verein anzugehören und ihn zu fördern, soweit dies möglich ist.

## Jahresberichte 1983/84 und 1984/85

Am 16. Oktober 1983 fand die Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Neuried-Altenheim sowie in Meißenheim statt. Von zahlreichen Aktivitäten der 33 Mitgliedergruppen und der sieben Arbeitskreise konnte Präsident Kurt Klein in der geschäftlichen Sitzung im Bürgersaal von Altenheim berichten. Ein neuer Arbeitskreis „Grenzüberschreitende Zusammenarbeit“ wurde gegründet. Durch den Tod verlor der Verein seit seiner Jahresversammlung 1982 drei verdiente Mitglieder: seinen langjährigen Präsidenten Wilhelm Mechler (Kehl), seinen zweiten stellvertretenden Präsidenten Erich Burger (Bühl) sowie den Kirchenhistoriker Professor Dr. Wolfgang Müller (Freiburg). Für sie fand Klein ehrende Worte des Gedenkens. Gute Arbeit leiste, so Klein, der AK „Denkmalpflege“ mit seinem neuen Leiter Kreisarchivar Dr. Kauß. Auch der AK „Museen“ habe in Rainer End (Gengenbach) einen neuen Leiter gefunden. Durch das Entgegenkommen von Landrat Dr. Gamber sei die umfangreiche Vereinsbücherei jetzt im neuen Landratsamt untergebracht worden und werde von Kreisarchivar Dr. Kauß betreut. Genugtuung und Freude herrsche in den Reihen des Historischen Vereins, so Klein, über die bevorstehende Verleihung des Heimatpreises des Ortenaukreises an den Verein. Klein sah darin eine Anerkennung der jahrzehntelangen Arbeit des Vereins um die Geschichte der Ortenau, aber auch eine nachträgliche Ehrung seines verstorbenen Präsidenten Mechler. Im Anschluß an die geschäftliche Sitzung fand ein Empfang der Gemeinde Altenheim statt, bei dem Bürgermeister Mild die Vertretung der Mitgliedergruppen willkommen hieß. Eine umfangreiche Ausstellung zur Geschichte des Dorfes Altenheim wurde im Rathaus gezeigt.

In der Festsitzung im Altenheimer Gemeindehaus wurde Anton Wagner (Achern) wegen seiner großen Verdienste um die Erstellung des Registerbandes zum Ehrenmitglied ernannt. Präsident Klein konnte neben Staatssekretär Ruder und Landrat Dr. Gamber auch Bürgermeister Mild, die Ortsvorsteher der Ortsteile sowie die Witwe von Wilhelm Mechler begrüßen.

Den Festvortrag mit dem Thema „Goethes Friederike und Olivia“ hielt der Straßburger Universitätsprofessor Raymond Matzen. Er zeichnete Goethes tragische Liebe zu der Sesenheimer Pfarrerstochter Friederike Brion nach. Auch ihre ältere Schwester Olivia habe in Goethes Sesenheimer Zeit eine wichtige Rolle gespielt. Breiten Raum widmete Matzen Friederikes Aufenthalt in Diersburg und in Meißenheim, wo sie im Hause von Olivias Ehemann, dem evangelischen Pfarrer Marx, lebte. Die musikalische Ausgestaltung der Festsitzung erfolgte durch die Trachtenkapelle Altenheim.

Präsident Klein und Professor Matzen legten am Nachmittag in Meißenheim am Grabe von Friederike ein Blumengebinde nieder. Rektor Schmid referierte anschließend in der Meißenheimer Kirche über die Kunstdenkmäler dieser wertvollen Barockkirche. Bezirkskantor Wacker sprach über „Silbermann und die Ortenau“ und spielte zum Abschluß auf der Silbermann-Orgel Werke von Palestrina, Fischer, Mozart, Brahms und Bach.

Die Frühjahrstagung des Historischen Vereins fand am 17. März 1983 wieder in Offenburg-Zell-Weierbach statt. In seinem Bericht über die Arbeit des Vereins und der Mitgliedergruppen betonte Präsident Kurt Klein, daß sich der Historische Verein bestätigt fühle, nachdem nun auch in den neuen Lehrplänen für allgemeinbildende Schulen die Heimatkunde und Landesgeschichte im verstärkten Maße berücksichtigt werde. Eine intensive Zusammenarbeit mit den Schulen sei deshalb notwendig. Ausführlich berichteten die Leiter der verschiedenen Arbeitskreise über ihre Arbeit.

Die Neuwahl des gesamten Vorstandes des Historischen Vereins für Mittelbaden stand im Mittelpunkt der Mitgliederversammlung, die im Rahmen der Jahresversammlung des Vereins am Sonntag, dem 21. Oktober 1984 in Wolfach stattfand, das gerade sein 900jähriges Jubiläum beging. Zum Nachfolger von Schulamtsdirektor Kurt Klein, der nicht mehr für das Präsidentenamt kandidierte, wurde Kreisarchivar Dr. Dieter Kauß gewählt. Er hat das Amt des Präsidenten am 1. Januar 1985 angetreten.

Zum ersten stellvertretenden Präsidenten wurde Kurt Klein gewählt, zum zweiten stellvertretenden Präsidenten Manfred Hildenbrand. Die Wahl der übrigen Vorstandsmitglieder brachte folgendes Ergebnis: Geschäftsführer und Kassier Theo Schaufler, Redakteur der „Ortenau“ Hugo Schneider, Leiter des Archäologischen Arbeitskreises Joseph Naudascher, Leiter des AK Denkmalpflege Dr. Dieter Kauß, Leiter des AK Neuere Geschichte/Zeitgeschichte Dr. Heiner Raulff, Leiter des AK Mundartforschung Professor Hermann Braunstein, Leiter des AK Museen Rainer End, Leiter des AK Grenzüberschreitende Aktivitäten Carl Helmut Steckner, Kassenrevisoren Professor Dr. Gerhard Silberer und Dr. Fritz Ebner.

In seinem Rechenschaftsbericht ging Präsident Kurt Klein auf die vielfältige Arbeit des Vereins ein. Der Historische Verein umfasse nun 3200 Mitglieder in 40 Mitgliedergruppen. Die jüngste Mitgliedergruppe sei in Rheinau entstanden. Als eine der wichtigsten Aufgaben bezeichnete es Klein, die Vergangenheit für die Zukunft zu erhalten. Aber auch Denkmalschutz, Landschaftschutz und Umweltschutz gehörten im steigenden Maße zu den Aufgabengebieten des Historischen Vereins für Mittelbaden. Die Mitgliederversammlung verabschiedete eine Resolution, in der gefordert wird, daß alles nur Mögliche getan werden müsse, um dem immer bedrohlicher werdenden Waldsterben und der Gewässerverschmutzung zu begegnen. Der Historische Verein für



*Der bisherige Präsident Kurt Klein gratuliert dem neugewählten Präsidenten Dr. Dieter Kauß, der am 1. Januar 1985 sein Amt antrat.*

*Aufn.: M. Hildenbrand*

Mittelbaden, der 1985 sein 75jähriges Bestehen feiert, wird die nächste Jahresversammlung am 20. Oktober 1985 in seinem Gründungsort Offenburg abhalten.

Der Kassen- und Geschäftsbericht von Theo Schaufler bewies, daß sich die Kassenführung bei ihm in guten Händen befindet. Einstimmig wurde ihm Entlastung erteilt. Redakteur Hugo Schneider berichtete über die Arbeiten bei der Herausgabe des Sonderbandes der „Ortenau“ der unter dem Titel „Burgen und Schlösser in Mittelbaden“ erschienen ist. Für ihre langjährigen großen Verdienste um den Historischen Verein wurden Studiendirektor i. R. Hugo Schneider (Achern) und Rektor i. R. Julius Hauth (Schiltach) zu Ehrenmitgliedern des Vereins gewählt.

In der anschließenden Festsitzung im großen Saal des Wolfacher Rathauses konnte Präsident Klein zahlreiche Gäste begrüßen, unter ihnen Landrat Dr. Gerhard Gamber, die Bürgermeister Hans-Peter Züfle (Wolfach) und Manfred Kienzle (Hausach) sowie den Straßburger Universitätsprofessor Dr. Marcel Thomann. Den Festvortrag hielt Oberstudienrat Hans Harter (Freiburg) über das Thema „Wolfach und Hausach – zwei mittelalterliche Städte im oberen Kinzigtal“. Die Festsitzung wurde musikalisch umrahmt vom „Ensemble für alte Musik“ der Städtischen Musikschule Wolfach unter Leitung von Karin Pätzold. Am Nachmittag fanden eine historische Stadtführung durch Wolfach sowie ein Besuch der Burgruine „Schlößle“ statt.

Der Historische Verein für Mittelbaden darf 1985 auf sein 75jähriges Bestehen zurückblicken. Auftakt des Jubiläumsjahres war die Frühjahrstagung, die am 2. März 1985 wieder in Offenburg-Zell-Weierbach stattfand.

Höhepunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten wird nach den Worten des Präsidenten des Historischen Vereins Dr. Dieter Kauß der Festakt am 19. Oktober 1985 in der Stadthalle in Offenburg sein. Den Festvortrag wird dabei der Leiter des Offenburger Stadtarchivs Michael Friedmann über das Thema „Die Eisenbahn in Offenburg. Geschichte und Auswirkungen“ halten.

Aus dem Bericht des Präsidenten war zu entnehmen, daß der neu erschienene Burgenband überall großen Anklang gefunden hat. Die Vereinsbibliothek, die jetzt im Landratsamt untergebracht sei, umfasse 22 Zeitschriften und Reihen sowie 600 Monographien. Die Vereinsarbeit, so betonte Dr. Kauß, erstrecke sich nicht nur auf den Ortenaukreis. Es gelte in Zukunft, stärker auf sogenannte Randgebiete im Norden, Osten und Süden einzugehen.

Berichte der verschiedenen Arbeitskreise schlossen sich an. Nach den Worten von Joseph Naudascher, des Leiters des AK Archäologie, habe dieser AK den Schwerpunkt seiner Arbeit in letzter Zeit in der Weiterbildung der Mitarbeiter gesehen, wobei vor allem die Luftbildarchäologie eine wichtige Rolle gespielt habe. Dr. Kauß als Leiter des AK Denkmalpflege erläuterte die Probleme der Denkmalpflege im Ortenaukreis, wobei man sich besonders mit dem Vorhaben Denkmalbestandsaufnahme vor Ort beschäftigt habe. Carl Helmut Steckner, der Leiter des AK Grenzüberschreitende Zusammenarbeit, berichtete von Kontakten zu den elsässischen Geschichtsvereinen und Archiven. Professor Hermann Braunstein, der Leiter des AK Mundartforschung, erläuterte die Bestandsaufnahme der Mundart in den verschiedenen Regionen des Ortenaukreises.

Großen Raum nahm bei der Frühjahrstagung die im Rahmen des Jubiläumsjahres angelaufene Aktion „Denkmalpflege in der Ortenau“ ein. Die Mitgliedergruppen werden in ihrem Bereich alle gefährdeten Denkmalgruppen katastermäßig erfassen und beschreiben, vor allem Bauernhäuser, Bildstöcke, Brücken aus Natursteinen, Feld- und Hofkapellen, Grenzsteine, Industrie-



*In einer kleinen Feierstunde im Dezember 1984 in Offenburg wurde Landrat Dr. Gerhard Gamber das erste Exemplar des Sonderbandes „Burgen und Schlösser in Mittelbaden“ übergeben. Von links: Redakteur Hugo Schneider, Dr. Gerhard Gamber und der damalige Präsident Kurt Klein.*

*Aufn.: M. Hildenbrand*

denkmale, Wegkreuze sowie Kreuzwegstationen. Im Herbst soll in Offenburg eine Ausstellung „Denkmalpflege in der Ortenau“ veranstaltet werden.

Der Redakteur der „Ortenau“ Hugo Schneider gab einen Bericht über den geplanten Jubiläumsband des Jahrbuches des Vereins. Geschäftsführer Theo Schaufler legte Rechenschaft über die Finanzen des Historischen Vereins ab. Eine rege Diskussion über die verschiedenen Aktivitäten des Vereins schloß sich an.

*Manfred Hildenbrand*





## Julius Hauth zum 85. Geburtstag

*Hans Harter*

Schiltach ist seit langem zugleich Wirkungsstätte und Forschungsobjekt einer Reihe von Heimatforschern gewesen, die, wie üblich, als Pfarrer oder Lehrer in das Städtchen im oberen Kinzigtal gekommen waren. Nach Johann Höflin, Max Mayer, Otto Beil und Hermann Fautz ist es heute Julius Hauth, der Schiltacher Orts- und Familiengeschichte betreibt — und dies seit Jahrzehnten.

Sein Wirken begann bereits in den zwanziger Jahren, nachdem die badische Schulverwaltung Julius Hauth nach Hinterlehengericht (1920) und dann endgültig nach Schiltach (1924) versetzt hatte. Dem Lehrerdasein vorausgegangen war ein Lebenslauf, wie er zeittypischer nicht hätte sein können: Am 13. Februar 1899 in Rastatt geboren, wuchs er in einer Beamtenfamilie im nördlichen Elsaß auf, wo Landschaft und Baudenkmäler um Hagenau sein historisches Interesse erweckten. Die erste Dienstprüfung im Lehrerseminar Karlsruhe fiel 1917 mit seiner Einberufung zusammen, und als kaum Achtzehnjähriger fand er sich im 1. Weltkrieg, an der Westfront, wieder. Eine schwere Gasverletzung war erst nach zweijährigem Lazarettaufenthalt soweit ausgeheilt, daß er 1920 in den Schuldienst eintreten konnte.

In Schiltach, wo er sich 1928 mit der Bürgerstochter Berta Trautwein verheiratete, wandte er sich neben seinem Lehrerberuf vor allem der Familienforschung zu, die bis heute eines seiner Hauptarbeitsgebiete geblieben ist. Manche Schil-

tacher Familie verdankt Julius Hauth ihre Ahnentafel, dazu auch die Bau- und die Besitzgeschichte ihrer Häuser, deren Erarbeitung aus den Kirchenbüchern und Akten ihn nicht mehr losgelassen hat. Die Erforschung der aus Hornberg, Schiltach und Alpirsbach stammenden Ahnen Albert Schweitzers ist eine Hauptfrucht dieser Bemühungen geworden. Gleichzeitig scheute er sich nicht, Heimatgeschichte auch in der Schule zu vermitteln, mit dem Erfolg, daß viele seiner bebilderten „Heimathefte“ in den Familien die Schulzeit überdauert haben. An stadtgeschichtlichen Themen hat er sich, auf gesicherter Quellengrundlage, vor allem mit dem Schiltacher „Schloß“, mit der Schule und mit der Reformation beschäftigt und darüber auch in Vorträgen, im Ev. Kirchenblatt und in Zeitungsartikeln berichtet.

Als Vierzigjähriger nochmals eingezogen, blieb Julius Hauth das Kriegsschicksal seiner Generation zum zweiten Mal nicht erspart: Als Offizier 1940 beim Frankreichfeldzug und von 1941 an im Osten eingesetzt, kam er erst 1946 und schwer krank aus russischer Gefangenschaft wieder nach Schiltach zurück. Hier fand seine berufliche Laufbahn mit der Ernennung zum Rektor ihren Höhepunkt (1959—1965). Es war jedoch der lange, bis heute ihm vergönnte Ruhestand, der seine heimatgeschichtlichen Bemühungen hat ausreifen lassen: Die Erforschung der Schiltacher Pfarreigeschichte und des Brauchtums, vor allem des Silvesterzugs, die er in das 1980 erschienene Heimatbuch einbringen konnte. Zum damaligen Stadtjubiläum hat er auch eine große historische Ausstellung organisiert, in der, wie schon 1953 anlässlich einer „Schiltacher Heimatwoche“, Dokumente und Schautafeln aus der Stadtgeschichte berichteten.

Sie sind selten geworden, die alten, ortsansässigen Heimatforscher mit ihrer genauen Kenntnis der Archive, ihren dem Praktischen zugewandten Themen und ihrer Verbindung mit den Leuten, unter denen sie leben. Als Ansprechpartner, als Helfer und Mahner haben sie auch in Schiltach gewirkt und dabei mitgeholfen, den Sinn für das Überkommene zu wahren. Daß Julius Hauth sich solche Verdienste erworben hat, wurde vom Schiltacher Gemeinderat bereits 1973 durch die Verleihung des Ehrenschildes der Stadt Schiltach herausgestellt. Der Historische Verein Schiltach hat in einer kleinen Feierstunde am 17. Februar 1984 den 85jährigen Jubilar in Anwesenheit des Präsidenten des Historischen Vereins für Mittelbaden Kurt Klein sowie des Bürgermeisters ebenfalls geehrt und hofft auf sein noch langes Wirken für die Stadt und die Pflege ihrer Vergangenheit. Am 21. Oktober 1984 verlieh ihm der Historische Verein für Mittelbaden auf seiner Jahreshauptversammlung in Wolfach die Ehrenmitgliedschaft.

Ministerialrat i. R.  
Professor Dr. Karl Asal †

*Hugo Schneider*



Im Alter von nahezu 95 Jahren verstarb am 27. 4. 1984 in Freiburg Ministerialrat i. R. Prof. Dr. Karl Asal, Träger des großen Bundesverdienstkreuzes, Ehrenpräsident des Schwarzwaldvereins, Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden und anderer Vereine. Historische Forschungen betrieb Karl Asal nicht, man sucht darum vergebens seinen Namen im Registerband der „Ortenau“. Seine Leistungen liegen auf dem Gebiet der Gesetzgebung und zwar dem des Denkmalschutzes.

Der „kluge, geistig so aufgeschlossene Mann“ (J. Schlippe) wurde am 5. 5. 1889 in Waldshut als Sohn eines höheren Verwaltungsbeamten geboren. Jener Landschaft und ihrem alemannischen Dialekt blieb er Zeit seines Lebens treu verbunden. Nach dem Abitur am humanistischen Gymnasium in Karlsruhe studierte er Rechtswissenschaft an den Universitäten Leipzig, München und Freiburg. Er nahm teil am 1. Weltkrieg und wurde während der Kämpfe in den Vogesen verwundet. Nach Ablegung seiner 2. Staatsprüfung wurde er in das Kultusministerium in Karlsruhe berufen und mit den Referaten Theater, bildende Kunst, Denkmalpflege und Naturschutz beauftragt, Arbeitsgebiete, denen seine Lebensarbeit galt. 1932 wurde er außerdem zum Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an die Technische Hochschule in Karlsruhe berufen. Nach dem Zusammenbruch 1945 beauftragte ihn die Badische Regierung mit der Leitung des neugeschaffenen Landeskulturamtes. In dieser Stel-

lung schuf er das Denkmalschutzgesetz vom 12. Juli 1949, eine umfassende, vorbildliche Arbeit, die ihm hohes Ansehen verschaffte. Veranlaßt war es durch den Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg, durch den viele Kulturdenkmale vernichtet, andere beschädigt worden waren. Nun galt es eine gesetzliche Regelung zu finden, die die Rechte des einzelnen und die Forderungen der Allgemeinheit in Einklang brachte. Grundgedanke des Gesetzes war die uns heute selbstverständliche Erkenntnis, daß Kulturdenkmale nicht nur dem jeweiligen Eigentümer gehören, sondern dem ganzen Volk. Das Gesetz bestimmte, was Kulturdenkmale sind, schuf eine Organisation zu ihrer Erhaltung und Pflege, die Denkmalschutzbehörde, und legte fest, wann ihre Organe ausschließlich zu entscheiden haben und wann sie bei einer Entscheidung nur mitwirken können. Kulturdenkmale dürfen nach dem Gesetz ohne Genehmigung der Denkmalschutzbehörde nicht zerstört, beseitigt, in ihrem Erscheinungsbild verändert oder veräußert werden usw. Auch Straßen-, Platz- und Ortsbilder wurden in die Regelung miteinbezogen. Dank dieses Gesetzes war nun die staatliche Denkmalpflege gesetzlich geordnet.

Eine eingehende Sonderregelung erfuhren die Bodenaltertümer. Das Gesetz regelte, wer allein Grabungen vornehmen darf und wann, ebenso das Eigentumsrecht bei Funden von planmäßigen Grabungen u. a.

Nach dem Zusammenschluß von Baden und Württemberg erhielt Asal 1952 das Kulturreferat im Regierungspräsidium Südbaden. Auf sein Betreiben hin wurde damals das Netz der Natur- und Landschaftsschutzgebiete beträchtlich erweitert. Auf ihn geht „der Tag der Heimat“ zurück, durch den er das Heimatbewußtsein in der Bevölkerung zu stärken suchte. Er regte das „Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden“ an, das über die Renovation von Baudenkmalern und Kunstwerken wie auch über die Maßnahmen des Naturschutzes berichtete. Als Freund der alemannischen Mundart übernahm er die Präsidentschaft im Verein „Muettersprooch“ und den Vorsitz der Alemannischen Bühne in Freiburg. 1955 in den Ruhestand versetzt, leitete er nach 1956 noch 10 Jahre den Schwarzwaldverein, wobei er sich nachhaltig für den Naturschutz, besonders die Erhaltung der Wutachschlucht einsetzte. Bis ins hohe Alter galt seine Sorge der Erhaltung des Kulturerbes und der landschaftlichen Schönheit unserer Heimat.



Oberstudienrat  
Otto Gartner †

*Udo Wasmer*

Oberstudienrat Gartner ist den Lesern der „Ortenau“ bekannt geworden durch seine 9 Folgen der „Regesten der Herren von Windeck“ von 1190—1439. Diese Arbeit beanspruchte einen immensen Fleiß und außerdem eine fachliche Könnerschaft, wie sie Otto Gartner als große Begabung gegeben war. Er war lange Jahre Vorsitzender des Historischen Vereins Bühl. Für die Geschichtsforschung für Bühl und Umgebung war er geradezu ein Glücksfall. Vor allem war wichtig sein großes Engagement als Schriftleiter der heimatgeschichtlichen Blätter, der „Bühler Blauen Hefte“ (seit 1966). Außerdem kümmerte er sich um den Wiederaufbau des Bühler Heimatmuseums nach dem Kriege. Noch im hohen Alter hat er das mühselige Geschäft betrieben, alte Urkunden zu übersetzen und auszuwerten.

In einer Besprechung über den Pfarrer Karl Reinfried schreibt er folgende Sätze: „Reinfrieds oberstes Anliegen war die Darstellung der geschichtlichen Wahrheit in einer gemeinverständlichen Sprache ohne Überschwang und Übertreibung, aber mit einer Interesse weckenden Kraft. Besonders seine vielen heimat-historischen Abhandlungen in der Tageszeitung suchten den Gegenwartsbezug und wirkten dadurch aktuell und volkstümlich.“

Diese Sätze können ebensogut für Otto Gartner gelten. Für mich als Kollege war das Erstaunlichste seine sensible Neigung zur Lyrik.

Die Große Kreisstadt Bühl verdankt ihm viele Arbeiten zur historischen Forschung, die auch weiterhin die Grundlage bilden für die Beschäftigung mit der Heimatgeschichte Bühls. Außerdem beschäftigte er sich mit der Geschichte seiner Heimatgemeinde Vimbuch und den beiden Bühler Persönlichkeiten Alban Stolz und Karl Reinfried.

Otto Gartner wurde am 26. 7. 1903 in Vimbuch geboren. Nach dem Krieg war er zunächst am Gymnasium in Rheinbischofsheim tätig, danach bis zu seiner Pensionierung 1967 am Gymnasium in Bühl. Am 24. 8. 1983 ist er in Bühl gestorben.

Rektor i. R.  
Karleopold Hitzfeld †

*Hugo Schneider*



Am 18. 3. 1985 verstarb in Offenburg im Alter von 87 Jahren Rektor i. R. Dr. Karleopold Hitzfeld, Ehrenmitglied des Historischen Vereins und von 1961—1970 sein Schriftführer und Redakteur der „Ortenau“. Umfangreich ist sein hinterlassenes geschichtliches Werk, in der „Ortenau“ allein 32 Nummern.

Otto Kähni hat in der Ortenau 48/1968 seinen Lebensgang, er selbst in der Ortenau 56/1976 sein wissenschaftliches Lebenswerk dargestellt.

Am 13. 4. 1898 in Friesenheim geboren, entschied er sich nach dem Abitur am Friedrichsgymnasium in Freiburg für den Lehrerberuf, besuchte die Lehrerbildungsanstalt in Freiburg und unterrichtete auch dort, bis er zum Heeresdienst im 1. Weltkrieg eingezogen wurde, nach dessen Ende er wieder in den Schuldienst nach Freiburg zurückkehrte. Doch gab er 1926 den Lehrerberuf auf, denn die Neigung zur Wissenschaft war stärker in ihm. So begann er 1926 das Studium von Geschichte, Germanistik und Philosophie an der Freiburger Universität. Durch Heinrich Finke, bei dem er promovierte, angeregt, wandte er sich dem spanisch-sizilianischen Kulturkreis zu und dem merkwürdigen König Friedrich III. von Sizilien aus dem Hause Aragon in Spanien, der der Bewegung der Franziskaner-Spiritualen nahestand. Dabei stieß Hitzfeld auch auf den damals berühmten Arzt und Lamentheologen, den Katalanen Arnald

von Villanova, dessen Prophetien in seinen eschatologischen Schriften einen weiten Einfluß ausübten, der bis Grimmelshausen nachwirkte. Doch mußte Hitzfeld diese Forschungen, deren Ziel die Habilitation war, bei Ausbruch der Weltwirtschaftskrise abbrechen, und er kehrte wieder in den Schuldienst zurück und zwar an die damalige Höhere Bürgerschule in Hornberg. Fortan wandte er sich der Heimatgeschichte zu und zwar der Orte, wo er beruflich tätig war oder sich aufhielt. In Hornberg beschäftigte er sich eingehend mit der Geschichte der Stadt, vorallem ihrem Schloß und einzelnen seiner Bewohner z. B. dem Reformator Brenz, aber auch dem weltberühmten Hornberger Schießen, von dem er nachwies, daß es sich auf Grund der damaligen Verhältnisse gar nicht ereignet hat. Auch die Orte der Umgebung wie Hausach und sein Schloß sowie Gutach bezog er in seine Forschertätigkeit ein. Als bei einem Fliegerangriff seine Wohnung in Hornberg zerstört worden war, verlegte er seinen Wohnsitz nach Gengenbach. Der Geschichte seiner Abtei wie auch der Stadt selbst galt fortan sein Forschen, dessen Ergebnis seine Geschichte der Abtei und der Stadt bis 1803 (1960) war. Er untersuchte in einer Reihe von Arbeiten in der „Ortenau“ die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei, eine mühsame Arbeit, die Entwicklung zur Gebietsverfassung, die Grafschaft Gengenbach; außerdem behandelte er das Leben des Abtes und Fürstbischofs von Bamberg Lambert von Burn, der nach seiner Meinung ein bedeutender Staatsmann in der Mitte des 14. Jahrhunderts war. In einer seiner Arbeiten wies er auch nach, daß Gengenbach nicht eine Gründung der Zähringer oder der Hohenstaufen war, sondern des Abtes Gottfried III.

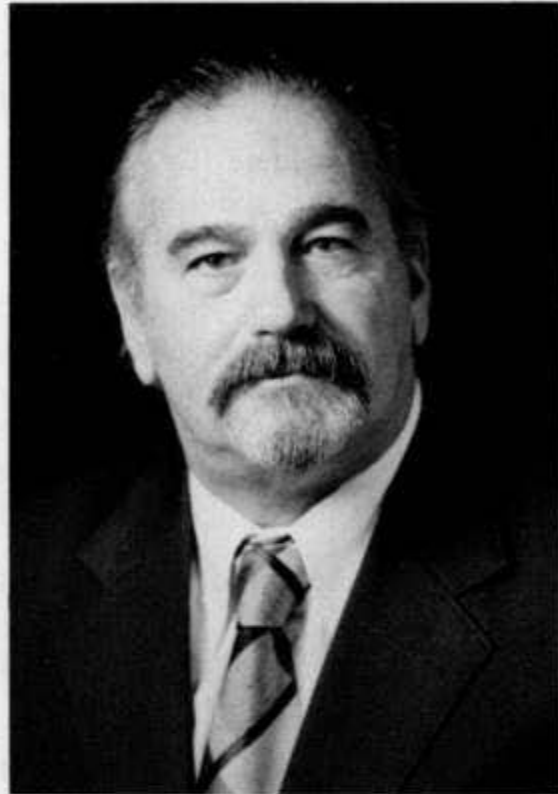
Zeitweilig an der Lehrerakademie in Gengenbach beschäftigt, leitete er von 1954 bis zu seiner Pensionierung 1964 die Max-Jäger-Schule in Rastatt. Zum Murgtal hatte er schon Beziehungen, seit er in seiner Abhandlung über die Murgschifferschaft die Geschichte dieser Waldgenossenschaft darstellte, die heute noch im Gebiet zwischen Hornisgrinde und Murg große Waldungen besitzt und eine Genossenschaft nach altdeutschem Recht darstellt. In Offenburg wohnhaft, widmete er sich auch der Geschichte dieser Stadt, wobei er die These vertrat, Offenburg sei keine zähringische Gründung, außerdem mit der der Landvogtei Ortenau.

Was Hitzfeld an geschichtlichen Erkenntnissen gewonnen hat, wird von der späteren Forschung nicht übergangen werden können. All seine Arbeiten gründen sich auf einem eingehenden Studium der Quellen. Um sie zu finden, scheute er keine Reisen in die Archive, und um sie zu erschließen keine Mühe. Von den einmal als richtig erkannten Ergebnissen seiner Forschertätigkeit ließ er sich nur schwer abbringen. Diese Unerbittlichkeit im Sachlichen war ein Kennzeichen dieses im persönlichen Verkehr stillen und bescheidenen Mannes. Am Schluß der Darstellung seines Lebenswerkes schreibt er: „Solange die Arbeitskraft nicht nachläßt, hört der Historiker nicht auf, wichtige Fragen zu untersuchen.“ Der Tod hat seinem Forscherdrang ein Ende gesetzt.



## Klaus Hornung †

*Helmut Schneider*



Am 11. Januar 1984 verstarb nach schwerer Krankheit der langjährige Leiter und Mitbegründer des Hanauer Museums, Zahnarzt Klaus Hornung.

Mit ihm verlor die Geschichtsforschung der Stadt Kehl und des Hanauerlandes nach Oberstudiendirektor Wilhelm Mechler eine weitere profilierte Persönlichkeit. Die Lücke, die Klaus Hornung hinterläßt, wird nur schwer zu schließen sein.

Klaus Hornung wurde am 16. Mai 1920 als Sohn einer alteingesessenen Kehler Familie geboren. Seine Schulzeit verbrachte er in seiner Heimatstadt Kehl, die er bald danach verließ, um sich in der Fremde umzuschauen, bis der Krieg auch von ihm seinen Tribut forderte. Er war fast die gesamte Kriegsdauer an vorderster Front eingesetzt und wurde mehrfach verwundet.

Noch während eines Genesungsurlaub begann er seine Berufsausbildung, welche er 1951 beendete. Anschließend trat er in die Praxis seines Vaters ein.

Schon sehr früh, unmittelbar nach der Wiederbesiedlung Kehls, wurde er mit einem kleinen Kreis geschichtlich interessierter Mitbürger für die Geschichte Kehls tätig. Es reifte schon sehr bald der Gedanke, die Geschichte seiner Heimatstadt und des Hanauerlandes in einem Museum darzustellen.

In mühevoller Forschungsarbeit entstanden zuerst die Landschafts- und Festungsmodelle, die ihn erst richtig in die Materie eindringen ließen und den Beginn der Museumsarbeit markierten. 1956 konnte das Hanauer Museum mit

einem Raum eröffnet werden. In den Folgejahren verstand es Klaus Hornung, das Museum, dessen Leiter er seit 1956 war, systematisch auf- und auszubauen und zu dem zu machen, was es heute ist: das Museum des Hanauerlandes.

Er verstand es andere für seine Ideen zu begeistern und den Arbeitskreis des Museums, der ihm schon bald zur Seite stand, zu motivieren. Er war der Motor des Ganzen und genoß uneingeschränkte Autorität.

Unvergessen ist auch seine Fotoausstellung zur 200 Jahrfeier der Stadt Kehl. Das was Klaus Hornung damals mühselig an Bildmaterial sammeln konnte über die Stadt, deren Bürger jahrelang in der Zerstreuung lebten und nur das Notwendigste retten konnten, ist eine Tat, welche höchste Ehren verdient. Gerade diese Arbeit versetzt uns heute in die Lage, die Stadt so zu zeigen, wie sie einmal war in ihren Glanzzeiten und in ihrer Zerstörung.

Zwei Werke aber werden den Namen Klaus Hornung auch späteren Generationen in Erinnerung bringen: das 1973 erschienene Buch „700 Jahre Condominats- und Wappengeschichte der Großen Kreisstadt Kehl“ und 1982 der Bildband „Kehl — 1840-1940“

Allein 15 Jahre sammelte und forschte er an diesen beiden Werken. Vieles was er dabei fand, wäre ohne ihn nicht deutbar und manches für immer verloren.

Es war für ihn und seine Mitarbeiter eine Freude, daß ihm für seine jahrzehntelange Arbeit 1981 aus der Hand des Oberbürgermeisters das Bundesverdienstkreuz überreicht werden konnte.

Er war noch voller Ideen und Pläne, als sich in den letzten Jahren seines Lebens ein Leiden bemerkbar machte, welches ihn immer mehr zu Pausen und Verzichten zwang. Klaus Hornung starb am 11. Januar 1984. Eine große Trauergemeinde und seine Freunde und Mitarbeiter nahmen von ihm am 16.1.84 in einer ergreifenden Feier in der Kehler Friedhofskapelle Abschied.

In seiner Traueransprache würdigte der Kehler Oberbürgermeister Prößdorf die Verdienste des Verstorbenen. Er nannte Klaus Hornung einen originellen und originären Denker, der es verstand, unsere Landschaft und ihre Menschen in der ganzen Fülle des Lebens, aus der Fülle seiner Persönlichkeit heraus, aufzuzeichnen und darzustellen. Umso größer sei unsere Verpflichtung sein Werk fortzusetzen für kommende Generationen.

Die Ansprache des Oberbürgermeisters schloß mit den Worten:

„Heute können wir nur dankbar seiner gedenken, uns dankbar an das erinnern, was er für uns war und was er für uns bleiben wird: ein aufrechter, mutiger, kluger und liebevoller Mann, ein Freund den Freunden, ein Bürger, dem unsere Stadt und das Hanauerland viel verdanken.

Klaus Hornung hat sich um unsere Stadt verdient gemacht.“

## Berichte der Mitgliedergruppen 1983/84/85

### *Achern*

Zusammen mit dem Schwarzwaldverein Achern führte die Mitgliedergruppe im März 1983 eine Kunstfahrt nach Ladenburg, Lorsch, Worms und Speyer durch, im April 1984 an den Oberrhein nach Augst, Säckingen und St. Blasien (Jubiläumsausstellung). Mitglieder wirkten 1984 bei den Vorbereitungen mit zur Ausstellung aus Anlaß des 175jährigen Stadtjubiläums. Aus Anlaß von Jubiläen sprach der Vorsitzende in Achern über „Wie Achern Stadt wurde“ und „die Entstehung der ev. Kirchengemeinde in Achern“, außerdem auf Bitten örtlicher Vereinigungen über die Geschichte der Gemeinden Fautenbach, Gamshurst, Großweier, Mösbach und Sasbachwalden.

*Hugo Schneider*

### *Appenweier*

1983:

Filmjahresbericht: Ein Jahr vergeht — 1983 (Karl Maier)

1984:

Die Mitgliedergruppe bereitete mit der Gemeinde das 1100jährige Jubiläum der 1. Nennung des Namens Appenweier vor. Sie verfaßte eine Ortsgeschichte zu diesem Ereignis und plante mit der Gemeinde den großen historischen Festzug, an dem sie mit drei Gruppen teilnahm.

Sie richtete eine große Erinnerungsausstellung mit vielen Photos und Bildern ein.

Ein Filmjahresbericht „Ein Jahr vergeht — 1984“ einschließlich dem Jahrhundertjubiläum wurde vorgeführt (Karl Maier)

*Günther Maier*

### *Bad Peterstal-Griesbach*

1983:

Mehrtagesfahrten:

Juni: Wallfahrt nach La Salette und Südfrankreich: Kloster Engelberg, Aare-Schlucht, Annecy, Corriere b. Grenoble, Marseille, Avignon, Pont du Gard, Seurre/Saône

September: Fichtelgebirge und Oberpfalz: Bayreuth, Waldsassen, Flossenbürg (KZ-Gedenkstätte), Coburg, Wunsiedel, Zonengrenze, Selb.

Tagesfahrten:

April: Rastatt (Schloßkapelle), Moosbronn (Wallfahrtskirche), Autobahnkirche Baden-Baden

Mai: Karlsruhe (Schloß, Türkenbeute), Ettlingen (Schloßmuseum, Asamsaal)

August: Bernau (H.-Thoma-Museum), St. Blasien (Ausstellung und Führung).

Oktober: Elsaß: Dambach-La-Ville (Sebastianskapelle), Andlau, Kaysersberg, Ebersmünster, Straßburg (Thomas-Kirche).

### *Biberach*

1983:

Betreuung der Museen „Kettererhaus“ in Biberach und „Stadtkammer“ in Prinzbach.

Mitarbeit bei der Fertigstellung des „Biberacher Heimatbuchs“.

Mitarbeit und Beratung bei der Erstellung einer erläuternden Bildtafel an der Stadtmauer in Prinzbach.

Erarbeitung eines geschichtlichen Führers durch die mittelalterliche Bergstadt Prinzbach.

Mehrere heimatgeschichtliche Vorträge in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule.

1984:

Betreuung der Museen „Kettererhaus“ in Biberach und „Stadtkammer“ in Prinzbach.

Erforschung der Geschichte alter Biberacher Vereine als Beitrag für das „Biberacher Heimatbuch“, welches 1985 erscheinen soll. Beobachtung der Renovierungsarbeiten in der Prinzbacher Mauritiuskirche, wobei die Grundmauern einer kleineren Vorgängerkirche festgestellt und festgehalten werden konnten.

Sammeln und Deuten alter Fotografien von Biberach und Prinzbach.

Sammeln von Sagen aus Biberach und Prinzbach.

In Zusammenarbeit mit der Volkshochschule: mehrere heimatgeschichtliche Vorträge.

Tag der offenen Tür im Heimatmuseum „Kettererhaus“ in Verbindung mit einer Fotoausstellung unter dem Titel „Biberach vor 1945“.

*Wolfgang Westermann*

### *Ettenheim*

1983:

Im März wurde die Ausstellung „Barocke Landschaft“ zum achten Mal aufgebaut, diesmal in Denzlingen. Ebenfalls im März zeigte Wolfgang Wießner (Ettenheimmünster) im Bürgersaal in Ettenheim eine Tonbildschau über das ehemalige Kloster Ettenheimmünster.

Im Juli Postkarten- und Fotoausstellung im Bürgersaal. Herausgabe eines Heimatkalenders. Aufbau eines Fotoarchivs mit rund 3000 Negativen.

Zur Festschrift der Ev. Kirchengemeinde (100 Jahre) im September wurden aus dem neuen Bildarchiv die ältesten Aufnahmen beige-steuert.

Im Oktober erschien die Festschrift der Ruster Fischerzunft (400 Jahre) von Josefina Koerner-Baumann mit Bildern von Paul Koerner und Fernand Louzy.

Claus Leser veröffentlichte im November einen Bildband über Kappel/Rhein.

Im Dezember gab die Volksbank Ettenheim eine Festschrift (125 Jahre) heraus mit dreißig Bild-dokumenten aus unserem Archiv und einem Beitrag zur Ettenheimer Wirtschaftsgeschichte von Dr. Robert Furtwängler. Jörg Sieger übergab dem Verein ein Exemplar seiner Examensarbeit über „Kardinal Rohan und seine Zeit in Ettenheim.“ Im „Geroldsecker Land“ 26/1984 sind Hubert Kewitz mit einer Studie über Ettenheim im 17. und 18. Jahrhundert, Reiner Gassert über Sonnenuhren, Josefina Koerner-Baumann über Böcklinsche Wappenfenster und Hans Göhringer über die Firma Schmalzhaf vertreten.

Hubert Kewitz legte für das Pfarrarchiv Ettenheimmünster ein Inventarverzeichnis an.

1984:

Im Januar hielt Josef Naudascher einen Dia-Vortrag über die Römer in der Ortenau. Frau Josefina Koerner-Baumann, Rust, wurde vom Land Baden-Württemberg für ihre heimatgeschichtlichen Arbeiten ausgezeichnet.

Im März Festschrift des Schwarzwaldvereins Ettenheim (100 Jahre) von Thomas Dees. In „Der Schwarzwald“ 2/1984 Aufsätze über Ettenheim (Thomas Dees), Herbolzheim (Fritz Hinn) und über den Ettenheimer Heimatdichter Fritz Broßmer (Bernhard Uttenweiler). Im selben Heft eine farbige Landkarte von 1670 aus dem GLA Karlsruhe. Die Stadt Ettenheim ließ an den wichtigsten historischen Gebäuden Bronzetafeln mit Texten von Hubert Kewitz anbringen.

Im Juli Besichtigung einer Kupferdruckerei in Kippenheim.

Karl-Heinz Kuhner stellte Teile der Ettenheimer Postkarten- und Fotoausstellung im Ortsteil Wallburg aus.

Josef Naudascher wurde im September im Mahlberger Rathaus für seine historische Forschungstätigkeit mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes geehrt.

Ende November Mitgliederversammlung mit Diskussion über langfristige Aufgaben: Aufbau eines Zeitungsarchivs, Erstellung einer Bibliographie, Überlegungen zu einer stadtgeschichtlichen Sammlung.

Im Dezember Vortrag von Bernhard Uttenweiler über Prof. Dr. Josef Rest (1884—1961).

Unsere Mahlberger Mitglieder, allen voran Josef Naudascher, waren weiterhin am Ausbau des Oberrheinischen Tabakmuseums der Stadt Mahlberg beschäftigt.

Ettenheim ist wieder mit zahlreichen Themen im „Geroldsecker Land“ 27/1985 vertreten: Klosterbildhauer Aegidius Butsch (Hubert Kewitz), Weinbau in Münchweier (Emil Schwendemann), Ein Auswanderer aus Münchweier (Emil Ell), Mundartgeschichte (Josefine Koerner-Baumann). Für Ettenheim von Interesse sind auch „Das Breisgauer Kriegstagebuch 1939—1946“ von Josef Göhri aus Bleichheim und „Der Tod des Herzogs von Enghien“ von Helmut Domke.

*Bernhard Uttenweiler*

### *Haslach i. K.*

In den Jahren 1983 bis 1985 lud die Mitgliedergruppe Haslach ihre Mitglieder und Freunde zu folgenden Lichtbildervorträgen im Refektorium des ehemaligen Kapuzinerklosters ein:

1983:

Ansgar Barth über „Die Bollenhuttracht“ (19. 9.), Konrad Kunze über „Vom Sinn mittelalterlicher Kirchenbauten“ (17. 10.), Josef Naudascher über „Die Ortenau in der Römerzeit“ (21. 11.).

1984:

Kurt Klein über „Die Ortenau — gesegnetes Land am Rhein und Schwarzwald“ (23. 1.), Karl-Bernhard Knappe über „Festungen am Oberrhein — ein vergessenes Kapitel unserer Geschichte“ (19. 3.), Alois Krafczyk über „Haslach einmal anders — ein interessanter und amüsanter Spaziergang durch Haslach und Umgebung“ (9. 4.), Ansgar Barth über „Aberglauben — Die Wahrsageerei“ (1. 10.) und über „Aberglauben — Die Zauberei“ (8. 10.), Pfarrer Rolf Berger über „Aberglauben aus theologischer Sicht“ (15. 10.), Alois Krafczyk über „Loreto — Stadt des Glaubens und der Kunst sowie über die Loretokapellen“ (19. 11.).

1985:

Peter Schwörer über „Georg Schöner — ein Leben für Bibel und Botanik“ (21. 1.), Kurt Klein über „Vom Schwarzwald zum Rhein — auf den Spuren der Flößer“ (25. 2.), Thomas Kopp über „Kinzigtäler — auch Haslacher — pilgerten einst nach Santiago im Lande Spanien“ (25. 3.)

Außerdem führte sie am 1. 10. 1983 eine Exkursion ins Elsaß durch (Schlettstadt, Dambach-La-Ville, Rappoltsweiler (Ribeauvillé) sowie die Ulrichsburg aus der Stauferzeit).

*Manfred Hildenbrand*

### *Hausach*

1983:

Am Anfang des Jahres stand wieder ein Gespräch mit dem Bürgermeister, um anstehende heimatgeschichtliche und denkmalpflegerische Fragen gemeinsam zu erörtern. Im März referierte Manfred Hildenbrand (Hofstetten) über „Carl Sandhaas, der närrische Maler“, im April der Vorsitzende über „Malta — Brücke zwischen Okzident und Orient“. Im gleichen Monat fand im Herrenhaus-Keller das „Erste Hausacher Kellerkonzert“ mit Werken der Barockzeit statt. Durch eine „kleine Schloßbergaktion“ des Vereins sollte vor allem für eine ansprechende und zweckdienliche Bepflanzung unterhalb der Palasmauern Sorge getragen werden. Zusammen mit dem Schwarzwaldverein organisierte der Historische Verein eine Fahrradtour durch die „Ortenauer

Seenplatte“ (ca. 17 Seen rund um Offenburg und Hanauerland) im Monat Mai. Am 24. Juni veranstaltete der Historische Verein erstmals auf dem Schloßberg ein „Johannisfeuer“, das in Zukunft alljährlich auf diesem markanten Punkt über dem Kinzigtal abgebrannt werden soll. Durch einen Arbeitseinsatz auf dem Kreuzberg wurden vor allem die Außenanlagen in Ordnung gebracht. Ende August konnte eine große Hinweistafel mit Text, Wappen und Kartenausschnitt an der großen Hausacher Fünfeckschanze am „Hausacher Heimatpfad“ aufgestellt werden. Die umfangreichen Verschanzungen oberhalb von Gengenbach wurden durch die Wanderung auf dem „Tälerpfad“ von Biberach nach Gengenbach im September erwandert. Im Oktober gab die „Ulmische Tanz- und Pfeyfferzunft“ in historischen Kostümen auf ihren traditionellen Instrumenten einen Einblick in die Musik der Renaissancezeit. Auf einem heimatgeschichtlichen Seminar im November gaben Ansgar Barth (Gutach) und Pfarrer Berger in drei Abenden: Einblicke in den Aberglauben. Im Hinblick auf das große Hausacher Stadtjubiläum im Jahre 1984 wurde ein „heimatgeschichtlicher Wettbewerb“ ausgeschrieben.

1984:

Die Aktivitäten des Hausacher Historischen Vereins standen im Jahr 1984 ganz im Zeichen des ersten Stadtjubiläums „Hausach — 725 Jahre Stadt unter der Burg“. Zusammen mit der Stadtverwaltung und dem Festausschuß war der Verein maßgeblich an der Vorbereitung, Gestaltung und Durchführung des Festjahres beteiligt. Auf Anregung unserer Vereinigung und im Rahmen der Altstadtanierung konnten im Februar die ersten historischen Lampen im Altstadtgebiet installiert werden. Im Hinblick auf das Jubiläum wurde im März ein dreiteiliges „Heimatkundliches Seminar“ veranstaltet. An Hand von Dias sprach der Vorsitzende über die Themen: „Ein Blick in die Geschichte der Stadt Hausach“, „Das Leben der Menschen rund um die Burg Husen in der Vergangenheit und Gegenwart“ und „Hausacher Persönlichkeiten und Originale“. In Absprache mit der Volksbank Hausach-Haslach wurde ein „Heimatgeschichtlicher Wettbewerb“ mit rund 20 historischen Themen ausgeschrieben. Mit Eifer und Freude beteiligten sich viele Einzelpersonen und Gruppen daran. Unter dem Motto „Kennst Du Deine Heimat?“ konnte zusammen mit der Sparkasse Hausach ein viel beachtetes Preisrätsel zum Stadtjubiläum gestartet werden. Unter Mithilfe des Vorsitzenden und Altratschreibers Wilhelm Kienzle hat unser Mitglied und Stadtrat Alfons Streit eine ansprechende „Historische Ausstellung zum Hausacher Stadtjubiläum“ in den Schalterräumen der Volksbank (weltliche Exponate) und der Sparkasse (kirchlich-religiöse Exponate) zusammengestellt. Fast alle Beiträge und Bilder in der zum Jubiläum als Extrablatt wieder aufgelegten „Hausacher Zeitung“ — Allgemeiner Anzeiger für Hausach und Umgebung“ stammten vom Vorsitzenden, der auch beim Festakt den Festvortrag hielt. Erstmals trat dabei die aus Mitgliedern unseres Vereins bestehende, neu gegründete „Hausacher Burgwache“ in ihren Landsknechtstrachten auf. Auch beim „Historischen Festzug“ legte unsere Vereinigung in der Vorbereitung, Mitorganisation und Teilnahme tüchtig mit Hand an. Zusammen mit den „Dorfer Erzbrüdern“ wurde über das Jubiläumfest („Stadtfest“) der „Herrenhauskeller“ bewirtschaftet und der Reingewinn der Restauration der Burgruine zugeführt. Einige kleinere Einsätze zur Pflege der Bewachung unterhalb der Palasmauern der Burgruine wurden durchgeführt. Im Rahmen der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Wolfach hielt Oberstudienrat Hans Harter den Festvortrag unter dem Leitgedanken: „Wolfach und Hausach — zwei mittelalterliche Städte im oberen Kinzigtal“. Im November wurde in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kinzigtal von Prof. Wimmenauer das dreiteilige Seminar „Mineralogie und Bergbau im mittleren Schwarzwald“ angeboten. Zum Abschluß der Jubiläumsveranstaltungen lud der Historische Verein zu einem kulturgeschichtlich und musikalischen Abend ein. In der zu einem prächtigen Rittersaal umgestalteten Aula der Grund- und Hauptschule hieß der leibhaftig anwesende Graf Heinrich VI. zu Fürstenberg mit seinem ebenfalls historisch gekleideten Hofstaat das „volck, so es wohnet bey der Kyntzig“ auf seiner „Burg Husen“ herzlich willkommen. Dabei führte die „Ulmische Tanz- und Pfeyfferzunft“ in stilechten Kostümen und mit alten Instrumenten Musikstücke, Gesänge und Tänze der Renaissance auf. Zu diesem Jubiläumsjahr 1984 hat die Volksbank in Zusammenarbeit mit unserem Verein einen „Heimatkalender“ mit historischen Trachtenbildern aus dem mittleren Kinzigtal herausgegeben.

*Kurt Klein*

### *Hohberg:*

Im Rahmen des Veranstaltungs-Angebots des Kath. Bildungswerks Hohberg wurden durch die Mitgliedergruppe Hohberg nachstehende Veranstaltungen durchgeführt:

1983:

Kunsthistorische Exkursion nach Niederrottweil (Kirche), Breisach (Münster), Kolmar (Unterlindenmuseum – Isenheimer Altar), Egisheim (historischer Stadtkern), Ebersmünster (Barockkirche). Führung und Vorführung der Silbermann-Organ in Ebersmünster durch Prof. Braunstein (Schutterwald).

Vortrag von Hugo Schneider (Achern): Geschichte des Klosters Allerheiligen.

Fahrt zur Ruine Schauenburg, Klosterruine Allerheiligen und Wallfahrtskirche Lautenbach. Führung: H. Schneider.

Heimatgeschichtlicher Vortrag von Geistl. Rat Dr. Jos. Bayer: Martin Luther und die Reformation.

Mithilfe bei der Fertigstellung der Restaurierungsarbeiten am röm. Gutshof in Hohberg-Niederschopfheim.

1984:

Januar: Vortrag von Hans-Joachim Fliedner, Leiter der Volkshochschule Offenburg: Die politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse in der Ortenau und dem fränkischen Reich zur Zeit des Abtes Fulrad, St. Denis (Zeit der 1. geschichtlichen Nennung von Schopfheim).

April: Vortrag v. Geistl. Rat Dr. Josef Bayer, Hohberg: Die Schule in Hofweier im 18. Jahrhundert.

Mai: Einführungsvortrag vom Geistl. Rat Dr. J. Bayer „Barock in Oberschwaben“. Zugleich organisatorische Vorbereitung der 3tägigen Kunstfahrt nach Oberschwaben.

Juni: Kunstfahrt Oberschwäbischer Barock: Besuch der Klosterkirche Beuron, Basilika Weingarten, Ravensburg, Bad Waldsee, Schussenried, Steinhausen, Ochsenhausen, Ottobeuren, Meersburg, Salem, Birnau.

Oktober: Kunsthistorische Tagesfahrt mit Besichtigung der Klöster Alpirsbach, Hirsau und Maulbronn.

November: Vortrag von Geistl. Rat Dr. J. Bayer: Diersburg im 16. Jahrhundert.

Dezember: Mundartabend mit Dr. Philipp Brucker, Oberbgm. i. R., Lahr.

Die unter Mitarbeit des Ortsvereins abgeschlossene Restaurierung des „röm. Gutshofes“ in Niederschopfheim konnte im März durch Staatssekretär Robert Ruder der Öffentlichkeit übergeben werden.

Das von den beiden Mitgliedern des Ortsvereins Hohberg Dr. Jos. Bayer und M. Bayer bearbeitete Heimatbuch „Diersburg im Wandel der Geschichte“, Herausgeber Gemeinde Hohberg, wurde im September in einem Festakt vorgestellt und der Öffentlichkeit übergeben.

*Michael Bayer*

### *Kehl-Hanauerland*

Die durch den Tod von Wilhelm Mechler entstandene Vakanz in der Leitung der Mitgliedergruppe Kehl-Hanauerland wurde durch die Neuwahl des Vorstandes und eines neuen Vorsitzenden am 30. Juni 1983 beendet. Danach fanden nachfolgend aufgeführte Veranstaltungen statt.

1983:

10. Juli: Exkursion nach Basel (Schiffahrtsmuseum) und Besuch der Landesgartenschau in Lörrach

15. September: Exkursion nach Sankt Blasien und Sankt Peter

20. Oktober: Studienfahrt zum Heimatmuseum Brumath und zum neugestalteten frühgeschichtlichen Museum in Hagenau

1984:

12. März: Vortrag des ehemaligen Pfarrers von Sesenheim, Herrn Wild, über das Gästebuch des Pfarrhauses

23. April: Exkursion nach Hagenau und Betschdorf  
 23. Juni: Exkursion nach Gengenbach  
 6. Oktober: Exkursion zu den elsässischen Barockkirchen Dambach und Ebersmünster  
 30. Oktober: Vortrag von Kurt Klein über die Flößerei auf der Kinzig

*Kurt Ganss*

### *Meißenheim*

1983:

Januar: Elsaß-Fahrt: Besichtigung der Töpfereien in Soufflenheim; Führung in Sesenheim durch Pfr. Brunner; Flammenkuchenessen bei Familie Klein (Prof. Matzen hat in seinem Buch „Goethe, Friederike und Sesenheim“ Irmgard Klein verewigt in dem Beitrag „Verbindung Sesenheim — Meißenheim heute, Ein anderes Liebesidyll“).

Februar: Karl List aus Lahr referierte zum Thema „Frühe Geschichte unserer Heimat: Burgheim — Lahr — Schuttern“

März: Zusammenarbeit mit der Ev. Kirchengemeinde Meißenheim aus Anlaß des 200. Todestages von J. A. Silbermann: „Leben und Wirken des Orgelbauers Johann Andreas Silbermann“, Vortrag mit Lichtbilder und anschließender Orgelvorführung von B. Sulzmann (Orgelsachverständiger aus Ettenheim).

Mai: Wanderung auf heimatlichen Gefilden unter sachkundiger Führung

Mai: Josef Naudascher informierte über seine neuesten Ausgrabungen (Römersiedlung Friesenheim; Niederschopfheim)

September: Münster- und Stadtbesichtigung zu Basel; Führung durch die Ausgrabungsstätten von Augusta Rauracorum, der ältesten Kolonialstadt der Römer am Rhein.

Oktober: Anläßlich der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden Vortrag in der Meißenheimer Kirche: „Silbermann in der Ortenau“ und Orgelkonzert auf der Silbermannorgel.

Ausklang der Jahreshauptversammlung in der Friederiken-Stube des „Riedhofes“ zu Meißenheim.

Dezember: Die Nachbargemeinde Allmannsweier feierte ihr 200jähriges Kirchenjubiläum. Eine historische Ausstellung zeigte Bibeln (als Prachtstücke 7 Bibeln in Großformat, als älteste die „Ulmer Bilderbibel“ aus dem Jahre 1688), Fototafeln und die alte Riedtracht.

1984:

Januar: Josef Naudascher referierte zum Thema „Die Ortenau in der Römerzeit“.

März: Lichtbildervortrag von Architekt G. Lehmann „Ägypten, Könige und Land der Pharaonen“.

Mai: Maiwanderung mit geselligem Beisammensein.

September: Freiburg: Colombi-Schlößchen (Museum für Ur- und Frühgeschichte), Stadt- und Münsterführung.

November: Georg Kleis, ein gebürtiger Meißenheimer, las aus seinem Erstlingswerk „Undrem Schnoogehimmel“ (Heiteres und Besinnliches aus dem Ried in niederalemannischer Mundart).

*Karl Schmid*

### *Neuried*

1983:

Juni: Exkursion ins Oberelsaß: Colmar (Rundgang durch die Altstadt von Colmar und Besichtigung des Unterlindenmuseums unter Führung von Herrn René Frey, Colmar); Besichtigung der „Drei Exen“, der Hohlandsburg und der Pflixburg sowie von Turckheim.



Oktober: Jahreshauptversammlung des Histor. Vereins für Mittelbaden e. V. in Altenheim  
8.30 Uhr Geschäftssitzung im Bürgersaal in Altenheim mit anschließendem Empfang durch  
Herrn Bürgermeister Mild; 11.00 Uhr Vortrag von Herrn Prof. Dr. R. Matzen, Straßburg, über  
„Goethes Friederike und Olivia“; 15.00 Uhr Vortrag anlässlich des Silbermann-Gedenkjahres von  
Herrn Bezirkskantor Ernst Wacker, Lahr, in der ev. Kirche in Meißenheim über „Silbermann in  
der Ortenau“ und Orgelkonzert auf der Silbermann-Orgel; Ausklang in der Friederiken-Stube des  
Hotels „Riedhof“ in Meißenheim

1984:

November: Vortrag von Herrn Ludes, Straßburg, im Ev. Gemeindehaus von Altenheim: „Die  
Zünfte von Straßburg“

*Ausstellungen:* in der Schalterhalle der Bezirkssparkasse Offenburg Hauptzweigstelle Neuried-  
Altenheim

1983:

1. Januar — 27. März: „Alte Banknoten und Münzen von der Kaiserzeit bis 1948“. Leihgaben  
der hiesigen Bevölkerung

28. März — 3. August: „Schmiedekunst aus 5 Jahrhunderten“. Leihgabe von Herrn H. Schnei-  
der, Kork

16. Oktober — 24. Oktober: Sonderausstellung im Rathaus von Neuried-Altenheim „Entwick-  
lung von Altenheim“. Ausstellung von Dokumenten anl. der Hauptversammlung des Vereins

1984:

16. August — 6. Februar: „Eiszeitl. Mammutfunde aus dem ehemaligen Landkreis Kehl“. Leih-  
gaben von Herrn Karlheinz Grob, Kehl, und Dr. Adolf Kappus, Neuried-Altenheim

13. Februar — 8. November: „Kelsch, verschiedene Leinenarten, Weberschiffchen usw. aus Neu-  
ried“. Leihgaben der hiesigen Bevölkerung

19. November — 25. Februar: „Backformen und Model aus 4 Jahrhunderten“. Leihgaben der  
hiesigen Bevölkerung und von Herrn Ludes, Straßburg.

Arbeitskreis der Mitgliedergruppe Neuried: im Jahr 1983 fanden acht, im Jahre 1984 vier Arbeits-  
tagungen statt.

Vereinsmitteilungen „Aus dem Türmel“

Am 15. März 1983 erschien Nr. 4.

Inhalt: Dem Gedenken unserer verstorbenen Mitglieder A. Kappus und W. Kopf. Aus der  
Geschichte des St. Ulrich-Brunnens im vorigen Jahrhundert

A. Kappus, Eine Wasseranalyse der St.-Ulrichs-Quelle im Januar 1983. Ortsbeschreibungen von  
Müllen aus den Jahren 1814, 1843, 1934, Albert Hausensteins 100. Geburtstag (Verfasser der  
1. Ichenheimer Ortsgeschichte)

Albert Kopf, Einhundertvierzig Dundenheimer auf der Suche nach dem großen Glück. Situation  
des Hanfanbaues und Hanfhandels in Altenheim um 1768 (Fortsetzung zu Heft 3). Aus dem  
Tagebuch des Schultheißen Rinkel aus dem Jahre 1761

Am 15. März 1984 erschien Nr. 5

E. Dittler (Kehl-Goldscheuer), Die Aufzeichnungen von Friedrich Wilhelm Eckert in Dunden-  
heim über die Landwirtschaft in den Jahren 1840 bis 1881

Georg Wollenbär (Dundenheim), Hochwasser 1970

Artur Bühn (Ichenheim), Prof. Dr. Erwin Baur

Klaus Hornung (Kehl), Baldanheim - Altenheim

Johann Friedrich Roth (Altenheim), Über die Schicksalstage des Dorfes Altenheim im Krieg  
1939—1945, Aus dem Tagebuch des Schultheißen David Rinkel aus dem Jahre 1761

Werner Kopf (Altenheim), Fritz Boehle, Lebensbild und Werk eines Künstlers unserer Heimat

*Johann Kurz*

### *Oberharmersbach:*

1983:

Die Mitgliedergruppe Oberharmersbach erstellte zum Jubiläum der „Bärenzunft“ Oberharmersbach eine Festschrift. Ein historischer Rückblick über „100 Jahre Männergesangsverein ‚Froh-sinn‘ Oberharmersbach“ ist in Bearbeitung. Zur Eröffnung der Urlaubssaison wird ein Wanderführer für den 12 km langen Reichstalpfad erscheinen. Für das kommende Jahr ist eine Zusammenfassung über die Oberharmersbacher Bildstöcke und Wegekreuze geplant; außerdem sollen von einer Arbeitsgruppe sämtliche Flurbezeichnungen der Gemarkung Oberharmersbach erfaßt werden. Wie jedes Jahr erschien auch 1983 wieder ein Jahresrückblick über die wichtigsten Ereignisse in der Gemeinde.

1984:

Die Vorbereitung für die Errichtung eines Museums in der Ortsmitte neben dem Rathaus befindet sich bereits in der Planungsphase. Ein unter Denkmalschutz stehender Speicher im Holdersbach beim ‚Schwobelenze-Hof‘ soll nach dem Abbruch der ‚Pauli-Mühle‘ im Dorf wieder aufgebaut werden.

Außerdem hat der Verein intern bereits Gespräche über die Gestaltung des 850jährigen Jubiläums von (Ober-)Harmersbach geführt. Es ist beabsichtigt, dieses Jubiläumfest mit anderen benachbarten Gemeinden zu feiern, da diese ebenfalls in der Urkunde vom 28. 2. 1139 erwähnt sind.

*Karl-August Lehmann*

### *Oberkirch:*

1983:

Dia-Vortrag von Frau Schweigert-Geng: Eine Reise durch Irland.

Winterfahrt nach Neuhausen b/Pforzheim. Kirche St. Urban und Sebastianskapelle.

Dia-Vortrag von Mertes (Luxemburg) über seine Reise nach Peru.

Fahrt nach Tiefenbronn.

Aschermittwochnachmittag-Fahrt ins Blaue (Ebersmünster im Elsaß).

Fahrt nach Zavelstein zur Krokusblüte.

Fahrt nach Tiengen, zur Küssaburg im Klettgau und Kloster Wettingen im Aargau sowie Bad Zurzach.

Sechstagesfahrt nach Österreich: Wien, Burgenland mit Eisenstadt, durch das Naturschutzgebiet am Neusiedlersee. St. Pölten, Stift Göttweig.

Fahrt nach Horb und Rohrdorf mit der ehemaligen Johanniterkomturei.

Fahrt nach Worms und Hambach mit der Maxburg.

Viertagesfahrt nach Luxemburg: Herr Mertes vom dortigen Historischen Verein übernahm die Führung: Stadt Luxemburg, Rindschleiden mit der uralten Kirche, Vianden mit Schloß, Nikolausberg mit dem Stausee und dem größten Pumpspeicherkraftwerk Europas, Beaufort mit Burg-ruine, Dietkirch mit der St. Lorenzkirche, Clervaux mit Schloß und Benediktinerabtei St. Maurus, Echternach, Junglinster mit der Barockkirche.

Fahrt nach Kloster Lichtental und Wallfahrtskirche in Ottersweier.

Dia-Vortrag von Dr. Fettig: Reise durch Südafrika.

Fahrt zum Christkindelmarkt nach Nürnberg sowie Ansbach und Rothenburg o. T.

Beliebt sind die monatlichen Damen- und Herrenstammtische.

1984:

Dia-Vortrag von Herrn Ludwig: Kreuzfahrt durch die Inselwelt der Ägäis.

Winterfahrt nach St. Peter, Heimatmuseum in Triberg.

Aschermittwochnachmittag-Fahrt ins Blaue (Waldkirch).

Fahrt zum Freilichtmuseum Vogtsbauernhof mit Führung durch Dr. D. Kauß.

Fahrt nach Bad Säckingen und zur Tropfsteinhöhle in Hasel.

Fünftagesfahrt nach Passau und Umgebung: Standort Quartier Stift Reichersberg in Österreich.

Fahrt nach Basel, Burg Rötteln und zum Vogelparadies bei Steinen im Wiesental.  
Filmvortrag von W. Vajen, Köln: Kreuz und quer im Caravan durch Griechenland.  
Fahrt auf der Elsässer Weinstraße nach Ruffach.  
Dia-Vortrag von W. J. Vajen: 4000 km auf Landstraßen durch Ungarn und Rußland.  
Dreitägige Studienfahrt ins Rheinland: ehem. Kloster Eberbach und Brauweiler, Limburg a. d. Lahn. Ausstellung: Schatz von St. Marco in Köln, den Rhein ab Koblenz entlang zur Burg Rhein-stein.  
Die monatlichen Stammtische der Damen und Herren erfreuen sich guten Zuspruchs.

*Wilhelm J. Vajen*

#### *Offenburg:*

1983/1984:

Die Ortsgruppe hat sich im vergangenen Jahr gut entwickelt. Insgesamt konnten die Mitglieder an 8 Veranstaltungen teilnehmen. Herausragend waren die beiden Vorträge von Eugen Hillenbrand über die Klöster der Ortenau und der Vortrag von Wolfgang Struck über die Ergebnisse der Grabungen bei Zunsweier. Wolfgang Struck war verantwortlich für die Restaurierung der Anlagen in Niederschopfheim. Nebenbei half er mit Rat und Tat bei den Probegrabungen in Zunsweier, die Erstaunliches zutage brachten. Schon während der Ausgrabungen waren Einzelergebnisse bekanntgeworden. Entsprechend groß war nun das Interesse nicht nur der Zunsweierer, sondern gerade auch der Ortenauer Bevölkerung: Der Spitalspeicher war überfüllt.

In der Jahresversammlung des Gesamtvereins 1983 hatte Dr. Flidner den Antrag eingebracht, beim Kreis dahingehend vorstellig zu werden, daß ein Kreisarchäologe bestellt wird. Der Vorstand des Ortsvereins Offenburg bekräftigte in einer Vorstandssitzung im Januar 1984 nochmals diesen Antrag. Somit bleibt zu hoffen, daß auch der Gesamtverein bald die Notwendigkeit für die Schaffung einer Stelle eines Kreisarchäologen einsieht.

Zwei Exkursionen im vergangenen Arbeitsabschnitt rundeten das Programm ab. Die erste führte nach Natzweiler zur Besichtigung des KZ Struthof. Sie führte vor allem jugendliche Interessenten, die z. T. nicht dem Verein angehörten, zusammen. Eine weitere geologisch-landeskundliche Fahrt in den Südschwarzwald 1984 unter Leitung von Prof. Dr. R. Metz war ebenfalls gut besucht.

1984:

Der Förderverein Archiv/Museum, der sich in Offenburg die Unterstützung dieser beiden wichtigen Institutionen angelegen sein läßt, lud den Historischen Verein regelmäßig zu seinen Vorträgen und Exkursionen ein.

Der Ortsverein hegt die Hoffnung, daß die überregional wichtigen Ausgrabungen in Zunsweier im kommenden Jahr fortgesetzt werden und der Gesamtverein die Anregung des Offenburger Ortsvereins tatkräftig unterstützt, Bewußtsein für die Notwendigkeit eines Kreisarchäologen zu schaffen.

*Hans-Joachim Flidner*

#### *Oppenau:*

1983:

Januar: „Bad Sulzbach, die ehemalige Therme des Renchtals“ . . . nach einer Broschüre des Herrn Medicinalrath H. Reich/Freiburg aus dem Jahre 1889.

März: Dia-Vortrag von Herrn W. Vajen (Oberkirch) über „Kunst und Kultur in Kärnten“.

April: Nachmittagsfahrt über die Bad. Weinstraße nach Kloster Lichtental bei Baden-Baden (Führung durch Museum und Kapelle), auf der Rückfahrt Besichtigung der Wallfahrtskirche Maria Linden bei Ottersweier.

Juni: Studienfahrt in das südliche Elsaß: Besichtigung von Ottmarsheim, Murbach, Ruffach.

Juli: Studienfahrt in das nördliche Elsaß: Sesenheim, Burg Fleckenstein, Bad Niederbronn mit Soldatenfriedhof, Maursmünster.

September: Straßburg: Große Stadtrundfahrt mit anschließender Fahrt im Aussichtsboot auf der Ill.

Oktober: St. Blasien: Führung durch die Ausstellung „1000 Jahre St. Blasien“. Abstecher zur „Schluchseeabsenkung“.

Dia-Vortrag „Land und Leute in Luxemburg“ vom Vorsitzenden des dortigen Historischen Vereins Herrn Mertes.

November: Vortrag „Leben und Werk des Ruhseinvaters Prof. Dr. Julius Euting von Herrn Hermann Notz, Freudenstadt, mit kleiner Ausstellung.

Dezember: Generalversammlung des Vereins. Anschließend Lichtbildervortrag von Dr. A. Fettig über seine Reise durch Südafrika.

1984:

Vorträge:

Die Ermordung Erzbergers in Bad Griesbach — Tathergang und Hintergründe

Die Rohans und das Kloster Allerheiligen: H. Schneider (Achern)

Die Römer in der Ortenau: Naudascher (Mahlberg)

Die Oppenauer Glasgemäldescheiben

Hauptversammlung mit Diavortrag über Sumatra und Java

Fahrten:

Exkursion in die Römerzeit: Niederschopfheim, Friesenheim, Schuttern

Taubergießen (auf Wunsch der Mitglieder!)

Markgräflerland mit Führungen in Heitersheim, Sulzburg und Staufen

Elsaß: Obernai, Donon, Schlettstadt

Straßburg: Altstadt, St. Thomas, Ton- und Lichtspiele im Münster

*Rainer Fettig*

*Rastatt:*

1983 und 1984:

Sowohl 1983 wie 1984 wurden von unserer Mitgliedergruppe (wie seit Jahren) je vier „Gesprächsrunden“ zu wechselnden, nicht festgelegten Themen abgehalten (3. März / 6. Juni / 2. September u. 2. Dezember 1983 und 12. März / 4. Juni / 10. September u. 10. Dezember 1984). Leider war die Beteiligung sehr gering, nie mehr als ein halbes Dutzend Teilnehmer (meist weniger), so daß die Beibehaltung dieser Einrichtung in Frage gestellt ist.

Wesentlich erfreulicher war die Teilnahme an den Feldbegehungen, die wir für das Landesdenkmalamt bzw. seine Außenstelle in Karlsruhe durchführten:

Am 12. November 1983 begingen 8 Teilnehmer auf der Gemarkung Ötigheim ein Gelände entlang der „Kippstraße“. Nur wenige Funde an Keramik und Metall (mittelalterlich?) wurden gemacht.

Am 10. Dezember 1983 haben 4 Teilnehmer in Rastatt-Ottersdorf auf den „Muffenheimer Gärten“ das Gelände einer Wüstung nach Funden abgesucht. Sie bargen eine große Menge Fundgut (mehrere Hundert mittelalterlicher Scherben).

Am 14. April 1984 begingen 7 Teilnehmer das Gelände des „Bollmannshäuser Loches“ bei Rastatt-Plittersdorf. Es wurden nur wenige (zeitlich nicht eindeutig einordenbare) Funde gemacht.

Alle Funde wurden mit Berichten dem Landesdenkmalamt in Karlsruhe übergeben.

Am 6. September waren fünf Teilnehmer in Anwesenheit von Dr. Egon Schallmeyer vom Landesdenkmalamt und Bürgermeister Otto Himpel von Iffezheim an der Sandbachbrücke mit der Bergung einiger Stücke der noch vorhandenen Stützpfeiler der römischen (?) Brücke beschäftigt. Diese Eichenholzscheiben wurden vom Landesdenkmalamt zur dendro-chronologischen Untersuchung gegeben. Ergebnisse liegen noch nicht vor.

Sehr gut besucht waren die Vorträge, die wir zusammen mit der Mitgliedergruppe Rastatt der „Badischen Heimat“ veranstalteten. Am 16. März 1983 sprach Prof. Dr. Rudolf Metz über „Edelsteingewinnung und -verarbeitung im Schwarzwald“. Am 9. Mai 1984 referierte Dr. Karl Küpper zum Thema „Der Rastatter Friede“.

*Gerhard Hoffmann*

### *Rheinau*

1984:

Gründungsversammlung der Mitgliedergruppe Rheinau am 24. Februar 1984. Folgender Vorstand wurde gewählt: 1. Vorsitzender Dr. Klaus Honold, Stellvertreter Heinz Großholz, Schriftführer Paul Hetzel, Kassenwart Robert Wolf, in den Beirat Fritz Karcher und Kurt Schütt.

Vorträge: Kurt Klein (Hausach), Vom Schwarzwald zum Rhein — Auf den Spuren der Flößer. (anlässlich der Gründungsversammlung).

11. April: Hans Hauß (Diersheim), Der 48er Revolutionär Johann Georg Hummel aus Diersheim und die Diersheimer Mühle.

28. November: Dieter Kauss, Die mittelalterliche kirchliche Situation im heutigen Gebiet der Stadt Rheinau.

2. Mai: Vortrag und Führung durch das Generallandesarchiv unter Leitung des Leitenden Archivdirektors Dr. H. G. Zier.

2 Halbtagsfahrten zur Stammburg Lichtenberg (Unterelsaß). Führung: Heinz Großholz und Kurt Schütt (1. September u. 14. Oktober 1984).

12 Arbeitssitzungen mit Kurzvorträgen über Auswanderung im 18. und 19. Jahrhundert, der Judenstein in Bischofsheim (N. Honold), der Entenfang in Membrechtshofen (H. Großholz), die letzten Kriegstage in unserem Raum (H. Großholz), Karl Schulmeister Spion, Revolutionär (K. Schütt).

Während der Berichtszeit erschienen die Nr. 1, 2 und 3 der Vereinszeitschrift „Aus der Stadt Rheinau“.

*Nikolaus Honold*

### *Schiltach*

1983:

Im Jahre 1983 gab es keine wichtigen Ereignisse für den Histor. Verein in Schiltach.

1984:

Am 17. Februar 1984 konnte der bekannte Schiltacher Heimatforscher und aktives Mitglied des Historischen Vereins Herr Rektor i. R. Julius Hauth seinen 85. Geburtstag feiern. Aus diesem Anlaß fand im Schiltacher Rathaussaal eine kleine Feierstunde statt. Nach der Begrüßung durch Vorstand Becker und einer Ansprache von Herrn Bürgermeister Rottenburger würdigte der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden Herr Schulamtsdirektor Kurt Klein die Verdienste des Jubilars. Anschließend hielt Oberstudienrat Hans Harter seinen Festvortrag „Die Burg Schiltach“, den er Herrn Hauth zum Geburtstag gewidmet hatte.

Am 10. März 1984 fand eine Tagung des Museumskreises des Historischen Vereins in Gengenbach statt, wo das dortige Museum besichtigt wurde.

Auf der Frühjahrstagung des Historischen Vereins am 17. März 1984 in Zell-Weierbach wurde Herr J. Hauth zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins ernannt.

Mit verschiedenen Veranstaltungen feierte das Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ im Juni und Juli sein 20jähriges Bestehen, woran auch Vertreter aus Schiltach teilnahmen.

Eine Archäologengruppe führte im August des Jahres weitere Grabungen auf der Brandsteig südöstlich von Schiltach durch. Unter Führung von Prof. Dr. Pfefferle aus Karlsruhe war schon im

vergangenen Jahr eine gut erhaltene Merkurstatue gefunden worden. Auch dieses Jahr konnten Glasscherben, Tonstücke etc. gefunden werden. Eine Gruppe des Schiltacher Historischen Vereins war einige Male bei den Ausgrabungen dabei.

Vom 12.—18. Dezember 1984 wurde im „Martin-Luther-Haus“ in Schiltach eine Wanderausstellung veranstaltet: „450 Jahre Reformation im ehemaligen Amt Hornberg.“ Vertreter des Historischen Vereins, darunter J. Hauth, H. Pfau und Th. Becker, richteten diese Ausstellung zusammen mit dem Örtlichen Pfarramt aus. Zuvor war die Ausstellung in Hornberg, Gutach und Kirnbach zu sehen. Gezeigt wurden Berichte, Urkunden, Bilder aus dem Leben der Gemeinden, graphische Darstellungen etc. Ergänzt wurde die Ausstellung durch ein altes Schiltacher Grabkreuz, einen Opferstock, einen Posaunenengel, eine geschnitzte Darstellung von König David sowie alte Gebets- und Kirchenbücher.

*Theo Becker*

### *Schutterwald*

1983:

Mai: Dreitägige Fahrt einer größeren Gruppe unserer Mitglieder ins Frankenland (Würzburg, Oberes Maintal und Romantische Straße). Führungen: Prof. Braunstein.

Juli: Besuch der Klosterkirche von Schuttern und Besichtigung der Ausgrabungen der frühchristlichen Klosteranlage. Führung: Pfarrer Benz. Besichtigung der Ausgrabungen der röm. Siedlung mit Rasthof auf der Gemarkung Friesenheim.

September: Elsaßfahrt: Besuch des Münsters von Breisach, von Colmar (Besuch des Oberlindenmuseums, Besichtigung der Altstadt), Bergheim (Besuch des Soldatenfriedhofs v. 2. Weltkrieg). Führung: Prof. Braunstein.

November: Besuch des Vortrags „Klöster der Ortenau“ von Dr. Hillenbrand in Offenburg.

Dezember: Vortrag: „Geschichte der Erzdiözese Freiburg“. Prof. Hug, Freiburg.

Während des ganzen Jahres war ein reger gegenseitiger Besuch der jeweiligen Veranstaltungen benachbarter Mitgliedergruppen von Neuried, Hohberg u. Offenburg zu verzeichnen.

Gesamtvorstandssitzung mit Kassenprüfung und Kassenbericht, Bericht des 1. Vorsitzenden Artur Hohn über Verlauf des Jahres 83 und Vorplanung für 1984 mit anschließender ausführlicher Aussprache.

1984:

Februar: Lichtbildervortrag über Heinrich Hansjakob von Kurt Klein, Hausach.

März: Besuch des Vortrags „Benediktinerklöster der Ortenau“ von Dr. Hillenbrand in Offenburg auf Grund einer Einladung des dortigen Vereins.

Mai: Besuch des Vogtsbauernhof-Freilichtmuseums in Gutach anlässlich des 20jährigen Bestehens. Führung: Dr. Kauß.

Juni: 4tägige Fahrt zu den Kunst- und Baudenkmälern in Nordburgund als Fortsetzung unserer I. Burgundfahrt 1981: Dijon — Saulieu — Avallon — Vézelay — Fontenay — Alice Ste. Reine — Beaune.

September: Mitgliederversammlung mit allg. Bericht des Vorsitzenden Artur Hohn über Anliegen des Vorstandes, Vorhaben des Gesamtvereins und Bericht über den Jubiläumsband 1984 „Burgen und Schlösser“

Themenvorschläge der Mitglieder zur Jahresarbeit; Lichtbildervortrag über „Kunstschätze in Mittelfranken“: Christof Braunstein.

Oktober: Besuch der Jahresversammlung in Wolfach.

November: Lichtbildervortrag „Christianisierung der Ortenau“: Kurt Klein — Diese Veranstaltung galt als Beitrag zum 200jährigen Jubiläum der Kirchengemeinde Schutterwald.

Als Langzeitaufgabe wurde angeregt, eine Bilderausstellung vorzubereiten für 1985 zum Thema: „Unser Dorf in alter Zeit“. Diese Aktion wird von der Gemeindeverwaltung finanziell unterstützt.

*Artur Hohn*

## Seelbach-Schuttertal

1983:

Die vom Arbeitskreis „Schuttertäler Bauernhaus“ erarbeitete Fotoausstellung „Das Schuttertal — Erhaltenswerte Heimat“ wurde vom 20. März — 15. April in der Sparkasse in Lahr, vom 10. Juli — 17. Juli im Bürgerhaus Seelbach und vom 30. September — 9. Oktober in der Ortenauer Herbstmesse in Offenburg gezeigt. Die Ausstellung zeigte in über 100 großformatigen Fotos, wie die Bauernhäuser in unserer Heimat und ihre Nebenbauten sinnvoll renoviert und auch modern genutzt werden können. Die Ausstellung fand allgemein sehr starkes Interesse.

Am 5. Mai hielt Herr Burkhardt vom Wasserwirtschaftsamt Offenburg im „Ochsen“, Wittelbach, einen Vortrag über das Thema: „Gewässerbau an der Schutter — weitere Rückhaltebecken?“. In der anschließenden Diskussion wurde die Problematik der äußerst stark in Kulturlandschaft und Naturhaushalt eingreifenden Rückhaltebecken sichtbar.

Am 15. Mai konnte die Ortsgruppe in einer kleinen Feierstunde die Renovierung eines der schönsten Speicher im Schuttertal, „Burentonis Spicher“ in Dörnlinsbach feiern. An der Renovierung dieses kleinen Kulturdenkmales hatten auch Mitglieder unserer Ortsgruppe unter Leitung von Karl Gernoth mitgewirkt, indem sie die alte Bemalung am Sockel des Gebäudes wieder hergestellt haben.

Am 23. Mai zeigte uns Schmiedemeister Ludwig Fehrenbach die historische Hammerschmiede im Litschental.

Am 7. Juli fand ein Abendspaziergang zum Hessenberg (in Schweighausen) statt. Besichtigung eines besonders vorbildlich renovierten Schwarzwaldhofs, der durch die Initiative der Denkmalpflege und des besonders engagierten neuen Besitzers vor dem Untergang gerettet werden konnte.

Am 2. Oktober führte Denkmalpfleger Gerhard Finkbeiner die Ortsgruppe bei einer morgendlichen Kulturwanderung zu besonders beispielhaft renovierten Schwarzwaldhäusern: Kraftlishof, Marxenhof, Pfaffenhof und im hinteren Michelbronn der Gallishof, wo auch noch die intakte Hofmühle besichtigt werden konnte.

Der Arbeitskreis „Bildstöcke“ arbeitete weiter an der Erfassung sämtlicher Wegkreuze und Bildstöcke im gesamten Schuttertal und in Prinzbach.

1984:

Am 26. Januar trafen sich auf Einladung der Ortsgruppe Gemeinderäte und Historischer Verein im Bürgerhaus, um über die Einrichtung einer „Auerbach-Stube“ zum Gedenken des Seelbacher Heimatdichters zu beraten.

Am 8. April übergab die Ortsgruppe im Rathaus Schuttertal in Dörnlinsbach eine Fotogalerie, die die Bürgermeister der drei Ortsteile in den letzten 100 Jahren zeigte.

Am 1. April veranstaltete die Ortsgruppe im „Ochsen“ in Wittelbach einen Frühschoppen mit dem Thema „Rückhaltebecken zwischen Seelbach und Wittelbach?“.

Die Fotoausstellung „Das Schuttertal — erhaltenswerte Heimat“ wurde nochmals vom 16. April — 29. April in der Sparkasse Ettenheim und vom 3. Juni — 12. Juni im Pfarrhaus in Schuttertal gezeigt.

Am 10. Mai hielt Herr Josef Naudascher einen Vortrag über die Ortenau in der Römerzeit. Am 24. Juni führte uns Herr Naudascher zu den römischen Fundstätten in der Rheinebene.

Am 30. September Fahrt zu den Vogtsbauernhöfen (Ausstellung „Schwarzwälder Heimatgeschichte auf alten Postkarten“).

Der Arbeitskreis „Hofmühle im Loh“ konnte an mehreren Wochenenden das Gebäude der kleinen Mühle, vor allem das Dach, so weit sichern, daß weiterer Verfall zunächst aufgehalten wird. In Dörnlinsbach und Schweighausen arbeiten Arbeitskreise an der Erfassung alter Fotos. Geplant ist eine entsprechende Dokumentation zur Geschichte der Ortsteile.

Im Sinne unserer Aufgabe, uns für die Erhaltung der Kulturlandschaft einzusetzen, hat die Ortsgruppe Initiativen ergriffen zur künftigen Verhinderung der Geländerennen im Bereich Schweighausen, die erhebliche Schäden an Umwelt und Landschaft anrichten.

*Erich Krämer*

### *Steinach*

Die Aktivitäten der Mitgliedergruppe Steinach setzten sich wie folgt zusammen:

1983:

Diavorträge: „Alte Gebäude in Steinach“ v. E. Obert. „Verschiedene Wallfahrtsorte“ v. E. Obert. „Auf den Spuren Georg Schöners in Amerika“ v. P. Schwörer.

Exkursionen zu Ausgrabungen: Kirche in Schuttern. Römische Siedlungen in Friesenheim und Niederschopfheim. Führung: J. Naudascher.

Kloster Tennenbach, Burgruine Hochburg, Landesbergbaumuseum Sulzburg und Bergwerkstollenbegehung im Münstertal.

Geländebegehung: in Zusammenarbeit mit der Gruppe Biberach mit dem Ziel, den evtl. Verlauf der Römernebenstraße Schönberg/Geroldseck — Prinzbach/Steinach zu erkunden.

Diverse Arbeitseinsätze: im Rahmen der Aktion „Heidenschlöble“, der Wegkreuz- und Bildstockrenovation und der Museumsbetreuung.

1984:

Diavorträge: W. Schöner u. P. Schwörer: „Rosenarten — ihre Pflege und Behandlung“.

E. Obert: „Burgen und historische Gebäude in der näheren Umgebung“.

Exkursion: Engelberg/Klosterbesichtigung, Luzern-Altstadt.

Gemeinschaftswanderung: auf der Gemarkung Steinach mit dem Verschönerungsverein Steinach.

Diverse Arbeitseinsätze: Museumsbetreuung und Aufbau der Georg-Schöner-Ausstellung als bleibende Einrichtung im Heimatmuseum.

Aufbau einer historischen „Fuhrhalterei“ mit Bewirtung und Dorfrundfahrten im „Benne-Wägele“ mit 1 PS im Rahmen einer Gemeinschaftsaktion zugunsten des Kindergartenneubaues.

Säuberung der „Wolfsgrube“ und Anlegen eines Weges im Rahmen der Aktion „Heidenschlöble“.

Reinigung und Verankerung der Grabsteine im Zuge der Grabsteinverlegung von der Umfassungsmauer hinter der Kirche in den überdachten Vorraum der Friedhofhalle.

Konservierungsarbeiten im Rahmen der Wegkreuz- und Bildstockrenovation.

*Bernd Obert*

### *Wolfach*

1982 Nachtrag:

Versetzen und Restaurieren der Nepomuk-Statue vom bisherigen Gewerbekanal der Fa. Grieshaber an der Stadtbrücke zum neuen Standort am Gassensteg.

Restaurierung durch Steinbildhauermeister R. Seemann u. J. Krausbeck.

1983:

Röm. Fund durch 2 Mitglieder des Hist. Vereins Wolfach in einer Baugrube auf Gemarkung Schenkenzell: Teile einer Merkur-Statue um 100 n. Chr.

Oktober-Dezember: Errichtung eines neuen Zwiebelturmes auf dem Dach der Schloßkapelle durch die Stadt.

10 Fahrten zu historischen Sehenswürdigkeiten unter Leitung von J. Krausbeck.

Dia-Vortrag „Kennst Du Deine Heimat“ von Klaus Jehle — Rateabend für vielfältige Sehenswürdigkeiten Wolfachs.

1984:

8. April: Jahresversammlung der Mitgliedergruppe Wolfach mit Vorstandswechsel — Würdigung der 30jährigen Vorstandsschaft durch J. Krausbeck (1954—1984) — Wahl des neuen Vorsitzenden E. Bächle u. des weiteren Vorstandes.

30 Jahre Omnibusfahrten des Wolfacher Hist. Vereins mit insgesamt 250 Tagesfahrten u. ca. 10000 Fahrgästen.

6.—15. Juli: Geschichtliche Ausstellung der Stadt Wolfach zur 900-Jahrfeier mit Ausstellung kirchl. Kunst und Geschichte der Kath. Pfarrei Wolfach.



21. Oktober: Jahreshauptversammlung des Hist. Vereins für Mittelbaden in Wolfach mit Festvortrag von Hans Harter (Freiburg): „Wolfach und Hausach — 2 mittelalterliche Städte im oberen Kinzigtal“.

Stadtrundgang und Besichtigung der 1978 restaurierten Burgruine Wolva.

2 neue Bronzetafeln zur Geschichte der Stadtmühle und des Gasthauses zur „Schütte“ in Zusammenarbeit mit dem Hist. Verein entworfen und durch die Stadt Wolfach der Fa. Grieshaber anlässlich Neubau-Eröffnung gestiftet.

10 Fahrten zu hist. Sehenswürdigkeiten unter Leitung von J. Krausbeck.

*Ernst Bächle*

### *Yburg-Baden-Baden/Steinbach*

1983/1984:

Die Mitgliedergruppe Yburg begann das Jahr 1983 mit Neuwahlen, nachdem das Amt des 1. Vorsitzenden durch den Tod von Friedrich Hettler verwaist war. Ursula Schäfer wurde einstimmig als Nachfolgerin gewählt.

In Zusammenarbeit mit dem Bildungswerk Rebland führte die Gruppe 1983/1984 einige gut besuchte Veranstaltungen durch: Es sprachen Artur Stoll (Karlsruhe) über das Land am Oberrhein, Altbürgermeister Zoller (Sinzheim) über das Schloß Hohenbaden und die Geschichte Sinzheims, Rudi Liebich über Steinbachs Geschichte im Wandel der Zeiten, Karl Schwab über die baugeschichtliche Entwicklung Steinbachs und die markanten Merkmale des Fachwerkbauens. Wir hörten über die Badekultur in Baden-Baden, besichtigten das Friedrichsbad und die römischen Badruinen.

Gemeinsam besichtigten die Mitglieder das Freiburger Münster, das Schloß Hohenbaden, das Schloß Favorite, Straßburg mit seinem Münster und das „Städtl“ Steinbach und seine Sanierungsmaßnahmen.

Die Tagesfahrt des Jahres 1983 hatte die Hochburg bei Emmendingen zum Ziel, die frühgotische Kirche in Tennenbach und die Ruine Landeck, 1984 Breisach (Gegenüberstellung der Hochaltäre vom Meister H. L. in Breisach und Niederrotweil). Ein Rundgang durch das mittelalterliche Städtchen Burkheim am Kaiserstuhl und der Besuch am Grabe der Friederike Brion in Sesenheim schlossen sich an.

Bei den „Mittelalterlichen Winzertagen“ in Steinbach im Juni 1983 machte die Gruppe zum ersten Male aktiv mit. U. Schäfer hatte ein Quiz organisiert, bei dem es um Fragen über die Geschichte Steinbachs ging. Mit dieser Aktion wollten wir bisher desinteressierte Schichten der Bevölkerung auf das Heimatmuseum und die Geschichte des Reblandes aufmerksam machen. Die Preise, die zu gewinnen waren, lockten viele Besucher, besonders Jugendliche und Kinder, ins Museum. Die Sonderausstellung „Puppenküchen“ war ein weiterer Anziehungspunkt. 1984 wurde das Quiz wieder durchgeführt. Gleichzeitig wurden Aquarelle mit Motiven aus Steinbach von Rudi Liebich, Ratsschreiber a. d. Steinbach und 2. Vorsitzender der Mitgliedergruppe Yburg, gezeigt.

In der Mitgliederversammlung 1984 wurde die Satzung der Mitgliedergruppe Yburg verabschiedet, die Gruppe daraufhin ins Vereinsregister eingetragen und als gemeinnützig anerkannt.

Nachdem das 1978 unter Hermann Oser herausgebrachte Buch über Steinbach vergriffen ist, fanden die ersten Besprechungen statt zu seiner Neubearbeitung und Erweiterung als „Heimatbuch Rebland“.

Karl Schwab/Steinbach, Heimatforscher, Mitbegründer und Leiter des Museums erhielt für seine Verdienste und seine langjährige und ehrenamtliche Tätigkeit in der Mitgliedergruppe Yburg die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg verliehen.

*Ursula Schäfer*

### *Zell am Harmersbach*

1983/1984:

In Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein wurden vier heimatkundliche Wanderungen durchgeführt unter dem Leitgedanken „Rings um die Reichsstadt“. Außer der Klärung geographischer und geologischer Begriffe waren es viele geschichtliche Dinge, die erwandert wurden, so daß den Teilnehmern am Schluß die „Reichsstadt Zell“ kein leerer Begriff mehr war.

Im Mai 1983 fand eine Exkursion ins Elsaß statt: Besuch u. a. von Sesenheim, Töpferdorf Sufflenheim u. a. (Burg Geroldseck als Gegenstück zu unserer Geroldseck).

Im Frühjahr 1984 unternahm Historischer Verein und Volkshochschule nach einem einführenden Lichtbildervortrag eine Fahrt zum „Odilienberg und seiner Heidenmauer“.

Das wichtigste Ereignis war die Umwandlung der seit 1910 bestehenden losen Mitgliedergruppe in die wirksamere Form eines eigenständigen Vereins — natürlich innerhalb des Gesamtvereins. Der gewählte Vorstand — fast nur jüngere Mitglieder! — und die Arbeitsgemeinschaften (v. a. Denkmalschutz und Brauchtum) setzen sich tatkräftig für die historischen Belange Zells ein.

*Thomas Kopp*

# Berichte der Arbeitskreise

## Archäologischer Arbeitskreis

### *Veranstaltungen/Öffentlichkeitsarbeit*

Am 26. November 1983 wurde in Mahlberg die Jahrestagung 1983 abgehalten und das 10jährige Bestehen des Arbeitskreises gefeiert. Zurückblickend konnte der Leiter J. Naudascher auf zahlreiche Aktivitäten und Erfolge verweisen. Insgesamt sind es 122 archäologische Fundstellen, die der Arbeitskreis betreut und die zu einem großen Teil auch von Mitarbeitern aufgefunden wurden. Am 7. Dezember 1984 wurde in Offenburg-Bohlsbach die Jahrestagung 1984 unter der Leitung von J. Naudascher abgehalten. Hierbei wurden ein erweiterter kommissarischer Vorstand und 4 Arbeitsgruppen gebildet. Neben dem Leiter J. Naudascher übernimmt W. Peter die Geschäftsführung und H. Koch das Rechnungswesen. K. Bosch, W. Fuchs, W. Westermann und R. Pfefferle führen die Arbeitsgruppen.

Zum Thema Luft- und Höhenbildforschung wurden von J. Naudascher bei Arbeitstagen der Mitarbeiter in Herbolzheim, Mahlberg, Altenheim, Biberach und Renchen Schulungen durchgeführt und ein Leitfadensystem den Mitarbeitern angeboten.

Über das Thema „Die Ortenau in der Römerzeit“ wurden in Haslach, Biberach, Meißenheim, Ettenheim, Oberweiler, Oppenau, Wittelbach und Offenburg Vorträge durch J. Naudascher gehalten. Eine Dia-Serie als Tonschau zum gleichen Thema wurde an verschiedene Schulen ausgeliehen und der Kreisbildstelle übergeben.

Bei der Volkshochschule Kehl hielt W. Fuchs aus Auenheim einen Vortrag über „Den Römern bei uns auf der Spur“. Ebenfalls mit Interessenten der Volkshochschule Kehl führte W. Fuchs eine Begehung der röm. Ruinenplätze Auenheim, Kork und Neumühl durch.

Ca. 500 Personen konnten von J. Naudascher in zahlreichen Führungen durch die restaurierten römischen Ruinen von Friesenheim und Niederschopfheim geführt werden.

Auf Anregung von Herrn Dr. Philipp Brucker wurde eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von W. Peter gebildet, die die Stadt Lahr bei ihren Bemühungen, das Ur- und Frühgeschichtliche Museum in Lahr besser zu gestalten, unterstützen soll. Mehrere Gespräche in der Arbeitsgruppe und mit der Stadtverwaltung wurden geführt.

Die im Jahr 1974 von J. Naudascher entdeckten römischen Reste auf dem Steinackerfeld von Hohberg-Niederschopfheim wurden nach vierjähriger Ausgrabung und Rekonstruktion, bei der auch Mitarbeiter mithelfen konnten, im Frühjahr 1984 der Öffentlichkeit übergeben. In einer Feierstunde übergab Staatssekretär Ruder in Gegenwart von Landrat Dr. Gamber, dem Leiter des Landesdenkmalsamtes Baden-Württemberg Dr. Planck, dem Leiter des Landesdenkmalsamtes Außenstelle Freiburg Dr. Fingerlin, Dr. Struck und dem Präsidenten des Historischen Vereins Kurt Klein die Anlage Bürgermeister Löffler von Hohberg.

Der Grabungsleiter Karl List aus Lahr hat dem Arbeitskreis bei einer interessanten Führung durch die Ruinen der Klosterkirche in Schuttern seine Ausgrabungen und Befunde ausführlich erläutert. Die Kontakte und der Informationsaustausch mit dem Amt „Antiques Historiques d'Alsace“ in Straßburg und dessen Mitarbeitern wurden durch den Einsatz des Arbeitskreises für Grenzüberschreitende Zusammenarbeit unter der Leitung von Karl-Helmut Steckner verstärkt.

Ebenfalls verstärkt wurden die Kontakte zu Schulen und Lehrern.

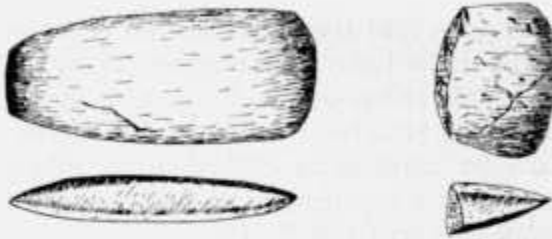
*Wolfgang Peter*

*Fundbericht 1983/1984*

Neolithikum/Vorgeschichte

1. Zahlreiche neolithische Silexartefakte und Scherben konnte der Mitarbeiter Wolfgang Peter aus Lahr an bereits bekanntgegebenen Stellen finden.

Gefunden wurde ein Steinbeil aus Granit in Ichenheim im Gewann „Buhrlesbühn“ (Deutsche Grundkarte 7512.16). Durch den Fund von datierbaren Randscherben kann diese Fundstelle jetzt den jüngeren Bandkeramikern zugerechnet werden und gehört somit zu den ältesten Besiedlungsspuren in der Ortenau.



*Steinbeil aus Ichenheim*

*Zeichnung: Wolfgang Peter*

Die Fundstelle von Friesenheim, Gewann „Stiegel matt“ (DG 7613.7) kann durch zahlreiche Scherbenfunde der mittleren Bronzezeit zugeschrieben werden.



*Scherben der mittleren Bronzezeit aus Friesenheim, Gewann Stiegel matt (obere Reihe); darunter eine Scherbe der jüngeren Bandkeramiker aus Ichenheim/Meissenheim, Gewann Auf der Hub/Buhrlesbühn.*

*Die gefundenen Scherben gehören zu den ältesten und seltensten Nachweise von vorgeschichtlichen Kulturgruppen in der Ortenau.*

*Aufn.: Wolfgang Peter*

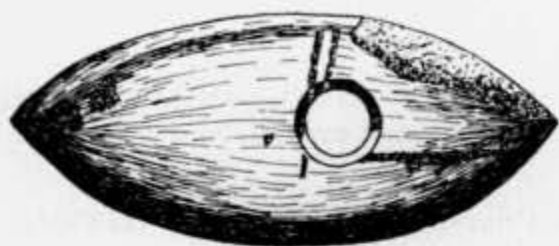
2. Anlässlich von Geländebegehungen konnte W. Peter neolithische Siedlungsspuren in Schuttern, Gewann „Oberrot“ (DG 7613.7) und Schuttern, Gewann „Beim Bildstöckle“ (DG 7613.2) entdecken. Neben Silexartefakten und Scherben wurde auch ein Teilstück eines Steinbeiles aus Kiefelschiefer gefunden.



*Steinbeil aus Schuttern*

*Zeichnung: Wolfgang Peter*

3. An der Römerstraße bei Appenweier wurde beim Ausheben einer Baugrube ein spätneolithisches Steinbeil aus Kalkstein gefunden und konnte durch Richard Föll aus Appenweier geborgen werden.



*Steinbeil aus Appenweier*  
*Zeichnung: Wolfgang Peter*

4. Im Gewann „Trollengärtele“ von Meißenheim (DG 7512.16) wurde von Georg Kleis aus Meißenheim eine große Bodenerhöhung mit über 50 m Durchmesser und ein kleinerer Hügel festgestellt, bei denen es sich um Grabhügel handeln dürfte.

5. Gleichfalls um einen Grabhügel dürfte es sich bei dem von Klaus Bosch aus Ringsheim nördlich von Ringsheim festgestellten Hügel mit einem Durchmesser von ca. 40 m handeln (Gewann „Grün“, DG 7712.17).

6. Unweit der Feldkirche St. Andreas, der frühmittelalterlichen Siedlung Altenmahlberg (DG 7712.5) konnte Josef Naudascher aus Mahlberg einen flachen Hügel feststellen. Es dürfte sich um einen Grabhügel handeln, ebenso wie ein ähnlicher Hügel am nördlichen Ausgang von Mahlberg im Gewann „Rittpfad“ (DG 7712.5).

7. Im Gewann „Auf der Hub“ von Meißenheim (DG 7512.16) konnte W. Peter nach langjährigen Beobachtungen von zwei flachen Erhebungen im abfallenden Gelände mehrere hallstattzeitliche Scherben auffinden. Es handelt sich vermutlich um zwei weitere Grabhügel in der Nähe des bekannten Grabhügels von Meißenheim. Herr Dr. Struck vom Landesdenkmalsamt Freiburg hat bei einer Begehung mit Mitarbeitern in unmittelbarer Nähe dieses Grabhügels bereits zwei weitere Grabhügel im Wald festgestellt.

8. Westlich des Leimbaches (DG 7613.14) im Gewann „Langenhälden“ wurde von J. Naudascher ein Grabhügel festgestellt. Bei Begehungen wurden Scherben und Bronzereste gefunden. Eine Sondierungsgrabung erbrachte jedoch keine weiteren Befunde.

#### *Römerzeit*

9. Auf der Brandsteig über Schiltach an der bekannten Römerstraße Oberes Kinzigtal — Kastell Waldmössingen hat Hubert Kiefer aus Wolfach auf Hinweise des Mitarbeiters Prof. Dr. Pfefferle den Kopf einer beinahe lebensgroßen Merkurstatue gefunden. Bei weiteren Nachforschungen konnte auch der schon länger gefundene Torso der Statue sichergestellt werden.

Im Sommer 1984 konnte hier eine kleinere Grabung unter der Leitung von Prof. Dr. Pfefferle vorgenommen werden, bei der ein röm. Straßenkörper und eine röm. Wasserleitung angeschnitten wurde.

10. Westlich des Leimbaches im Gewann „In der Fröchte“ (DG 7613.14) konnte J. Naudascher auf Hinweise durch den Gärtner Schwendemann röm. Mauerreste feststellen. Eine Sondierungsgrabung des Landesdenkmalsamtes bestätigte diesen Befund; es handelt sich um ein Gebäude aus der Römerzeit.

11. Römische Reste einer größeren Anlage, vermutlich eines römischen Gutshofes, konnte Fritz Heimburger aus Allmannsweier östlich von Allmannsweier im Gewann „Rubstücke“ (DG 7612.11) entdecken. Von dort stammt auch eine etwas zerdrückte Bronzierscheibe.
12. Weitere röm. Reste hat F. Heimburger nordöstlich von Allmannsweier im Gewann „Grießbacher Feld“ (DG 7612.11) festgestellt.
13. Ebenfalls von F. Heimburger wurden westlich von Allmannsweier im Gewann „Büchel“ (DG 7612.10) Leistenziegelreste und Geschirrscherben aus der Römerzeit entdeckt. Sie stammen wahrscheinlich von einem weiteren röm. Gebäude.
14. In Schmieheim wurde dem Mitarbeiter K. Bosch eine röm. Münze überlassen. Die Kupfermünze ist sehr korrodiert, dürfte jedoch der mittleren Kaiserzeit angehören.
15. Nördlich von Sasbach konnten auf Hinweise von Studiendirektor H. Schneider im Gewann „Steinmäuerte“ (DG 7314.16) Reste von röm. Mauern lokalisiert werden.
16. Bei Straßenbauarbeiten im Gewann „Am Stein“ (DG 7213.6/7) in Rheinau/Helmlingen konnte Walter Fuchs aus Auenheim erneut röm. Reste, insbesondere Scherben sichern.
17. Ebenfalls röm. Scherben konnte W. Fuchs im Gewann „Stein“ (DG 7413.2) bei Bodersweier finden.

#### *Mittelalter und spätere Zeitalter*

18. Nördlich der bereits 1981 entdeckten röm. Siedlung in Kork/Oberfeld hat W. Fuchs jetzt auch mittelalterliche Scherben im Bereich Korker Mühle (DG 7413.8) gefunden.
19. Dem Mitarbeiter W. Fuchs wurden von K. Kleinhans mittelalterliche Scherben (karolingisch?) vorgelegt, die er bei Vermessungsarbeiten am nördlichen Ausgang von Appenweier-Zimmern (DG 7413.18) in der Nähe der B 3 gefunden hat.
20. In Herbolzheim wurden in der St. Margareten-Kapelle, die auf Initiative und unter der Mitarbeit von Helene Heinrich aus Herbolzheim ausgegraben wurde, hochmittelalterliche Mauerreste einer Vorgängerkirche freigelegt.
21. Nach einem Waldkahlhieb im Gewann „Rempi“ bei Gengenbach (DG 7514.32) hat Dipl. Ing. Bruno Lehmann ca. 13x13 m große, vermutlich mittelalterliche Mauerreste festgestellt. Sie liegen auf einem markanten Punkt, von dem das Kinzigtal in beiden Richtungen gut zu übersehen ist. Möglicherweise handelt es sich um früheren Klosterbesitz des Klosters Gengenbach.
22. In der Wüstung Schutterweiler bei Schuttern im Gewann „In der Serr“ und „Weilerfeld“ (DG 7613.2) konnte W. Peter eine Münze von 1696 (4 Deniers, geprägt in Straßburg) und zahlreiche mittelalterliche Scherben des 12.—15. Jahrhunderts auffinden.
23. Durch Hinweise von Annette und Axel Huber konnte durch W. Peter im Neubaugebiet von Lahr-Mietersheim eine größere mittelalterliche Siedlung des 13.—14. Jahrhunderts festgestellt werden.
24. In Oberweier wurden anlässlich von Bauarbeiten eine vermutlich frühmittelalterliche Sichel, eine Lanzen spitze und ein Eisenhaken, ähnlich wie aus dem merowingischen Grab von Mahlberg bekannt, von Ortsvorsteher Eisenbeiß gesichert.
25. Westlich von Hofweier konnten von J. Naudascher sowohl Mauerreste beobachtet als auch zahlreiche mittelalterliche Keramikreste von der ehemaligen Binzburg sichergestellt werden. Eine Höhenaufnahme zeigt deutlich die Umrisse der ehemaligen Burganlage.



„Geistermauern“ der ehemaligen Binzbürg (Burgplatz und Burggraben) westlich von Hohberg-Hofweier  
Aufn.: Naudascher

26. Anlässlich einer Begehung des Waldsteines, einer mittelalterlichen Burg im hinteren Fischerbachtal, konnte eine kilometerlange schmale Terrasse im Wald festgestellt werden, die von einem Bergbach zur Burg führt. Möglicherweise handelt es sich um die Terrasse einer ehemaligen Wasserleitung. Die Terrasse wird von Oberstudienrat Sandfuchs untersucht und eingemessen.

Auf der linken Kinzigseite bei Steinach wurde bei Grabungsarbeiten über dem Schwemmkies eine gewölbte Kiesschicht von Peter Schwörer festgestellt. Sie stammt möglicherweise von einer talwärts führenden Straße.

27. Bei Grabungsarbeiten im Bereich des Kirchplatzes von Sasbach wurden die Umfassungsmauern des ehemaligen Schlosses angeschnitten. Studiendirektor Schneider beobachtete die Aufschlüsse und ließ sie aufnehmen.

28. Aus Lauf bei Achern wurden spätmittelalterliche Scherben vorgelegt, die bei der Ausschachtung eines Ziehbrunnens in einem Keller zum Vorschein kamen.

Bei der Neugestaltung des Kirchplatzes von Ottersweier bei Bühl kamen mittelalterliche Mauerreste zum Vorschein. Sie liegen im Westen vor dem südlichen Turm und zeigen, daß eine Vorgängerkirche dort stand.

29. Mittelalterliche Tonscherben konnte W. Peter in Schuttern, Gewann „Oberrot“ (DG 7613.7), in Friesenheim, Gewann „Im See“ (DG 7613.2) und „Am Lahrer Kreuz“ (DG 7613.14) sowie in Meißenheim, Gewann „Auf dem Bühl“ (DG 7612.16) auffinden.

30. Im ehemaligen Klosterwald von Ettenheimmünster hat Jürgen Sehrig aus Ettenheimmünster einen alten Sandsteinbruch festgestellt. Die teilweise mit Zierstreifen versehenen Felsblöcke könnten aus dem Mittelalter stammen und dem Kloster zugeschrieben werden.

Bei Grabungsarbeiten in der Wallfahrtskirche St. Landolin von Ettenheimmünster wurden vor dem rechten Seitenaltar Mauerreste einer Vorgängerkirche angeschnitten. Sie wurden in einer Sondierungsgrabung vom staatlichen Hochbauamt Offenburg unter der Leitung von J. Naudascher freigelegt, vermessen und gezeichnet.

31. Durch langjährige und flächendeckende Beobachtungen ist es J. Naudascher gelungen, zwischen Kippenheim und Offenburg ein ungewöhnliches Wegesystem festzustellen. Viele dieser „Geisterwege“, die nur noch im Bewuchs oder durch leichte Unebenheiten im Gelände festgestellt werden können, orientieren sich nach Kirchen am Vorgebirgsrand.

Wolfgang Peter

## Arbeitskreis Denkmalpflege

Der Arbeitskreis „Denkmalpflege“ hatte sich am 9. Oktober 1976 mit R. U. Zillgith an seiner Spitze konstituiert. Bis 1980 beschäftigte er sich mit der Verabschiedung der Ziele, verschiedenen Fachreferaten und Einzelinitiativen in mehreren Dörfern und Städten. Die berufliche Belastung und das kommunalpolitische Engagement machten es R. U. Zillgith nicht mehr möglich, in der Folgezeit den Arbeitskreis in der von ihm selbst gewünschten Art und Weise zu leiten.

So wurde der Arbeitskreis „Denkmalpflege“ am 21. Juni 1983 wiederbelebt. Sein neuer Sprecher wurde der neue Kreisarchivar Dr. Dieter Kauß. Unter seiner Leitung setzte sich der Arbeitskreis zwei Aufgaben: Information über Sachfragen sowie Begegnung mit den aktuellen Fragen der Denkmalpflege in der Ortenau. Daher wurden auch Anstrengungen unternommen, in diesen Arbeitskreis die ehrenamtlichen Denkmalpfleger sowie den für den Ortenaukreis zuständigen Vertreter des Landesdenkmalamtes, H. J. Treppe, zu integrieren.

Schwerpunktthemen der Sitzung am 15. September 1983 war eine Information über die Rechtslage bezüglich alter Grenzsteine. Dr. G. Kreuz erwies sich dabei sowohl als engagierter Kenner der Materie wie auch als kundiger Beschützer dieser Kleindenkmäler.

Am 26. Oktober 1983 referierte Dipl. Ing. H. J. Treppe über „Denkmalpflege 1983 in der Ortenau“. Der informative Werkstattbericht gipfelte in einem Zehn-Punkte-Programm zur Beurteilung der Denkmalpflege. Eine Ausstellung zum Thema wurde gleichzeitig angeregt.

Am 25. Januar 1984 wurde vor allem das Problem guter Handwerker bei denkmalpflegerischen Arbeiten behandelt. Die dabei geforderte Umfrage bei den ehrenamtlichen Denkmalpflegern, die sowohl gute Denkmalobjekte als auch Spezialarbeiten erkunden sollte, blieb leider nur sehr gering im Ergebnis.

Obwohl man sich für den 11. April 1984 das Sachthema „Weg in die Bauausschüsse“ vorgenommen hatte, blieb es in dieser Sitzung bei der rein aktuellen Information über akute Objekte der Denkmalpflege.

Am 18. Juli 1984 schließlich diskutierte man dieses Thema. Man zeigte dabei drei Wege auf: Engagierte Mitglieder aus dem Historischen Verein sollten sich als Gemeinderäte aufstellen lassen, um im Falle der Wahl direkt den Weg in die Bauausschüsse zu finden. Der Historische Verein, hier die Mitgliedergruppe, könnte außerdem geeignete Mitglieder für den Bauausschuß dem betreffenden Bürgermeister vorschlagen. Schließlich könnten die Bürgermeister selbst über eine gute Denkmalpflege in Vorträgen und Exkursionen informiert werden. Erneut sah man in einer Ausstellung eine allgemeine Möglichkeit, der Öffentlichkeit die Probleme und Lösungen guter Denkmalpflege nahezubringen.

Am 7. November 1984 widmete man sich erstmals dem schwierigen, aber notwendigen Anliegen einer Denkmalbestandsaufnahme vor Ort. Die Gruppe gefährdeter Denkmale wurde aufgelistet. H. J. Treppe und Dr. D. Kauß wurden beauftragt, Briefe an die Mitgliedergruppen, an Schulen und Gemeinden in diesem Anliegen zu entwerfen.

Diese Briefentwürfe wurden am 6. Februar 1985 besprochen, verändert und genehmigt. Einhellig stellte sich der Arbeitskreis „Denkmalpflege“ hinter den Vorschlag, Denkmalbestandsaufnahme vorort als Aktion innerhalb des Jubiläumsjahres des Vereins (1985) anzubieten und diese auf der Frühjahrstagung als solche genehmigen zu lassen.

Das Jahr 1985 wird sicherlich in den beiden Sitzungen im April und Juli eine Beschäftigung mit dem viel diskutierten Thema „Pflege und Erhaltung von Fachwerk“ erbringen.

Das Interesse an diesem Arbeitskreis blieb konstant. In der Regel waren jeweils 15 Personen anwesend.

*Dieter Kauß*



## Arbeitskreis Hanauer Museum

### *1983 Sonderausstellung:*

„Schmiedekunst aus fünf Jahrhunderten“

Es wurden Schlösser und Beschläge, Gitter aller Stilrichtungen, Gesellen- und Meisterstücke, Wirtshausschilder und Grabkreuze sowie Zeichnungen und Fotos gezeigt.

Die Ausstellung wurde von Fachleuten und Interessenten aus der gesamten Region, auch aus dem Elsaß, aufgesucht und erreichte eine hohe Besucherzahl.

### *1984 Sonderschauen:*

Die städteplanerische Konzeption Weinbrenners, dargestellt an den Beispielen Karlsruhe, Freiburg und Kehl. Besonders berücksichtigt wurde die Sanierung der Altstadt in Esslingen.

Rheinregulierungsmaßnahmen im Süden von Kehl:

Illustriert wurde der Bau des Kulturwehres und des Rückhaltebeckens sowie Veränderungen im gewohnten Landschaftsbild durch diese Baumaßnahmen und die Grundwasserverhältnisse im Oberrheingraben.

*Kurt Ganss*

## Mundart

Erfassung der Dialektvarianten des Raumes der Ortenau durch 8 Mitarbeiter teils durch Zusammenstellung des Wortschatzes der betreffenden Gemeinde, teils durch grammatikalische Darstellung der Wort- und Satzarten, Sprichwörter, Redensarten, Kinderreime, Grußformen etc.

2 Arbeitstagungen in Freiburg mit Vertretern aller Organisationen, die sich mit Fragen der Mundartliteratur, der finanziellen Unterstützung von Veröffentlichungen, der Förderung von Mundartaufführungen etc. beschäftigen.

Briefliche Verbindung der Mitarbeiter mit dem Leiter des Arbeitskreises. Anregung zu Dialektabenden mit führenden Dialektschriftstellern.

Vertreter des Historischen Vereins Mittelbaden beim Arbeitskreis „Alemannische Heimat“ (Leiter: Regierungspräsident Dr. Nothelfer)

*Herrmann Braunstein*

## Arbeitskreis Neueste Geschichte

Das Gründungsziel des Arbeitskreises Neueste Geschichte im Jahr 1978, der jüngsten Geschichte mehr Raum zu verschaffen, ist — wie ein Blick in die letzten Jahrgänge der „Ortenau“ zeigt — erreicht worden. Zur Zeit liegt das Schwergewicht der Arbeit auf der Erstellung einer Chronologie mit Hilfe der Datenverarbeitung. Die Frage, welche Hilfe die Datenverarbeitung für Geschichte, Politik und Sozialwissenschaften leisten kann, soll im Mittelpunkt der kommenden Aufgaben stehen. Zudem war der Arbeitskreis Ansprechpartner für eine Reihe von Studenten, die Arbeiten zur lokalen oder regionalen Geschichte vorbereiten. Mit Herrn Steckner vom Arbeitskreis Grenzüberschreitende Zusammenarbeit wurden Zeitungen aus den Jahren 1942—1944, die ein Museum im Elsaß abgegeben hat, abgeholt und katalogisiert.

*H. Raulff*

# Der Ortenaukreis — Rückblick 1983

*Landrat Dr. Gerhard Gamber*

Der folgende Bericht will einen Überblick über die kreispolitischen Aktivitäten des Jahres 1983 vermitteln. Er soll der Öffentlichkeit die Vielfalt der kreiskommunalen Aufgaben schwerpunktmäßig aufzeigen. Neben der Leistungsbilanz in der sogenannten Daseinsvorsorge — Krankenhäuser, Schulen, Straßenbau und Umweltschutz — dokumentiert er Sachentscheidungen im Sozial-, Jugend-, Bildungs- und Kulturbereich. Das Jahr 1983 verlief ereignisreich: das 10jährige Bestehen des Ortenaukreises, der Einzug in das neue Landratsamt, der Baubeginn für die Erweiterung des Kreiskrankenhauses Offenburg zu einem Haus der Zentralversorgung, die Fertigstellung des Forstlichen Ausbildungszentrums Mattenhof in Gengenbach und die Erdgasversorgung für den Kinzigtäler Raum sind einige markante Stationen.

## *Haushalt*

Der Kreistag des Ortenaukreises verabschiedete am 22. März 1983 den Haushalt 1983 mit einem Gesamtvolumen von 446 702 805 DM. Davon entfielen 205 144 667 DM (45,9%) auf den Landkreisbereich und 241 558 138 DM (54,1%) auf den Krankenhausbereich.

## *Kreisstraßenbau*

Schwerpunkte beim Kreisstraßenbau im Jahr 1983 waren die Weiterführung von laufenden Maßnahmen und die Erneuerung von Fahrbahnbelägen. Beim Ausbau der Kreisstraße 5362 bei Hornberg-Reichenbach konnte ein weiterer Bauabschnitt mit Kosten von 1,4 Mio DM fertiggestellt werden. Für den letzten Abschnitt vom Gasthaus „Sonne“ bis zur Kreisgrenze wurden die Ausbauarbeiten mit einer Angebotssumme von 1,35 Mio DM vergeben.

Abgeschlossene Baumaßnahmen im Jahr 1983:

K 5305	Herstellung einer Bushaltebucht in Appenweier-Nesselried
K 5324	Beseitigung einer Gefahrenstelle bei Willstätt-Hesselhurst
K 5324/66	Ausbau in der Ortsdurchfahrt Durbach-Ebersweier
K 5336	Zwischenausbau Biberach-Fröschbach
K 5339	Ausbau zwischen Neuried-Schutterzell und der Kreisstraße 5332
K 5341	Herstellung einer Bushaltebucht in Schwanau-Allmannsweier
K 5352	Herstellung einer Bushaltebucht in Lahr (Dammenmühle)
K 5358	Ausbau zwischen Haslach und Hofstetten
K 5359	Herstellung einer Stützmauer zwischen Hausach und Einbach
K 5365	Ausbau der Ortsdurchfahrt Kehl-Bodersweier

Neben den Ausbauprojekten wurden die Fahrbahnbeläge der Kreisstraßen 5305 (Appenweier-Nesselried), 5311/12 (Achern-Wagshurst), 5346 (Ortsdurchfahrt Ettenheimweiler) und 5349 (Ortsdurchfahrt Ringsheim) erneuert. Zur besseren Sicherheit der Fußgänger erhielt die Kreisstraße 5349 in der Ortsdurchfahrt Ringsheim eine Lichtsignalanlage.

Für die Unterhaltung und den Ausbau der Kreisstraßen im Ortenaukreis fielen 1983 Kosten von rund 10,5 Mio DM an. Auf Zuschüsse von Bund und Land sowie auf Kostenanteile der Bundesbahn für Eisenbahnkreuzungsmaßnahmen und von Gemeinden für die Herstellung von Gehwegen in den Ortsdurchfahrten entfielen 7,2 Mio DM, so daß rund 3,3 Mio DM aus Mitteln des Ortenaukreises zu decken waren.

### *Krankenhäuser*

Mit großem finanziellen Aufwand wurden die Krankenhäuser des Ortenaukreises auch im Jahr 1983 den baulichen und technischen Erfordernissen angepaßt. Nicht immer sind diese Bemühungen nach außen hin oder für den Patienten sichtbar. Vor allem die technische Ausstattung eines Hauses ist ein Schwerpunkt für ein gut funktionierendes Krankenhaus.

#### Krankenhaus Achern

Für die Sanierung der brandgeschädigten Bauteile müssen 30,9 Mio DM aufgebracht werden. Von diesen 30,9 Mio DM werden 10,5 Mio DM aus Versicherungsleistungen finanziert.

#### Krankenhaus Ettenheim

Im haustechnischen Bereich (Elektroinstallation, Heizungsanlage, vorbeugender Brandschutz etc.) konnte das Haus sukzessive mit einem Aufwand von ca. 1 Mio DM saniert werden. Der Ausnutzungsgrad des Hauses hat sich positiv entwickelt, ein Zeichen dafür, daß das medizinische Angebot von der Bevölkerung des Einzugsgebietes angenommen wird.

#### Langzeit- und Nachsorgekrankenhaus Ettenheimmünster

Nach dem Krankenhausbedarfsplan Stufe II war abzusehen, daß das Langzeit- und Nachsorgekrankenhaus Ettenheimmünster aus der Krankenhausversorgung ausscheiden mußte. Vom Ortenaukreis wurden deshalb Möglichkeiten gesucht, das Haus einer anderen Zweckbestimmung zuzuführen.

Verhandlungen mit dem Caritasverband führten zum Ergebnis, das Haus unter dessen Trägerschaft in ein Alten- und Pflegeheim umzuwandeln, um so den im südlichen Bereich des Ortenaukreises bestehenden Fehlbedarf an solchen Heimplätzen zu decken. Der Kreistag hat der Abgabe des Langzeit- und Nachsorgekrankenhauses Ettenheimmünster an den Caritasverband Lahr e.V. zugestimmt. Die Übergabe wurde am 1. Juli 1983 vollzogen. Die Fortführung als Alten- und Pflegeheim kam auch den Interessen der Stadt Ettenheim entgegen. Der geplante Neubau eines Pflegeheimes in Ettenheim wurde entbehrlich. Bei der Übergabe des Hauses an den Caritasverband konnte der Großteil der vorhandenen Arbeitsplätze erhalten werden.

### Krankenhaus Kehl

Im Kehler Krankenhaus wurde die Innere Ambulanz mit Funktionsräumen umgebaut. Um die Kosten für diese Maßnahmen über zwei Jahre aufzuteilen, wurde 1983 der I. Bauabschnitt in Angriff genommen und fertiggestellt.

### Krankenhaus Lahr

Am 1. 10. 1983 trat der Chefarzt der Inneren Abteilung, Herr Dr. Esch, in den Ruhestand. Der Kreistag hatte beschlossen, die Innere Abteilung intern in eine gastroenterologische (Magen-Darm-Erkrankungen) und eine kardiologische (Herz-Erkrankungen) zu teilen und zwei Chefarzte mit der Nachfolge zu betreiben. Als leitende Ärzte wurden Privatdozent Dr. Hagen Weiß (Gastroenterologie) und Professor Dr. Dietrich Fleischmann (Kardiologie) bestellt.

### Krankenhaus Oberkirch

Zu Beginn des Jahres 1983 konnte den zuständigen Landesbehörden ein Sanierungskonzept für das Krankenhaus Oberkirch vorgelegt werden. Den Gesamtkosten in Höhe von 6,3 Mio DM stehen Landeszuschüsse von 3,5 Mio DM gegenüber.

Für den Erweiterungsbau mußte noch das entsprechende Gelände erworben werden. Der neue chirurgische und internistische Bereich ist als eingeschossiger Baukörper geplant. Im Zuge des Erweiterungsbaus wird auch der OP-Bereich saniert werden.

### Krankenhaus Offenburg

Die Arbeiten am Neubau des Bettenhauses in Offenburg schreiten zügig voran. Bis Ende 1983 wurden von den Gesamtkosten von 43 Mio DM rd. 8,3 Mio DM verausgabt und Aufträge für ca. 22 Mio DM vergeben.

### Krankenhaus Wolfach

Das Krankenhaus Wolfach kann durch die Einrichtung einer kleinen HNO-Abteilung nun auch in diesem Fachbereich die Grundversorgung gewährleisten. Als Belegarzt konnte Herr Dr. Kuhlicke gewonnen werden. Die Belegung des Hauses hat sich günstig entwickelt.

### Krankenhaus Zell a.H.

Für die Unterbringung der Funktionsräume der Inneren Abteilung des Labors mußte nach geeignetem Ersatz gesucht werden. Die bauliche Substanz des alten „Spitalgebäudes“ hat sich dabei als so gut erwiesen, daß man sich entschloß, die fehlenden Betriebsflächen dort unterzubringen.

In relativ kurzer Zeit wurden mit einem Kostenaufwand von ca. 180 000 DM die erforderlichen Funktionsbereiche geschaffen. Labor, EKG- und Ultraschallraum, Sprech- und Untersuchungszimmer sowie die Röntgenabteilung liegen räumlich auf einer Ebene. Die kurzen Wege bringen erhebliche Erleichterungen für Patienten und Personal. Für die Herrichtung der Außenanlagen um das gesamte Krankenhausgebäude wurden weitere 100 000 DM aufgewandt.

## *Schulen*

Während die Schülerzahlen an den allgemeinbildenden Schulen rapide zurückgehen, werden sie an den beruflichen Schulen erst nach 1987 stärker fallen. Trotz sich abzeichnender rückgängiger Schülerzahlen ist der Schulhausbau in den beruflichen Schulen nach wie vor in Bewegung. Bei der Planung ist

nicht der derzeitige Schülerberg maßgebend; für die Prognostizierung des künftigen Schulraumbedarfs werden aufgrund der neuen Schulbauförderungsrichtlinien die Schülerzahlen des Schuljahres 1976/77 zugrundegelegt.

Das vom Ortenaukreis und der Landesforstverwaltung erbaute „Forstliche Ausbildungszentrum Mattenhof“ in Gengenbach wurde am 19. Juli 1983 offiziell seiner Bestimmung übergeben. Nach einer dreijährigen Planungs- und Bauzeit werden im „Mattenhof“ jährlich 300 Schüler im Blockunterricht zu Forstwirten ausgebildet. Die Schüler kommen aus ganz Baden-Württemberg.



*Forstliches Ausbildungszentrum Mattenhof*

*Aufn.: Landratsamt Offenburg*

Selbstverständlich besuchen auch die künftigen Forstwirte aus dem gesamten Ortenaukreis die Schule in Gengenbach. Das Areal der Ausbildungsstätte besteht bei einer Gesamtfläche von rd. 5,2 ha aus dem Schul- und Gemeinschaftsbereich, dem Werkstattbereich, drei Wohnheimen mit insgesamt 78 Betten sowie einer Sporthalle.

An verschiedenen beruflichen Schulen wurden 1983 zusätzliche Vollzeitklassen eingerichtet. Die Gewerblichen Schulen Kehl und die Hauswirtschaftlichen Schulen Wolfach wurden um ein Berufsvorbereitungsjahr erweitert, die Kaufmännischen und Hauswirtschaftlichen Schulen in Achern richteten eine Berufsfachklasse für Hauswirtschaft ein, und die Hauswirtschaftlichen Schulen Lahr erweiterten ihr Angebot um eine zweijährige Berufsfachklasse für Hauswirtschaft sowie ein Berufskolleg I. Das Einrichten dieser Vollzeitklassen für rd. 100 Jugendliche ist auch unter dem Gesichtspunkt der anhaltenden Jugendarbeitslosigkeit zu sehen.

Die Gewerblichen Schulen Offenburg feierten das 150jährige Jubiläum. Die Kaufmännischen Schulen Offenburg blickten auf ihr 100jähriges Bestehen zurück.

### *Kultur*

Der Landkreis setzte die in früheren Jahren begonnene Förderung der kulturellen Belange fort. Er betrachtet es als seine Aufgabe, überörtliche Vorhaben sowie freie Initiativen in ideeller und materieller Hinsicht zu unterstützen.

Der Ortenaukreis förderte im vergangenen Jahr folgende kulturelle Einrichtungen:

- drei kreiseigene Volkshochschulen
- die Volkshochschulen der Städte Lahr und Offenburg
- die kreiseigene Blasmusikschule Kehl
- die städtischen Jugendmusikschulen Lahr und Offenburg
- die Sängerbünde und Volksmusikvereinigungen
- die kommunalen Büchereien
- das Jahrbuch „Geroldsecker Land“.

Im Rahmen der Kultur- und Heimatpflege hat der Ortenaukreis 1983 insgesamt 3,4 Mio DM verausgabt.

Den dritten Heimatpreis des Ortenaukreises — er wird alle zwei Jahre vergeben und ist mit 3 000 DM dotiert — erhielt der Historische Verein für Mittelbaden. Vor allem die geschichtliche Erforschung des mittelbadischen Raumes, die Erhaltung der Kunst-, Kultur- und Baudenkmale, die Aktivitäten zur Volkskunde und Heimatpflege sowie die Herausgabe des Jahrbuches „Die Ortenau“ zeichnen den Verein aus. Der Historische Verein für Mittelbaden wurde im Jahre 1910 gegründet. Mit 3 200 Heimat- und Geschichtsfreunden in 33 Mitgliedergruppen ist er einer der größten Geschichtsvereine Deutschlands.

Der Ortenaukreis hat anlässlich der Oberrheinmesse 1983 in Offenburg die im Jahre 1979 in zweijährigem Turnus begonnene Ausstellung mit freischaffen-

den Künstlern aus allen Teilen der Ortenau fortgesetzt. Der Landkreis will so den Künstlern den Weg in die Öffentlichkeit ebnen und zugleich der Bevölkerung den Zugang zu den Werken heimischer Künstler öffnen. 48 Maler, Grafiker, Bildhauer und Keramiker nahmen daran teil.

„Bürger sehen den Ortenaukreis“ lautete das Motto des aus Anlaß des 10jährigen Bestehens des Landkreises ausgeschriebenen Fotowettbewerbs. Unter 450 eingesandten Motiven mußte die Jury die Preisträger küren. Das Preisträgerbild schoß Johanna Reiff aus Kehl-Kork mit dem Titel „Idylle im Hinterhof“. Gerhard Finkbeiner, Schuttertal, wurde für sein Motiv „Am Sonntagmorgen nach der Kirche“ mit dem zweiten Preis ausgezeichnet. Als dritten Preis wählte die Jury das Motiv „Taubergießen, ein Wintermärchen“ von Helmut Frenzer aus Schwanau.

### *Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach*

Das Schwergewicht der Arbeit lag im Jahre 1983 im Bereich der Dokumentation und der Öffentlichkeitsarbeit. So wurde eine Zeitungsausschnittsammlung zur Museumsgeschichte angelegt. Sonderdrucke und Monographien aus dem Nachlaß Schilli wurden bezeichnet und somit der Anfang einer wissenschaftlichen Bibliothek gemacht. Außerdem erschien eine Neuauflage des französischen und englischen Museumsführers.

443 025 Gäste besuchten 1983 den „Vogtsbauernhof“, das sind etwa 35 000 weniger als im Vorjahr. Dieser Besucherrückgang ist vor allem auf das schlechte Wetter im April/Mai sowie auf die enorme Hitze im Juli/August zurückzuführen. Dennoch ist das Museum in Gutach eines der meistbesuchten in der Bundesrepublik.

### *Kreisarchiv*

Das im Jahre 1983 neu geschaffene Kreisarchiv hat die Aufgabe, das Archiv des Landkreises und das seiner Vorgänger-Landkreise zu ordnen und zu erstellen. Außerdem berät der Kreisarchivar die Gemeinden in Fragen der Registratur und des Archivs. Schließlich ist das Kreisarchiv auch Sachwalter für die Heimat- und Kreisgeschichte. Enge Bindungen zu Museen und zum Denkmalschutz sind damit gegeben.

### *Denkmalpflege*

Im Jahre 1983 wurden wieder zahlreiche Denkmäler, die aus künstlerischen, wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen erhaltenswert sind, mit Zuschüssen gefördert. Voraussetzung war eine zumindest gleich hohe Be-

teilung der entsprechenden Gemeinde. Mit der Staatlichen Denkmalpflege wurde hierbei enger Kontakt gehalten.

Im Haushalt standen hierfür 250 000 DM zur Verfügung. Nachstehende Objekte wurden gefördert:

- Vincentiushaus Offenburg — Außeninstandsetzung —
- Römische Straßenstation „Steinackerfeld“ Niederschopfheim — Ausgrabung und teilweise Restaurierung —
- Schloß Heiligenzell — Instandsetzung —
- Schloß Mahlberg-Orschweier — Sanierung —
- 8 Wegkreuze in Kappel-Grafenhausen — Renovierung —
- Kath. Pfarrkirche St. Nikolaus Ettenheim-Altendorf — Außenrenovierung —
- Schloß Schmieheim — Instandsetzung des Dachbereiches —
- Bandle-Hof Seelbach-Wittelbach — Instandsetzung für Museumszwecke —
- Botenmathisenhof Schuttertal — Außeninstandsetzung —
- Doppelhäusiger Kornspeicher in Schuttertal-Dörleinbach — Außeninstandsetzung —
- Schwendenmathisenhof in Schuttertal-Schweighausen — Außeninstandsetzung —
- Einbau von Sprossenfenstern im denkmalgeschützten Gebäude Ohnemus in Schuttertal-Schweighausen
- Speicher Beha Steinach-Welschensteinach — Renovierung —
- Wirtschaftsgebäude Schwendemann Steinach-Welschensteinach — Renovierung —
- 20 Wegkreuze in Steinach-Welschensteinach — Renovierung —
- Speicher Schnaitter Steinach-Oberbach — Renovierung —
- Fachwerkhaus Haser Haslach — Wiederaufbau nach Brandschaden —
- Kath. Pfarrkirche St. Arbogast Haslach — Gesamtrenovierung und Instandsetzung der Orgel —
- Mühle in Gutach-Steinenbach — Renovierung —
- Jungbauernhof Schneider in Hornberg-Reichenbach — Sanierung —
- Kath. Pfarrkirche St. Michael Fischerbach — Innenrenovierung —
- Schloß Ortenberg — Innenrenovierung des Malerturmes —
- Fachwerkhaus Spissinger Oberkirch — Freilegung des Fachwerks —
- Barock-Gebäude Plieninger Oberkirch (Delphinenapotheke) — Renovierung außen —
- Straubenhofmühle Sasbachwalden — Renovierung —
- Fachwerkhaus Schmiederer, Offenburg-Griesheim — Außenrenovierung —
- Fachwerkhaus Wendling, Offenburg-Griesheim — Außenrenovierung —
- Klosterhof Gengenbach — Instandsetzung —
- Klosterkeller Gengenbach — Sanierung des Kellerabgangs —
- Klostermühle Gengenbach — Instandsetzung —
- Eckkapelle am „Bergle“ in Gengenbach — Renovierung innen und außen —
- Schloßkapelle Wolfach — Außeninstandsetzung —
- Synagoge in Kippenheim — Renovierung —



## *Jugend- und Sozialhilfe*

Im Jahre 1983 setzte sich der Trend des Vorjahres mit vermehrter Arbeitslosigkeit fort. Hieraus resultiert die immer stärkere Belastung des Sozialhaushalts, der auch 1983 trotz der bundesgesetzlich verordneten Restriktionen für Sozialhilfeempfänger anstieg. Hinzu kommt in der Sozialhilfe die hohe Belastung durch Pflegefälle in Heimen mit steigenden Pflegesätzen. Die gekürzten Leistungen im Regelsatzbereich decken kaum mehr den Bedarf der Hilfeempfänger und lassen die Zahl der Anträge auf einmalige Beihilfen sprunghaft anwachsen. Dadurch ist das unterste Netz der sozialen Sicherung äußerst gespannt; die Haushalts-Entlastungsmaßnahmen von Land und Bund sowie der großen Versicherungsträger schlagen letztlich auf die Sozialhilfe durch und belasten den Kreishaushalt beträchtlich.

Im Jahre 1983 konnte die Sozialpolitik des Ortenaukreises, insbesondere im offenen Bereich, weiter fortgesetzt werden. Die Arbeit der *Sozialen Dienste* beginnt im gesamten Ortenaukreis zu greifen. Die gute Position des Ortenaukreises mit der auf die Einwohnerzahlen bezogenen geringsten Quote an Heimkindern in Baden-Württemberg hat sich erneut verbessert. Die Anzahl der Heimkinder ist von 60 im Jahre 1982 auf 55 Kinder im Jahre 1983 gesunken. Gleichzeitig sank die Zahl der Pflegekinder von 448 auf 435.

Während die Sozialen Dienste sich mit akuten sozialen Notsituationen befassen, arbeiten in fünf *Psychologischen Beratungsstellen* stärker therapeutisch. Die Stellen übernehmen die Therapie mit Kindern und Jugendlichen in allen Hilfsbereichen, die von Störungen im Elternhaus bis zur Suchtproblematik reichen. Sie nehmen sich darüber hinaus auch Problemen von Erwachsenen und psychisch Kranken sowie von ganzen Familien an. In zunehmendem Maß arbeiten die Psychologischen Beratungsstellen familienorientiert, d.h., die isolierte Betreuung einzelner Personen aus dem Familienverband tritt immer mehr in den Hintergrund.

Die *Sozialstation* der freien Verbände im gesamten Ortenaukreis nehmen die Aufgaben der Krankenpflege, Altenpflege und Familienpflege wahr. Die Zuschüsse des Ortenaukreises in diesem Bereich sind wirksam angesetzt.

Am Modell „*Mutter und Kind*“ im Ortenaukreis nahmen rund 100 Mütter teil. Die Mütter werden durch freibeschäftigte Psychologinnen und Sozialarbeiterinnen betreut.

Der Ortenaukreis hat im Jahre 1983 zur Bekämpfung der *Jugendarbeitslosigkeit* 50 000 DM bereitgestellt, um neue Lehr- und Ausbildungsplätze zu schaffen. Die Mittel wurden teilweise für Maßnahmen eines freien Verbandes und des Ausbildungsvereins Ortenau e.V., der eigens zu diesem Zweck gegründet wurde, ausgegeben. 28 neue Ausbildungsplätze konnten durch den Ortenaukreis gefördert werden.

Rund 3 000 Bürger des Ortenaukreises erhielten 1983 Leistungen der *Sozialhilfe*. Im Haushaltsplan waren hierfür 23,5 Mio DM zuschufähiger Sozialhilfeleistungen veranschlagt. Der Löwenanteil der Sozialhilfekosten ging mit über 60% an stationäre Einrichtungen, in denen sich pflegebedürftige und behinderte Menschen befinden. Nur 40% der Leistungen bezogen Hilfeempfänger außerhalb von stationären Einrichtungen. Hierbei handelte es sich in erster Linie um sozial schwache Familien, die nicht in der Lage sind, ihren Lebensunterhalt aus eigenem Einkommen zu bestreiten. Die Hauptausgaben der Sozialhilfe entfielen somit auf Pflegebedürftige, Behinderte, Kranke, Nichtseßhafte und sozial Schwache.

### *Abfallbeseitigung — Teilbereich des Umweltschutzes*

Für die Abfallentsorgung stehen im Ortenaukreis drei Mülldeponien (Haslach i.K., Oberkirch und Ringsheim) sowie zwei Müllumladestationen (Appenweier und Achern) zur Verfügung. Die Deponie Oppenau wurde wegen Erschöpfung der Kapazität für Hausmüll geschlossen. 1983 wurden insgesamt ca. 563 500 cbm Abfallstoffe entsorgt. Im Vergleich zum Vorjahr liegt die Gesamtmenge um zwei Prozent niedriger. Für die Ablagerung von Bauschutt und Erdaushub stehen insgesamt 20 Deponien zur Verfügung. Neu hinzugekommen sind zwei Deponien (Kappel-Grafenhausen und Schwanau-Allmannsweier).

### *Schülerbeförderung*

Ab 1. August 1983 hat der Ortenaukreis mit der Erstattung der Schülerbeförderungskosten an die Schulträger eine bisher vom Finanzministerium Baden-Württemberg und vom Regierungspräsidium Freiburg wahrgenommene Aufgabe übernommen. Der Kreistag hat durch den Erlaß einer „Satzung über die Erstattung der notwendigen Schülerbeförderungskosten“ die Voraussetzungen für einen möglichst reibungslosen Übergang der Aufgaben geschaffen und damit auch gleichzeitig den rechtlichen Rahmen für die Kostenerstattung abgesteckt.

Mit der Delegation ist aber nicht nur eine Kostenverlagerung verbunden. Die neuen Zuständigkeiten der Stadt- und Landkreise sollen auch zu einer Verbesserung des öffentlichen Personennahverkehrs — ÖPNV — und zu einer Eindämmung der Kostenentwicklung bei der Schülerbeförderung führen. Die Koordinierungs- und Planungsmöglichkeiten des Ortenaukreises beim ÖPNV wurden zusätzlich verbessert durch die ebenfalls zum 1. August 1983 erfolgte Übertragung weiterer Kompetenzen nach dem Personenbeförderungsgesetz. Zu nennen sind hier insbesondere die Genehmigungszuständigkeiten für die Linien-, Schüler- und Berufsverkehre.

### *Das Kinzigtal mit Erdgas versorgt*

Am 6. Juni 1983 wurde die Erdgasversorgung für den Kinzigtäler Raum aufgenommen. Das Erdgas garantiert den Mitgliedern des Zweckverbandes eine sichere und rationelle Energieversorgung, die nicht mehr nur von der Entwicklung auf den Ölmärkten abhängt. Darüber hinaus entlastet Erdgas die Luft des walddreichen Kinzigtals von Schadstoffen.

Der Zweckverband „Gasversorgung Kinzigtal“, dem Gemeinden und der Landkreis als gleichberechtigte Partner angehören, hat sich bewährt. Ohne diese Konstruktion — erstmalig in Baden-Württemberg — und ohne die Finanzhilfen von Land und Kreis hätte das Erdgaskonzept für das topographisch und strukturell benachteiligte Kinzigtal nicht so schnell oder gar nicht verwirklicht werden können.

# Der Ortenaukreis — Rückblick 1984

*Landrat Dr. Gerhard Gamber*

1984 war das Jahr der Wahlen. Die Bürger wurden zu den Urnen der Landtags-, Europa-, Kreistags-, Gemeinderats-, Ortschaftsrats- und in einigen Gemeinden auch der Bürgermeisterwahl gerufen. Mit der Kreistagswahl am 28. Oktober 1984 endete die Amtszeit des zweiten Kreistages des Ortenaukreises. Am 18. Dezember 1984 hat sich der neue Kreistag mit genau 100 Mitgliedern konstituiert.

Die Wahl der Kreisräte im Ortenaukreis brachte folgendes Ergebnis (in Klammern die Ergebnisse der Wahl im Jahre 1979):

CDU	469 778 Stimmen = 46,40% (49,85%) = 48 Sitze ( 54 Sitze)
SPD	269 339 Stimmen = 26,60% (28,79%) = 25 Sitze ( 27 Sitze)
FWV	131 590 Stimmen = 12,99% (12,10%) = 14 Sitze ( 14 Sitze)
FDP	62 160 Stimmen = 6,14% ( 6,30%) = 6 Sitze ( 6 Sitze)
Grüne	71 027 Stimmen = 7,01% (— ) = 6 Sitze ( — )
DKP	1 578 Stimmen = 0,15% ( 0,33%) = — Sitze ( — )
J. Eggs	1 189 Stimmen = 0,71% ( 2,63%) = 1 Sitz ( 1 Dr. Brucker)
zusammen	100 Sitze (102 Sitze)

## *Haushalt 1984*

Der Kreistag hat am 21. Februar 1984 den Haushaltsplan des Landkreises mit den Wirtschaftsplänen der Kreiskrankenhäuser mit einem Gesamtvolumen von 485 546 085 DM verabschiedet.

## *Kreisstraßenbau*

Der Etat der Kreisstraßen erfuhr eine Ausweitung durch die am 1. 1. 1984 in Kraft getretene Neuordnung des überörtlichen Straßennetzes in Baden-Württemberg. Der Landkreis gab 20 Kilometer Kreisstraßen an das Land ab; er übernahm vom Land 140 km Landesstraßen. Das Kreisstraßennetz hat sich somit auf knapp 400 km erhöht. Aufgrund der Neuordnung des Straßennetzes mit Wirkung vom 1. Januar 1984 gliedern sich die klassifizierten Straßen wie folgt:

Bundesautobahnen	55,1 km ( 5,3%)
Bundesstraßen	285,3 km (27,6%)
Landesstraßen	302,3 km (29,3%)
Kreisstraßen	390,6 km (37,8%)

Folgende Baumaßnahmen konnten 1984 abgeschlossen werden:

- K 5311 Verlegung und Neubau einer Bahnüberführung bei Achern-Önsbach
- K 5330 Ausbau in Schutterwald
- K 5330 Ausbau der Kreuzung in Neuried-Müllen
- K 5336 Ausbau der OD Gengenbach-Schwaibach (Beseitigung einer Engstelle)
- K 5349 Ausbau in Rinsgheim mit Beseitigung des schienengleichen Bahnübergangs
- K 5357 Ausbau der OD Fischerbach
- K 5359 Ausbau zwischen Hausach und Einbach

Neben den Ausbauprojekten wurden bei verschiedenen Kreisstraßen die Fahrbahnbeläge erneuert, Hochwasserschäden an der K 5354 zwischen Zell a. H. und Nordrach beseitigt sowie die Erneuerung der Stützmauer an der K 5357 zwischen Haslach und Fischerbach fertiggestellt.

Für die Unterhaltung und den Ausbau der Kreisstraßen im Ortenaukreis wurden 1984 rd. 12 Mio DM verausgabt. Auf Zuschüsse von Bund und Land entfielen 7,9 Mio DM, auf den Ortenaukreis 4,1 Mio DM.

### *Krankenhäuser*

Auch im Jahr 1984 lag für den Ortenaukreis wiederum ein finanzieller Schwerpunkt in der regen investiven Tätigkeit zur Verbesserung der Kreiskrankenhäuser. Neben den bereits abgeschlossenen und noch laufenden größeren Bauvorhaben sind es auch die kleineren baulichen und haustechnischen Veränderungen, die zu einer verbesserten Krankenversorgung im Kreis beitragen.

#### Krankenhaus Achern

Am 2. 5. 84 konnte der brandgeschädigte Bauteil des Krankenhauses Achern nach erfolgtem Wiederaufbau seiner Bestimmung übergeben werden. Der Ortenaukreis verfügt damit im Raum Achern über ein gegenüber der früheren Ausstattung deutlich verbessertes Krankenhaus, dessen baulicher, hygienischer und technischer Standard den neuesten Erkenntnissen entspricht.

#### Krankenhaus Ettenheim

Auch in diesem Jahr wurde die schrittweise Sanierung des Hauses im baulichen Bereich mit Kosten von 450 000 DM weitergeführt.

#### Krankenhaus Kehl

Der Erweiterungsbau zur Unterbringung des Labors und der Bettenzentrale ist inzwischen fertiggestellt. Diese Neubaumaßnahme erforderte einen finanziellen Aufwand von rd. 1,75 Mio DM. Daneben wurden im zurückliegenden Jahr weitere Planungen und Arbeiten vorangetrieben, um das Haus schrittweise, baulich und haustechnisch, den modernen Erfordernissen anzupassen.

#### Krankenhaus Lahr

Die interne Aufteilung der Inneren Abteilung in eine Gastroenterologische (Magen-Darm-Erkrankungen) und eine Kardiologische Abteilung (Herz-Erkrankungen) unter der Leitung von

zwei spezialisierten Chefärzten hat sich bewährt. Die durch die Funktionsteilung zusätzlich notwendig gewordenen Räume wurden im bisherigen Laborbereich geschaffen. Das Labor ist im neuerrichteten Erweiterungsbau untergebracht worden. In dessen Untergeschoß konnten der Apotheke die dringend benötigten zusätzlichen Räume zur Verfügung gestellt werden. Von dort werden die Krankenhäuser des südlichen Ortenaukreises zentral versorgt. Die umfangreichen und aufwendigen Umbauarbeiten für die Verlegung der Dialyseabteilung sind abgeschlossen. Diese Abteilung wurde in den völlig neugestalteten Räumen der ehemaligen Altenpflegestation untergebracht.

#### Krankenhaus Oberkirch

Die Arbeiten am Erweiterungsbau sind weiter fortgeschritten. Bis Ende 1984 wurden annähernd 2 Mio DM verausgabt. Auftragsvergaben erfolgten bisher für fast 5 Mio DM. Das alte „Spitalgebäude“ wurde für ca. 105 000 DM saniert.

#### Krankenhaus Offenburg

Der Neubau des Bettenhauses in Offenburg befindet sich in der Ausbauphase. Zum Jahresende sind Kosten von 17 Mio DM entstanden und Aufträge im Umfang von nahezu 27 Mio DM vergeben worden.

#### Krankenhaus Wolfach

Die neu eingerichtete HNO-Belegabteilung in Wolfach hat sich von der Belegung her positiv entwickelt. Mit der Wiederbesetzung der zweiten Facharzt-Stelle ist eine gute anästhesiologische Versorgung des Krankenhauses Wolfach gewährleistet. Der Anästhesieabteilung ist es möglich, die Mitversorgung des Krankenhauses Zell a. H. sicherzustellen.

#### Krankenhaus Zell a. H.

Nachdem das Haus in letzter Zeit Schritt für Schritt in verschiedenen Bereichen umgestaltet wurde, steht noch die Außenrenovierung des Altbaues an.

### *Schulen*

Der Ortenaukreis ist Träger der beruflichen Schulen und der Sonderschulen mit insgesamt rd. 17 000 Schülern im Kreisgebiet. Die Schülerzahlen an den kreiseigenen beruflichen Schulen sind nahezu konstant geblieben. Dies verdeutlichen die Schülerzahlen der letzten fünf Jahre:

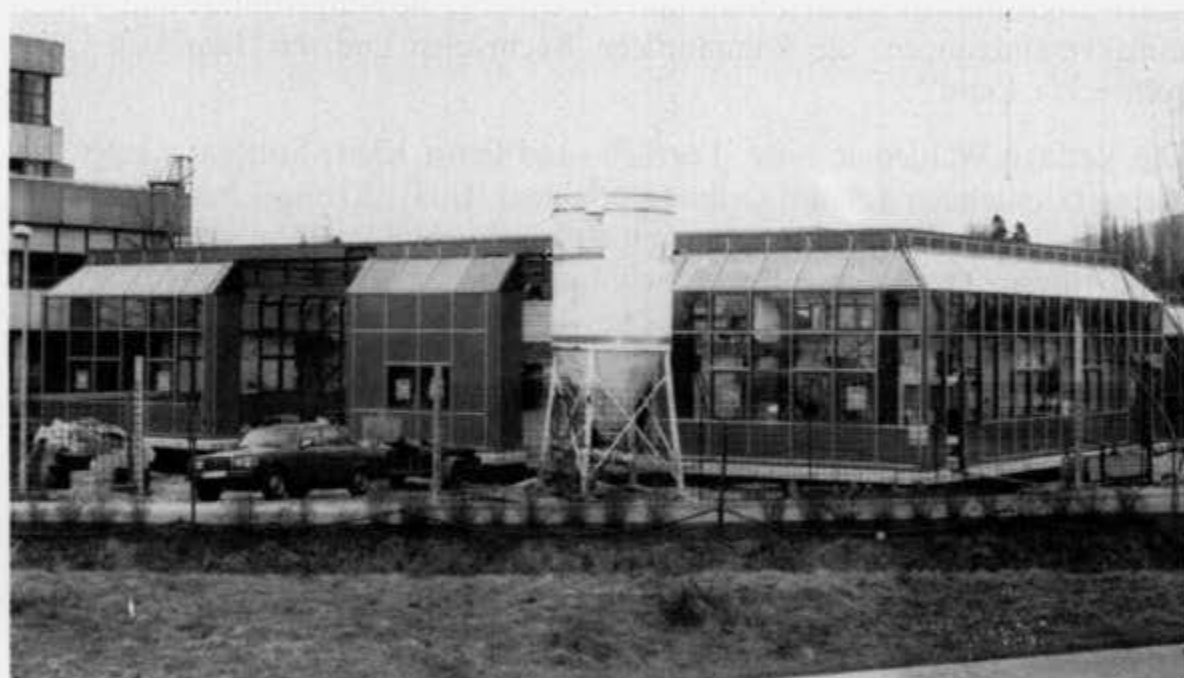
1980/81	16 625	
1981/82	16 905	(+ 1,7%)
1982/83	16 603	(- 1,8%)
1983/84	16 530	(- 0,4%)
1984/85	16 432	(- 0,6%).

Aus der Sicht des Schulträgers ist festzustellen, daß der Aufbau der beruflichen Schulen im Ortenaukreis einen gewissen Abschluß erreicht hat. Dies bedeutet jedoch nicht Stagnation. Auch künftig werden schulische Erweiterungs- oder Ausbaumaßnahmen auf den Landkreis zukommen. Die dynamische wirtschaftliche Entwicklung verlangt nach wie vor Flexibilität. Ziel der Planung in

den letzten Jahren war, die beruflichen Schulen so auszubauen und auszustatten, daß der „Schülerberg“ bewältigt werden kann. Andererseits sollten auch keine Überkapazitäten für die Jahre nach 1985 entstehen, wenn die geburten-schwächeren Jahrgänge in die Kreisschulen nachrücken.

Unter diesen Gesichtspunkten sind die schulischen Erweiterungsmaßnahmen an den kreiseigenen beruflichen Schulen zu sehen. An der Badischen Maler-fachschule Lahr mit der angeschlossenen Bundesfachschule für Werbetechnik wurde mit dem Bau einer neuen Lackiererwerkstätte mit Spritzkabinen, Farb-labor, Trocken-, Werk-, Schleif- und Lagerraum begonnen (Kosten 3,2 Mio DM). Der Landkreis konnte außerdem von der Stadt Lahr das Gebäude Neu-werkhof 11 anmieten und dort 50 Internatsplätze einrichten. Das neue Inter-nat, überwiegend für die Blockschüler, löst das bisherige Unterkunftspro-blem.

Die Haus- und Landwirtschaftlichen Schulen Offenburg erhalten einen neuen Werkstattkomplex für den fachpraktischen Unterricht in den Bereichen Metall- und Holzbearbeitung, Schlepper und Landmaschinen, Gartenbau und Floristik (Kosten 3,5 Mio DM).



*Landwirtschaftliche Berufsschule Offenburg*

*Aufn.: Landratsamt Offenburg*

Die Umbauarbeiten im ehemaligen Verwaltungsgebäude in der Okenstraße 29 in Offenburg zur Nutzung durch die Gewerblichen Schulen Offenburg — 12 Theorieräume — nähern sich ihrem Abschluß.

Auch die beruflichen Schulen in Wolfach werden im Hinblick auf die akute Raumnot im Theorie- und besonders im Werkstattbereich erweitert. Mit dem

Baubeginn ist in Kürze zu rechnen. Am 4. 12. 1984 mußte der Schulbetrieb in den Kaufmännischen Schulen Oberkirch eingestellt werden. Das Gebäude weist erhebliche bauliche Mängel auf. Ein weiterer Schulbetrieb konnte nicht verantwortet werden. Seit 10. 12. 1984 sind die Kaufmännischen Schulen im benachbarten Gebäude der Fachschule für Landwirtschaft untergebracht.

### *Kultur*

Die große Spannweite des kulturellen Aufgabenbereiches sowie die Vielfalt der strukturellen und örtlichen Gegebenheiten bewirken eine breite Streuung der Tätigkeitsfelder kommunaler Kulturarbeit. Der Landkreis und die kreisangehörigen Gemeinden nehmen die kulturellen Aufgaben in echter Funktionsteilung wahr, wobei dem Ortenaukreis die Förderung überörtlicher bedeutsamer Belange zukommt.

Der Ortenaukreis förderte im vergangenen Jahr wiederum folgende kulturelle Einrichtungen: drei kreiseigene Volkshochschulen, die Volkshochschulen der Städte Lahr und Offenburg, die kreiseigene Blasmusikschule Kehl, die städtischen Jugendmusikschulen Lahr und Offenburg, die Sängerbünde und Volksmusikvereinigungen, die kommunalen Büchereien und das Jahrbuch „Geraldsecker Land“.

Die Verlage Waldemar Lutz, Lörrach, und Ernst Klett, Stuttgart, legen ein Heimatkundebuch für die Ortenau mit dem Titel „Kennzeichen OG“ auf. Der Landkreis wird das Vorhaben mit einem Zuschuß in Höhe von 20 000 DM unterstützen. Das Buch soll zum Schuljahresbeginn 1985 erscheinen.

Im Rahmen der Förderung der Kunst hat der Ortenaukreis begonnen, Einzel- und Gruppenausstellungen im Foyer des neuen Landratsamtes durchzuführen. Heimischen freischaffenden Künstlern soll damit Gelegenheit gegeben werden, ihre Werke der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Der Ortenaukreis hat 1984 insgesamt 3,9 Mio DM für die Kulturpflege verausgabt.

### *Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach*

Das Jahr 1984 war durch die Feier des 20jährigen Bestehens des Museums gekennzeichnet. Am 20. Mai 1984 wohnte Minister Prof. Dr. H. Engler dem Festakt im Museum bei, bei dem die Konzeption des Museums als richtig und beispielhaft anerkannt wurde. In diesem Festakt wurde die Geschichte des Museums in Wort, Tanz, Tracht und Musik vorgestellt.

Am 1. April 1984 öffnete die erste Sonderausstellung des Museums ihre Tore; ihr folgten noch drei weitere. Ebenfalls Premiere hatten fünf fachlich orien-



tierte Vorträge in Offenburg und Gutach, die sich mit verschiedenen Aspekten bäuerlichen Lebens im Schwarzwald beschäftigten. Das „Gutacher Museumsblatt“ erschien dreimal und versorgte Interessierte mit Informationen über das Museum.

Erstmals seit 1980 zeigte die Besucherzahl wieder einen Aufwärtstrend: Gegenüber 443 025 Besuchern im Jahr 1983 haben in diesem Jahr 465 266 Gäste das Museum besichtigt und damit bestätigt, daß dieses zu den meistbesuchten Freilichtmuseen in der Bundesrepublik und Europa gehört.

### *Kreisarchiv*

Der Kreisarchivar wirkte beratend in Fragen der Registratur und des Archivs in den Gemeinden Appenweier, Haslach, Hausach, Hornberg, Mahlberg, Oberkirch, Oberkirch-Nußbach, Oberwolfach und Sasbachwalden. Die Neuordnung der Gemeindearchive in Mühlenbach und Fischerbach ist abgeschlossen. Außerdem wurden Vorträge und Seminare zur Ortsgeschichte in mehreren Gemeinden gehalten.

### *Denkmalpflege*

Im Haushalt standen hierfür 250 000 DM zur Verfügung. Nachstehende Objekte wurden gefördert:

Gasthaus „Zur Krone“ in Neuried-Altenheim — Fachwerkreilegung — Römische Straßenstation „Steinackerfeld“ in Hohberg-Niederschopfheim — Ausgrabung und Restaurierung —  
Silbermann-Orgel in der Pfarrkirche Meißenheim — Instandsetzung —  
Ehemaliges Gefängnis in Ettenheim — Sanierung —  
Fachwerkhaus Geiger in Lahr-Sulz — Renovierung —  
Wiederanbringung von Deckengemälden in der Pfarrkirche St. Stephan in Lahr-Reichenbach —  
Pfaffenhof in Seelbach-Wittelbach — Fachwerkreilegung —  
Fachwerkhaus Hansmann, Metzgergasse in Haslach — Renovierung —  
Fachwerkhaus Müller, Hauptstraße in Haslach — Renovierung —  
Schanzen in Gutach — Ausgrabung und Restaurierung —  
Speicher am Hintererbensenhof in Steinach-Einbach — Erneuerung des Strohdaches —  
Pfarrkirche in Biberach-Prinzbach — Innenrenovierung —  
Beiner-Häuschen auf dem Friedhof Ortenberg  
Heimburg-Bilder im Gebäude Hauptstraße 78 in Offenburg — Restaurierung —  
Wegkreuz am westlichen Ortsausgang von Oberkirch-Nußbach — Instandsetzung —  
Wegkreuz in Oberkirch-Ödsbach — Renovierung —  
Haus Huber, Bachanlage in Oberkirch — Fachwerkreilegung —  
Fachwerkhaus Hotel „Obere Linde“ in Oberkirch — Renovierung. — Gebäude Bähr, Stadtmauer, Thomaslohgasse in Oberkirch — Restaurierung —

Ruine Schauenburg in Oberkirch — Instandsetzung der bergseitigen Mauer —  
 Mühle Benz in Ottenhöfen-Unterwasser — Instandsetzung —  
 Hilsenhof in Seebach-Grimmerswald — Sanierung —  
 Fachwerkhaus Ruf in Sasbach-Obersasbach — Sanierung —  
 Illenauer Friedhof in Achern — Renovierung historischer Grabsteine —  
 Gasthaus „Zum Löwen“ in Mahlberg — Sanierung —  
 Gebäude Schloßbergstraße 11 in Mahlberg — Biberschwanzeindeckung. — Tabakmuseum in  
 Mahlberg — Sanierung des Gebäudes für das Museum —  
 Hammerschmiede in Seelbach-Litschentel — Instandsetzung —  
 Speicher Heller in Schuttertal-Schweighausen — Instandsetzung —  
 Vollmerhof in Steinach-Welschensteinach — Sanierung. — Speicher Volk in Steinach — Instand-  
 setzung —  
 Kapuzinerkloster in Haslach — Sanierung —  
 Schwarzwaldhof Gutmann in Zell-Oberentersbach — Sanierung —  
 Fachwerkhaus Lamm in Achern-Mösbach — Außeninstandsetzung —  
 Pfarrkirche „St. Martin“ in Achern-Großweier — Außeninstandsetzung —  
 Fachwerkhaus Schütt in Rheinau-Freistett — Sanierung —



*Hof Gutmann in Zell-Oberentersbach  
 Aufn.: Landratsamt Offenburg*

### *Jugend- und Sozialhilfe*

Der seit Jahren anhaltende Trend der Steigerung des Sozialhilfehaushalts hat sich auch im Jahre 1984 fortgesetzt. Hauptgründe hierfür sind die andauernde Arbeitslosigkeit, welche immer stärker auf die Sozialhilfe durchschlägt, und die Steigerung der Heimpflegesätze für Altenheim- und Pflegeheimbewohner, für die rund 60% der Sozialhilfe ausgegeben wird.

In Zeiten wirtschaftlicher und sozialer Anspannung ist es wichtig, die als richtig erkannten sozialplanerischen Maßnahmen fortzusetzen, um Sozial- und Jugendhilfe für die nächsten Jahre zu strukturieren. Deshalb wurde die sozialpolitische Linie des Ortenaukreises konsequent fortgesetzt. Der Schwerpunkt lag bei der offenen Hilfe. Sie wird in erster Linie durch die Sozialen Dienste

geleistet und bezieht persönliche und finanzielle Hilfe ein. Jugendhilfe, Sozialhilfe und Soziale Dienste bilden einen Verbund, der langfristig Hilfe zur Selbsthilfe bewirken kann.

In der Jugendhilfe spiegelt sich die Arbeit der Sozialen Dienste durch seit Jahren stark sinkende Fremdplacierungen wider, die sich im vergangenen Jahr besonders in der Abnahme von rund 50 fremdplacierten Pflegekindern nachweisen läßt.

Am Modell „Mutter und Kind“ im Ortenaukreis ist die Zahl der betreuten Mütter gegenüber dem Vorjahr um 25 auf 125 Teilnehmerinnen gestiegen.

Der Ortenaukreis hat im Jahre 1984 zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit weitere 50 000 DM bereitgestellt, um neue Lehr- und Ausbildungsplätze zu schaffen. 37 neue Ausbildungsplätze konnte durch den Ortenaukreis gefördert werden.

Die Verwaltung des Ortenaukreises hat zum Jahresende 1984 nach fünfjähriger Vorarbeit den Altenplan des Ortenaukreises vorgelegt. Der Plan wurde in der letzten Sitzung des alten Kreistags mit nur einer Gegenstimme beschlossen. Der Plan gliedert sich in die Bereiche „Altern und Alter“, „Statistik der Altenbevölkerung“, „Finanzielle Notlagen“, „Arbeit im Alter“, „Behinderungen in der Haushaltsführung“, „Gesundheit und Alter“, „Vereinsamung“, „Isolation“, „Wohnen im Alter“, „Öffentlichkeitsarbeit“, „Information und Beratung“, „Koordination und Umsetzung der Planung“ sowie in „Ziele und Forderungen der Altenhilfeplanung“.

Der Ortenaukreis ist örtlicher *Sozialhilfeträger* und nach dem Bundessozialhilfegesetz mit seinen vielfältigen Ansprüchen erste Anlaufstelle für alle Hilfesuchenden und Hilfeempfänger. Bei den erheblichen finanziellen Leistungen, die von der Verwaltung des Sozialamtes gewährt wurden, handelt es sich überwiegend um Pflichtleistungen nach den gesetzlichen Bestimmungen des Bundessozialhilfegesetzes.

Die Zahl der Arbeitslosen und insbesondere der behinderten und älteren Arbeitslosen wirkt sich zunehmend auf die Sozialhilfe aus, da in vielen Fällen entweder die Leistungen der Arbeitsverwaltung aufgestockt oder mangels eines vorrangigen Anspruchs die gesamten Kosten des Lebensunterhaltes für die Familie von der Sozialhilfe aufgebracht werden müssen. Rund 3 300 Bürger des Ortenaukreises erhalten gegenwärtig Leistungen der Sozialhilfe; dies bedeutet ein Anstieg von 300 Hilfeempfängern allein in einem Jahr.

### *Abfallbeseitigung*

Seit Oktober 1984 wird in einem Teil des Ortenaukreises mit ca. 163 000 Einwohnern durch die Firma Mittelbadische Recycling, Achern, in Zusammenar-

beit mit dem Ortenaukreis die getrennte Wertstoffsammlung mit der „Grünen Wertstofftonne“ probeweise durchgeführt. Der Probelauf dauert ein Jahr. Für den Bürger sowie für den Ortenaukreis entstehen während dieser Zeit keine zusätzlichen Kosten.

Mit der Wertstofftonne werden fünf Altstoffbereiche gesammelt: Papier, Glas, Metall, Kunststoff und Textilien. Das eingesammelte Wertstoffgemisch wird in einer für rd. 4,8 Mio DM errichteten Sortieranlage in Achern separiert und einer Wiederverwertung zugeführt. Die Entleerung der vorhandenen Mülltonnen (anthrazitgrau) und der grünen Wertstofftonne erfolgt im 14tägigen Rhythmus.

Der Ortenaukreis führte im vergangenen Jahr (Frühjahr und Herbst) eine Sammlung schadstoffhaltiger Hausmüllabfälle (Problemabfälle) durch. Als Problemabfälle des Hausmülls werden diejenigen Abfälle bezeichnet, die als Sondermüll in geringen Mengen im Haushalt anfallen. In der Regel handelt es sich um Chemikalien-, Farb- und Lackreste, Verdüner, Säuren, Gifte, Pflanzen- und Holzschutzmittel, Medikamente, Batterien jeder Art, Altöl und anderes mehr. Problemabfälle im Hausmüll führen auf den Deponien zu einer Belastung der Sickerwässer. Auch die Kläranlagen haben mit den Problemabfällen zu kämpfen, wenn sie in die Abwässer gelangen. Nach Beendigung der Sammelaktionen werden die angelieferten Abfälle zu einer Sondermüllbeseitigungsanlage gebracht und dort vernichtet.

Neben der zur ständigen Einrichtung gewordenen Einsammlung von Problemabfällen hat der Ortenaukreis im Herbst 1984 an alle Gemeinden des Ortenaukreises Altbatterien-Sammelgefäße ausgeteilt. Mit ihnen soll verhindert werden, daß verbrauchte Batterien in den Hausmüll gelangen und zu einer Belastung der Umwelt durch Schwermetalle führen. Die Behälter sind hauptsächlich im Eingangsbereich öffentlicher Gebäude, z. B. Schulen und Rathäuser, aufgestellt.

## Wolfach und Hausach — zwei mittelalterliche Städte im oberen Kinzigtal

Festvortrag anlässlich der Jahreshauptversammlung am 21. Oktober 1984 in Wolfach

*Hans Harter*

„Ortsjubiläen — und kein Ende“: Diesem Stoßseufzer, meine sehr verehrten Damen und Herren, wird man unwillkürlich zustimmen, wenn man die landauf, landab sich häufenden Feste mit historischem Anstrich ins Blickfeld nimmt. Auch hier im oberen Kinzigtal ist man von dieser Jubiläumswelle erfaßt worden, zuerst in Schiltach, wo 1980 der Ersterwähnung von 1280 gedacht wurde<sup>1</sup>; und dann diesen Sommer in den Nachbarstädten Hausach und Wolfach, in denen ebenfalls mittelalterliche Jahreszahlen Anlaß für große Festlichkeiten unter dem Motto „725 Jahre Hausach“ bzw. „1084—1984. 900 Jahre Wolfach“ gewesen sind<sup>2</sup>.

Als ein Nachtrag zu diesen beiden Jubiläen möchte ich meine heutigen Ausführungen verstanden wissen und zwar in zweifacher Hinsicht: So möchte ich zum einen kurz die Rolle reflektieren, die uns Historikern bei solchen Anlässen immer wieder zufällt, um anschließend Sie dann in die mittelalterlichen Grundlagen dieser Städte einzuführen, deren eine, Wolfach, uns heute ja als Gastgeberin eingeladen und empfangen hat.

Um es von vornherein zu sagen: Für uns, die wir in einem Geschichtsverein zusammengeschlossen sind, stellen die Ortsjubiläen eine Chance dar; eine Chance nämlich das, was ich den Bildungs- und Erkenntniswert unseres Faches nennen möchte, zu demonstrieren und vielleicht auch einem größeren Publikum zu vermitteln. Es mag zwar vorkommen, daß man der Geschichte bei diesen Anlässen eine bloße Alibifunktion zuweist, daß sie die mehr oder weniger geschickte Jahreszahl zu liefern hat und die Festivitäten sich dann verselbständigen können. Doch in der Regel laufen die diesbezüglichen Kontakte anders: Da ist schon zu spüren, daß die auf einmal ins Bewußtsein gerufene Existenz von 700 oder gar 900 Jahren in ihrer unendlich langen Dauer Anlaß gibt zu fragen, da die eigene Erinnerungskraft hier versagen muß; da ist zu merken, daß man eine so frühe Herkunft nicht mehr selber beurteilen kann, sie als Wissen und Information aber doch in Besitz nehmen möchte; da fühlt man sich als Einwohner einer Gemeinde eben doch so sehr mit ihr verbunden, daß ihre früheren Geschehnisse einem nicht belanglos bleiben. Mit anderen Worten: Ortsjubiläen sind die Gelegenheit nach rückwärts zu fragen, zu fragen nach der Herkunft, nach den Grundlagen und nach der Entwicklung und zwar

nicht nur aus rein historischem Interesse, sondern oft auch aus einem Gefühl der Identifikation heraus, das dem einzelnen durch das Zusammenleben mit anderen früher oder später zum Bedürfnis wird.

Hier nun liegt unsere Chance als Historiker und als Geschichtsverein: Daß wir diesem Bedürfnis entsprechen, Antworten geben und über die Dimension des Geschichtlichen dem einzelnen in seiner Gemeinde Grundlagen und Orientierung verschaffen. Nicht daß es dabei darauf ankäme, irgendwelche „Bekanntnisse zur Heimat“ abzulegen; dafür, so meine ich, gibt die Geschichte unserer Städte und Dörfer wenig Anlaß. Wie sollte sie auch, war das Leben der Menschen in der Vergangenheit weit mehr von Unfreiheit, Herrschaft, Not und Katastrophen bestimmt, als wir uns heute vorstellen können. Als im Jahre 1590 das Städtchen Schiltach zum dritten Male abgebrannt war, gerieten seine Bürger, wie es heißt, „in Zweifel und Superstition“ (Aberglauben) und weigerten sich, weiter an diesem unglückseligen Ort zu wohnen. Der Landesherr im fernen Stuttgart sah daraufhin seine strategischen Interessen an diesem Platz gefährdet und zwang die abzugsbereiten Schiltacher einfach per Befehl zum Bleiben und zum Wiederaufbau<sup>3</sup>. Es wäre unredlich, diese Seite der Geschichte unserer Gemeinden zu unterschlagen: Das permanente Ausgeliefertsein an die Kraft der Elemente, an die Macht von Herren und die Gewalt von Systemen, das sich bis in unser eigenes Jahrhundert verfolgen läßt.

Hier liegt bei den gegebenen Anlässen eine unserer Hauptaufgaben, nämlich zu zeigen, wie es war und wie es geworden ist. Nur über dieses Wissen läßt sich erreichen, was wir alle wollen: Daß die Bürger unseren Gemeinden sich wieder zugehörig fühlen und Sinn für Tradition und Geschichte entwickeln.

Die Schwierigkeit ist dabei nur, daß unser „historischer Gegenstand“ kein einfacher und zudem meistens auch ein sehr ferner ist. Was berühren uns heute die Zustände im Mittelalter, was gehen uns die Verhältnisse der frühen Neuzeit an? Die Antwort darauf kann sehr kurz ausfallen: Wir kommen von dort; wir stehen mit unseren Füßen auf dem Boden, der damals beackert worden ist und, wenn wir uns nur die Mühe machen, uns umzuschauen, so treffen wir auf Schritt und Tritt auf Zeugnisse und Denkmäler, die aus jenen fernen Zeiten in unsere Tage hineinragen. Gerade unseren Gemeinden sind durch ihre historisch gesetzte Lage Existenz- und Entwicklungsbedingungen auferlegt, die je nachdem förderlich oder auch beengend sein können. Dazu kommt, was ich die „kollektive Erinnerung“ nennen möchte, die in jedem Gemeinwesen besteht und manchmal sehr weit in die Vergangenheit zurückreicht. Unvergessen sind in Schiltach Brände, Hochwasser und der Herzog von Urslingen als Stadtherr. In Wolfach lebt die hochmittelalterliche Gräfin Udilhild als Sagen-gestalt weiter, und daß hier bis ans Ende des letzten Jahrhunderts die Flößerei Arbeit und Brot gesichert hat, daran erinnerten Wolfacher Bürger bei ihrem Jubiläumsfest, als sie den Bau und die Fahrt eines Kinzigfloßes vorgeführt ha-

ben. In Hausach wird das Andenken an den Bergbau hochgehalten, und es ist genau die Pflege dieser Erinnerungen, die uns weiter als Aufgabe auferlegt ist.

Gelingt es, bei den Ortsjubiläen auch solche Überlegungen anzustellen, das Bewußtsein und das Erinnerungsvermögen in der angesprochenen Art und Weise zu aktivieren, dann wird an dem geschichtlichen Sinn derartiger Veranstaltungen nicht mehr groß gezweifelt werden können.

Zuvor ist da aber meistens noch Kärnerarbeit zu leisten und die wissenschaftlich haltbare Grundlage zu schaffen, auf die das Siebenhundert- und Neunhundertjährige eines Ortes dann gestellt werden kann. Bleiben wir in den beiden Kinzigtalstädten Wolfach und Hausach und versuchen wir nachzuzeichnen, welchen Bedingungen sie ihre Existenz verdanken, auf welchen Fundamenten sie entstanden sind, und wann und durch wen das alles erfolgt ist. Bei beiden Städten sind ja keine eigentlichen Gründungsjahre überliefert, es gibt nur Ersterwähnungen — für Hausach das Jahr 1259<sup>4</sup>, für Wolfach mehrere Hinweise aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts<sup>5</sup> —, die in beiden Fällen nur die Existenz belegen, nicht aber, wie lange diese schon gedauert hatte. Genaue Gründungsdaten werden in beiden Fällen auch deshalb nicht geliefert werden können, weil mittelalterliche Stadtgründungen oft Prozeßcharakter haben und mit längeren Entwicklungsphasen gerechnet werden muß, so daß nur Zeiträume, nicht aber bestimmte Jahreszahlen anvisiert werden können.

Zur Eingrenzung derartiger Zeiträume hat man in der Stadtgeschichtsforschung schon seit längerem ein historisch-topographisches Verfahren entwickelt, das die Beobachtung der Lage von Pfarrkirche und Stadt zum Gegenstand hat<sup>6</sup>. Dafür gibt es im Prinzip zwei Möglichkeiten, nämlich, daß die Kirche mitten in der Stadt gelegen ist, wie in Freiburg, Offenburg oder Haslach i. K.; oder, daß beide räumlich voneinander getrennt sind, d.h. daß die Kirche außerhalb der Stadt, vor ihren Toren, steht. Diese zweite, auch als extramural bezeichnete Situation findet sich in den meisten Städten der Ortenau, auch in Hornberg und Schiltach, besonders deutlich und eindrucksvoll aber in Wolfach und in Hausach<sup>7</sup>. Das ist nun keinesfalls eine bloß städtebauliche Differenzierung oder Ausdruck etwa von Platzmangel. Diese Kirchen stehen vor den Stadtmauern auf Grund unterschiedlicher geschichtlicher Entwicklungen. Anders ausgedrückt: Kirche und Stadt gehören hier zwei verschiedenen Epochen an, das heißt, eines der beiden Teile bestand schon, bevor das andere dazugekommen ist. Dafür, wie diese Entwicklung vonstatten ging, gibt es eine allgemeingültige Regel: Primär ist immer die Kirche, während die Stadt das zweite, das neuere Element darstellt.

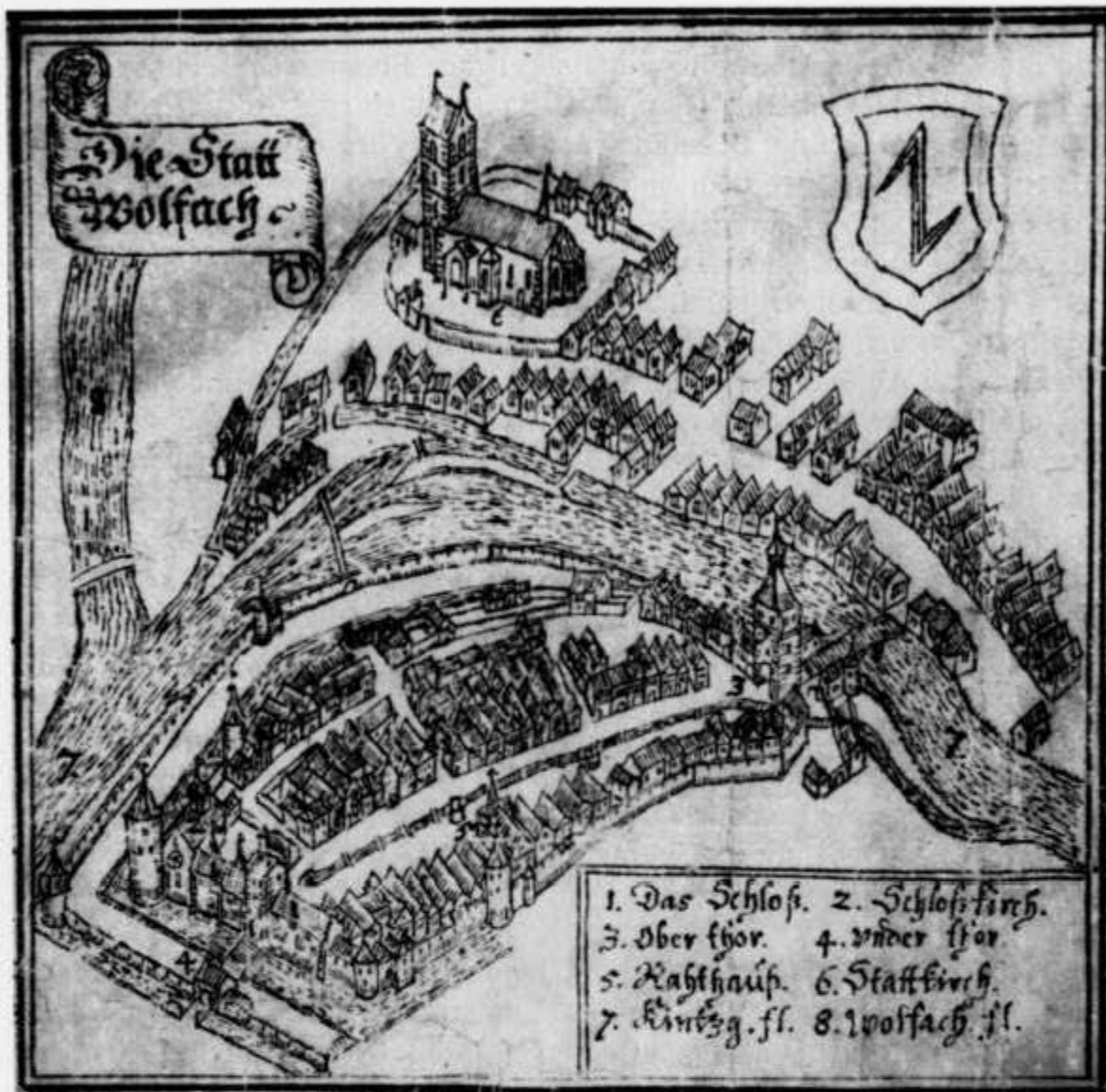
In Hausach und in Wolfach läßt sich diese Aussage nun auch anhand des Quellenmaterials mit großer Deutlichkeit belegen: Die „ecclesia quae est apud Husen“ ist bereits im Jahre 1148 in den Quellen erwähnt<sup>8</sup>, also mehr als ein Jahrhundert vor der Stadt. Sie besteht ja noch, am Hauserbach gelegen, mit

ihrem wunderschönen spätgotischen Chor und einem Tympanon, dessen romanische Kreuzigungsdarstellung aus dem endenden 11. oder dem beginnenden 12. Jahrhundert stammen dürfte. Um sie herum hatte sich offenbar eine kleine Siedlung gebildet, die als „locus Husen“ ebenfalls noch im 12. Jahrhundert belegt ist<sup>9</sup> und die im heutigen „Hausach-Dorf“ weiterlebt, von dem auch die Kirche ihren Namen „Dorfkirche“ erhalten hat. Fast eineinhalb Kilometer beträgt aber die Entfernung, die die Hausacher Bürger bis zu ihr zurücklegen mußten, Sonntag für Sonntag, durch viele Jahrhunderte hindurch, bis sie 1894 die Pfarrkirche in Gestalt der heutigen Stadtkirche endlich in die Stadt hereinholen konnten. Man sieht, welches Beharrungsvermögen eine einmal eingerichtete Institution hat — und genau diesen Sachverhalt trifft die bekannte Redensart, daß man „die Kirche im Dorf lassen solle“. Dort am Hauserbach dokumentiert sie bis heute die erste Phase der Geschichte von Hausach, als dies noch ein Pfarrdorf war und als solches weit in das 11. Jahrhundert zurückreichen dürfte. Daß die Stadt Hausach tatsächlich sehr viel später erst dazugekommen ist, das kann man auch an der langen zeitlichen Distanz ablesen, die zwischen den jeweiligen Ersterwähnungen von Kirche und Stadt liegt: Die 1259 belegte Stadt wird nicht vor dem 13. Jahrhundert entstanden sein, nachdem von „Husen“ noch am Ende des 12. Jahrhunderts nur als „locus“, als „Ort“, die Rede gewesen ist.

Es ist verblüffend, wie sehr die Quellenlage und die topographische Situation von Wolfach der von Hausach ähneln. Steht die Kirche dort im „Dorf“, so befindet sie sich hier in der „Vorstadt“, das heißt jenseits der eigentlichen Gründungsstadt, über der Kinzig drüben und mit ihr durch den Gassensteg verbunden. Ähnlich liegen die Dinge übrigens auch in Schiltach, wo man das „Städtle“ vom „Vorstädtle“ unterscheidet und beide Teile ebenfalls durch einen Fluß, die Schiltach, getrennt sind. Die Wolfacher Vorstadt geht ihrerseits auf nichts anderes als auf ein ehemaliges Dorf zurück, das wir uns bei der Kirche als eine kleine Ansiedlung von Handwerkern und Gaststätten vorstellen müssen. Der Beleg dafür stammt aus dem Jahre 1148, wo es „villa Wolfhacha“, „Dorf Wolfach“, heißt<sup>10</sup>. Sein Mittelpunkt, die dem heiligen Laurentius geweihte Pfarrkirche, weist zeitlich noch erheblich weiter zurück: Die Verehrung dieses Kirchenheiligen setzte nach dem Jahre 955 ein, als Kaiser Otto der Große in der Not des Ungarnansturms ihm ein Gelübde abgelegt und darauf, wie es heißt, den Sieg auf dem Lechfeld davongetragen hatte. Damals kam Laurentius als Kirchenpatron sozusagen in Mode, und ihm geweihte Kirchen können durchaus in das 10. oder 11. Jahrhundert zurückreichen<sup>11</sup>.

Diesem relativ alten Pfarrdorf Wolfach gegenüber ist dann in einem anderen, sekundären Vorgang die Stadt entstanden, die sich auf Grund ihres regelmäßigen Grundrisses und der Geschlossenheit ihrer Anlage als vorbedachte und planmäßige Gründung zeigt. Der Zeitpunkt dafür liegt auf jeden Fall später als die für die Existenz des Dorfes gefundenen Daten, mit Sicherheit nach dem Jahr 1148, aus dem eben nur von der Existenz einer „villa“, aber nicht einer





„Die Statt Wolfach“, Ausschnitt aus: Jakob Mentzinger, *Mathematischer Grundriß der Fürstlich Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal*, 1655  
(Vorlage und Aufnahme: Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen, Georg Goerlipp)

„Stadt“ berichtet wird. Für sie verdichten sich die Nachrichten erst seit etwa 1275, so daß für die Stadtgründung vorerst nur der relativ lange Zeitraum von der zweiten Hälfte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts angesetzt werden kann<sup>12</sup>.

Man sieht, daß die Kombination von topographischer und historischer Methode durchaus Ergebnisse bringt, die insofern ihren großen Wert haben, als sie an Ort und Stelle nachprüfbar und nachvollziehbar sind: Der Weg vom Städtchen zum Dorf, von der Stadt in die Vorstadt und jeweils in die Pfarrkirche kann so zur Wanderung von einer Geschichtsepoche in eine andere werden; Geschichte wird hier handgreiflich, beobachtbar und damit erlebbar, vor

allem, wenn man sich dessen bewußt wird, daß sich im Verhältnis von Kirche und Stadt die beiden zentralen mittelalterlichen Entwicklungsphasen unserer Heimat widerspiegeln: Das 11. und 12. Jahrhundert, das war hier im oberen Kinziggebiet die Zeit der Besiedlung gewesen. Aus den fruchtbaren Gauen am oberen Neckar und der Baar sind damals Rodungsunternehmen in den angrenzenden Wald vorgetragen worden, der bis dahin menschenleer geblieben war. Als Organisatoren dieser Besiedlungswelle sind vor allem Adelige aufgetreten, die sich mit ihren Familien hier auch niedergelassen haben und die wir auf ihren Burgen im 12. Jahrhundert nacheinander antreffen: Die Herren Brandeck bei Alpirsbach, im Schiltachtal die Ramsteiner und die Falkensteiner, die Herren von Hornberg im Gutachtal und nicht zuletzt die Friedriche von Wolfach, die sogar schon seit 1084 auf ihrer Burg im Wolfstal nachzuweisen sind<sup>13</sup>. Von ihnen gingen die Herrschaftsrechte aus, und sie besaßen auch die notwendigen Mittel, um Höfe und Siedlungen anzulegen, Wege und Burgen zu bauen und mit Menschen zu bevölkern. Diese waren auch kirchlich zu versorgen, so daß Pfarreien eingerichtet, Priester bestellt, Kirchen erbaut werden mußten, und zwar als Eigenkirchen der jeweiligen adeligen Herren. Dieses Rechtsverhältnis ist gerade für die Hausacher Dorfkirche nachweisbar, die 1148 den schon genannten Herren von Wolfach gehörte<sup>14</sup>, was auch für die Wolfacher Pfarrkirche vorausgesetzt werden kann. So sind beide Kirchen tatsächlich Dokumente besonderer Art, steinerne Zeugen nämlich aus jener geschichtlichen Epoche, die uns im oberen Kinzigtal die Erschließung und Kolonisierung gebracht hat.

Ein bis zwei Jahrhunderte später ging dann eine Welle von Stadtgründungen über das Land, sozusagen der zweite Akt im großen Prozeß seiner Besiedlung, an dem wir im Kinzigtal in nicht geringem Maße Anteil hatten: Offenburg, Gengenbach, Haslach, Hausach, Wolfach, Schiltach — aneinandergereiht wie die Perlen an einer Schnur liegen die Gründungsstädte entlang der Kinzig, bilden sie, um es in der Sprache der Geographen auszudrücken, eine richtige Städtegasse, die sich quer durch den Schwarzwald zieht. Friedrich Metz hat das Bündel von Gründen zusammengeschnürt, dem die Kinzigtalstädte ihre Entstehung und wirtschaftliche Blüte verdanken<sup>15</sup>. An erster Stelle steht die Verkehrsbedeutung des Tales, das als einziges im Schwarzwald nicht als Sackgasse endet, sondern das Gebirge ganz in Ost-West-Richtung durchquert und damit enorme Verkehrsmöglichkeiten schafft, die bekanntlich schon seit römischen Zeiten erkannt worden sind. Mit seinen zahlreichen Nebentälern das weitaus größte Einzugsgebiet unter allen Schwarzwaldgewässern aufweisend, bildet das Kinzigtal einen ausgedehnten Wirtschaftsraum, der seinerseits politischer und wirtschaftlicher Mittelpunkte bedurfte. Besonders wertvoll war es auf Grund seiner Erzvorkommen, Silber, Kupfer, Eisen und Kobalt, sowie wegen seines Waldreichtums, die Bergbau und Holzhandel zu einträglichen Gewerben werden ließen. Nicht zu vergessen ist die Verfügbarkeit von Wasser und von Wasserkraft, der einzigen Energiequelle für Mühlen und Sägen, aber

auch die Grundlage für ein Handwerk wie das der Gerberei und natürlich auch der Flößerei, die beide gerade auch im Kinzigtal eine überragende Rolle besaßen. So konnten die Städte hier entstehen, als Markt- und Gewerbeorte, als politische, kulturelle und als Verkehrsmittelpunkte und zwar in solcher Dichte und Zahl, wie sie weder der südliche noch der nördliche Schwarzwald aufweist. Es waren das 12. und das 13. Jahrhundert, in denen die Grundsteine der meisten unserer Städte gelegt worden sind, wobei den damaligen Trägern der politischen Herrschaft mit dem König an der Spitze, den geistlichen und weltlichen Reichsfürsten bis herunter zum Grafenadel und den kleineren freiherrlichen Geschlechtern adeligen Geblüts das Hauptverdienst zukam. So werden auch unsere Städte für uns zu Orten und zu Zeugen hochmittelalterlichen Lebens, auch wenn nur ihre Lage und manchmal auch ihre Gestalt, seltener ihre Bausubstanz aus dieser Epoche noch stammen.

Dokument für diese Zeit der Stadtgründungen und zwar im bestem Sinne des Wortes ist bis heute vor allem die Stadt Wolfach. Diese, wie man sie bezeichnet hat, „großartige Schloß- und Marktanlage“<sup>16</sup>, läßt in ihrem Grundriß die mittelalterliche Gründung bis heute erkennen. Ihre Achse bildet die große, breite Marktstraße, die heutige Hauptstraße, an der das Rathaus und die repräsentativen Wohn- und Geschäftshäuser, auch die Gasthöfe, liegen. Parallel zur Marktstraße verlaufen schmalere Nebenstraßen, die mit ihr durch Gassen verbunden sind, und in denen die Handwerker und die ärmeren Leute angesiedelt waren. Die ganze, zwischen Kinzig und Berghang hineingesetzte Anlage war stark befestigt, wovon in der Hauptsache leider nur das sogenannte „Schloßtor“ übrig geblieben ist.

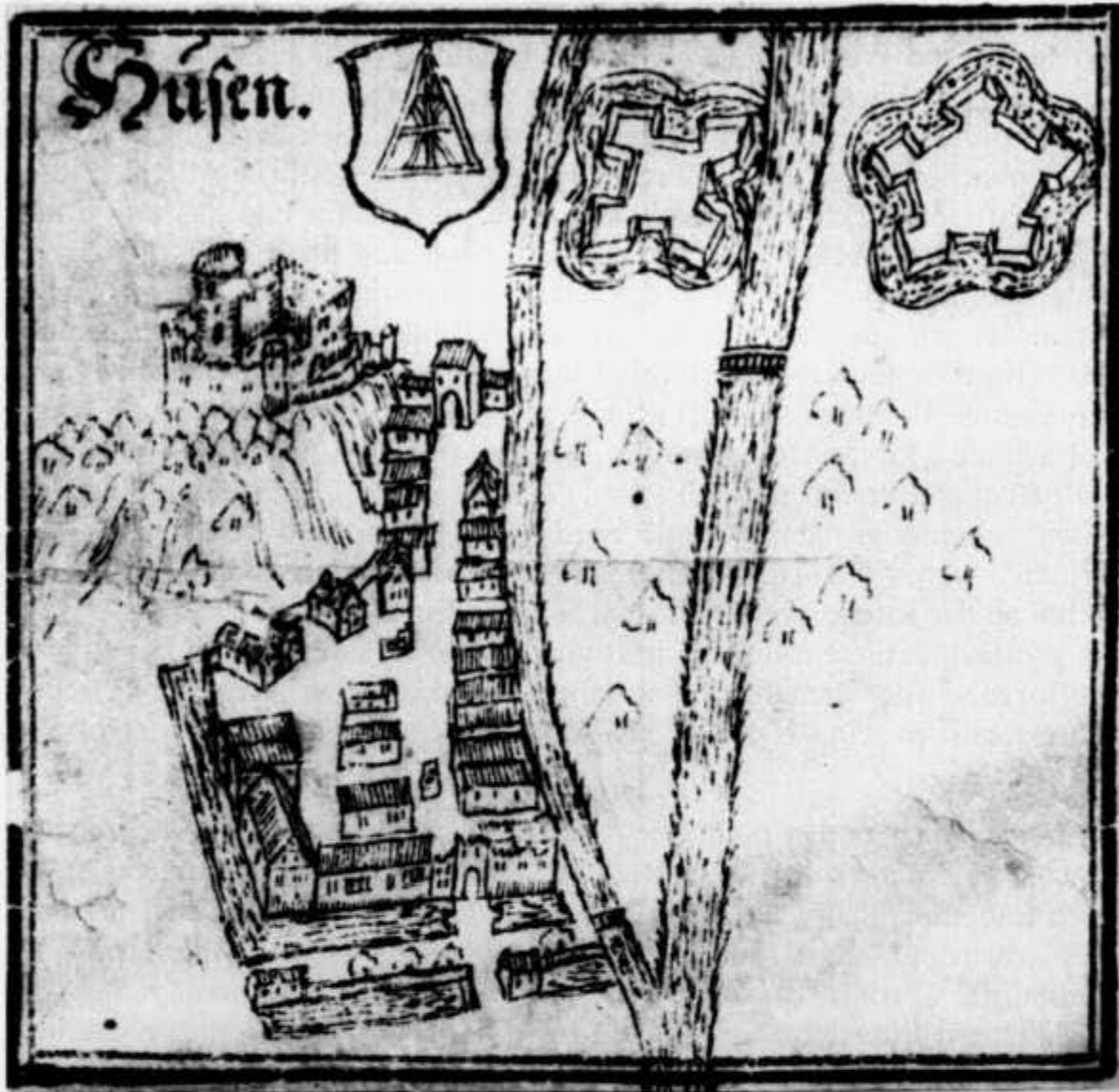
Bereits im Jahre 1294 wurde hier ein Kauf nach dem „Gewäge zu Wolfach“ abgerechnet<sup>17</sup>, was nichts anderes bedeutet, als daß die Stadt über ein eigenes Silbergewicht verfügte. Das ist in der Regel Ausdruck der Bedeutung des Marktes an diesem Ort, so daß wir uns die Stadt Wolfach schon damals als eine offenbar blühende Marktstätte vorstellen müssen. Ausschlaggebend für diese Funktion dürfte ihre Lage an der damals wie auch heute noch vielbefahrenen Kinzigtalstraße gewesen sein, die das wirtschaftlich hochentwickelte Oberrheingebiet mit dem oberen Neckar und der Baar verband. Hier konnte der nur Tagesetappen von 20 bis 25 km leistende mittelalterliche Verkehr Station machen und die Dienstleistungen in Anspruch nehmen, auf die er so dringend angewiesen war: In Werkstätten, Ställen, Herbergen und Gasthöfen, wo man Pferde beschlagen, Wagen reparieren, Rast einlegen oder übernachten konnte. Aus späterer Zeit ist bekannt, daß die Stadt Wolfach mit Einrichtungen wie Waage, Gewichten, Hohlmaßen, Marktständen und Ladhof ausgestattet und an den Toren Zollstätten eingerichtet waren<sup>18</sup>. Sie alle dienten dem Markt und dem Verkehr, so daß die Existenz wie die Funktion dieser Stadt als Rast- und als Handelsplatz schon im 13. Jahrhundert als erwiesen gelten kann. In der örtlichen Wolfacher Tradition verweist man bis heute auf die frühere Gastwirtschaft „Zur Sonne“, gegenüber dem Rathaus, als dem ältesten

und dem ursprünglich ersten Haus der Stadt, mit der in der Tat die herrschaftliche Ladstatt verbunden war. Sämtliche Fuhrwerke durften nur „in der Sonnen“ auf- und abladen, und namentlich mußte aller Wein dort verhandelt werden<sup>19</sup>. Hier verbinden sich tatsächliche Funktion und Tradition in einer so überzeugenden Weise, daß die Wolfacher „Sonne“ womöglich den Schlüssel zu den Ursprüngen der Stadt in sich birgt.

Diese hatten wir versucht auf den Zeitraum zwischen der zweiten Hälfte des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts einzugrenzen, wobei die frühere Forschung die Jahre um 1230 bis 1250 angenommen hat<sup>20</sup>. In Wolfach selber hat der rührige und verdienstvolle Heimatpfleger Josef Krausbeck alle verfügbaren Indizien wie Bodenfunde und Architekturmerkmale auszuwerten versucht und ist auf eine Gründungszeit „um 1180“ gekommen<sup>21</sup>. Diesen Ansatz möchte ich heute unterstützen unter Hinweis auf einen bisher nicht beachteten Sachverhalt: Im Wolfacher Stadtrecht war noch um 1400 die Rechnung nach Tübinger Pfennigen üblich, obgleich diese Währung im Kinzigtal seit dem 13. Jahrhundert durch den Straßburger Pfennig verdrängt worden war<sup>22</sup>. Als ursprüngliche Münze hat also der Tübinger zu gelten, und er muß in Wolfach sehr intensiv in Umlauf gewesen sein, sonst hätte man hier an ihm nicht noch so lange nach seinem Verschwinden als Verrechnungseinheit festgehalten. Diese Überlegung aber führt tatsächlich in das frühe 13. Jahrhundert oder gar in das 12. Jahrhundert zurück<sup>23</sup>, wenn hier der Tübinger noch die herrschende Währung gewesen sein sollte. Genauere Angaben, etwa auf das Jahrzehnt, werden sich jedoch erst machen lassen, wenn das von Josef Krausbeck vorgelegte Material mit allen archäologischen und kunstgeschichtlichen Methoden überprüft worden ist.

Was jedoch mit Sicherheit beantwortet werden kann, das ist die Frage nach den Gründern dieser Stadt. Sie bestand schon im späten 13. Jahrhundert, als die Fürstenberger sich hier eingeheiratet haben, so daß es nur deren Vorgänger als Herrschaftsinhaber, die einheimischen Herren von Wolfach selber gewesen sein können. Diese freiherrliche Adelsfamilie, die das Gebiet um die Kinzig und die Wolf vom 11. bis in das 13. Jahrhundert beherrscht hat<sup>24</sup>, schuf sich durch die Gründung dieser Stadt einen wirtschaftlichen Mittelpunkt, dessen Existenzbedingungen in lagemäßiger, in rechtlicher und in politischer Hinsicht so gut gestaltet waren, daß Wolfach über die Jahrhunderte hinweg bestehen und erblühen konnte.

Haben wir dem älteren unserer beiden Stadtjubilare damit unseren Tribut an Lob und Würdigung gezollt, so bleibt dies am Schluß auch dem jüngeren, Hausach, gegenüber zu tun. In der landes- und lokalgeschichtlichen Forschung ist diese Stadt bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden, was vermutlich mit der Kompliziertheit ihrer herrschaftspolitischen Entwicklung zusammenhängt. Auch die Häufigkeit ihres alten Namens „Husen“ wirkte hier wegen der Verwechslungsgefahr durchaus verwirrend, und so sind manche



„Husen“, Ausschnitt aus: Jakob Mentzinger, *Mathematischer Grundriß der Fürstlich Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal*, 1655  
 (Vorlage und Aufnahme: Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen, Georg Goerlipp)

Fehlkonstruktionen ihrer frühen Geschichte entstanden, deren bizarre Trümmer, um bei diesem Bild zu bleiben, noch immer den Blick verstellen. Das ist beispielsweise von der Behauptung einer eigenen Adelsfamilie sogenannter „Herren von Husen“ zu sagen, die als zähringische Nebenlinie auf der Burg gehaust haben sollen<sup>25</sup>. Man hat ihr sogar den Minnesänger Friedrich von Hausen zugeordnet und diesen 1190 beim Kreuzzug den „Heldentod“ sterben lassen, nur, um in Hausach so etwas wie eigenen Adel ins Felde führen zu können<sup>26</sup>.

Die Quellen berichten es, was für den Historiker nicht weniger aufregend ist, anders: „Husen“, das war bis 1148 wolfachisch, d.h. seine Kirche, das Dorf

und die zugehörigen Höfe des Kirchspiels waren Bestandteile der Herrschaft der Herren von Wolfach, die hier das Kinzigtal abwärts bis zum Schwiggstein und dem Fischerbach reichte, deren Grenze also mit der alten Bistumsgrenze von Straßburg und Konstanz zusammenfiel<sup>27</sup>. Seit dem Jahr 1086 läßt sich beobachten, daß die Wolfacher Herren diesen westlichen Bereich ihrer Herrschaft sozusagen als bewegliche Masse gehandhabt und aus ihm durch Erbteilungen, Verkäufe und Schenkungen nach und nach Höfe, abhängige Leute, Grundstücke, Wälder und zuletzt die Dorfkirche herausgelöst haben. Nutznießer war vor allem das damals neu gegründete Kloster St. Georgen auf dem Schwarzwald, das hier offenbar die Gelegenheit sah, im Kinzigtal zu einem eigenen Besitzkomplex zu gelangen<sup>28</sup>. Als im Jahre 1148 Friedrich von Wolfach die „Kirche Husen“ an St. Georgen tradierte, hatte die Abtei dieses Ziel offenbar erreicht und ließ sich 1179 vom Papst „Einbach cum ecclesia Husen“ in einer großen Urkunde bestätigen<sup>29</sup>. Grund und Boden in und um „Husen“ waren jetzt also klösterlich-sanktgeorgisch geworden, ebenso die Rechte an der Kirche, was freilich nicht zu bedeuten braucht, daß die Herren von Wolfach in diesem Bereich jetzt nichts mehr zu sagen gehabt hätten. Der Gepflogenheit der damaligen Zeit entsprechend, dürften ihnen die Gerichtsrechte geblieben sein, so daß sie als Vögte des Klosters hier nach wie vor amtiert haben.

Ein tiefer Bruch in den politischen Verhältnissen des Klostersguts „Einbach-Husen“ muß dann die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts gebracht haben, an deren Ende nämlich, genau im Jahre 1246, die Meldung über die Eroberung eines „castrum Husen“ steht<sup>30</sup>. Der Zusammenhang dieser Nachricht, die der Straßburger Chronist Ellenhard aufgeschrieben hat, läßt keinen Zweifel daran, daß hier Hausach im Kinzigtal und seine Burg gemeint waren, deren stolze Ruinen sich malerisch-steil über dem Städtchen erheben. Es braucht wohl nicht eigens dargelegt zu werden, daß die Nachricht von 1246 für die Klärung der politischen Verhältnisse von Hausach im 13. Jahrhundert von entscheidender Bedeutung sein dürfte.

Krieg geführt wurde damals im gesamten Kinzigtal, von Offenburg über Ortenberg und Gengenbach bis Hausach, ebenso in der Ortenau und drüben im Elsaß, und es war der Bischof Heinrich von Stahleck, der Straßburger Oberhirte, der zusammen mit seinen Verbündeten belagerte, zerstörte, eroberte und besetzte. Der Feind, um den es ging, war kein geringerer als der damalige Kaiser Friedrich II., der soeben, 1245, von Papst und Konzil seines Amtes enthoben worden war. Im ganzen Deutschen Reich rannten daraufhin die Feinde des Kaisers, weltliche wie geistliche Fürsten, gegen die Positionen des Stauferherrschers, dessen Leute sehr bald in die Defensive gerieten. So war auch das Kinzigtal, dessen unterer und mittlerer Teil sich fest in königlich-staufischen Händen befanden<sup>31</sup>, Angriffsziel geworden, und einer der ersten Erfolge der antikaiserlichen Partei war offenbar die Einnahme des „castrum Husen“ gewesen. Das aber kann nur bedeuten, daß diese Burg ebenfalls einen staufer-

schen Stützpunkt gebildet hatte, was jedoch sogleich die Frage aufwirft, wie und wann der Herrscher in ihren Besitz gekommen war.

Man wird hier auf zwei Sachverhalte verweisen müssen: Die staufische Politik im allgemeinen, die seit dem Jahr 1218 das Kinzigtal systematisch zur Königslandschaft umgemodelt hatte, und dann auf den Charakter von „Einbach-Husen“ als sanktgeorgischen Klosterbesitz. Dessen Vogtei scheint damals, 1218, ebenfalls neu geregelt worden zu sein und zwar wiederum unter staufischem Vorzeichen. Die Berechtigung dazu hatte sich Friedrich II. gleichfalls noch in diesem Jahr verschafft, als er die Hochvogteibefugnisse über das Sanktgeorgener Mutterkloster übernahm<sup>32</sup>, die ihm Einflußnahme auf die Gerichtsrechte über alle von dessen Besitzungen eröffnete. Wir wissen leider nicht, auf welche Art und Weise man damals am Königshof vorging, um die lokalen Wolfacher Vogteirechte im Kinzigtal abzulösen und staufisch werden zu lassen. Daß dieses Vorhaben aber schon um 1220 gelungen war, als auch die Besetzung des vorderen Kinzigtals durch königliche Mannschaften in vollem Gange war, das beweist auf jeden Fall die Errichtung des „castrum Husen“, dessen runder Bergfried burgenkundlichen Kriterien entsprechend seinerseits genau eine Erbauung um das Jahr 1220 signalisiert<sup>33</sup>.

Faßt man alle diese Überlegungen zusammen, so kann diese Burg nur als sogenannte „Vogteigründung“ errichtet worden sein, eine im Mittelalter oft geübte und auch gerügte Praxis, daß nämlich die weltlichen Kirchenvögte ihre Machtstellung dazu benützten, um auf Kirchenboden Anlagen zu begründen, die primär ihren eigenen politischen Interessen dienten. Im Falle des „castrum Husen“ kann dies nur der königliche Willen selber gewesen sein, das staufische Territorium im Kinzigtal nach Osten zu markieren und abzusichern.

Diese Funktion der Burg wird 1246 deutlich, als sie von antistaufischen Kräften eingenommen wurde, die vom Chronisten freilich nicht genannt werden. Wir wissen jedoch, daß in der Ortenau neben dem Straßburger Bischof vor allem die Herren von Geroldseck, von Üsenberg und von Lichtenberg und auch die Grafen von Freiburg gegen die staufischen Positionen gekämpft haben<sup>34</sup>. Von ihnen hat wenige Jahre später, 1259, der Graf Konrad von Freiburg Hausach besessen<sup>35</sup>, so daß es wahrscheinlich ist, daß er es gewesen war, der das „castrum Husen“ seinen staufischen Feinden abgenommen hatte, vielleicht auf Grund eines Kriegszuges, den er von seinen Besitzungen auf der Baar durch das Gutachtal vortragen ließ. Die Brüder Konrad und Heinrich von Freiburg sind als erbitterte Staufergegner bekannt, und es gibt viele Hinweise dafür, daß sie 1246—48 an den Kampfhandlungen als Verbündete des Straßburger Bischofs aktiv teilgenommen haben. Die Verteilung der eroberten staufischen Beute scheint nicht ohne Schwierigkeiten vonstatten gegangen zu sein, doch galt am Schluß das Prinzip, daß jeder behalten durfte, was er selber eingenommen hatte. So blieben Offenburg, Gengenbach und die Burg Ortenberg im Besitz des Bischofs von Straßburg; Zell a.H. und Mahlberg sicherten

sich die Geroldsecker, während das mittlere Kinzigtal unter den beiden Freiburger Brüdern aufgeteilt wurde: Heinrich, der sich in der Zwischenzeit nach dem Fürstenberg benannte, erhielt Haslach, Steinach und Biberach<sup>36</sup>, und Konrad von Freiburg finden wir 1259 eben als den Herrn von Hausach.

Die aus diesem Jahr überkommene Nachricht berichtet bei genauerer Betrachtung noch etwas ganz Neues, nämlich von der Existenz einer „Stadt“, sowie einer dort tätigen gräflich-freiburgischen Zollstätte. An ihr scheint sich einiger Ärger entzündet zu haben, wohl hauptsächlich deshalb, weil eine Zollerhebung an dieser Stelle bisher nicht üblich gewesen war. Betroffen waren auch Fuhrwerke des Klosters Alpirsbach, dessen Abt deswegen sogleich in Verhandlungen mit dem Grafen Konrad eintrat. Das Ergebnis kennen wir: Es ist die Befreiung von „des Gotteshauses Leuten und Boten“ von diesem Zoll, so daß sie fortan „zollfrei fahren sollen in und durch die Stadt Husen im Kintzgenthal“, gegeben von Graf Konrad von Freiburg im Jahre 1259<sup>37</sup>.

Nach der Kirche und nach der Burg hat sich in dieser Urkunde also das dritte geschichtliche Element gefunden, aus dem „Husen“ besteht, die „Stadt“, deren erste Nennung vor 725 Jahren die Hausacher diesen Sommer also zu recht gefeiert haben.

Deutlich vor Augen steht uns auch die geschichtliche Abfolge an diesem Ort: Im 11. Jahrhundert besaßen die Herren von Wolfach hier die Güter und die Kirche, die sie im 12. Jahrhundert an die Abtei St. Georgen tradierten. Seit etwa 1220 muß von staufischen Vogteirechten ausgegangen werden, die die Errichtung der Burg nach sich zogen, und 1246 war es der Graf Konrad von Freiburg, der „Husen“ in seinen Besitz bringen konnte und hier 1259 über eine „Stadt“ verfügte.

Welche der genannten politischen Kräfte kann nun aber für die Entstehung dieses dritten und letzten Elements, für die Gründung der Stadt, verantwortlich gemacht werden? Fertige Antworten, um dies gleich zu sagen, kann es auf diese Frage vorerst nicht geben; dafür ist die Quellenlage zu dünn, und archäologische Möglichkeiten sind bisher auch nicht in Sicht. Klar ist nur, daß die Stadt in Bezug auf die Kirche das sekundäre Element darstellt, ebenso wie auch die Burg. Könnten nicht aber Burg und Stadt sowohl zeitlich als auch politisch eine Einheit darstellen? Diese Möglichkeit würde die überraschende Perspektive eröffnen, daß Hausach in die stolze Reihe der königlich-staufischen Stadtgründungen der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts einzureihen wäre. Eine nochmalige, kritische Sicht der Argumente läßt an dieser, zugegebenermaßen faszinierenden Deutungsmöglichkeit jedoch erhebliche Zweifel anmelden: Wirtschaftliche Mittelpunkte des staufischen Reichsterritoriums im Kinzigtal waren laut Reichssteuerverzeichnis von 1241 Offenburg, Ortenberg und Haslach<sup>38</sup>; eine Stadt und die Burg Husen fehlen in dieser Aufstellung. Letztere war ein militärischer, das Kinzigtal nach Osten abschirmender



Stützpunkt, als der sie 1246 ja dann auch benannt worden ist. An sie gleichzeitig eine Stadt anzuschließen, war aus strategischen und wirtschaftlichen Gründen nicht erforderlich, diese Funktion nahm das staufische Haslach wahr.

Anders stellt sich die Situation nach dem Jahr 1246 dar: Das staufische Territorium war in mehrere Einzelteile zerbrochen, die von ihren jeweiligen Okkupanten gesichert und wirtschaftlich neu fundiert werden mußten. Das galt besonders für Konrad von Freiburg und das ihm verbliebene „Husen“, das jetzt inmitten anderer Herrschaftsbereiche recht isoliert erscheint und auch kein größeres Hinterland besaß. Eine wirtschaftliche Absicherung dieses Besitztums war jedoch möglich, wenn es aus dem vorbeiziehenden Verkehr Nutzen zog. Wie wir auch im Falle von Wolfach gesehen haben, stellten das Angebot von Dienstleistungen und die Erhebung von Zöllen Mittel dar, mit deren Hilfe eine gewisse Wirtschaftskraft entfaltet werden konnte. Dieses Ziel wiederum war mit der Errichtung eines Marktes zu erreichen, der direkt an dem gewinnbringenden Verkehrsweg gelegen war. Ganz in diesem Sinne wurde die Stadt Hausach ja auch angelegt, mit der Kinzigalstraße als Achse, so daß der Verkehr mitten durch sie hindurchziehen mußte — eine Gründungs-idee, die den Plan von Wolfach wiederholt und beiden Städten heute, angesichts der modernen Variante von Verkehr, so viel Kopfzerbrechen bereitet.

Es ist genau diese Funktion als Verkehrs- und Zollpunkt, die in der Urkunde von 1259 der Stadt Hausach zuerkannt wird, so daß beides, Topographie und Ersterwähnung, ihre Gründungsabsicht widerspiegeln. Sie kann also mit guten Gründen dem Grafen Konrad von Freiburg zugeschrieben werden, auf den auch die einzige Quelle verweist, aus der dieser Vorgang deutlich wird. Etwa um das Jahr 1250 dürfte er es gewesen sein, der nach der Inbesitznahme der Burg direkt unter ihr einen Markt angelegt hat, der dazu dienen sollte, diesem von den freiburgischen Stammländern weit entfernten Besitztum eine wirtschaftliche Grundlage zu geben. Das 725jährige, das die Hausacher diesen Sommer gefeiert haben, ist dem tatsächlichen Gründungszeitpunkt ihrer Stadt also wohl sehr nahe gekommen, so daß wir ihr Jubiläum im Nachhinein nur unterstützen können.

#### *Anmerkungen*

- 1 Vgl. H. Harter, 700 Jahre Schiltach — Schiltach vor 700 Jahren, in: Die Ortenau 61/1981, S. 71—80.
- 2 Vgl. dazu: 725 Jahre Stadt unter der Burg. Extrablatt der Hausacher Zeitung, hg. von der Stadt Hausach, Juni 1984. — 900 Jahre Wolfach. 1084—1984, Festschrift, hg. von der Stadt Wolfach, Wolfach 1984.
- 3 Vgl. H. Fautz, Die Schiltacher Stadtbrände, in: Die Ortenau 41/1961, S. 13—43, hier S. 21ff.
- 4 Die diesbezügliche Urkunde ist im Original nicht mehr erhalten, ihre Bestimmungen sind jedoch in einer fürstenbergischen Urkunde von 1423 inseriert, vgl. FUB 3, Nr. 157, S. 118.
- 5 Vgl.: FUB 1, Nr. 619, S. 308; ebda., Nr. 650, S. 334.
- 6 Vgl. dazu: W. Müller, Stadtgründung und Pfarrei, in: Die Ortenau 61/1981, S. 51—70.
- 7 Ebda., S. 58f., S. 61 und S. 69f.

- 8 MGH SS 15, S. 1022. — Vgl.: H. Harter, Eine Schenkung der Herren von Wolfach an das Kloster Alpirsbach, in: Die Ortenau 49/1969, S. 225—244, hier S. 233ff.
- 9 „ad locum Husen“ verbrachte Konrad von Zeiningen, der dritte Abt des Klosters Tennenbach (1184—1207) sein 18 Jahre dauerndes Exil, vgl.: Das Tennenbacher Güterbuch (1317—1341), bearbeitet von M. Weber, G. Haselier u.a., Stuttgart 1969 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Bd. 19), S. 31 — Vgl. auch: MGH Necr. 1, S. 342: „apud Hausen in valle Kenzingana“.
- 10 Wie Anm. 8.
- 11 Vgl.: D. Kauss, Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau, Bühl 1970 (= Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Nr. 30), S. 122.
- 12 Vgl. auch: H. Harter, Die Herren von Wolfach und ihre Herrschaft, in: Die Ortenau 59/1979, S. 28—52, hier S. 49.
- 13 MGH SS 15, S. 1013. — Vgl. auch: H. Harter, Die Herren von Wolfach, a.a.O., S. 34ff.
- 14 Wie Anm. 8.
- 15 F. Metz, Das Kinziggebiet als Brückenlandschaft, in: Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung, Stuttgart 1961, S. 896—899.
- 16 M. Wellmer, in: Historische Stätten Baden-Württemberg, Stuttgart 1965, S. 759. — Vgl. auch: A. Tschira, Stadt und Schloß Wolfach, in: Badische Heimat 21/1935, S. 322—336.
- 17 FUB 1, Nr. 634, S. 321f.
- 18 Vgl. F. Disch, Chronik der Stadt Wolfach. Wolfach 1920, S. 8, 16f.
- 19 Ebda., S. 8.
- 20 Vgl. etwa A. Tschira, Stadt und Schloß Wolfach, a.a.O., S. 322. — Vgl. auch: H. Harter, Die Herren von Wolfach, a.a.O., S. 49.
- 21 Vgl.: J. Krausbeck, Funde und Entdeckungen aus Wolfachs Geschichte, in: Die Ortenau 60/1980, S. 344—346. — Ders., Das Bettelmännle am Wolfacher Stadttor, in: Die Ortenau 61/1981, S. 306—308. Ders., Wolfacher Stadtgeschichte zwischen den Zeilen gelesen, in: Die Ortenau 57/1977, S. 32—34.
- 22 Vgl. G. Tumbült, Gründung, Recht und Verfassung der Stadt Wolfach im Kinzigtal, in: Historische Aufsätze, Aloys Schulte zum 70. Geburtstag. 1927, S. 133—148, hier S. 133ff. — Vgl. auch: G. Schöttle, Geld- und Münzgeschichte der Pfalzgrafschaft Tübingen, Dresden 1910, S. 5, 37f. — E. Nau/F. Wielandt, Umlaufgebiete der regionalen Pfennige (ca. 1150—1330), Karte XI, 1 des Historischen Atlas von Baden-Württemberg und Beiwort, S. 2f.
- 23 Dementsprechend zu revidieren sind meine Ausführungen in: Die Ortenau 59/1979, S. 50ff.
- 24 Vgl. dazu: H. Harter, Eine Schenkung der Herren von Wolfach, a.a.O.; ders., Die Herren von Wolfach, a.a.O. — Zusammenfassend demnächst in einem von der Stadt Wolfach herausgegebenen Bildband: H. Harter, Ein Blick ins Mittelalter. Die „Herren von Wolfach“ 1084 bis 1305.
- 25 Vgl. dazu: H. Harter, Gab es „Herren von Hausach“?, in: Die Ortenau 52/1972, S. 67—76.
- 26 So: H. Schneider-Strittmatter, Chronik der Stadt Hausach. Hausach 1966, S. 10.
- 27 Vgl. H. Harter, Gab es „Herren von Hausach“?, a.a.O., S. 70ff.
- 28 Ebda. — Vgl. auch: H. Harter, Die Herren von Wolfach, a.a.O., S. 34ff.
- 29 WUB 2, S. 199.
- 30 MGH SS 17, S. 121.
- 31 Vgl. dazu: F. X. Vollmer, Besitz der Staufer (bis 1250), Karte V, 4 des Historischen Atlas von Baden-Württemberg und Beiwort.
- 32 Ebda.
- 33 Vgl. dazu: H.-M. Maurer, Bauformen der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland. Untersuchungen zur Entwicklung des Burgenbaus, in: ZGO 115/1967, S. 61—116, hier S. 87 und Anm. 99. — Vgl. andererseits die Baunachrichten aus den Jahren 1453—77, in: FUB 3, Nr. 371, hier S. 275—277.
- 34 Vgl.: H. Büttner, Eginno von Urach-Freiburg, der Erbe der Zähringer, Ahnherr des Hauses Fürstenberg. Donaueschingen 1939, S. 26f. — F. X. Vollmer, Staufische Territorialpolitik im deutschen Südwesten, in: Baden-Württemberg 24/1977, S. 13—18, hier S. 16.
- 35 Wie Anm. 4.
- 36 FUB 1, Nr. 427, S. 195.
- 37 Wie Anm. 4.
- 38 MGH Const. III, S. 3. — Vgl. auch: W. Metz, Staufische Güterverzeichnisse. Untersuchungen zur Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Berlin 1964, S. 111.

## Die Schwarzwälder Bauern bei Johann Peter Hebel, Heinrich Hansjakob und August Ganther\*

*Philipp Brucker*

Während einige unserer Zeitgenossen auf dem Mond spazieren gehen oder im Weltall umherschwirren, richten wir auf der Erde Zurückgebliebenen Museen ein. Wir tun dies, um die verlorene Unschuld zurückzugewinnen oder einen Blick in vergangene Paradiese zu werfen.

Kann es wunder nehmen, daß wir auch Bauernhöfe zu Museen umgestalten müssen, um wenigstens etwas zu retten? Wer von den Jüngeren unter uns, der am Morgen die Butter auf sein Brot streicht, kennt noch das Faß, mit dem gebuttert wurde? Wer, der genüßlich Milch trinkt, hat schon in einen Kuhstall geblickt? Wer war dabei, als ein Pferd beschlagen wurde und das Hufeisen, das wir nur als Glücksbringer kennen, zischend auf den Huf gedrückt wurde? Selbst auf dem Land brauchen viele schon ein kleines Museum, um im Rückblick das zu erleben, was innerhalb weniger Jahrzehnte verschwunden ist.

Als der „abgängige“ Vogtsbauernhof abgebrochen werden sollte, ergriff Professor Hermann Schilli die Initiative. Der Hof wurde vom Landkreis Wolfach erworben und ab 1964 mit dem Aufbau des Museums begonnen. So weit, so gut. Hunderttausende sind inzwischen durch die weitläufige Anlage, durch die Häuser und die Nebengebäude gegangen und haben, wie Hermann Schilli es sich wünschte, „die noch greifbaren Zeugnisse einer abgehenden Lebensweise aus dem Bereich der bäuerlichen Lebens- und Arbeitswelt der Schwarzwälder“ gesehen. Den Schwarzwälder Bauern selbst sind sie dabei nicht begegnet. Die Menschen, die in diesen Höfen einst wohnten und arbeiteten, die hier lebten und liebten, die sich freuten und die Leid ertrugen, sind längst zu Grabe getragen worden. Mit ihnen sank eine ganze Welt dahin, von der wir beim Besuch des Museums nur noch den Abglanz in den Wohnungen, den Gerätschaften und den Dingen sehen.

Dahingegangen sind auch die drei Dichter, von denen es heute zu sprechen gilt. Geblieben sind uns ihre Werke und mit ihnen die Erinnerungen an die Menschen, die einst zu dieser, jetzt so musealen Welt gehörten. Dichter sind Bewahrende. Sie holen das vergangene Leben noch einmal in das Wort zurück. Im Erinnern bauen sie uns eine Brücke, über die hinweg wir in die Vergangenheit zu gehen vermögen, damit diese wieder zur lebendigen Gegenwart wird.

\* Dieser Text stellt den Wortlaut eines Vortrages dar, den der Verfasser am 25. Mai 1984 im Rahmen des 20jährigen Jubiläums des Schwarzwälder Freilichtmuseums in Gutach gehalten hat.

Die Schwarzwälder Bauern bei Johann Peter Hebel, Heinrich Hansjakob und August Ganther soll ich zeigen. Als ich der Bitte, diesen Vortrag zu halten, freudig zustimmte, ahnte ich nicht, in welchem Unternehmen ich mich eingelassen hatte. Es wurde ein steiniger Weg. Ein Weg aber auch, der mir eine Welt voller Begegnungen, Erlebnisse und Einsichten erschloß. Obwohl die Begegnung mit den Werken immer wieder reizte, „Schlenkerer“ zu machen, wie das Hansjakob nannte, will ich bemüht sein, nur den Bereich der bäuerlichen Welt aus dem jeweils viel umfangreicheren und auch viele andere Lebensbereiche darstellenden Werk der drei Dichter herauszuschneiden.

### Drei Lebensläufe

Alle drei Autoren sind dem Schwarzwald Zeit ihres Lebens nahe gewesen. Dabei umspannen wir mit ihren Lebensläufen das ganze 19. Jahrhundert, das gerade der bäuerlichen Welt so entscheidende und tiefgreifende Wandlungen zugefügt hat. 1760 wurde Johann Peter Hebel geboren. Als August Ganther 1938 starb, standen wir ein Jahr vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Welch eine Spanne Zeit von 1770—1938, welcher ein Weg! Eingebettet in diese „Weltbegebenheiten“, wie Hebel sagen würde, liegt die kleine Welt der Bauernhöfe im Schwarzwald, die keine Inseln der Idylle mehr sein konnten und die den Wandel oft bitter erleben mußten.

Lassen Sie mich noch eine Bemerkung hinzufügen, ehe ich mich den drei Dichtern zuwende. Alle drei sind Pädagogen gewesen. Hebel, der als protestantischer Geistlicher bis in das höchste Amt aufstieg, das die neugeschaffene badische Landeskirche zu vergeben hatte, war als Religionslehrer an Schulen tätig. Auch der katholische Geistliche Hansjakob stand einige Jahre lang im Schuldienst. August Ganther selbst ist Lehrer gewesen. Das lehrende, aufklärende, erzieherische Element scheint mir bei allen Dreien nicht ganz unwichtig zu sein. Sie wollen nicht nur Lehrer der Schüler, sie wollen auch Lehrer des Volkes sein. Sie stellen nicht nur dar, sie wollen auch einen Weg weisen.

### *Johann Peter Hebel*

Bei Johann Peter Hebel, der am 10. Mai 1760 in Basel geboren wurde, aber „die Hälfte der Zeit“ seiner Kindheit im einsamen Dorf Hausen im Wiesental verlebte, hat uns Goethe ganz unmittelbar in unser Thema eingeführt. Als Goethe 1805 in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ die 1803 erstmals erschienenen „Alemannischen Gedichte“ überaus wohlwollend besprach, meinte er, daß Hebel alle Naturgegenstände zu Landleuten verwandle. Er „verbauert auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm . . . nur Eins auszumachen scheint.“

Hebel ist dem Bauer, dem „Landmann“, wie er gerne sagt, stets nahe gewesen. Auch als er in Karlsruhe die höchsten Sprossen seiner Laufbahn-Leiter erklimmen hatte, blieb seine Sehnsucht nach dem Dorf, dem Land, den Landleuten. Freilich hat er seine 1820 als Entwurf geschriebene Antrittspredigt vor einer Landgemeinde nie halten können. „An einem friedlichen Landorte, unter redlichen Menschen als Pfarrer zu leben und zu sterben, war alles, was ich wünschte . . .“ heißt es da. Dem entspricht auch seine Mitteilung in einem Brief an seine Freundin Gustave Fecht, als er Ottoschwanden besucht hatte, weil er dort die gewünschte Landpfarrei in Aussicht hatte: „ . . . drei Stunden weit im Durchschnitt eine Pfarrei von 2 000 Seelen in lauter vereinzelt Höfen. Man muß zu dem, was man sieht, zu dem romantischen Anblick der Höfe und der Hügel und Wälder auch noch sich das Innere der Wohnungen, was man nicht sieht, als den Sitz stillen Friedens, einer unverdorbenen bäuerlichen Menschenklasse des ländlichen Wohlstandes und einfacher patriarchalischer Sitten denken . . .“.

Das ist die Welt, in die Hebels Bauern gestellt sind. Er greift sie kaum mit ihren Einzelschicksalen heraus, um sie, wie später Hansjakob, in großen, dramatischen oder tragischen Bildern darzustellen. Obwohl er von Kriegsläuferten und Zerstörungen in seinen Werken sehr oft spricht, obwohl seine visionären Bilder sogar den Untergang der Welt beschreiben und ihm die Fehler des menschlichen Herzens nicht fremd sind, ruht Hebels ländliche Welt dennoch als ein Hort der Heimat still in sich und zeigt im Kleinen „freudige Gegenwart, glücklicher Tag, Dasein als heiterste, dankbarste Pflicht des Menschen . . .“ (Rehm).

### Der zufriedene Landmann

Deshalb darf der Bauer bei Hebel auch zufrieden sein. Das Gedicht „Der zufriedene Landmann“ sagt es. Er hat die Arbeit auf dem Feld erledigt. Nun nimmt er ein Pfeifchen Tabak, ehe er heimzu fährt. Auch der Kaiser rauche eines, meint Hebel, doch habe dieser wenig Freude und Lust dabei, da ihn die goldene Krone drücke. Auch ernte der Kaiser keinen Dank, wenn er noch so viel helfe und rate. Genau so wenig schmecke die Pfeife dem General nach der Schlacht oder dem Kaufherrn, der Sorgen hat:

„De treisch so schwer, es tuet der weh;  
Doch hesch nit gnue, und möchtsch no me,  
und weisch jo nit, wo ane mit;  
drum schmeckt der au di Pfiffli nit!“

Nur dem Bauern schmeckt's, denn sein Weizen liegt im feuchten Grund, und Gott segnet ihn mit seinem Atem. Daheim wartet die Suppe auf den Zufriedenen und warten Frau und Kind:

„Drum schmeckt mer au mi Pfiffli wohl.  
Denkwol, i füllmer's nonemol!  
Zuem frohe Sinn, zuem freie Muet,  
und heimetzue schmeckt alles guet.“

Hier ist die Idylle. Aber sie weist über das nur Idyllische hinaus. Der Bauer wird als ein Mensch gesehen, der — im Kontrast zu der großen, hastenden Welt — sein Lebensprinzip bewußt lebt und weiß, daß er mit seiner Arbeit, seinem Hof, seiner Familie in sich selbst ruhen kann.

Dieses Lebensprinzip zu fördern, ist Hebels Sinn. In einem Brief an Gräter schreibt er 1802, daß er mit seinen Alemannischen Gedichten die Absicht habe, „auf meine Landsleute zu wirken, ihre moralischen Gefühle anzuregen, und ihren Sinn für die schöne Natur um sie her theils zu nähren und zu veredeln, theils auch zu wecken.“

„Erhalt mer Got mi Guetli!“ bittet die Bauersfrau. Sie schildert in dem Gedicht „Die glückliche Frau“ den Garten, das Feld, die Reben, das Vieh und fragt:

„Was bruuchi, und was hani nit?  
Frog, was de weisch, lueg, wo de witt!  
Und wemme meint, 's well Mangel cho,  
isch Gottes Sege vorem do.“

Bescheidenheit, Fleiß, Gottvertrauen, das sind die Tugenden, die Hebel in seinen Bauern zeigt, aber auch

„Ne Trunk in Ehre,  
wer will's verwehre?“

Nur wer unmäßig ist, verfällt dem Teufel. Sein Gütle „verlumpet“, wie das des Michel in dem Gedicht „Der Karfunkel“.

Wieder vergleicht sich Hebel in einem Gedicht mit einem Bauern, dessen Besitz er schildert und den er sich in einem süßen Wahn aneignet:

„'s isch wohr, Her Jäck, i ha kei eigne Baum,  
i ha kei Hus, i ha kei Schof im Stall,  
kei Pflueg im Feld, kei Immestand im Hof,  
kei Chatz, kei Hünenli, mengmol au kei Geld.  
Äs macht nüt. 's isch doch im ganze Dorf kei Bur  
so rich as ich. Der wüßet, wie me's macht.  
Me meint, me heig's. So meini au, i heig's  
im süeße Wahn, und wo ne Bäumli blüeiht,  
's isch mi, und wo ne Feld vol Ähri schwankt,  
's isch au mi; wo ne Säuli Eichle frißt,  
es frißt us mim Wald.  
So bini rich . . .“



*Johann Peter Hebel*

### Die Grundlage

Hebel hat eine hohe Meinung vom Bauern. Er ist für ihn nicht nur der Vertreter eines Berufsstandes, sondern der Typus des religiösen Menschen schlechthin. In dem Aufsatz „Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religiosität“, gibt uns Hebel eine Beschreibung seines Ideal-Bauern, so wie Hansjakob später auch einen Ideal-Bauern vorführen wird. „In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung, in ihm die sicherste, wenn auch nicht immer die reichste Quelle des Wohlstandes im Staat und in den Familien, in ihm die treue Hut vaterländischer Tugenden, in ihm endlich eine vorzügliche Schule einer frommen, gottergebenen Gesinnung, die wir unter dem schönen Namen der Religiosität begreifen.“

Hier wird der Bauer, der jahrhundertlang unterdrückt und abhängig war und sich in Aufständen gegen den Adel, die Klöster und die Städte Freiheit zu schaffen suchte, beim Eintritt in das 19. Jahrhundert, wenn ich so sagen darf, „veredelt“ gesehen. Hebel meint, daß der Bauer den „mannigfaltigsten und erhabensten Denkmalen des Daseins und der Vollkommenheit des Unendlichen“ näher sei als jeder andere. Dies auch im Gegensatz zu jenen, die „bald durch Geschäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß und unaufhörlich durch wechselnde Erscheinungen in der Sinnenwelt“ hin- und hergezogen und zerrissen werden. Der Bauer dagegen werde stets „an den Schöpfer und Erhalter aller Dinge . . . erinnert . . .“, denn wohin „er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott.“ Damit das Bild nicht zu idealistisch gerät, schränkt es Hebel ein. Es werde das Hoffen, Streben und Wünschen des Landmanns oft genug „von menschlicher Willkür und Übermacht durchkreuzt“, denn auch „er ist Mensch wie alle und Bürger wie alle . . .“. Deshalb

werde auch der Bauer vom Dieb heimgesucht, vom Krieg ergriffen, von Feuer bedroht und von Hader und Zwietracht. Dies alles zugestanden, meint Hebel, „steht doch die ackerbauende Volksklasse noch in einem besonderen Verhältnis zu dem Herrn der Natur und wird öfter und lebhafter als jede andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert.“

Diese harmonische Einordnung des Bauernstandes in die Hebelsche Welt wird möglich, da zu Hebels Lebzeiten die großen Gefährdungen des 19. Jahrhunderts, die gerade auch den Bauern treffen sollten, kaum sichtbar waren. Deshalb hatte Hebel, im Gegensatz zu Hansjakob und Ganther, auch nicht das Gefühl, durch sein Schreiben Bedrohtes retten und Untergehendes bewahren zu müssen. Die bäuerliche Welt, wie er sie sah, war noch im Lot. So wird er auch nicht zum Schilderer des bäuerlichen Alltags oder von Sitten und Gebräuchen in jener Detailgenauigkeit, wie wir sie von Hansjakob kennen. Ihm geht es um das Sinnbild und das besondere Menschenbild, das durch den Landmann gegeben wird.

#### Auch das Praktische

Dennoch ist Hebel auch für das Praktische. Als Kalendermann, der mit seinem Kalender Jahr für Jahr gerade in die entlegenen Bauernhöfe kommt und dort hilft, die langen Winterabende zu vertreiben, kann er ein Lehrender und Belehrender sein. Dabei geht ihm der Humor, wie wir alle wissen, durchaus nicht ab. In seinem Kalender „Der Rheinländische Hausfreund“ und im „Schatzkästlein“, das die besten Kalendergeschichten zusammenfaßt, darf er zeigen, wie nahe er der bäuerlichen Welt steht und wie gerne er mithilft, das Weltbild seiner Leser auf dem Land zu erweitern. Er betrachtet das ganze Weltgebäude, erklärt die Naturgesetze und gibt viele nützliche Lehren. Dabei weiß er sich immer wieder dem Bauern nahe, den er direkt anspricht und sagt: „Wie jeder aufmerksame Landwirt wohl weiß.“ Hebel weiß sich bei den Bauern fast unter „Kollegen“, denn der Bauer steht ihm nahe, weil er wie er Gott nahe steht. Deshalb gibt Hebel immer wieder zu erkennen, daß er in der Landwirtschaft Bescheid weiß. Er schlägt vor, eher die Baumzucht zu betreiben, als die Viehzucht. Denn „so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber . . .“ und „wartet auf Kinder und Kindeskindern mit seinen Blüten . . .“. Das Kühlein dagegen könnte „zeitlich sterben“. Deshalb sollte man, so schreibt Hebel spaßig, auch als „Kreisrat . . . Eure Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten . . .“. Hebel gibt Hinweise, wie man die Baum- und Rebpfähle dauerhaft machen könne, läßt sich über die Eigenschaften des Welschkorns aus und hilft dem Landmann, neu eingeführte Maße und Gewichte zu verstehen.

Zu den nützlichen Lehren, die Hebel gibt, gehört auch das Wissen, daß der Bauer nicht nur „. . . bei der Weise unserer Väter bleiben“ dürfe, um zu



sagen: „. . . wie sie's getrieben haben, so treiben wir's auch!“ Im Gegenteil! Man müsse lernbegierig und fleißig sein. „Verständige, ja gelehrte Landwirte machen oft neue Versuche zur Verbesserung ihres Ackerbaus oder der Viehzucht“, stellt Hebel fest und zeigt damit, daß er den fortschrittlichen Bauer sieht.

Wo von Hebel die Welt des Bauern beschrieben wird, wird auch der Gegensatz von Stadt und Land gesehen, wenn sich auch die Gegensätze später — bei Hansjakob und Ganther — viel schärfer abzeichnen. Beispielhaft können wir das in dem Gedicht „Die Marktweiber in der Stadt“ zeigen. Hebel schildert in dem Mundartgedicht die Marktfrauen, die Produkte der Landwirtschaft auf dem städtischen Markt feilbieten und mit der Welt des Stadtbürgers zusammentreffen. Das Gedicht schildert, wie die eine der Marktfrauen aus dem Haus des Ratsherren kommt. Aber — und schon folgt die Hebelsche Lehre:

„'s isch wohr, 's sieht proper us;  
doch isch's mer, sie heigen Müeih und Not  
und allerlei schweri Gidanke,  
Chromet süeßen Anke!  
wie's eben überall goht.“

Der Eindruck, in der Stadt sei alles „sufer und glatt“, täusche, meint Hebel. Jeder habe sein Kreuz zu tragen, auch wenn er noch so lustig ausschaue. Wie frei aber sei man dagegen draußen auf dem Land, schiebt Hebel ein, ehe er wieder in die Stadt hineinführt, wo mancher „innewenig am Tor“ noch die Vorhänge geschlossen habe und schlafe und träume. Wenn er aber erwache, seien die Landleute schon da. So erahne der Städter das Glück der Bauern:

„Drum merke sie's selber schier,  
und chömme zum Pläsier  
ufs Land, und hole ne frische Muet  
im Adler und bim Schwane  
Chromet jungi Hahne!  
und 's schmecktene zimli guet.“

Dennoch, fährt Hebel fort, meine so „ein Herr“, daß er wunder wer sei und schaue den Landmann „numme halber a“. Reich seien sie ja an Geld und es heiße immerzu: „Mul, was witt?“. Aber was nutze aller Reichtum, fragt nun die Marktfrau und mit ihr Hebel. Schließlich kämen alle zum gleichen Ziel, wenn einmal die Stunde schlage. Deshalb sei der glücklich, der sich, wie der Bauer, auf den Morgen freuen könne.

Ausdruck der Urwüchsigkeit des Landmanns ist für Hebel neben der Mundart, zu der er sich bekennt und die er in Deutschland literaturfähig gemacht hat, auch die Tracht: „. . . die gefällige Naivität eines Landmädchens ist nicht mehr das, was sie war, sobald es sich in modischer Kleidung produziert.“

Tracht hat hier noch nicht jenes Bekennerhafte, wie bei Hansjakob und Ganther. Tracht ist noch nicht das Symbol des bäuerlichen Stolzes und der Selbstbehauptung, die sich gegen Überfremdung wehrt. Bei Hebel gehört die Tracht noch zum Bild jener idyllischen, in sich ruhenden Welt, die eine gefällige Nativität zu sein vermag.

Noch einmal: wir würden Hebel bitter Unrecht tun, wenn wir ihn bei der ausschließlichen Betrachtung der in seinem Werk faßbaren bäuerlichen Welt, als einen Dichter der reinen Idylle und eines poetischen Realismus' sehen würden, der nicht um die Abgründe der Welt und der menschlichen Seele weiß. Tief vermag er sogar in sie hinabzusteigen, oft findet er bedrückende, ja beängstigende Bilder. Dann aber stellt er wieder jene bäuerliche Welt dagegen, die aus sich heraus lebt und den Gesetzen von Werden und Vergehen so nahe ist, daß sie für Hebel zum Beispiel einer Welt in Religiosität wird.

### Neue Freiheit

Als Hebel 1760 geboren wurde, wurde die Kartoffel in ganz Deutschland bekannt und entwickelte sich zu einem der Hauptnahrungsmittel. Als er neun Jahre alt war, erfand James Watt die Dampfmaschine. Das Industriezeitalter bereitete sich vor. 1826, als Hebel starb, wurde in Berlin die erste Gasbeleuchtung in einer Straße installiert. Er aber hatte 1821 noch ein Gedicht zur Erinnerung an die Aufhebung der Leibeigenschaft durch den Markgrafen Carl Friedrich im Jahre 1783 verfaßt. Das sei ein Tag gewesen, „wo alles singt/ und jung und alt in Freude springt . . .“ Eine Freude, an die „het niemes denkt“. Was mit ihr einherging und was die neugewonnene Freiheit wiederum an Beschränkungen, ja Abhängigkeit und Knechtschaft mit sich brachte, das erfahren wir aus dem Werk Heinrich Hansjakobs, mit dem wir nun ganz nahe an den Vogtsbauernhof heranrücken.

### *Heinrich Hansjakob*

1837 wurde Heinrich Hansjakob in Haslach als Sohn eines Bäckers und Gastwirts geboren. Der Lebensweg dieses so kämpferischen, kantigen, widerborstigen, geachteten, ja vom Volk verehrten katholischen Geistlichen darf als bekannt vorausgesetzt werden. Er hat in seinem Leben die Entwicklungen, Wandlungen und Erschütterungen, die das 19. Jahrhundert brachte, miterlebt und hat die Gefahren gesehen, die dem Bauernstand drohten. Sein Werk ist so umfangreich und von einer solchen Fülle der Themen, daß es Mühe macht, mit diesem vorwärtsdrängenden, immer neue Bilder entwerfenden, vielerlei Stellungnahmen abgebenden, übersprudelnden Geist Schritt zu halten. Schier

unerschöpflich ist das Material, das er uns Lesern auf den Tisch legt. Der Volkstumsforscher ist bei ihm gut aufgehoben. Bei ihm darf er alles über Sitten und Bräuche, Lebensgewohnheiten, städtische und ländliche Ordnungen, politische Auseinandersetzungen und kirchliche Entwicklungen erfahren. Dabei kann nie ein Zweifel an der tiefen Gläubigkeit und an dem Gottvertrauen dieses begnadeten Schriftstellers aufkommen, den man gerne einen „Volkschriftsteller“ nennt.

Hansjakob stand den Bauern seiner Zeit besonders nahe. Er liebte sie, weil er in ihnen das Sinnbild dessen sah, was er — wie schon Hebel zuvor — mit „Heimat“ umschrieb. Aber wie anders als bei Hebel sind seine Bauern. Wie kraftvoll, wie leidenschaftlich oft, wie von Tragik umwittert, wie stolz, aber auch wie fleißig und wie gläubig zugleich! Diese Bauern sind nicht mehr nur die Sinnbilder eines Standes, der der Natur und Gott am nächsten steht. Sie sind Menschen aus Fleisch und Blut, sie sind lokal faßbare Persönlichkeiten. Ihre Geschichten sind nachprüfbar. Dennoch werden sie durch die dichterische Gestaltung zu Beispielen für viele andere.

Wer unser schönes Museum mit Menschen, die zu diesen Höfen und Gerätschaften gehören, noch einmal füllen will, muß zu Hansjakob gehen. Er legt Wert auf die Feststellung, daß seine Bauern nicht „erfunden“ sind. „Sie haben geliebt und gelebt und leben teilweise noch, so wie ich sie darstelle“, sagt er in seinem Vorwort zu den „Schneebällen“ 1891.

#### Unmittelbarer Bezug zu Gott

Ähnlich wie Hebel hat auch Hansjakob den Bauern als einen Menschen gesehen, der durch sein Verwachsen mit der Natur noch den unmittelbaren Bezug zu Gott und zu den Gesetzen des Lebens hat. Im Vorwort zu den „Schneebällen“ vergleicht er den Bauer mit dieser aus Schnee geformten Kugel, die man sehr schnell in der Hand bildet. So gehe es auch mit dem Bauern, denn auf seine Schulbildung verwende man die wenigste Zeit. „... um ein Bauer zu werden bedarf es wenig des theoretischen Unterrichts“. Aber wie der Schneeball, so werde auch das Bauernvolk als Prügeljunge der menschlichen Gesellschaft hin- und hergeworfen. „Auf dem Bauer prügelt seit Jahrhunderten alles herum, und doch hätte alles Vergnügen und alle Lebenslust bald ein Ende, wenn er nicht da wäre“, meint Hansjakob. Der Bauer verhüte durch sein festes Stehen auf der Erde und in der Gesellschaft, „daß nicht alles revolutionär wird“. So lebe er „einsam und ungekannt von der Welt . . . in seinem stillen Dorf oder auf seinem abgelegenen Berghof . . .“. Dabei seien die Bauern des Schwarzwaldes die „weicheren, elegischeren“, während die Rebleute vom Bodensee, bei denen Hansjakob als Pfarrer von Hagnau eine Zeitlang lebte, „die härteren, poesieloser“ seien.

In seinem Buch „Bauernblut“ von 1896 charakterisiert Hansjakob seine Schwarzwälder Bauern noch akzentuierter. Bauernblut sei „ein Saft von ganz besonderer Kraft“, meint er. „Bauernblut ist der Kitt, der heutzutage allein noch die bestehende Ordnung in der menschlichen Gesellschaft aufrecht erhält und vor Revolution bewahrt . . .“. Unnötig zu sagen, daß wir hier noch nicht in der Gefahr stehen, einer Blut- und Boden-Romantik oder gar einer Ideologie anheim zu fallen, die den Menschen nur noch in das Diesseits von Volk und Rasse stellt. Wenn der Titel „Bauernblut“ auch „unappetitlich“ klinge, wehrt Hansjakob ab, so wolle er dadurch auf die Identität von Blut und Seele hinweisen und zeigen, „welche Fähigkeiten, welche Eigenschaften, welche Tugenden und Laster“ in der „Seele von Naturmenschen“ liegen. Und bisweilen, so fügt der Dichter hinzu, wolle er auch noch seinen „eigenen Senf“ dazugeben, das heißt seinen Zeitgenossen, gleich welchen Standes, tüchtig die Meinung geigen.

Heinrich Hansjakob auf diesen Wegen zu folgen, heißt, seinen Schwarzwälder Bauern zu begegnen. Dabei erfährt man nicht nur die Lebensgeschichte einzelner. Man darf teilnehmen am Leben auf einem Bauernhof, darf den Ablauf eines Jahres mit seinen jahreszeitlichen Forderungen und Aufgaben erleben, darf die innere Ordnung eines Hofes, der eine in sich geschlossene Welt darstellt, erfahren und kann Zeuge sein all der Sitten und Bräuche, die sich über Jahrhunderte hinweg herausgebildet haben und die nun, im 19. Jahrhundert, noch einmal in all ihrem Glanz und ihrer Freude aufleuchten, ehe sie fast alle verloren gehen oder nur noch Attraktionen für den Tourismus und das Museum werden.



*Heinrich Hansjakob*

## Gegensatz von Stadt und Land

Noch schärfer als Hebel arbeitete Hansjakob die Gegensätze von Stadt und Land heraus. Er will zeigen, wie Industrialisierung, Technisierung und aufgepflanzte Bildung samt Mode den harten Kern bäuerlichen Lebens angriffen und zerfressen, den er als Kern einer gesunden Gesellschaft erhalten wissen wollte. Natürlich ist Hansjakob, wie Hebel, Pfarrer und Lehrer zugleich. Er mahnt, belehrt, weist den Weg und stellt gute Beispiele zur Nachahmung den schlechten gegenüber.

## Drei Beispiele

Lassen Sie mich an drei Beispielen das Bild des Schwarzwälder Bauern zeigen, das uns Hansjakob gibt. Mehr kann in der Zeit, die zur Verfügung steht, nicht geleistet werden, obwohl Hansjakob geradezu dazu auffordert, das Thema zu weiten.

Alle drei Bauern sind Figuren aus dem Buch „Erzbauern“, das 1898 erstmals erschien. Wie man im Leben „von Erzherzögen und Erzbischöfen im guten und von Erzgaunern und Erzschemmen im schlimmen Sinne“ spreche, so spreche er, heißt es im Vorwort, „um eine Steigerung der Würde und der Eigenschaften zu bezeichnen“, von „Erzbauern“. Das seien einmal Großbauern, die die anderen an Besitz weit überragten, dann aber auch solche, die als Bergbauern noch nach Erz gruben. Einer habe unter den Erzbauern einen Platz gefunden, obwohl er ein kleinerer Hofbesitzer gewesen sei, weil er der Typ des „Ideal- und Musterbauer“ sei.

## Maßlosigkeit

Da ist zunächst einmal „Der Vogtsbur“ aus dem Kaltbrunn. Er gibt Hansjakob die Gelegenheit, einen Großbauern, aber auch die Folgen von Maßlosigkeit zu schildern. Dieser Vogtsbur stammt aus einer angesehenen Bauernfamilie. „Von seinem Reichtum gingen die wundersamsten Sagen im Tal . . .“, heißt es schon vom Vater, der stolz war „auf seine Bauerntracht und meinte, ein Bauer müsse überall in seiner Tracht erscheinen und dürfe sich nie seines Standes schämen“. So tritt er auch „herrenmäßig“ auf. Er ist der Vogt im Tal und vertritt die anderen Bauern. Der Sohn ist geistig nicht „auf den Kopf gefallen“ und folgt dem Vater später im Vogtamt nach. Er hatte „trotz seiner Jugend einen hellen Kopf . . . und (konnte) lesen und schreiben . . . so gut wie ein Studierter“. Durch den häufigen Umgang mit fremden Menschen erlangte er „jene Gewandtheit, die ihn später befähigte, selbst mit Fürsten freundschaftlich zu verkehren“. 1817 wird er, 25jährig, Vogt, denn er „besaß . . . von seinen vielen Vogtsahnen die Herrschertugenden eines Bauern-Hauptes in erblicher Weise . . .“ Bei der Mutter aber sitzen die Kronentaler locker, so

daß der Sohn immer gut mit Geld ausgestattet ist. Sein Ruhm wächst, als er als Vertreter der Flößer-Bauern gegen die Schiffergesellschaft prozessiert und gewinnt. „Der setzt alles durch“, heißt es von ihm. Als seine erste Frau stirbt, lehnt eine Bauerntochter seine Werbung mit den Worten ab: „I heirat unsern Vogt nit, er houset ab“, das heißt, er wird um Hab und Gut kommen. Auch der Vater der zweiten Kandidatin hat Bedenken, weil der Vogtsbauer zuviel auswärts „und zu wenig daheim“ sei. „Der Franzbauer meinte, ein Bur gehöre auf seinen Hof und sonst nirgends hin, außer am Sonntag in die Kirch' und ins Wirtshaus und dreimal im Jahr auf den Jahrmarkt.“ Deshalb hat auch der Franzenbur „Ahnungen“. Er spürt, wie das Mädchen zuvor, daß es unterirdisch grollt und knistert.

Der Vogtsbur nimmt zu an Reichtum und Ansehen. Er kauft weitere Höfe hinzu. Beim Kauf des zweiten Hofes reicht das Bargeld nicht ganz, so daß er 40 000 Gulden leihen muß. Er leiht das Geld, stolz wie er ist, in Basel. Nun geht er dazu über, „in dieser Zeit seines angehenden Großfürstentums in seiner Vogtei und auf seinem Riesenhof allerlei Veränderungen und Überraschungen vorzunehmen“. Er baut eine Ziegelei, eine Mühle, sowie ein Hennen- und Geißenhaus. Ja, manchmal wird der „Fürst“, wie ihn Hansjakob in seiner eigenen Freude an dieser kraftstrotzenden Figur nennt, übermütig. „... als ihn einst ein Bauer fragte, ob er alle seine Ochsen am Wagen habe, fuhr er das nächstemal mit vierzehn Paaren . . .“. Auf dem Hof zeigen sich erste Probleme. Der Vogtsbur hat viele „Völker“, das heißt Knechte und Mägde. „Aber da der Herr oft fort war . . . so waren Knechte und Mägde häufig sich selbst überlassen, und es ging viel zugrunde . . .“. Der Bauer verkehrt mit den Knechten und Holzmachern „wie mit seinesgleichen“. Er holt Geld „aus der Stuwekammer“ und dann wird gespielt.

Verführt von den Bürgergarden der Städter, die er bei seinen Besuchen im Tal sah, schafft sich der Vogtsbur „eine eigene Leibgarde“ an. Er beschließt, „im Kaltenbrunn auch ein solches Spielzeug zu gründen“. Hoch zu Roß reitet er als Major vor seiner Garde einher, der selbst ein Musikzug nicht fehlt. Nun wird der Großbauer auch zum Freund der Fürsten. Er verkehrt mit dem Fürsten von Fürstenberg und dem Großherzog. „Alle waren entzückt von dem geistreichen und unterhaltenden Bauersmann in seiner schmucken Tracht . . .“. Der Vogtsbur ist splendid und gibt gerne Geld. Ja, den Kindern wirft er Kreuzer und Groschen aus dem Fenster des Wirtshauses. „Das ist echte Bauernart“, meint er, „daß der Bauer nichts umsonst will und gerne jede Gefälligkeit und Freude, die man ihm macht, dreifach vergütet. Darin ist er viel nobler als viele Herrenleute“, denn der Fürst von Fürstenberg gibt auf der gemeinsamen Jagd viel geringere Trinkgelder.

Der Aufstieg des Vogtsbur wird noch atemberaubender. Er wird „Höchstkommandierender“ aller Bauerngarden der Gegend und kauft einen weiteren Hof, so daß er jetzt fünf Höfe vereinigt hat.

Da schlägt das Schicksal in Gestalt der 48er-Revolution zu. Obwohl der Vogtsbur zum bedrängten Großherzog hält, ist sein Stern „im Sinken“. Als die Revolution niedergeschlagen ist, will jeder sein Geld haben. „So fiel auch Andreas I., der Fürst von Kaltbrunn“. Er wird zum Sündenbock. Alle seine Höfe werden zwangsversteigert. Hansjakob verteidigt den Bauernfürsten, der seine Armut mit Anstand trage. Hansjakobs vordergründiger Versuch, den Untergang des Bauern nur der Revolution zuzuschieben, wird vom Dichter selbst wieder aufgehoben als er feststellt: „Große Reiche existieren selten lang, und große Bauernhöfe haben in der Regel das gleiche Schicksal. Die Beherrscher beider können nicht Maß halten und stürzen sich und ihre Herrschaften.“

### „Fabrikteufel“

Während der Vogtsbur Opfer seiner Maßlosigkeit wird, stellt Hansjakob in der Erzählung „Der Bur und der Bürle“ zunächst den Bur dar, der ein Opfer des „Fabrikteufels“, das heißt der industriellen Entwicklung wird. „Um das Jahr 1840“, so heißt es, „kam der Fabrikteufel“, der heute Fürst und Herr in fast ganz Deutschland ist und dem alles zu Füßen liegt, zum erstenmal ins Kinzigtal, um zu schauen, wo er sich niederlassen und seinen Unsegen verbreiten könnte.“ Der Bur will zunächst eine mechanische Spinnerei bauen, „. . . aber der gesunde Menschenverstand der Schapbacher Bauern . . . verhinderte . . . die Teufelsfalle“. Die Fabrik sei „ein Unsegen . . . für die Landwirtschaft und für das Volkstum“, meint Hansjakob und legt den Finger auf die Wunde. „Durch eine Fabrik verlieren wir unsere Knechte, Mägde und Tagelöhner, wir müssen höhere Löhne bezahlen . . . und bekommen eine Fabrikbevölkerung, die früher oder später uns zur Last fällt.“

Ein Jahr später wird der Bur dennoch Fabrikherr einer mechanischen Spinnerei und Zwirnerei. Während er auf seinem Hof Bescheid weiß, ist er in der Fabrik „auf seine Buchhalter und Reisenden“ angewiesen. Das belastet „. . . seine Bauernherrschaft immer schwerer“. Auch ihn wirft die Revolution mit ihren Folgen für das Kreditwesen wirtschaftlich um.

Hansjakob sucht Verständnis für beide gescheiterten Bauern: „. . . beide waren voll Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit gegen alle . . .; Keiner von ihnen war ein Trinker oder Schlemmer, und beide sanken. Warum? Abgesehen von der Ungunst der Zeit, welcher sie in erster Linie zum Opfer fielen, war ihr Untergang ihre Bauerngröße.“ Größe sei eben vielfach ein Unglück. Deshalb plädiert Hansjakob für den „goldenen Mittelweg“, denn „Glück und Bestand“ würden alleweg bei der Mittelmäßigkeit wohnen. Deswegen sei „ein Hirtenbüblein auf dem Schwarzwald . . . in sich selber ein weit zufriedener Mensch als ein Goethe und Schiller“. Deshalb seien „kleine Bauern besser dran als große“.

## Der „Idealbauer“

Hansjakob zögert nicht, uns diesen Bauern der „Mittelmäßigkeit“ zu zeigen. Es ist der „Bürle“, der zum Gegenteil der beiden untergehenden Großbauern wird. „Wenn ich . . . jetzt vom Bürle im Holdersbach rede“, schreibt Hansjakob, „da brauche ich nicht zu retouchieren und nicht zu beschönigen“. Dieser Bürle „ist der Erzbauer aller Erzbauern, ein Muster- und Idealbauer, wie wohl kein zweiter im 19. Jahrhundert auf dem Schwarzwald gelebt hat“.

Und was zeichnet ihn aus? Was macht ihn für Hansjakob zum Vorbild für alle Bauern? Schon seine Eltern seien gottesfürchtig und fleißig gewesen und hätten 11 Kinder gehabt, meint Hansjakob. „Daß die guten und die schlechten Eigenschaften der Eltern auf die Kinder übergehen, dafür spricht auch die Tatsache, daß ‚ungeratene‘ Kinder in den Städten viel häufiger sich finden, als auf dem Land, wo die Eltern nicht so vielen Lumpereien und Leidenschaften ausgesetzt sind als in der Stadt . . .“, sagt Hansjakob und arbeitet wieder den Gegensatz von Stadt und Land, Bauer und Städter scharf heraus. Der Bürle hat eine klare „Laufbahn“. Er beginnt als Hirtenbub, kommt in die Schule, muß aber als Schulbub stets auf dem Hof helfen „Holz tragen, Rüben und Erdäpfel schneiden und stampfen, Stroh holen, Ställe putzen, das Vieh an den Brunnen jagen“, so daß Hansjakob Gelegenheit hat, das Leben auf einem Hof ausführlich zu schildern. Eine wichtige Mitteilung folgt sogleich: „Während die gesottene Kartoffeln für die Schweine zerstoßen wurden . . ., mußte . . . nebenher gebetet werden“. So verbindet man bei den Schwarzwälder Bauern des Pfarrers und Dichters Hansjakob die Erde mit dem Himmel. So erhebt man sich „unendlich hoch über gar viele Stadtmenschen . . .“.

Der Bürle hat ein hartes Schicksal, da er früh Waise wird. Schnell erkennt man, daß es „mit den studierten Bauern nicht weit her“ ist und holt ihn von der Schule der Herrnhuter in Königfeld zurück. Endlich kann er seinen Hof übernehmen. Er ist barmherzig „gegen Arme und Notleidende“. Das ist von Anfang an sein Hausgesetz. „Still und friedlich wie der Bürle all seiner Lebtag war“, nahm er auch keinen Anteil an der Revolution. Deshalb geht er auch nicht wie viele andere zugrunde. „Der Bürle aber machte sich in dieser Zeit.“ Hansjakob gibt auch gleich die Antwort auf die Frage, wie solches möglich gewesen sei: „Durch Gebet und Arbeit. In diesen beiden häuslichen Tugenden gingen der Bur und die Büri auf dem Bürlehof allen ihren Knechten und Mägden voran . . . Dem Gebet entsprach auf dem Bürlehof die Arbeit.“ Überall geht der Bauer voran. „Wenn ein Bur mitschafft . . ., so kann er seine Leute übersehen; dann ist jedes mehr oder weniger angewiesen, seine Pflicht zu tun . . .“. An Sonntagen läßt der Bauer seine Knechte ins Wirtshaus, bleibt aber selbst daheim. Seine Frau ist ihm ebenbürtig. Obwohl Hansjakob nicht immer gute Fäden an den Frauen läßt und sie unter gar keinen Umständen in der Politik sehen will, zeigt er hier eine Bäuerin in den schönsten Farben. „Keine Magd arbeitete so, wie die Büri . . . Je mehr Gottes Segen kam, umso



mildtätiger öffnete sie ihre Hand.“ Der Hof wird zu einem Musterhof, auf dem die Devise gilt, man solle „nie übermütig werden“.

45 Jahre lang ist der Bürle Bauer auf seinem Hof. In dieser langen Zeit kam er „nicht dreimal“ auf den Markt. Allerdings macht er Reisen — zu den Katholikenversammlungen im Reich, nach Oberammergeau und nach Einsiedeln. Außerdem stiftet er der Kirche reichlich Geld. Dann zieht er sich vom Hof zurück und siedelt nach Wolfach in die Stadt um. Dort geht er fleißig in die Kirche, trinkt aber auch sein Schöpple. Wahrlich, das Muster eines Schwarzwälder Bauern Hansjakobscher Prägung! Mir drängt sich jedoch der Verdacht auf, daß sich Hansjakob mit dieser Gestalt des Ideal- und Musterbauern selbst die Absolution dafür erteilte, daß er als Dichter in vielen anderen Geschichten die Leidenschaften, die unglücklichen Lieben, die Maßlosigkeiten und die modernen Teufeleien nicht ohne innere Beteiligung und vielleicht auch freudige Anteilnahme geschildert hatte.

Wer diesen Schwarzwälder Bauern des Heinrich Hansjakob begegnet, wird sie nie mehr vergessen. Er wird als Leser hineingezogen in jene Welt, die uns heute im Museum des Vogtsbauernhofes nur noch als Abglanz erhalten geblieben ist. Der Dichter hat sie uns bewahrt. Er gibt sie uns zurück, wenn wir uns ihm zu öffnen vermögen.

### *August Ganther*

Max Weber hat in seinem Vorwort zu einer Ausgabe von ausgewählten Werken August Ganthers bemerkt, daß man Ganther als „die lyrische Ergänzung zu dem Epiker Hansjakob“ gesehen habe. Das ist sicher richtig, wenn man bedenkt, daß Ganther heute nur noch als der Verfasser liebenswürdiger, humorvoller, pointierter Gedichte in niederalemannischer Mundart, kaum aber noch als Autor größerer Erzählungen, ja Romane bekannt ist. Was er über die Schwarzwälder Bauern zu sagen hatte, sagte auch er lehrhaft, mahnend und fordernd, vor allem in seinen Prosa-Arbeiten.

Am 9. März 1862 wurde August Ganther in Oberkirch geboren. Seine Vorfahren sind über 200 Jahre hinweg im Renchtal nachweisbar. Schon mit 13 Jahren wird Ganther Vollwaise, damit das Schicksal Johann Peter Hebels teilend. Auch für Ganther wird die Erinnerung an die Mutter zur Hinwendung zur Heimat. Sein Leben gehört der Jugend, der er als Lehrer, vor allem in Freiburg, verständnisvoll begegnet, um aus dem Umgang mit ihr viele Anregungen zu erhalten. 1938 ist August Ganther in Vöhrenbach, wo der Sohn Arzt war, gestorben.

Auch August Ganther ist ein Schilderer der Schwarzwälder Bauern. Wie Hansjakob weiß er um die Gefährdungen des Bauerntums im 19. Jahrhun-



*August Ganther*

dert. So wird er zum Mahner und will ein Bewahrender sein. Auch er stellt seine Bauern in die Auseinandersetzungen mit den Zeiterscheinungen und in die Spannungen zwischen Stadt und Land. Er will zeigen, daß die alten Werte, wie Nächstenliebe, Freude am Kind, Natürlichkeit, Stolz auf das Ererbte, Zufriedenheit und religiöse Bindungen, gefährdet sind. Überall wetterleuchtet es schon. So zeigt Ganther noch einmal die Auseinandersetzung der untergehenden Welt mit der neuen Zeit. In diesen Wirbel werden auch die Bauern hineingezogen.

Ganthers Bild vom Bauern wird beispielhaft ablesbar in seinem Gedicht „D'Bure“ aus dem Gedichtband „Wälderlüt“. Auch hier wird der Bauer im Gegensatz zum Städter gezeigt, wie das schon Hebel im Gedicht über die Marktfrauen tat.

„Nit d'Köpf so hoch, ihr Städtlislüt,  
Pötz Höllehaidebrand!  
Mir Bure, mir düen au no mit!  
Mir sin d'r fürnemmscht Stand!“

ruft der Dichter aus und bekräftigt diese Aussage gleich in der nächsten Strophe:

„Wenn mir nit schaffe däde stramm,  
'r hädde jo kai Brot.  
Guet Naacht, Herr Rot, guet Naacht, Madam!  
's gäb d'grusigscht Hungersnot!“

Den Schnaps und den Wein würden die Städter ja gerne trinken, heißt es weiter, aber für die Bauern hätten sie oft nur Hochmut übrig. Wenn aber der Städter seine aus Stolz geformte Brille ablegen würde, könnte er den Bauern richtig sehen:

„Nor lenn 'r 's G'fopp un G'spött'l si.  
Un achde d'Bure-n au.“

Um diese Achtung des Bauern geht es Ganther in seinen vielen, mit lustigen Pointen schließenden Gedichten, mit denen er die Welt auf dem Land in vielen Varianten beschreibt. Wie bei Hansjakob sind auch sie eine Fundgrube, in der sich Sitten und Bräuche, Gerätschaften und handwerkliche Tätigkeiten finden, die längst aus unserem Alltag — oft auch auf dem Land — verschwunden sind. Diese Beschreibungen sind jedoch, so wertvoll sie auch sein mögen, nicht das Entscheidende. Entscheidend ist das Bild des Bauern, das hier, gleichsam abschiednehmend, in lebensvoller Frische, aber auch mit mahnend erhobenem Finger gezeichnet wird.

### Die Tracht als Symbol

Hansjakob kämpfte um die Erhaltung der Tracht und war Anreger für die Bildung von Trachtenvereinen. Auch Ganther sieht den Symbolgehalt der Tracht, in der sich das Bauerntum für ihn verkörpert. Als in dem 1909 erschienenen Roman „Der Erbe vom Birkenhof“ der junge Erbhofbauer seine „altväterliche“ Tracht ablegt, da will er damit zu erkennen geben, daß er sich freimachen will von Familie und Tradition, daß er eintauchen will in die Verlockungen der Stadt. Dort jedoch verliert er allen Halt. So geht er wieder zurück auf das Land, wobei er später auch wieder die Tracht anzieht. Mit ihr erst ist er heimgekehrt in eine Welt, die ihn zu bergen und zu halten vermag.

„Mit aller Macht trieb es ihn fort. Zur Heimat zog es ihn. Bauer war er, und Bauer blieb er. Nur die Rinde war von dem fremden Wesen angefressen, der Stamm nicht“, so heißt es von dem wieder der Heimat Zustrebenden. Daheim wird er sogar zum Hauptmann der Bürgermiliz gewählt, eine Ehre, die wir auch von Hansjakob schon als bedeutend kennen. In seiner Dankesrede bringt der Bauer dann das zum Ausdruck, was der Dichter August Ganther seinen Zeitgenossen sagen wollte und wie er den Bauer sah:

„Mir welle bim Alte bliebe, eifach un b'scheide, ehrlich un z'friede. An dem, was m'r überkumme henn, welle m'r fescht-halte, feschthalte am alte G'wand, feschthalte an d'r alte Sproch, feschthalte am alte Glaube. Diä fini Lütt, wo ins Dal ri kumme, ins Bad, dia kinne mintwege in Sammet un Side goh; mir gihn im Burekitt'l . . . dia kinne mintwege Fabrike über Fabrike in d' Welt ni stelle; mir bliebe bim Feld- und Waldg'schäft. Bure sim m'r, un Bure welle m'r bliebe! D'r liab Gott im

Himm'l drobe, der mög üs bistoh un helfe, daß m'r üs halte  
kinne un nit z'Grund genn.“

Es wird deutlich, wie nahe wir hier bei Heinrich Hansjakob stehen und wie sehr sich die Bilder des Bauern gleichen. Die Formel ist von beschwörender Kraft. Auch August Ganther zeigt noch einmal den selbständigen Bauern als den klugen Rechner, der seinen Besitz zu mehren versteht, der sich stolz als „ein Herr“ fühlt und der oft herrisch gegen die Behörde und den Staat auftritt. Einen Bauern aber auch, der sich eingebettet in der Familie, in einem einfachen, unkomplizierten Leben weiß, das den großen Rhythmus des Ewigen widerspiegelt und ihm aus einer religiösen Grundhaltung Kraft und Optimismus schenkt.

Daß von Ganther die bäuerlichen Eigenschaften der Schlauheit, des Witzes, der knitzen Überlegenheit und der in der Mundart gegebenen Möglichkeiten der Überspitzung mit Derbheit weidlich genutzt werden, hat ihn so volkstümlich gemacht und verhilft ihm heute noch zur Beliebtheit. Hinter diesen schlagfertigen, oft mit einem lauten Humor daherkommenden Gedichten ist jene andere Seite des Gantherschen Werkes fast ganz in Vergessenheit geraten, in dem der Dichter die Welt der Schwarzwälder Bauern wie in einem großen Abgesang noch einmal aufleben läßt.

Drei Dichter haben uns bei der Betrachtung ihres Werkes in jene bäuerliche Welt zurückgeführt, die zu unserem Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ gehört. Drei Dichter haben uns Menschen geschildert und von ihren Schicksalen und ihrer Welt erzählt. Sie haben uns den Schwarzwälder Bauern in seiner jeweiligen Zeit und mitten im Umbruch der gesellschaftlichen Bedingungen gezeigt. Mehr noch als beim Gang durch das Museum, spüren wir bei der Lektüre ihrer Werke, was wir verloren haben. Das Museum aber versucht, das Verlorene wenigstens in einem eng umgrenzten Bereich zu retten und uns als Teil unserer eigenen Geschichte zu dokumentieren. Hierin liegt das große Verdienst von Professor Hermann Schilli und aller, die ihm Helfer gewesen sind.

„Die Zeit der bäuerlichen Familienbetriebe geht in den Konzentrationsprozessen der Industriegesellschaft unweigerlich zu Ende“, hat vor wenigen Monaten der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler Professor Edgar Harsche gesagt. Der Professor, der früher selbst einmal katholischer Landjugendführer war, muß es wohl wissen. Wenn bei den strukturellen Umschichtungen das Vermögen, die Arbeitskraft, die soziale Sicherheit und die gesellschaftliche Ehre der Ausscheidenden nicht gewahrt würden, müsse dies verheerende Auswirkungen haben, meint der Professor. Hier setzt sich ein Prozeß fort, den wir vor allem im Werk Hansjakobs und Ganthers gesehen haben. Wenn man ihn scharfsichtig betrachtet, dann ist das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof mehr als nur ein Museum. Dann ist es ein rückwärts weisendes Denkmal und ein vorwärts weisendes Mahnmal zugleich.

## Literatur

### Allgemein:

- A. Lehmann, Heimat Land oder auch Heimat Stadt, in: „Heimat heute“ 4/33, November 1983, S. 232ff. Hrsg. Landeszentrale für politische Bildung  
M. Frommer, Vom Leben auf dem Lande: Isingen 1910. Stuttgart 1983  
W. E. Oeftering, Die schöne Literatur der Ortenau, in: Ortenau 16/1929, S. 292—342  
O. Basler, Dichter und Dichtung der Ortenau, in: Ortenau 40/1960, S. 433—453  
H. Schilli, Der Vogtsbauernhof. Lahr 1975

### Hebel:

- Johann Peter Hebels Werke, hrsg. von Wilhelm Altwegg. 2 Bände, Atlantis Verlag. Zweite Auflage o. J.  
Uli Däster, Johann Peter Hebel in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, rowohlt monographien, Rowohlt Taschenbuch Verlag. Reinbeck bei Hamburg 1973  
Robert Feger, Annäherung an einen Prälaten — Fragestellungen zu Leben und Werk von Johann Peter Hebel. Lahr 1983  
Goethes Werke, Band XII, Christian Wegner Verlag, Hamburg 1953, dort: Schriften zur Literatur „Alemannische Gedichte“, S. 261ff.

### Hansjakob:

- H. Hansjakob, Ausgewählte Schriften. Volksausgabe in 5 Bänden, Verlag Adolf Bonz. Stuttgart 1910  
H. Hansjakob, Erzbauern. Freiburg, 10. Aufl. 1971  
H. Hansjakob, Bauernblut. Verlag Stadt Haslach, 14. Aufl. 1974; dort weitere Ausgaben  
H. Eimann, Kennen Sie Hansjakob? Leben, Werke, Monographie. Kehl 1981  
K. Klein, Heinrich Hansjakob — Ein Leben für das Volk. Kehl 1980  
M. Schaetgen, Heinrich Hansjakob — Anekdoten und Erzählungen. Kehl, 2. Aufl. 1977

### Ganther:

- M. Weber, Schwarzwaldtälner — Schwarzwaldleute — Bleibendes aus dem Lebenswerk von August Ganther. Adolf Bonz Verlag, Stuttgart 1967. Dort auch Verzeichnis aller Werke  
A. Ganther, Wälderlüt, Gedichte, illustr. von Max Ferrars. Lahr o.J. (handschriftl. Eintrag „1905“).  
Ebenfalls im Verlag Moritz Schauenburg, Lahr, die Gedichtbände:  
„Silwerdischtle us em Schwarzwald“. 10. Aufl. 1977  
„Herrgottsschüehli us em Schwarzwald“. 3. Aufl. 1979  
„Dannezapfe us em Schwarzwald“. 13. Aufl. 1977  
„Summvervögili us em Schwarzwald“. 7. Aufl. 1979

# Zur Geschichte des hl. Landelin von Ettenheimmünster

*Hubert Kewitz*

## *1. Die Legende in der älteren Vita*

Nach der Legende, wie sie die ältere lateinische Vita<sup>1</sup> in den ersten beiden Büchern erzählt, nahm Landelin, ein Schotte (= Ire), die Pilgerschaft auf sich, ging durch viele Länder und kam ins Elsaß. Er stieg in ein Schiffchen und fuhr über den Rhein in die nach den von Mord und Raub lebenden Einwohnern benannte Mortinaugia (Ortenau)<sup>2</sup>. In Altdorf, dem ältesten Ort der Gegend, fand er Aufnahme bei einem „Wandalus“ Hedolf (später: Edulf oder Adolf) und seiner Frau, die einen Sohn und eine blinde Tochter hatten. Nach einiger Zeit entschloß er sich, einen kleinen Fluß hinaufzugehen, um einen zum einsamen Leben geeigneten Platz zu finden. Falls er zu einer bestimmten Zeit nicht wieder zurück sei, bat er, ihm zu folgen und nach ihm zu sehen. Er ging an der Undussa (Unditz) hinauf bis zum Lutenbach (Lautenbach), errichtete dort eine Zelle, fastete und betete. Zwei Berge sind in der Nähe, der Castelberg (Heidenkeller) und die Giselburg<sup>3</sup> (Gisenburg), die Wohnung eines Königs Giso (später: Gisiko, Gisokus). Es geschah, daß der Jäger des Königs hinter den Hunden her auf der Jagd zu diesem Ort kam und den Heiligen zornig anfuhr: er vergräme seinem Herrn das Wild. Als die demütige Antwort Landelins seine Wut nicht besänftigte, empfahl dieser sich Gott, legte sich auf den Boden, breitete Arme und Hände in Kreuzesform aus und erwartete betend das Ende. Der Jäger tötete ihn auf vielfältige Weise<sup>4</sup> und setzte die Jagd fort. Ein solches Ende nahm der Gotteszeuge Landelin am 21. September<sup>5</sup>.

Bald brachen beim Haupt nach Osten, bei den Füßen nach Westen und bei jeder Hand nach Norden und Süden vier (später: fünf) Quellen auf. (Jetzt, sagt die Vita, sind es nur noch zwei. Die beiden bei den Händen sind durch eine unterirdische Vorrichtung mit den anderen vereinigt, die so stärker fließen. Blinde, die sich die Augen darin wuschen, sind sehend geworden, Kopfschmerzen schwanden, Hautkranke wurden wieder heil.) Als Landelin nicht wiederkehrte, schickte die Witwe ihre Kinder auf die Suche, folgte schließlich selbst mit ihren Töchtern dem Lauf des Wassers und fand den Leichnam. Während sie und die Töchter Baumäste holten, um für den Transport über den Rhein in eine Kirche eine Bahre zu machen, blieb das blinde Mädchen beim Leichnam, berührte ihn vorsichtig, salbte mit dem Blut des Heiligen ihre Augen und wurde sehend. Als die Frauen den hl. Leib forttrugen, setzten sie die Trage mehrfach ab, so auch an dem Ort, der Villa Monachorum (Münchweier)<sup>6</sup> heißt. Da sie ihn dann auf keine Weise mehr von der Stelle brachten, begruben sie ihn dort. Eine der Töchter steckte dabei, um die Hand frei zu haben, den eichenen Pilgerstab in den Grund, vergaß ihn und fand ihn anderntags schon grünend;

er wuchs zu einem großen Baum heran. Durch die Wunder angezogen, besuchten die Gläubigen immer am Jahrestag seines Todes das Grab und riefen den hl. Landelin in den Beschwerden des Leibes und der Seele an.



*Holzstich von 1617 mit Wappen von Abt Christophorus Heubler (1608-1623). Aus: Martin Stephan, Historia . . . S. Landelini, 1621. Einer von zwei bekannten Abzügen.*

*Aufn.: A. Strebler*

Das spätere Mittelalter und die frühe Neuzeit haben, wie aus den Zeugnissen der Kunst<sup>7</sup> und den barocken Nacherzählungen der Legende<sup>8</sup> hervorgeht, die fromme Geschichte noch ausgestaltet und erweitert. So weiß die lateinische Vita noch nichts von einer königlichen Herkunft Landelins, wie sie 1506 die gekrönte Büste großartig kundgibt. Ebenso sind die wilden Tiere, die ohne Scheu zu ihm kommen und die lautlos stillestehenden Hunde wohl aus der im selben 12. Jahrhundert im elsässischen Haslach geschriebenen Legende des Einsiedlers Florentius übernommen. Über die Zahl und das Geschlecht der Kinder (später: drei Töchter) sowie über den Familienstand der Frau Edulfs ist sich der erste Erzähler noch nicht im klaren. Auch die (vielleicht von der getrennten Verehrung der Kopfreliquie im Kloster angeregte) Enthauptung ist ebenso wie das Todesjahr („640“) und der Ochsenkarren an der Landelinsbüste spätere Ausformung.

Unmittelbar nach dem Martertod Landelins, so betont noch einmal die Vita zu Beginn des dritten Buches, begann schon die Verehrung seines hl. Grabes, setzte der Zustrom der Gläubigen ein, die auch die Wildnis rodeten, sich (in Münchweier) ansiedelten und ihren Besitz ausbauten. Die anfangs erwähnten Räuber zogen sich weiter ins Innere zurück. Nur wenige Jahre später errichte-

ten nicht weit von der Stelle des Martyriums einige von der Vita (die die Straßburger Bischofskirche zu nennen vermeidet) vage als „fideles quidam Omnipotentis famuli“, „Diener des Allmächtigen“, bezeichnete Stifter ein „oratorium“ zu Ehren der Gottesmutter (nicht Landelins) und übergaben ihm u.a. den Ort der Bestattung, was durch „andere Urkunden“ bestätigt werde (der Anspruch auf Münchweier wird bekräftigt). Mönche ließen sich an jenem „monachorum cella“ genannten Ort nieder, und aus ihren Reihen seien nicht nur Äbte anderer Klöster, auch Bischöfe hervorgegangen. Dieses Kloster werde jetzt (Kloster) Ettenheim, Ettenheim monasterium<sup>9</sup>, genannt, weil, wie in einem Nebensatz immerhin mitgeteilt wird, Bischof Etto, Ehre seinem Andenken, es einmal, als es zerstört und verfallen war, erneuert habe (III, 4).

Auffällig ist, daß die Vita die spätere, festverwurzelte Tradition noch nicht kennt, die von Münchweier als dem Sitz einer ersten, lockeren Mönchsgemeinschaft im Brudergarten<sup>10</sup> beim Grab des Heiligen weiß und von einem dann durch Bischof Widegern um 728 dort gestifteten Klösterchen, das Bischof Eddo 734 und 763 auf die benediktinische Ordensregel verpflichtet und neugegründet habe und das erst später (um 900 oder noch unter Eddo) hinauf ins Tal an den neuen Ort versetzt worden sei. Die Vita lokalisiert vielmehr das erste Kloster schon in Ettenheimmünster an Ort und Stelle<sup>11</sup>. Ob der gut bezeugten<sup>12</sup> Gründung durch Eddo, wohl auf Eigengut, schon eine andere durch Widegern vorherging, wie es das, in welchem Ausmaß ist strittig, verfälschte Eddo-Testament von 762 will<sup>13</sup>, muß offenbleiben; Münchweier scheidet als Klosterort jedenfalls aus.

Die Vita ist nicht früher als im 12. Jahrhundert anzusetzen; manches ist noch um einiges jünger. Ältere Vorlagen, vielleicht aus dem legendenfreudigen 10. Jahrhundert, könnten eingearbeitet sein; sie stünden dann in den Büchern I und II, die eine deutliche Zäsur von den beiden letzten Büchern trennt. Der Autor der ersten Bücher betont aber, daß er nur aus mündlicher Überlieferung schöpft, „aus der Erzählung der Väter“ (Praefatio). Bei der Vermittlung habe ein gewisser Eberhardus eine große Rolle gespielt, den er mit „frater et pater venerande“ anspricht: nach Van der Straeten (S. 69) reden sich so zwei Äbte an. Wir kennen ihn nicht, so wenig wie die Mönche Hermann, Adalbero und Adelbert, die III,2 als Informanten genannt werden. In die älteren Abtslisten sind die vier nur gekommen, weil sie die Vita aufführt.

Wenn die Vita schreibt, der Wald, den Landelin betrat, „gehöre jetzt zur civitas Argentinensis“ (I,5), ist der Wald der Ettenheimer Mark und die Bischofskirche gemeint, die ja nach der Tendenz der Vita, die wir schon kennen, gern umschwiegen wird. (Etwas erweitert begegnet die Wendung in der zur gleichen Zeit entstandenen oder überarbeiteten, zu der Urkunde von „926“ gehörenden „Ruodharius-Dotation“: „dominium sanctae Mariae semper virginis Argentinensis civitatis“.) Wenn es weiter heißt, in dieser Gegend „wohnen jetzt an mehr als sieben Orten Menschen“, so bezeichnet das den nicht vor



1100 erreichten, Schweighausen einbeziehenden Zustand der vollen Besiedlung. Andererseits fließt die Unditz, das Wasser, an dem Landelin hinaufgeht, noch an Altdorf vorbei. Von den beiden Bergnamen der Vita, Kastelberch (nicht -burg) und Gisenburg, auf die Schwarzmaier als sichere Indizien einer späten Entstehung hinweist<sup>14</sup>, ist allerdings nicht einmal die Gisenburg als hochmittelalterlicher Burgname zu verstehen; die Anlagen, auf die sich die Namen beziehen (heute: Heidenkeller und Gisenburg) sind zweifellos älter.

Mit dem 1125 zuerst belegten Abt Wernher, der vorher Mönch in St. Blasien war, trat Ettenheimmünster „wie viele andere Bistumsklöster in den Reformkreis von St. Blasien“<sup>15</sup>. Schwarzmaier vermutet, daß Wernher nach 1123, als in Straßburg Bischof Bruno den kaisertreuen Bischof Kuno (mit Bischof Otto von Hohenstaufen nach der Klage auch unserer Vita in Buch IV ein schlimmer Bedrücker des Klosters) ablöste, als Abt eingesetzt wurde. Es ist die Zeit und die Stimmung, aus der heraus die Aussagen der Vita verstanden werden können. Es war nach Schwarzmaier ein „Charakteristikum der die älteren monastischen Gründungen erfassenden Reformbewegung“, „die verschüttete Überlieferung über die Anfänge des Klosters aufzudecken und neu aufzuzeichnen“. So ging es auch in Ettenheimmünster den Mönchen des 12. Jahrhunderts bei der Redaktion der Landelinsvita darum, „die Geschichte ihrer Abtei um die in Legende und mündlicher Tradition verhafteten Vorgänge anzureichern und diese stilistisch neuzuformen“.

In den ersten Büchern hat das Kloster Landelin, von dem die eigene spärliche Überlieferung nichts wußte, als Heiligen und Patron adoptiert und den Grundbestand der Legende ausformuliert. In den letzten Büchern hat es seine eigene, teilweise vielleicht schon vergessene Frühgeschichte so umgeschrieben, daß der Anschluß an den neuen Patron (den auch schon das Martyrium am Lautenbach herstellen sollte) sichtbar, die Tradition seiner Wunder und Verehrung begründet und die angeblich uralte Selbständigkeit der Abtei gegenüber Straßburg, besonders auch der Anspruch auf das Abteigut in Rufach, herausgestellt wurde.

Die erzählten Wunder erscheinen angestückt, die Übernatürlichkeit der in Buch III aus Münchweier berichteten ersten Mirakel ist an den Haaren herbeigezogen. Sie liefern allenfalls lokale Einblicke: ein Priester Waltger wird genannt; der Friedhof ist mit einer Mauer umgeben; die Heilung eines Besessenen wird in einem seither in der Kirche angebrachten Bild dargestellt; beim Kloster existiert ein Weinberg.

Die in ihrer jetzigen Gestalt etwa im 13. Jahrhundert vorliegende Vita eröffnet auch die bis ins 20. Jahrhundert fortgesetzte Reihe der Münstertäler Wallfahrtsbüchlein<sup>16</sup>: Die Wallfahrt zum hl. Landelin, seinem Grab und seinen Quellen, die in Blüte steht und jeweils am Todestag ihren Höhepunkt erlebt, wird publizistisch gerechtfertigt; Wunder werden nachgewiesen, Baedeker-Einzelheiten mitgeteilt: so ist an den Quellen kürzlich gebaut worden, der

Eichbaum beim Grab ist noch zu sehen usw. Ein Heiligenleben ist keine Geschichtsschreibung, schon gar nicht von der modernen, kritischen Art, vielmehr ein Stück religiöser Literatur, das eigenen Gesetzmäßigkeiten folgt.

## 2. Deutungsgeschichte

Die überaus sorgfältige Edition durch Van der Straeten sollte gutmachen, was seine „prédécesseurs“ (S. 66), die Bollandisten, die Jesuiten-Herausgeber der „Acta Sanctorum“, unserem Heiligen angetan hatten. Als nämlich die Bearbeiter des sechsten Septemberbandes, der 1757 in Antwerpen erschien, auf ihn stießen, übernahmen sie darin die schon 1714 von J.-B. *du Sollier* SJ<sup>17</sup> formulierte These einer Identität mit dem belgischen Abt Landelin von Lobbes, einem bekehrten Raubritter und Gründer mehrerer Klöster<sup>18</sup>. Die entscheidende Passage (p. 182 F—183 A) lautet übersetzt:

„Es wundert mich, daß ich den hl. Landelin nicht erwähnt finde bei denen, die über die Gründung oder die Erneuerung (des Klosters) berichten, auch nicht im Testament Bischof Ettos von Straßburg (. . .). Wenn wir deshalb das Schweigen der ältesten Martyrologen und der Autoren, die vom Elsaß und von Ostfranken eingehend handeln, über einen Märtyrer Landelin in Erwä-



LANDELINVS hic est, Cameraci natus ad urbem.  
Vir prece, doctrina, virq; labore potens.

Doctrina instituit multos, sedemq; labore  
Condidit, arte precum rupibus hausit aquas.

Der belgische hl. Landelin von Lobbes und Crespin. Kupferstich von Joh. Sadeler (1550-1600). Kupferstichkabinett, Staatl. Museen Preuß. Kulturbesitz, Berlin. Aufn.: A. Strebler

gung ziehen, drängt sich der Verdacht auf, daß die Reliquien des Abts Landelin im Hennegau, die nach der Aussage vieler an einige Orte Deutschlands verbracht wurden, auch zu jenem Kloster gelangt sind, und daß sich so für jemand, der die Geschichte des hl. (Abtes) Landelin nicht kannte, die Gelegenheit ergab, aus dem Bekenner einen Märtyrer, aus dem Belgier oder Franzosen einen Schotten zu machen. Die in späteren Jahrhunderten bewirkten Wunder können durchaus wahr sein, auch wenn man einen solchen Irrtum annimmt. Die ersten Wunder aber, ebenso das Martyrium und alle Umstände, was und wie sie berichtet werden, erscheinen ganz und gar verdächtig. Unseren Verdacht vermehrt der Tag (21. September), an dem Landelin das Martyrium erlitten haben soll, da er genau mit dem Tag der Erhebung der Reliquien des Abts Landelin zusammenfällt.“

In Zukunft wußte der Kenner, was von Landelin zu halten war. Vor über vierzig Jahren wurde die Lehre von seiner Nichtexistenz dann von dem kirchlichen Archivar Josef *Clauss*<sup>19</sup> und von Heinrich *Feurstein*<sup>20</sup> mit großer Entschiedenheit ausgesprochen. Erzbischof Dr. Conrad Gröber war schon dabei, kirchenoffiziell den Kult des belgischen Landelin in Ettenheimmünster einzuführen.

Der elsässische Kirchenhistoriker Medard *Barth* aber bat um Aufschub und hielt 1944 in Freiburg einen Vortrag, der Gröber umstimmte. Barths breitere Darstellung der Frage lag schon 1951 vor, als Beitrag zu einer geplanten Festschrift zu Ehren von Josef Rest. 1955 erschien Barths Aufsatz dann im „Freiburger Diözesan-Archiv“<sup>21</sup>.

Er konnte vor allem nachweisen, daß der belgische Namensvetter nicht in Frage kommt. Das ergibt sich aus mehreren frühen *Kalendaren* der Straßburger Kirche, die am 21. September neben dem Tagesheiligen, dem hl. Apostel Matthäus, einen „Martyrer Lendelinus“ verzeichnen. Barth fand den Eintrag in einem um 1175 geschriebenen, dem Domstift angehörenden Kalender ebenso wie in einem anderen Kalender des Domstifts, das im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts angelegt wurde. Besonders weit zurück reicht aber das um 1000 anzusetzende Kalender des Straßburger St. Thomastifts mit demselben Vermerk, das sich heute in der Münchener Staatsbibliothek befindet<sup>22</sup>. Daß es am 21. September 1105 eine zweite Translation des belgischen Bekennerabts (Fest: 15. Juni) gegeben hat, ist schwerlich beweiskräftig, wenn der Gedenktag eines Märtyrers gleichen Namens schon hundert Jahre früher unter diesem Monatstag ins Kalender von St. Thomas<sup>23</sup> eingetragen worden ist.

Wenn die Verehrung Landelins schon im 10. Jahrhundert anzunehmen ist und es keinen Hinweis auf eine Tätigkeit des Blutzeugen im Elsaß gibt, möchten wir seiner Legende glauben, daß er mit der Missionierung der Ortenau, näherhin mit der Mark Ettenheim, zu tun gehabt hat. Obwohl zwischen seiner ersten Bezeugung und seiner möglichen Lebenszeit noch zwei bis drei dunkle, leichtgläubig-wunderfreudige Jahrhunderte liegen, ist seine Existenz doch nicht unwahrscheinlich, zumal ein Interesse, ihn zu erfinden, noch nicht bestand. „Die unhistorischen Heiligen sind viel seltener, als angenommen wird, und nie sollte eine Erscheinung nur um der Legende willen abgelehnt werden“<sup>24</sup>.

Auf mehrere schwache Punkte in Barths eindrucksvoller Erörterung des Problems hat Ralf Ritter 1973 aufmerksam gemacht<sup>25</sup>. Er erkennt eine frühe Verehrung an, nimmt aber das Schweigen über Landelin in der frühen Klostergeschichte sehr viel ernster und vermutet bis zur Vorlage neuen Materials, „daß es sich eher um einen erfundenen Heiligen handelt“ (S. 113). Ein Grundgesetz in Landelins Geschichte greift die jüngste Darstellung auf, wenn sie in einem geistvollen Spiel mit den Elementen der Überlieferung von den „fünf Toden“ des Heiligen spricht<sup>26</sup>.

### 3. *Namen, Orte und Reliquien*

Eine ganze Reihe wohlbekannter hagiographischer Topoi ist innerhalb der Legende schnell dingfest zu machen: Das Lob der „Schotten“, die irische Herkunft, die Pilgerschaft, die Einsiedelei, das Verhalten der wilden Tiere, der böse Jäger, die entspringenden Quellen, die Wirkung des Bluts, der grüne Stab, die vom späteren Grab nicht mehr fortzubringende Trage. Einige, der Vita offenbar vorgegebene Namen und Örtlichkeiten: der Name Landelin selbst, der Aufenthalt in Altdorf, die Nennung von Münchweier könnten dagegen historisch sein.

Der Name *Landelin*<sup>27</sup> war im frühen Mittelalter nicht selten. Vor allem ist er nicht keltisch, so daß (wie auch beim hl. Fridolin von Säcking und dem hl. Trudpert) schon der Name gegen einen Pilgermönch spricht. Der germanische Stamm *landa* („Land“) war als Name „von alters her sehr beliebt“<sup>28</sup>, alleinstehend (*Lando*, auch der Name eines Papstes), als Vorderglied (*Lantfrid* u.ä.) oder eben auch mit dem Deminutiv *-lin*. *Landelin* ist seit dem 5. Jahrhundert nachzuweisen und war im 7. Jahrhundert häufig<sup>29</sup>, aber auch noch bis ins 11. Jahrhundert.<sup>30</sup> Auch in der ältesten Professeliste von St. Gallen steht an achter Stelle der Name *Landolinus*<sup>31</sup>. Unser Märtyrer trägt also einen fränkischen Namen und kam wohl, ob nun als Mönch und Missionar oder als ein erster Geistlicher, wirklich von jenseits des Rheins, aus dem klosterreichen Raum vom Oberrhein bis Belgien, in dem sich die fränkische Reichskultur vom 6. bis zum 8. Jahrhundert ausbreitet, und in dem (besonders in Westfranken) dieser sein Name belegt ist.

Die Lokaltradition hat nicht vergessen, Landelin (wie auch Fridolin) den Rhein bei Kappel überqueren zu lassen. Überhaupt fällt Landelins Pilgerweg vom Rhein bis ins Münstertal mit einer alten Verbindungsstraße zusammen. Wo sie auf die Vorberge trifft, liegt *Altdorf*, ein Platz, den die Vita (I,6) zu Recht einen *vetustissimus vicus* nennt. Altdorf mit seiner hohen Siedlungskontinuität war sicher ein früherer Ansatzpunkt der Erschließung und Mission. Es wundert uns nicht, daß in unmittelbarer Nähe des Altdorfer Landelinsbrunnens, genau dort, wo der Heilige gewohnt haben soll, ein 1803–05 aufgedecktes, wohl merowingisches Gräberfeld lag, dabei ein großes beigabenloses

Steinplattengrab, das drei Skelette enthielt; alles wiederum ganz nahe bei noch älteren, vermutlich gallorömischen Relikten<sup>32</sup>. — Landelins Altdorfer Gastgeber Hedolf und der von Bischof Eddo eingesetzte erste Abt Helidulfus<sup>33</sup> tragen fast den gleichen Namen. Hat sich die Vita den Namen ausgeborgt? Da sie Eddo als eigentlichen Gründer unterschlägt, wurde ja auch Helidulf zu anderer Verwendung frei.

Was *Münchweier* angeht, so enthält die Vita-Abschrift in Ettenheimmünster als letzte Seite den „Titulus Ecclesiae“ einer Kreuzerhöhungskirche, bei der es sich, wie auch eine spätere Hand am Rand vermerkt, um die Pfarrkirche von Münchweier handeln muß<sup>34</sup>. Der Text ist ohne Zusammenhang und Kommentar (wohl weil er nichts zu Landelin beitrug) angefügt, so wie die Mönchschronisten gelegentlich ältere Nachrichten mitteilen: Am 18. Oktober 1098, in der 7. Indiktion, im Mondalter 29, unter Papst Urban II. und Kaiser Heinrich IV., hat Bischof Albert von Worms unter Assistenz von Bischof Otto von Straßburg<sup>35</sup> diese Kirche zu Ehren der Heiligen und Ungeteilten Dreifaltigkeit, des Siegreichen Kreuzes, Aller Heiligen und des Tagesheiligen, des hl. Evangelisten Lukas, geweiht. Der Altar enthält Reliquien vom Grab des Herrn, vom Kleid der hl. Jungfrau Maria, von den Aposteln Petrus und Paulus, vom hl. Erzmärtyrer Stephanus, dem hl. Markus, von den Leibern der Unschuldigen Märtyrer (Kinder), den Haaren des hl. Bischofs Martin, vom hl. Nikolaus, dem hl. Bischof Lupicius (?), dem Bischof Germanus, von der Albe des hl. Papstes Leo, der hl. Jungfrau Walpurga.

Die eigentliche Grabeskirche des Heiligen, wo der Legende nach von altersher seine Gebeine verehrt werden, die aber stets und bis heute zuerst eine Hl. Kreuzkirche war<sup>36</sup>, enthält also bei ihrer Weihe 1098 keine Landelinsreliquie; er wird überhaupt nicht genannt. Es scheint, als ob ein anerkannter Kult Landelins in Münchweier vor 1100, d.h. vor der Zeit unserer Vita, nicht bestanden hat. Dazu paßt, daß das ebenfalls alte Kalendar von Gengenbach Landelin nicht enthält, so wenig wie die überörtlichen Martyrologien ihn kennen. Auch in Ettenheimmünster, das der Straßburger Gottesmutter, dem Täufer und dem hl. Petrus geweiht war, wurden in Kirchen und Kapellen andere Heilige verehrt; erst 1268 werden Reliquien von ihm in den Klosteraltären aufgeführt.<sup>37</sup> In den Anfängen gab es nur einen lokalen, vielleicht nur auf Straßburg beschränkten Kult, und auch dort wurde seiner ja nur in der liturgisch schwächeren Form einer commemoratio gedacht.

Im hohen Mittelalter aber umspannt ein reger Wallfahrtsbetrieb die beiden Brennpunkte der Verehrung: den legendären Ort des Martyriums mit den heilkräftigen Quellen, hier vielleicht einen alten Naturkult wieder aufnehmend, und „St. Landelins Begräbnis“ in Münchweier. Über die frühen Vorgängerbauten der heutigen barocken Wallfahrtskirche sind wir nur ungenügend unterrichtet; erwähnt wird eine Kirche in Lutenbach in einem für ihre Wiederherstellung ausgestellten Ablaßbrief von 1501<sup>38</sup>. Bis zu seiner Aufhebung ließ

das Kloster das in der Klosterkirche aufbewahrte Kopfreliquiar am Jahrestag in Prozession in die Wallfahrtskirche bringen (die es seither dauernd verwahrt).



Älteste Darstellung des Heiligen. Initialminiatur der Ablassurkunde von 1336 für die Münchweirer Pfarrkirche. Erzb. Archiv Freiburg i. Br.

Aufn.: A. Strebler

Die älteste Darstellung der Wallfahrt ist ein kolorierter, um 1500 entstandener Holzschnitt. Er bringt in künstlerischer Freiheit die Quellen und das Grab an einem Ort zusammen<sup>39</sup> und bildet das in den Wallfahrtsberichten oft genannte einfache *Steingrab* des Heiligen ab, das sich hinter dem Hochaltar der alten Münchweierer Kirche befand. Schon in der am Schluß der Vita erzählten Heilung eines Mädchens setzt die Mutter das Kind „super tumulum“, während sie betet, und noch 1698 wird ein gelähmtes Kind dadurch geheilt, daß es auf den Grabstein gesetzt wird<sup>40</sup>.



*Kolorierter Frühdruck (um 1500) mit synchroner Darbietung von Martyrium, Grab, Wallfahrt und Badebetrieb. „Heilige (r) herr S. lendlin zuo Nu (n) e (n) wier (Irrtum des Holzschneiders) b(it) g ((ot) f ((ür) v (ns).“ Original früher in der Stiftsbibliothek St. Gallen, Verleih unbekannt. (A. Fäh, Kolorierte Frühdrucke aus . . . St. Gallen. 1906, Abb. 22.)* *Aufn.: A. Strebler*

Seit 1859 verwahrt das Badische Landesmuseum in Karlsruhe einen gotischen Sarkophagdeckel mit der Skulptur eines jugendlichen Heiligen, der nach längerer Diskussion auf Grund des Votums von Joseph Braun<sup>41</sup> als ein zur Beisetzung bereiteter hl. Landelin gilt. Das stark zerstörte, etwa um 1300 entstandene Sandsteinbildwerk befand sich bei einer Visitation 1762 noch in der Kirche von Grafenhausen/Lahr, später auf dem dortigen Friedhof. Nach Braun war es bis zu einer Zerstörung etwa im Bauernkrieg Teil einer Hochgrabanlage in



*Grabplatte mit Relief des hl. Landelin als Pilger. Gipsabdruck in der Kirche von Münchweier. Das (teilweise zerstörte) Original deckte bis 1827 das Grab des Heiligen und ist in der Rückwand des Altartisches eingemauert.*

*Aufn.: A. Strebler*

Münchweier. Gegen diese Deutung spricht, daß der Heilige in seiner älteren Ikonographie als bärtiger Geistlicher oder Eremit auftritt und erst spät als jugendlicher Königssohn<sup>42</sup>; daß der Leichnam des Sargdeckels nicht enthaup- tet ist; daß die dargestellte Szene einer Salbung von Körperwunden durch Engel in der Legende nicht vorkommt; daß es in der Klostertradition keinerlei Hinweis auf ein ähnliches Hochgrab in Münchweier gibt; daß die 1827 bei der Graböffnung gefundenen Gebeine sicher niemals in einem Hochgrab verwahrt gewesen sind<sup>43</sup>.

Das „Album seu catalogus abbatum“<sup>44</sup> vermutet, Abt Laurentius Effinger (1501—44), der 1501 den Ablaß vermittelte und 1506 die bekannte Büste in Auftrag gab, habe auch die noch erhaltene *Reliefplatte* auf dem Grab anfertigen lassen, die Landelin als Pilger zeigt. Anders lautete noch 1682 der Hinweis



von P. Maurus Geiger, Abt Kaspar Geiger (1623—34) habe in Münchweier „ein steinernes Grab / samt des Heiligen darauff gehauenen Bildnuß auffrichten lassen“<sup>45</sup>. Stilistisch scheint das Bild besser in Geigers frühe Zeit zu passen<sup>46</sup>.

Am 10. Juli 1827 verfügten sich der Bischöfliche Kommissarius Dr. Burg<sup>47</sup>, der frühere letzte Abt des Klosters Arbogast Heisler, der Münchweierer Ortspfarrer und Exconventuale Johner, der Pfarrer Martin von St. Landelin, der Hilfspriester Seeger von Münchweier und der Stadtpfarrer Götz von Ettenheim, der den Vorgang aufnahm<sup>48</sup>, zusammen mit den Maurern Striegel und Gottwald in „die alte, zum Teil schon abgebrochene Kirche“, um „das hinter dem Hochaltar befindliche *Grab des hl. Märtyrers Landelin zu eröffnen* und die ehrwürdigen Überbleibsel zur Versetzung in die neu zu erbauende Pfarrkirche zu erheben“. Das Grab war oben mit der erwähnten roten Sandsteinplatte bedeckt, die entfernt wurde. „Etwa 3 Schuh (90 cm) tief unter der Erde kam man auf eine steinerne Platte, welche vermuten ließ, daß hier der Sarg des hl. Märtyrer aufbewahrt sey. Nachdem man diesen Stein erhoben hatte, fand man wirklich diesen Sarg aus einem Stein gehauen, in der Länge 2 und einen halben Schuh, in der Breite einen Schuh, in der Tiefe sieben Zoll. Darin befanden sich ganz vermoderte, in Unordnung liegende und mit Grund vermischte Gebeine. Diese wurden sorgfältig und ehrerbietig herausgenommen und in einer hölzernen Schachtel aufbewahrt, welche von (. . .) Burg (. . .) versiegelt wurde.“

In der neuen Kirche bewahrte man seither die Reliquien, d.h. den kleinen Steinsarg mit der Holzschachtel darin, im Hochaltar, in einem „kleinen Mauergerölbe“ auf. Als 1897 der Altar renoviert und vergrößert wurde, öffnete man das sepulchrum und das darin befindliche „Kindersärgchen“ erneut, nahm Anstoß an der „pietätlosen Schachtel“<sup>49</sup>, „gefüllt mit größeren und kleineren Gebeineresten und untermischt mit einer Menge grober Erdteile“, und ließ von dem Bildhauer F. Simmler ein „neues, würdigeres Behältnis in Sargform aus Eichenholz“ anfertigen.

Mehr Aufschlüsse brachte die gründliche Untersuchung, die am 19. 5. 1941 im Auftrag von Erzbischof Gröber durch den Reliquienforscher P. Timotheos *Stumpfl* durchgeführt wurde. Der kleine Steinsarg scheint nach der Beschreibung Stumpfls (obwohl die angegebenen Maße nicht genau übereinstimmen) noch der 1827 vorgefundene zu sein. „Es fand sich vor allem viel Erde vor (Lehmstückchen und Staub), vermischt mit sehr viel Gebeinstaub und Splintern. Obenauf lagen auch einige größere Knochenfragmente. Auch in der Erdmasse kamen noch Knochenreste von Bedeutung zum Vorschein.“ „Man kann wohl sagen, daß der größte Teil eines Skelettes sich da in zerfallenem Zustande vorfindet.“ „Leider fanden sich nicht die geringsten Beigaben. Nur 2—3 Stückchen alte Holzkohlen sowie ein Zapfen aus Ton, der früher vielleicht zum Verschließen des Sarges gedient hatte (. . .).“ „Die Knochen zeigten lichtgelbe Farbe, entsprechend dem lehmigen Grund, in dem sie lagen. Sie

waren sehr brüchig und mürbe, so daß sie kaum eine Berührung vertrugen. Das spricht offensichtlich dafür, daß die Gebeine sehr lange Zeit im Erdreich gelegen haben. Wäre die Beisetzung in einem Sarg schon in alter Zeit geschehen, so würden die Knochen eine gewisse Festigkeit zeigten (. . .).“ „Im Erdreich fanden sich auch noch eine Anzahl Mörtelstücke vor. Wohl von Mauern, mit denen das Grab eingefast war. Ein Knochenteil wurde gefunden, an dem ein Mörtelstück klebte. Man scheint also in nächster Nähe dieser Gebeine einmal gemauert zu haben. Hat man da diese Knochen nicht beachtet?“

Aus Fragmenten von zwei Zähnen, deren Kauflächen sehr abgenützt waren, schließt Stumpfl auf einen älteren Menschen; er stellt nebenbei auch fest, daß ein als Landelinsreliquie bezeichneter Zahn in der Ettenheimer Pfarrkirche „völlig diesen Zähnen gleicht“. Sichere Schlüsse darüber, ob die Schädelkugel im Münstertaler Reliquiar zu diesen Gebeinen gehöre, ließen sich nicht ziehen; es seien in Münchweier „zu wenig Überreste des Schädels erhalten“. Auszuschließen sei es nicht; dann müsse die Schädelreliquie aber schon „in alter Zeit dem Grab entnommen“ worden sein: „sie weist teilweise noch die Knochenrinde auf“, ist „von großer Festigkeit und von einer Kompaktheit, von der bei den Münchweierer Schädelstücken aber auch nicht das Geringste zu bemerken ist“. Pater Stumpfl kommt zu dem im Hinblick auf die Erwartungshaltung des Ordinariats und der Ortspfarrer bemerkenswert zurückhaltenden Schluß: „Es ist in einem uns unbekanntem, aber sicher nicht allzu fernem Zeitpunkt (könnte man an das 16. Jahrhundert denken?) ein Grab, das die Volksüberlieferung für die Ruhstätte eines heiligen Mannes hielt, geöffnet und der verfallene Überrest eines Skelettes in einem Steinsarg geborgen worden. Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß es sich um irgend ein altes Grab gehandelt haben kann.“

Anfang April 1941 hatte Stumpfl schon über seine Inspektion der *Schädelreliquie* berichtet: es sei „ein Schädelstück, und zwar ein größerer Teil des rechten Scheitelbeines mit einem kleinen Anteil des linken Scheitelbeines und einem größeren Fragment des Hinterhauptbeines“. Das Gebein gehöre vermutlich „einem kräftigen, männlichen Skelett“ an, und „dieser Mensch stand dem Aussehen nach doch schon in vorgerücktem Alter“. „Die braunglänzende Stelle in der Mitte scheint dafür zu sprechen, daß das Gebein verehrungshalber berührt und geküßt wurde (. . .).“ Diese Reliquie erklärt Stumpfl für glaubwürdig; seinen Zorn erregt aber ein Kinnladenstück, das sich in einem Holzschädel mit barocker Fassung befindet, der in der Prozession ebenfalls herumgetragen werde. Die Kinnlade sei von „abnormer Kleinheit“, „wahrscheinlich hat (sie) einem alten, weiblichen Individuum von geradezu zwerghaftem Aussehen zugehört“.

Der Neubau der Münchweierer Kirche 1828, der die erste protokollierte Erhebung der Gebeine nach sich zog, hat noch *andere Funde* geliefert. Im Nachlaß von Prof. Heinrich Schreiber (1793—1872)<sup>50</sup> liegt der Bericht des Bauleiters,

des Architekten Berger vom 27. 4. 1828 über drei Steinplattengräber, die einige Tage vorher „bey dem Fundamentgraben der neuen Kirche in Münchweyer, auf eben jener Stelle, wo die alte gestanden“ aufgedeckt worden waren. Der erste Sarg lag 9 Schuh 8 Zoll (2,94 m) tief und bestand aus fünf Teilen, „nemlich 2 Seiten ein ober und unter Stück und der Deckel, Bodenstein war keiner vorhanden. Der ganze Sarg mißt in der Länge im Licht 7 Sch. 8 Z. (2,34 m), hoch 1 Sch. 6 Z. (48 cm), breit 1 Sch. 9 Z. (57 cm). Sämtliche Steine waren 8 Z. 3 Linien (24,9 cm) dick. In demselben befand sich noch ein sehr gut erhaltenes Todtengerippe 6 Sch. 9 Z. (2,07 m) lang, die rechte Hand unter dem Kopf liegen, wie es bey vielen Schlafenden zu sehen ist. Im Schädel befand sich etwas links beynahe in der Mitte desselben ein eckiges Loch 6 L. (1,8 cm) breit. Der linke Vorderarm war nirgends zu finden, sonst fehlte nicht ein einziges Knöchelchen, die Zähne waren alle vorhanden und gesund. Dem Gerippe nach muß der ganze Körperbau regelmäßig und schön gewesen sein.“ Ein zweiter, ähnlicher Sarg, 2,88 m tief liegend, war 15 cm länger; dem „ganz gut erhaltenen (. . .) Gerippe (. . .) mangelten etwelche Backenzähne“. „Zwischen den Füßen dieses Gerippes (lag) ein zweytes (. . .) welches aber dem Kopfe und Armknochen nach etwas kleiner gewesen seyn muß (. . .). Es lag auf einem ganz kleinen Raume, und die Theile so aufeinander, daß man glauben sollte, der Körper seye in mehrere Stücke zerhauen worden, viele kleinere Gebeine wurden von demselben gar nicht vorgefunden.“

Bei dem dritten, etwas später freigelegten Steinsarg fällt es Berger auf, daß er 21 Z. (63 cm) „tiefer in der Erden lag, als das Fundament der alten Kirche, welches 9 Sch. 5 Z. (2,85 m) Tiefe hatte“ und anders gelagert war („die Füße zeigten ganz gegen Norden“). Hier waren die Gebeine in schlammiger Erde schlecht erhalten; „der linke Arm lag über der Brust“. Berger fand trotz intensiver Suche keine Beigaben in den Gräbern<sup>51</sup>, auch kein Zeichen auf den roten Sandsteinen, die er in die neue Kirche vermauern ließ.

Leider konnten die Münchweierer Gräber (so wenig wie die Altdorfer) noch nicht, wie das etwa in Burgheim möglich war, mit den Mitteln der modernen Archäologie untersucht werden. Es könnte sich um ein kleines Steinplattengrabfeld der spätmerowingischen Zeit gehandelt haben — aus dem 7., eher schon dem 8. Jahrhundert. Bestand hier ein größeres, durch den mittelalterlichen Friedhof früh zerstörtes Gräberareal, oder waren dies einige wenige, besondere Bestattungen, die in einer ersten Kirche angelegt worden sind oder über denen sie erbaut wurde? Zumindest einer der Toten ist gewaltsam ums Leben gekommen. Es scheint fast, als ob die Gräber die hervorgehobene Rolle Münchweiers in der Landelin-Tradition bestätigen wollten<sup>52</sup>.

Auch über den Ursprung der Reliquien in Münchweier bleiben nicht mehr als Vermutungen. Möglicherweise hat man schon beim Ausheben und Legen der Fundamente für den 1098 geweihten Bau das alte Grabfeld angeschnitten und eins (oder mehrere) der Gräber aufgedeckt (die anderen wurden ja erst 1828

von den tieferen Fundamentgräben des Neubaus erreicht). Dreißig Jahre später könnte das Kloster auf ein solches Grab zurückgegriffen, es auf Grund der an Münchweier haftenden Tradition als Landelin-Tumulus identifiziert und für die neue Wallfahrt zugänglich gemacht haben. Vermutlich hat man damals auch die Kopfreliquie dem Grab entnommen; so ließe sich der von Stumpfl betonte Unterschied in der Erhaltung erklären<sup>53</sup>. Im frühen 17. Jahrhundert, unter Abt Kaspar Geiger, scheint man die Reste zusammen mit der Erde, so wie man sie vorfand, erhoben und an Ort und Stelle in den kleinen Steinsarg umgebettet zu haben, der 1827 aufgedeckt wurde.

#### 4. Ergebnis

Sankt Landelin, einer der nicht seltenen Lokalheiligen der Frühzeit, wäre wohl den steigenden Ansprüchen späterer Kanonisierungsverfahren nur mit Mühe gerecht geworden. Ihm die Ehre der Existenz in der Nachfolge Solliers ganz und gar abzusprechen, geht aber so wenig an, wie von ihm mit Barth ohne jeden Zweifel überzeugt zu sein. Die Inspektion der Quellen, auch hinzugekommener Zeugnisse, fügt sich ein in H. Schwarzmaiers Sicht der Frühgeschichte des Marienklosters Ettenheimmünster und seines neuen Patrons, des hl. Landelin. Schon im 10. Jahrhundert hat es eine auf Teile des Bistums Straßburg beschränkte Verehrung des hl. Märtyrers Landelin gegeben, von dem wir nichts wissen, außer daß er von dem belgischen Bekenner zu unterscheiden ist und dem Namen nach ein Franke war. Eine ältere, nur noch in schwachen Resten erhaltene Tradition verknüpfte ihn mit der Erschließung der Ortenau, besonders mit dem Raum Altdorf/Münchweier; eine sonst nicht bezeugte Erinnerung an die erste fränkische Mission und Pfarrorganisation (Altdorf) mag sich darin niedergeschlagen haben. Mit den Anfängen des Straßburger Bistumsklosters Ettenheimmünster ist der Heilige kaum zusammenzubringen. Um sich von Straßburg zu emanzipieren und sich einen neuen Patron zu schaffen<sup>54</sup>, eignete ihm sich das Kloster im 12. Jahrhundert an, formte seine ältere Tradition auf sich um und schuf mit der Vita die in Einzelzügen später noch ausgebaute Landelin-Legende. Eine zeitweise stark besuchte Wallfahrt entstand. Schon früh verfügen die Mönche über die Kopfreliquie und führen sie z.B. bei Bettelgängen ins Elsaß mit. Sie entstammt vielleicht, wie die Gebeine in dem fortan in der Münchweierer Kirche verehrten Grab, einem merowingischen kleinen Grabfeld unter der Kirche.

Die Vorlagen für die Illustrationen stellte der Historische Verein Ettenheim zur Verfügung.

#### *Literatur und Anmerkungen:*

- 1 Die von Joseph van der Straeten SJ (La Vie de S. Landelin, ermite et martyr au pays de Bade. In: *Analecta Bollandiana* 73, Brüssel 1955, S. 66—118) eingeleitete und edierte „Vita et passio

S. Landelini martyris“ stand in einem Legendar, das nach 1454 in dem westfälischen Augustiner-Chorherren-Kloster Böddecken angelegt wurde. Böddecken hatte Beziehungen zu elsässischen Bruderklöstern. Das Legendar wurde im Kriege in Münster i.W. vernichtet. Van der Straeten mußte sich auf eine Abschrift stützen, die J. Gamans SJ 1641 von der Vita genommen hatte.

Ein gekürzter Abdruck mit einer Übersetzung von C. Dirlmeier und nicht immer zutreffenden Anmerkungen von K. Sprigade findet sich in Band IV der „Quellen zur Geschichte der Alamannen“, Heidelberg 1980, S. 35–42.

Unbekannt ist, daß sich auch in Ettenheimmünster eine vollständige *weitere Abschrift* der Vita erhalten hat. Die Handschrift im Pfarrarchiv trägt den Titel: „Vita et martirium Sanctissimi martyris Landelini: literis mandatum, picturaque expressum: sub admodum Rdo. Amplissimo. Gratosissimoq: patre ac D: D: Christophoro D. Ettonis ac S. Landelini coenobij abbate dignissimo“. Vermutlich ist Abt Christophorus II. Heubler (1608–23) gemeint. Die offenbar für einen Druck bestimmte Abschrift rückt so in die zeitliche Nähe einer in einem einzigen Exemplar eines Drucks von 1621 erhaltenen Landelin-Vita von P. Martin(us) Stephan(us). Der Text weicht nur unwesentlich von Van der Straeten ab; die Vita ist also, entgegen seiner Vermutung (S. 97, A. 1), in Böddecken nicht verändert worden. Über die 1590 in einem gelehrten Schriftwechsel erwähnte Vorlage der Abschrift im Kloster, die auch Stephanus noch vor Augen hatte, vgl. H. Schadek, in: Die Klöster der Ortenau, Die Ortenau 58/1978, S. 193f.

- 2 Noch jetzt, schreibt die Vita (I,4), sind in der von den Alten mit Recht so genannten Mortenau viele Räuber am Werk.
- 3 Die Form mit -l- ist wohl ein Schreibfehler von Pater Gamans.
- 4 „Multimode occidit eum.“ In der Abschrift in Ettenheimmünster tötet der Jäger den durch seine Lästerungen „multimodis afflictum“.
- 5 Der Vitenschreiber hat wenig historische Kenntnis über seinen Helden. Den 21. September hat er aus liturgischen Handschriften, aber ein Jahr vermag er nicht anzugeben.
- 6 Die Form Münchweier, villa monachorum, Munchwilare = Weiler der Mönche, ist die klösterliche Umdeutung des mit dem Namensstamm Muni- gebildeten Muni-, Minnewilre.
- 7 Z.B. in den zwanzig Kleinreliefs am Sockel der Landelinsbüste von 1506 und in den barocken Fresken A. Moraths in der Wallfahrtskirche. Abb. der Büste in: Die Ortenau 58/1978, S. 196.
- 8 Über das erhaltene geschriebene und gedruckte Landelinus-Schrifttum vgl. die Zusammenstellung bei Robert Merkle, Zur Kultgeschichte des hl. Landelin. In: FDA 72/1952, S. 160–167.
- 9 „Ettenheim“ ist zuerst ebenso der Name des Orts (villa E.) wie der Mark (marcha E.) und des Klosters (monasterium E.). Andere Namen, monasterium Ettonis = Ettenmünster oder Mönchszell, der muenche zelle (nach 1300), haben sich nicht durchgesetzt. Dem monasterium E. entspricht „Ettenheim-Münster“.
- 10 Ähnlich wie der „König“ Giso nach der Gisenburg genannt, d.h. erfunden ist, rührt diese Erzählung vom Flurnamen Brudergarten her und nicht umgekehrt.
- 11 Van der Straeten gibt S. 75 die Aussage der Vita richtig wieder, wenn er schon die erste klösterliche Niederlassung nicht in der Nähe des Grabes, sondern in der Nähe des Todesortes entstanden sein läßt, kommt dann aber ohne Grund (S. 82 und in seinem Schema der Anfänge des Klosters S. 84) auf Münchweier zurück.
- 12 In der Chronik Hermanns des Lahmen zum Jahr 734 (MG SS V 98), der sich aber in Bezug auf die Jahreszahl auch nicht sicher ist.
- 13 Der Widegern-Stelle wird mißtraut, doch besticht der Gedanke, daß sich Widegern ähnlich wie 728 in seinem Privileg für Murbach um einen in lockerer Fügung gebildeten Konvent von „peregrini monachi“ im Münstertal bemüht hat und daß mit Eddo die benediktinische Verfestigung folgte. Ähnlich: F. Prinz, Frühes Mönchtum im Frankenreich. München-Wien 1965, S. 222, A. 296.
- 14 Hansmartin Schwarzmaier, Die Klöster der Ortenau und ihre Konvente in karolingischer Zeit. In: ZGO 119/1971, S. 4.

- 15 H. Schwarzmaier, Die politischen Kräfte in der Ortenau im Hochmittelalter. In: ZGO 121/1973, S. 7. Die Arbeiten Schwarzmaiers erschließen das Verständnis der frühen Klostergeschichte. Vgl. auch F. Schultz, in: Die Klöster der Ortenau, S. 150—159 (teilweise weiterführend).
- 16 Stephanus 1621, Geiger 1682 u.ö., Bulffer 1760, Kürzel 1891, Heizmann 1926, Merkle 1949.
- 17 Martyrologium Usuardi, Antwerpen 1714, S. 549 (separat aus Acta Sanctorum, Juni VI).
- 18 Über ihn und seine „wenig zuverlässige Vita“ vgl. F. Prinz (wie Anm. 13), S. 205 u. A. 229.
- 19 J. Clauss (+ 1949), Der hl. Landelin, Einsiedler u. Martyrer. 25 S. Manuskript im Erzb. Archiv Freiburg, Nachlaß Clauss, Mappe „S. Landelin“, Fasz. 1. — Er nimmt an, das Haupt des belg. Landelin sei um 836 nach Böddeken übertragen worden, und ein Teil davon sei seit 1268 in Ettenheimmünster bezeugt.
- 20 H. Feurstein (posthum), Zur ältesten Missions- und Patroziniumskunde im alemann. Raum. In: ZGO 97/1949, S. 32.
- 21 M. Barth, Der hl. Märtyrer Landelin von Ettenheimmünster. Sein Kult in Baden und Elsaß. In: FDA 75/1955, S. 203—244. — Ein Nachdruck erscheint 1985 innerhalb eines die heimatgeschichtlichen Arbeiten von Prof. Rest umfassenden Bandes, der von Bernhard Uttenweiler (Hist. Verein Ettenheim) herausgegeben wird. Der Band enthält auch eine Landelinus-Ikonographie des Herausgebers.
- 22 M. Barth, Elsässische Kalendare des 11. u. 12. Jahrh.s. In: Archiv für elsäss. Kirchengeschichte 3/1928, S. 18. — Der Münchener Codex (Cod. lat. 27129) ist ein aus Ottobeuren gekommener Sammelband; das Kalendardatum steht f. 122v—132v. Der Schriftcharakter und andere Indizien rechtfertigen die frühe Datierung. Über die Frage, ob die für das Landelin-Problem zentral wichtige Eintragung „Lendelini m.“ unterm 21. September von der ersten Hand stammt, vgl. Barth (wie Anm. 21), S. 213, A. 35. Er hat die Schrift schon 1935 einer Autorität wie Bernhard Bischoff vorgelegt und später noch einmal eine positive paläographische Nachprüfung in München veranlaßt. — Ein Schreiben der Staatsbibliothek vom 21. 1. 1985 bestätigt erneut, daß dort seither keine anderen Erkenntnisse vorliegen.
- 23 Mit St. Thomas bringt auch der als Chronist freilich unzuverlässige Straßburger Stadtbaumeister Daniel Specklin (+ 1589) den Heiligen zusammen: „Anno 698 hatte sich ein heiliger bruder Lendelinus von den Schotten brüder von S. Toman, auss ahndacht sampt dreyen andern brüder in ein wildnuss begeben ins Brisgau ahn die Undis (. . .)“. Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace, Serie 2, Bd. 30 (1888), S. 191.
- 24 H. Günter, Psychologie der Legende. Freiburg i.Br. 1949, S. 4.
- 25 R. Ritter, Landelin und die Anfänge des Klosters Ettenheimmünster. In: Geroldsecker Land 15/1973, S. 101—113.
- 26 Ludwig Greber, Der fünfte Tod des Heiligen Landelin aus Irland im Europapark zu Rust am Rhein. In: St. Bartholomäus Ettenheim. Hrsg. von D. Weis. München-Zürich 1982, S. 209—217.
- 27 Die Form mit -e- ist älter und häufiger.
- 28 H. Kaufmann, Ergänzungsband (1968) zu: E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. Bd. I, S. 225f.
- 29 E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. Bd. I. Personennamen. Nachdruck der 2. Aufl. (1900—1916). München-Hildesheim 1966, Sp. 1002.
- 30 Belege bei Förstemann, Sp. 1003f. — Ein Freund des Dichters Platen in seinen letzten Lebensjahren war der sizilianische Edelmann Landolina; Platens Grab befindet sich im Garten der Villa Landolina in Syrakus.
- 31 L. Greber (wie Anm. 26), S. 216f.
- 32 Über diese Funde: H. Kewitz, Spätbarock und Frühgeschichte. Der Bau der Kirche in Altdorf. In: Geroldsecker Land 17/1975, S. 78—81.
- 33 „Feci et constitui ibidem abbatem (. . .) Hildolfum“ (Eddo-Testament; Reg. Als. 139, S. 116); im Reichenauer Gedenkbuch steht er als „helidulfus“ in der Liste der Toten hinter „Domnus eddo eps“.
- 34 Die Inschrift wurde bisher nur von Clauss (wie Anm. 19, S. 6) herangezogen.

- 35 Das Kloster ist nicht vertreten. Zur selben Zeit war nach der (auch mehrfach sonst belegten) Klage der Vita (Prolog zu Buch IV) die Zahl der Brüder von 30 auf 12 abgesunken, verschleuderte Bischof Otto die Besitztümer des Klosters.
- 36 Die Aussage der vom Kloster 1336 in Avignon gekauften Ablaßkunde, deren Initialminiatur die älteste Darstellung des Heiligen enthält, die Pfarrkirche in Minewilr sei „fundata in honore sancti Landelini martiris“, ist unrichtig, ebenso die Angabe der Vita (III,8) über einen „titulus Sancti Landelini“. Landelin war auch später nur Nebenpatron.
- 37 Vgl. Barths Aufsätze: Kalendare des 11. Jahrh.s. aus den Abteien St. Thomas in Straßburg und Gengenbach in Baden. In: FDA 72/1952, S. 39 ff. und Urkundliches aus (. . .) Ettenheimmünster. In: Archives de l'Église d'Alsace N.S. 1 (1946) S. 315—318.
- 38 Im Karlsruher Kopiaibuch GLA 67/597, S. 13f. Die Wallfahrt selbst ist weit früher, 1183, erschließbar; vgl. H. Schadek (wie Anm. 1), S. 194.
- 39 Clauss nimmt daher an, auch die Quellen und die Wallfahrt zu ihnen gehörten ursprünglich zu Münchweier.
- 40 R. Merkle (wie Anm. 8), S. 156.
- 41 Eine mißdeutete Darstellung auf einem Sarkophagdeckel im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe. In: FDA 70/1950, S. 43—56.
- 42 Die barocke Präsentation als jugendlicher Held ist in der Vita (IV,4) vorgebildet, wenn Landelin der Frau aus Ihringen erscheint: „Es erschien ihr ein sehr schöner Mann von mittlerer Größe, von strahlendem Antlitz und hellem Aussehen“.
- 43 Frau Dr. E. Zimmermann vom Badischen Landesmuseum bezweifelt ebenfalls den Bezug auf Landelin (Brief vom 3. 12. 1984); eine andere, überzeugende Interpretation liegt aber noch nicht vor.
- 44 Von Pater C. Will 1728 zusammengestellte Handschrift beim Histor. Verein Ettenheim, S. 102.
- 45 „Landelinusbüchlein“ S. 34; Merkle (wie Anm. 8), S. 161, A. 3.
- 46 J. Braun (wie Anm. 41), S. 54, setzt es in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ein Gipsabguß befand sich bis 1932 im Freiburger Erzb. Konvikt und ist seither in Münchweier im Chor angebracht.
- 47 Dr. Vitus Burg (1768—1833), Wessenbergianer, von 1809—27 in Kappel a.Rh. als kommissar. Verwalter der rechtsrhein. Anteile des Bistums Straßburg, dann erster Weihbischof in Freiburg und 1829 Bischof von Mainz.
- 48 Abschriften bzw. Originale der drei Graböffnungen im Pfarrarchiv Ettenheimmünster, 13. Kirchengerschaften. Aus den Jahren 1827 und 1897 finden sich inhaltsgleiche Berichte im Erzb. Archiv Freiburg (EAF), Ordinariatsakte 8008 (Münchweier).
- 49 „Eine Holzschachtel ähnlich wie sie Putzmacherinnen verwenden — dieser prosaische Ausgang unserer poetischen Erwartungen“ (EAF).
- 50 Stadtarchiv Freiburg i.Br., Nachlaß Schreiber, in: Nr. 31 I u. II.
- 51 Nach einer Ortssage waren es die Gebeine zweier Edelfräulein, denen der große Hof im Burbach gehört hatte und die im Kreuzgang der alten Kirche beigesetzt worden waren (E. Ohnemus: Die Ortenau 43/1963, S. 64).
- 52 Hatte Specklin (Anm. 23), wenn er als einziger Autor seinem Landelin drei Gefährten zur Seite gibt, noch Zugang zu einer älteren Straßburger Überlieferung?
- 53 Stumpfl neigte später zu der Annahme, daß der Schädel nicht aus Münchweier stamme: „Freilich ob die Schädelreliquie mit den Gebeinen in Münchweier identisch ist, wird mir selber immer fraglicher“ (Brief an Pfr. Merkle vom 25. 10. 1943; Pfarrarchiv Ettenheimmünster).
- 54 Es dürfte Ansätze gegeben haben, den Gründer Eddo zur Ehre der Altäre zu erheben. In der Bezeichnung „divus Etto“, aber auch als Gegenstand der Kunst, im Klostersnamen (monasterium Ettonis) und in der Überlieferung, nach der er im Kloster begraben wurde, ist etwas davon zu spüren. Als Straßburger Bischof war er aber hierfür weniger geeignet.

# Zwischen Syrakus und Seelbach

Stauferzeitliche Verbindungen von Süditalien zur Ortenau

*Klaus Schubring*

Was haben Syrakus auf Sizilien und Seelbach bei Lahr miteinander zu tun? Der heimatkundlich Aufgeschlossene weiß, daß im Schuttertal über Seelbach der schöne Waldberg Lützelhardt liegt. Auf ihm dämmern die Reste einer großen merkwürdigen Burganlage. Einzelne Teile sind in unserem Jahrhundert neu aufgestellt worden.

Vom Ende dieser Burg handelt eine Sage<sup>1</sup>. Eine sorgfältige Ausgrabung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hat grundlegende Ergebnisse zutage gefördert<sup>2</sup>. Bemerkenswert ist die Rekonstruktion der letzten Anlage durch einen jüngeren Burgenforscher<sup>3</sup>.

Die Lokalhistoriker nahmen schon immer an, daß die Burg Lützelhardt der Stammsitz eines wichtigen Helfers der staufischen Kaiser Friedrich I. und Heinrich VI. gewesen sei. In der Tat brachte es ein Konrad von Lützelhardt



*Burg Lützelhardt bei Seelbach*

*Aufn.: J. Mühlan*



zum Markgrafen von Ancona und zum Herzog von Ravenna, später zum Markgrafen der Toskana, zuletzt war er Markgraf von Molise in Unteritalien.

Doch nach welchem heutigen Lützelhardt oder Lützenhardt benannte er sich? Die Nachrichten über ihn ergeben in dieser Hinsicht keine Anhaltspunkte. Auch die Ausgrabungsergebnisse von der Burg Lützelhardt über Seelbach besagen dazu unmittelbar kaum etwas . . .

Seit unvorstellbaren Zeiten wird der Hafen Syrakus auf Sizilien genutzt. Die Stadt weist Bauwerke aus vielen Zeiten seit dem Altertum auf. Auch unter den normannischen und den staufischen Herrschern spielten Stadt und Hafen eine große Rolle. Zeitweilig befand sich dieser wichtige Stützpunkt in der Gewalt lokaler oder auswärtiger Kräfte. Ja, man spricht von einem Piratennest. Doch galt Seeräuberei damals — wie zu vielen anderen Zeiten — nicht unbedingt als ehrenrührig. Ein Pirat und Stadtherr stand in verwandtschaftlichen Beziehungen zum benachbarten Festland, nach Unteritalien . . .

Und in Süditalien läßt sich ein Konrad von Lützelhardt, offenbar ein Sohn des gleichnamigen Markgrafen Konrad, nachweisen. Dieser zweite Konrad tritt auch in Deutschland auf. Er scheint geeignet, neues Licht auf die Lützelhardt-Frage zu werfen, er könnte die zu erwartenden Beziehungen zwischen Nord und Süd deutlicher hervortreten lassen.

In den folgenden Abschnitten soll der Lebensweg Konrads (II.) v. Lützelhardt dargelegt werden. Dabei bietet sich die Gelegenheit, auch seine Familienbeziehungen möglichst weitgehend aufzuarbeiten.

### *Konrad von Lucinardo: ein Rebell*

Im März 1233 stuft Kaiser Friedrich II. einen gewissen Konrad v. „Lucinardo“ als Rebellen ein. Er war zusammen mit anderen Baronen während des vorangegangenen Krieges zwischen dem Königreich Sizilien und dem Kirchenstaat auf die Seite des Papstes getreten<sup>4</sup>. An Gregor IX. hatten diese Barone nun einen starken Helfer. Der Papst wollte eine Bestrafung seiner Anhänger verhindern. Sie lebten seither unter einer vorläufigen „forma pacis“<sup>4</sup>. Das endgültige Abkommen über sie kennt man nur aus der offenbar parallelen Fassung für die Stadt Gaeta. Es stammt vom Juni 1233 und enthält: Amnestie und Unterstellung unter Konrad, den unmündigen Sohn des Kaisers, vorbehaltlich des von Konrad dem Kaiser geschuldeten Dienstes<sup>5</sup>. Schon in der vorläufigen Fassung vom März war den abgefallenen Baronen ihr Besitz an Ländern, Dörfern und Kastellen zugesichert worden<sup>6</sup>. Sie unterstanden also in Zukunft den Erziehern Konrads IV. und nur indirekt dem Kaiser. Da der Papst diese Bedingungen vermittelt hatte, konnte er auf ihre Einhaltung zurückkommen. Konrad v. Lucinardo genoß also besondere Sicherheiten im Königreich Sizilien.

### *Die Kastelle Pacentro und Pettorano*

Diese Sicherheiten wurden erst hinfällig, als 1239 der Endkampf zwischen Friedrich II. und dem Papsttum ausbrach. Der Kaiser wollte weder einfache Männer noch Adlige in seinen Diensten haben, die in den Jahren 1228 — 1229 zur Kirche abgefallen waren. Gegen die einstigen Verräter ließ er ermitteln, ihre Güter einziehen und sie selbst mindestens ausweisen.

So lag am 24. April 1240 eine Anzeige gegen einen gewissen Robert v. „Bacile“ vor, er soll das päpstliche Heer (1229) durch Valva geführt haben, dann soll er sich mit Konrad v. „Lucinardo“ zusammen „in castro Pectorani et Pacentri“ gegen den Kaiser verschanzt haben<sup>7</sup>. Offenbar lagen beide Kastelle nahe beieinander in der Landschaft Valva oder an ihrem Rande, auch gehörten wohl beide Kastelle zum Justiziarat der Abruzzen. Denn in dem Gebiet von Pettorano soll ein „vallectus“ des damaligen Justiziers der Abruzzen aufgetreten sein. Pacile<sup>8</sup>, wahrscheinlich der Stammsitz Roberts v. Bacile, dürfte ein von der Herrschaft Pettorano abhängiges Lehen gewesen sein<sup>9</sup>. Konrad v. Lucinardo hatte sich vermutlich in die Burgen Pacentro und Pettorano zurückgezogen, weil er sich hier die meiste Unterstützung von der Bevölkerung erhoffte. Es dürften also schon bisher seine Besitzungen gewesen sein. Und sie wären dann bis zum nächsten Krieg zwischen Kaiser und Kirche in seiner Hand geblieben. Gegen Robert v. „Bacile“ erging am 24. April 1240 Befehl zur näheren Untersuchung der Vorwürfe, während gegen Konrad nichts veranlaßt wurde<sup>10</sup>. Er war offenbar schon ausgewiesen oder geflohen.

Diese Folgerung wird gestützt von einem etwas früheren Schreiben des Kaisers. Am 10. Februar war an den Provisor der Kastelle in den Abruzzen der Befehl ergangen, das „castrum Pectorani quod est Friderici filii nostri“ angemessen bewachen zu lassen. Damals galt also schon Friedrich, der älteste natürliche Sohn des Kaisers, als Besitzer von Kastell Pettorano. Dieser Sohn wird auch Friedrich von Pettorano genannt<sup>11</sup>. Der Herrscher verlangte am 10. Februar, daß die Einkünfte aus dem Gebiet der Burg zunächst für die Frau und die „familia“ des Kaisersohnes verwendet werden. Falls der Rest für die Bewachung nicht ausreiche, sollte der Provisor aus seiner Amtskasse noch einen Zuschuß leisten<sup>12</sup>. Die Einziehung des Kastells und die Übergabe an den Sohn des Herrschers können also bereits vor einiger Zeit, vielleicht im Herbst 1239, erfolgt sein.

Die Anordnung vom 10. Februar stellte jedoch nur eine erste Maßnahme dar. Am 30. März kam der Kaiser auf die Hintergründe zu sprechen: Sein natürlicher Sohn war kürzlich am Hof erschienen und hatte sich über die Verwalter seiner „terrae“ und über den Kastellan von Burg Pettorano beschwert. Der Herrscher verfügte nun eine Untersuchung gegen die Beschuldigten, der Kastellan sollte auf jeden Fall abgelöst werden<sup>13</sup>. Aus den Einzelheiten des kaiserlichen Schreibens kann man schließen: Friedrich von Pettorano hatte



*Die Burg Pettorano sul Gizio*

*Aufn.: K. Schubring*

schon seit beträchtlicher Zeit Anteil an der Herrschaft Pettorano, die Burg Pettorano dürfte ihm, das bestätigt sich auch hier, erst vor einiger Zeit zugewiesen worden sein. Davor könnte Konrad v. Lucinardo Inhaber der Burg gewesen sein.

Bemerkenswert wirkt ein Zeitvergleich: Die 1233 ebenfalls als abgefallene Barone genannten Herren von Popleto mußten bis Anfang Februar 1240 die Beschlagnahme ihrer Burgen mit der folgenden Bestellung von Kastellanen hinnehmen. Diese Maßnahmen billigte der Kaiser an demselben 10. Februar<sup>14</sup>, an dem er die bessere Versorgung der Angehörigen seines Sohnes auf Burg Pettorano anordnete. Der Zeitunterschied bei den zuerschließenden Beschlagnahmen kann als Anzeichen dafür gewertet werden, daß Konrad v. Lucinardo selbst die Flucht gewählt hatte.

Er erscheint später nicht mehr in Verbindung mit den Kastellen Pacentro und Pettorano. Von den beiden Burgen liegen aus der Anjou-Zeit wieder Nachrichten vor. Schon Karl I. v. Anjou verfügte öfters zugunsten seiner Anhänger über die Kastelle<sup>15</sup>. Heute sind aus den bislang betrachteten Burgen und den davor liegenden Orten die Siedlungen Pettorano sul Gizio und Pacentro, beide nahe Sulmona in der Provinz L'Aquila hervorgegangen.

### *Rocca Caramanico und Konrads Nachkommen*

Von Konrad v. „Lucenardo“ erfahren wir wieder 1253 und 1254: Der Papst will ihn ehren und auszeichnen. Er bestätigt die ehrliche Ergebenheit „quam ipse circa sedem apostolicam a longis retroactis temporibus gerere studuit“. Deshalb erklärt Innozenz IV. auch Konrads unehelichen Sohn Adenulph für ehelich und schafft damit die Voraussetzung für die vom Vater schon vorgenommene Belehnung mit der „Rocca de Camaranico“ (Rocca Caramanico nördlich der Maiella, Provinz Pescara). Zur Begründung seines Wunsches hatte Konrad am päpstlichen Hof erklärt, „ut . . . ipse nullam prolem legitimam habeat“<sup>17</sup>. Das soll wohl heißen, daß damals keine legitimen Kinder mehr lebten. 1283/84 erscheinen in den Anjou-Registern jedoch „Corradus, Thomasius et Aginulfus de Lucinardo fratres filii quondam Corradi de Lucinardo“. Nach dem Tode ihres Onkels „Thomasii de Guapo“ (oder: „de Lama“) wünschen die Geschwister die Belehnung mit einem Drittel von „castri Lama“<sup>18</sup>. (Es muß sich um Lama dei Peligni in der Provinz Chieti handeln.) Der tote Vater der Brüder v. „Lucinardo“ hatte möglicherweise schon 1254 nicht mehr gelebt. Er könnte ein gleichnamiger Sohn des uns bislang geläufigen Konrad sein. Konrad der Sohn hatte offenbar eine Schwester jenes Thomasius v. Lama geheiratet. Die Familie v. „Lucinardo“ blieb also weiter in den Abruzzen verankert. Das bestätigt eine Liste der „barones Aprutii“, die am 2. Juli 1290 von König Karl II. zum Hofdienst gerufen wurden. Der Befehl galt auch „Corrado et Genolfo de Guizinardo fratribus“<sup>19</sup>. Mit Genolf ist sicher Aginulf gemeint, Thomasius wird bei dieser Gelegenheit nicht genannt.

### *Frühe Bemühungen um die Gunst des Königs*

Über jenen Konrad, den wir ab 1229 verfolgt haben, liegen noch frühere Nachrichten vor. Bereits zwischen 1212 und 1220 hatte er sich in Deutschland aufgehalten. Damals muß er schon erwachsen gewesen sein. Seiner Mutter, nämlich der: „Illustrissime matri sue domine Marie dei et regia gratia egregie comitisse Sirac.“ berichtete er: Er war mit seinem Bruder Aginolf und seinen Schwestern, mit Dienern und Gepäck dem König nachgezogen. Die Geschwister kehrten damit nach Deutschland zurück, wie es ausdrücklich heißt. Dort will man Blutsverwandte angetroffen haben. Konrad und seine Geschwister erlangten, so fährt der Brief fort, die Gnade des Königs und machten sich Hoffnung, bald sehr große Lehen zu erhalten. Dies werde auch zur Ehre und Freude der Mutter beitragen. Ebenso habe man für ihren Bruder „nobilis vir Jacobus de Pal.“, der außerdem von sich aus einen Boten geschickt habe, die volle Gnade des Königs wieder erlangt<sup>20</sup>.

Dieser Brief enthält viele aufschlußreiche Angaben. Die schon üblichen Ansätze zur Datierung können nur bestätigt werden: Das Schreiben gehört der

Schrift nach ins späte 12. oder ins 13. Jahrhundert. Gesucht wird ein König, dessen Gnade in Deutschland und in einem anderen Reichsteil oder in einem anderen Reich erstrebenswert war, während es über dem König zur selben Zeit offenbar keinen Kaiser gab. So kommt nur Friedrich II. in der Zeit von seiner ersten Ankunft in Deutschland bis zu seinem Aufbruch zur Romfahrt in Frage, d.h. die Jahre von September 1212 bis August 1220.

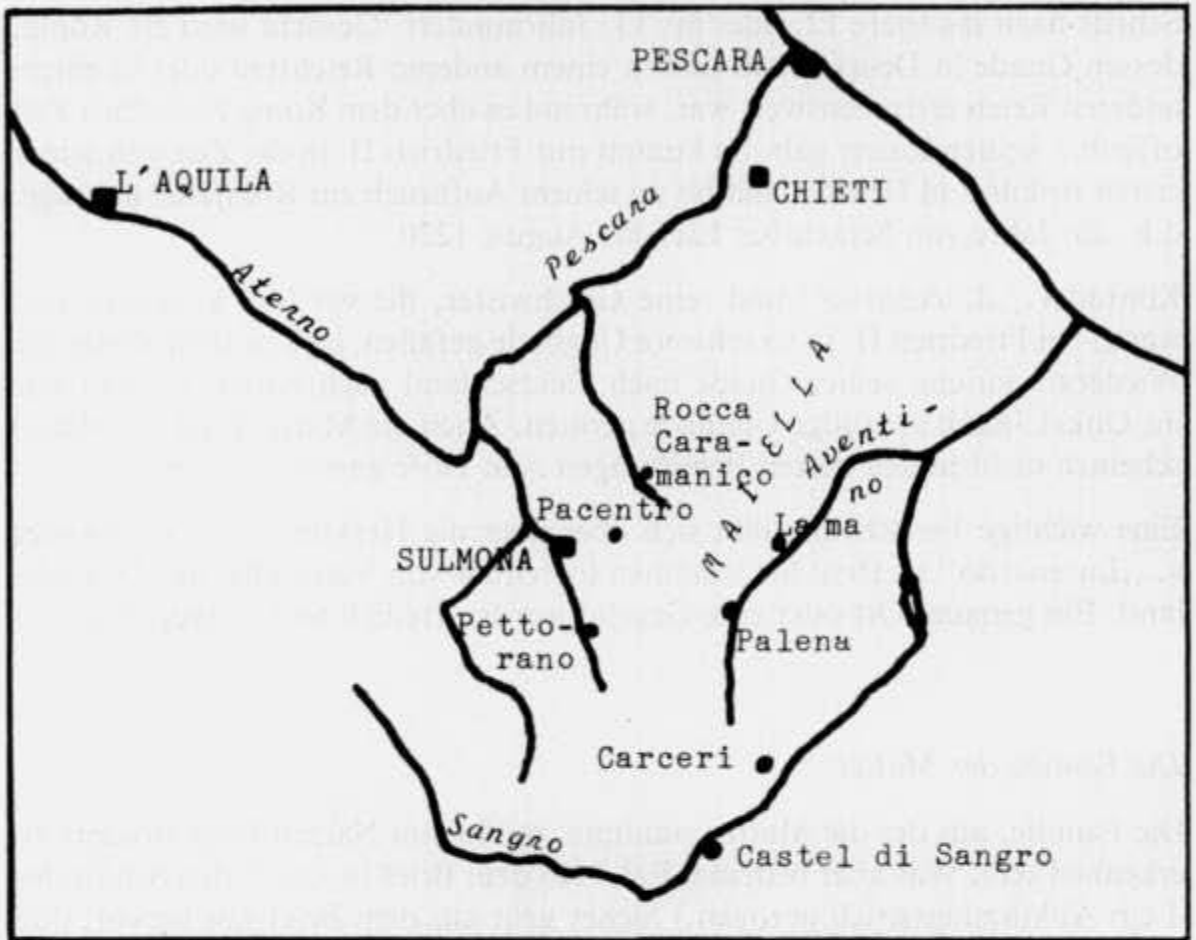
Konrad v. „Lucenardo“ und seine Geschwister, die wir hier kennenlernen, waren bei Friedrich II. in so schwere Ungnade gefallen, daß sie dem König zur Wiedergewinnung seiner Gnade nach Deutschland nachreisten. Ebenso war ihr Onkel Jakob in völlige Ungnade geraten. Auch die Mutter (und ihr Mann) scheinen nicht in den besten Beziehungen zum Hofe gewesen zu sein.

Eine wichtige Feststellung läßt sich aber über die Herkunft der Geschwister v. „Lucenardo“ treffen: Sie stammen (offenbar von Vaterseite) aus Deutschland. Ein genauer Ort oder eine Gegend werden freilich nicht angegeben.

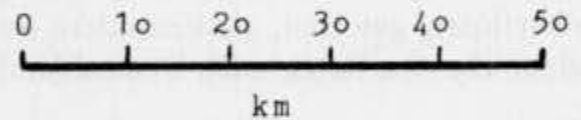
### *Die Familie der Mutter*

Die Familie, aus der die Mutter stammte, müßte am Namen ihres Bruders zu erkennen sein. Was aber bedeutet Pal.? (In dem Brief ist durch den Schaft des -l ein Abkürzungsstrich gezogen.) Sicher geht aus dem Brief nur hervor, daß Jakob sich wohl in größerer Entfernung von Maria aufhielt. Sonst wäre es überflüssig gewesen, als besondere Nachricht zu übermitteln, daß der Onkel einen eigenen Boten nach Deutschland geschickt hatte.

Erinnern wir uns, daß Konrad später in den Kastellen Pacentro (L'Aquila) und Pettorano sul Gizio (L'Aquila) saß. Außerdem verfügte er über die Rocca Caramanico (Pescara). Seine Nachkommen erhoben Ansprüche auf das Kastell von Lama dei Peligni (Chieti). Abgesehen von Pettorano werden alle diese Orte im *Catalogus Baronum* des Normannenreiches als Lehen der „Fili Maynerii de Palena“ verzeichnet<sup>21</sup>. (Pettorano war damals als königliches Lehen in der Hand eines „Oddo filius Oddonis de Pectorano“<sup>22</sup>.) Es liegt nahe, daß die Lehen der Palena seit dem Ende des 12. Jahrhunderts nicht vereinigt blieben, sondern unter mehrere Linien geteilt wurden. Schon „Maynerius“, der spätestens 1167 gestorben ist<sup>23</sup>, hatte mindestens zwei Söhne. (Auch die Besitzungen Oddos von Pettorano erscheinen später in mehreren Händen<sup>24</sup>.) Kaiser Friedrich II. könnte nach seiner Rückkehr ins Königreich Sizilien einen Erbanspruch Konrads v. „Lucenardo“ berücksichtigt haben und ihn deswegen mit Pacentro und Rocca Caramanico belehnt haben. Konrad genoß damals auch sonst die Gunst des Kaisers und seiner Berater: 1228 führte er als „nuntius imperatoris“ den Vorstoß ins Innere des Herzogtums Spoleto<sup>25</sup>. Noch Anfang 1229 erschien er in Ripatransone in den Marken bei dem kaiserlichen Statthalter für das Königreich Sizilien Herzog Rainald<sup>26</sup>. (Ob Konrad Pettorano nur



Übersichtskarte  
Mittel- und Südabruzzzen



aufgrund des Wohlwollens Kaiser Friedrichs II. erhalten hat oder ob er auch dort Erbensprüche vorbringen konnte?)

Wenn Konrad wirklich über Erbensprüche in den Abruzzzen verfügte, müßten sie in erster Linie von seiner Mutter vermittelt sein. Die Mutter Maria stammte dann aus dem Hause Palena. Der Name des Mutterbruders wäre also „Jacobus de Palena“. Den ganzen geschilderten Umständen nach paßt Palena als vollständige Lesung gut zu der abgekürzten Form Pal.

Wie Jakob und Maria im einzelnen mit jenem „Maynerius“ verwandt waren, der im *Catalogus Baronum* vorkommt, muß vorerst offen bleiben. Die Herren v. Palena sollen ein Seitenzweig der Grafen v. Valva gewesen sein<sup>27</sup>. Aus dem 13. Jahrhundert liegen weitere Nachrichten über die Hauptlinie Palena vor: 1236 übergab Friedrich II. den Brüdern „Matheus et Odo de Palena“ die Güter ihres verstorbenen Vaters<sup>28</sup>. 1248 ist Thomas v. Palena kaiserlicher Potestas von Savona<sup>29</sup>. Auch Anfang des 14. Jahrhunderts scheint die Familie noch bestanden zu haben<sup>30</sup>.

### *Der Name des Stiefvaters*

Der „Familiename“, den die Mutter Maria zur Zeit des Briefes aus den Jahren 1212 bis 1220 führte, ist bisher strittig. Jedenfalls darf man in dieser Benennung den Namen eines zweiten Mannes sehen. Eine zweite Ehe Marias erklärt am besten, warum sie von ihrem Sohn nicht als „de Lucenardo“ angesprochen wird.

Johann Friedrich Böhmer, aus dessen Nachlaß Julius Ficker den frühen Brief Konrads zuerst veröffentlichte, gab „de Sanc.“ an und bemerkte, über dem -c befände sich ein Abkürzungsstrich. Böhmer berief sich auf eine Abschrift von Ippolito Cereda<sup>31</sup>. Indessen handelt es sich bei „de Sanc.“ nur um eine am Rande der Abschrift Ceredas angebrachte Bleistift-Notiz von Lorenzo Astegiano, dem Bearbeiter des Codex Diplomaticus Cremonensis. Auch sonst bringt der Text in Böhmers Sammlung Ergänzungen, die Astegiano in der Abschrift Ceredas vorgenommen hatte<sup>32</sup>.

Ficker kannte noch ein Faksimile von Theodor Wüstenfeld. Hier meinte er eher „Sore“ lesen zu müssen<sup>33</sup>. Diese Lesart kam dem Original wesentlich näher, vergaß aber vor allem die Abkürzung am Ende. Neuestens hat Christoph Bühler den Text nochmals veröffentlicht. Er sieht „de Sirte . . .“ als die wahrscheinlichere Lesart an<sup>34</sup>. Auch dies kommt dem Original nahe, bringt aber keine Auflösung der Abkürzung am Schluß.

Vergleicht man im Original sorgfältig die Formen der in Frage kommenden Buchstaben, so ergibt sich, daß es: „Sirac.“ heißt. Wie muß man nun diese Abkürzung auflösen? Sie ist in dem Brief selbst durch zwei Abkürzungsstriche über dem -c gekennzeichnet. Solch ein doppelter Abkürzungsstrich erscheint außerdem über „gra“ (für gratiam), „promissionu“ (für promissionum) und „fr“ (für fratrem)<sup>35</sup>. Die Abkürzungsstriche stehen demnach anstelle von bis zu fünf Buchstaben. So dürfte die vollständige Lesung „Siracuse“ (oder: Siracuse) lauten. Peinlicherweise hatte schon Cereda diese Lesart verwendet<sup>36</sup>.

### *Die Grafschaft Syrakus*

Eine Grafschaft Syrakus hat es zur fraglichen Zeit tatsächlich gegeben. Der zweite Mann der Maria de Palena mußte Graf Alaman von Syrakus gewesen sein. Er hieß zunächst Alaman da Costa und stammte aus Genua. Eine venezianische Quelle spricht von „famosus cursariorum princeps“<sup>37</sup>. Auch Eduard Winkelmann nannte ihn einen „glücklichen Korsaren“<sup>38</sup>. Alaman brachte 1204 genuesische Seefahrer, die aus dem östlichen Mittelmeer heimkehrten, dazu, sich in die Wirren im Königreich Sizilien einzumischen. Man gewann noch den ebenfalls aus Genua stammenden Grafen Heinrich Piscator von Malta für ein Unternehmen und ging dann gegen das von Pisanern beherrschte Syrakus vor. Winkelmann spricht von einem „pisanischen Raubnest“<sup>38</sup>. Die

Genuesen hatten vollen Erfolg, erzielten aber auch ein förmliches Übereinkommen mit der Regierung des jungen Königs Friedrich. Der Initiator der Landung wurde zum Grafen im Bezirk von Syrakus<sup>38</sup>.

So erklärt sich der volle Titel, den der ehemalige Seeräuber 1210 in einer Urkunde benutzt: „Alamandus dei et regia gratia ac communitatis Janue comes Syracuse et domini regis familiaris“<sup>39</sup>. Ob König Friedrich eine solche Sonderstellung immer hinnehmen wollte? Im Brief des Sohnes aus erster Ehe an die Gräfin Maria fehlt der Bezug auf Genua, doch sollte die förmliche und umständliche Anrede der erlauchten Mutter — auch „regia gratia“ ist eingebaut — wohl eine Bestätigung für Graf Alaman in Aussicht stellen.

Der Stadtherr von Syrakus hat 1215 einen langwierigen und heftigen Streit um das Bistum Syrakus verursacht. Das Domkapitel hatte gerade einen neuen Bischof gewählt, der zuständige Erzbischof hatte ihn geweiht. Da übte Graf Alaman Druck auf das kirchliche Wahlgremium aus. Die Kanoniker versicherten später: „Sed comes Alamannus eos destinarat invitos pro eo quod Gualter(iu)m de Palena cognatum suum qui defectum natalium patitur episcopum facere intendebat.“<sup>40</sup> Die Domherren gaben also an, daß der vom Stadtherren ins Spiel gebrachte zweite Bewerber um das Bistum Walter von Palena hieß und bezeichnenderweise ein Verwandter des Stadtherren war. Die folgenden Auseinandersetzungen zogen sich bis mindestens Ende des Jahres 1217 hin. Doch mit der Nachricht von Walter v. Palena schließt sich der Kreis: Die oben vorgeschlagenen Lesarten und Identifikationen dürften zur Genüge bewiesen sein.

Im Zusammenhang mit seiner Krönung zum Kaiser schob aber Friedrich II. die Bestätigung der genuesischen Vorrechte in Sizilien hinaus. Nach der Überfahrt auf die Insel im Mai 1221 ergriff der Kaiser einschneidende Maßnahmen gegen Genua. Auch der Graf v. Syrakus wurde in der Folge abgesetzt und begab sich auf seine Schiffe.

Zunächst nahm er Aufenthalt in Terracina. Im Juli des Jahres 1223 befahl der Papst den Konsuln dieser Stadt, den kürzlich gelandeten Alaman und seine Familie zu schützen<sup>41</sup>. Mit „Graf“ und „Gräfin“ könnte das Brieflein Konrads v. Lucenardo später nach Oberitalien und schließlich in das Archiv der Stadt Cremona gelangt sein. (Wenn es nicht schon unterwegs zur Mutter „hängengeblieben“ war. Für letzteres scheint die alte, bereits vor 1547 gültige Einreihung im Archiv der Comune zu sprechen<sup>42</sup>.)

#### *Der Vater Konrads v. Lucenardo*

In unserem historischen Puzzle fehlt uns noch der Vater Konrads v. Lucenardo. Wer war der mutmaßliche erste Mann der Maria de Palena? Lassen wir das italienische Schluß-o an dem Namen Lucenardo weg und fügen wir das



offenbar fehlende -h- vor -ard ein, so erhalten wir: Lucenhard, in besserem Deutsch: Lutzenhard. Das ist eine sich langsam entwickelnde neuere Form für das ältere Lützelhardt oder Lützelinhardt.

Ein Herr mit diesem Namen tritt bekanntlich am Ende des 12. Jahrhunderts in Italien auf, ausnahmsweise aber auch einmal in Deutschland. Er führte denselben Vornamen Konrad wie sein vermutlicher ältester Sohn. Der fragliche Konrad war seit 1177 Markgraf von Ancona und Herzog von Ravenna. 1191 löste ihn Kaiser Heinrich VI. in den Marken ab und gab ihm stattdessen spätestens 1192 die Markgrafschaft Toskana. 1195 verlor Konrad v. Lützelinhardt alle Stellungen in Mittelitalien. Der Kaiser entschädigte ihn mit der Grafschaft Molise in Unteritalien, den Markgrafentitel behielt Konrad bei. Er starb 1196/97<sup>43</sup>. Markward v. Annweiler trat seine Nachfolge in der Grafschaft Molise noch zu Lebzeiten Heinrichs VI. an.

Bereits seit Sommer 1191 hatte Markgraf Konrad sich überwiegend im nördlichen Unteritalien aufgehalten. Der Kaiser ließ ihn hier nach der gescheiterten Belagerung von Neapel zusammen mit anderen deutschen Befehlshabern zurück. Sie behaupteten sich mit der Zeit immer besser und bereiteten die Rückkehr Heinrichs VI. zur endgültigen Eroberung des Normannenreiches vor<sup>44</sup>. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes im Königreich Sizilien mußte Konrad die Familie Palena kennengelernt und seine Frau Maria geheiratet haben<sup>45</sup>. Denn ihre gemeinsamen Kinder, mindestens vier insgesamt, müssen alle bis spätestens 1198 geboren sein.

Ein 1177/78 und 1184/85 auftretender Ulrich v. Lützelinhardt, wohl ein Bruder oder ein Neffe des Markgrafen, erscheint nur in Ober- und Mittelitalien<sup>46</sup>. Er kommt wesentlich weniger als Mann der Maria v. Palena und als Vorfahre der späteren Konrade v. Lucinardo in Betracht.

#### *Der Stammsitz der Herren v. Lützelhardt*

Woher stammte Markgraf Konrad? Wo liegt das namengebende Lützelinhardt? Man muß im deutschen Sprachraum nach in Frage kommenden Siedlungsplätzen suchen und ihre Geschichte prüfen. Heute heißen solche Plätze Lützelhardt oder Lutzenhardt. Wenn sich in ihrer Geschichte Übereinstimmungen oder Anknüpfungsmöglichkeiten gegenüber dem, was wir aus Italien wissen, ergeben, kann man auf eine Lösung hoffen.

Da sind zunächst zwei alte Höfe zu nennen. Der heute abgerissene Hof Lutzenhardt bei Hirsau (Kreis Calw, Land Baden-Württemberg) wurde wahrscheinlich seit Ende des 11. oder seit Anfang des 12. Jahrhunderts von Kloster Hirsau aus in Eigenwirtschaft betrieben. Der verschwundene Hof Lützelhardt (Gemeinde Obersiggenthal Kanton Aargau) in der Schweiz war ein alter Ding-

hof mit ausgedehntem Grund und Boden. Von einer Burg oder einem Adelsgeschlecht gleichen Namens ist aber nichts bekannt<sup>47</sup>.

Ein Weiler Lützenhardt gehörte mit dem Hauptort Sommenhardt (Gemeinde Teinach-Zavelstein, Kreis Calw, Land Baden-Württemberg) im Hochmittelalter dem Kloster Hirsau. Doch weder ein Vogtgeschlecht noch ein Adelssitz sind bezeugt. Das Dorf Lützenhardt, heute ein Luftkurort (Gemeinde Waldachtal, Kreis Freudenstadt, Land Baden-Württemberg) wird Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts von einem Hochadligen erwähnt, der sich nach diesem Dorf nannte. Auch der Platz einer verschwundenen Burg ist bekannt. Jedoch fehlen Quellennachrichten aus der zweiten Hälfte des 12. und aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

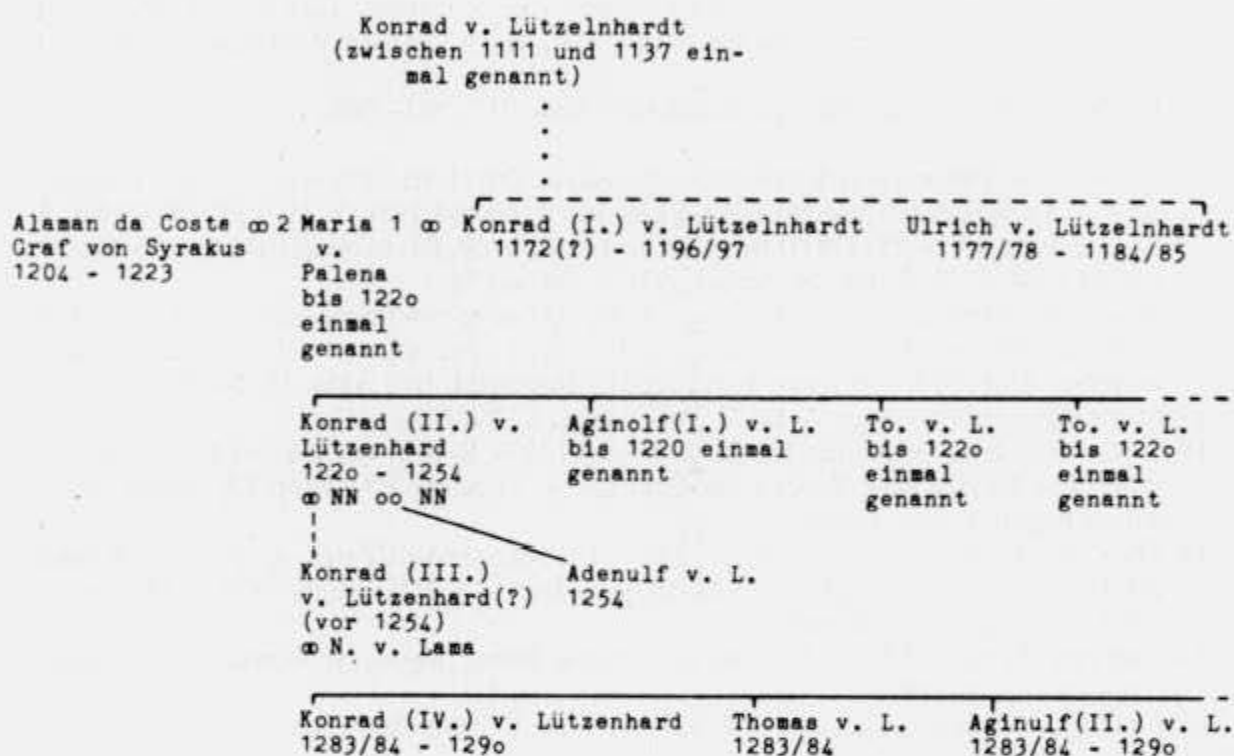
Im Unterelsaß liegt nahe der heutigen deutschen Grenze auf der Gemarkung Obersteinbach (Kreis Weißenburg, Bezirk Unterelsaß) eine Burgruine Lützelhardt. Die sichtbaren Reste stammen größtenteils aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. In einer verlorenen Grenzbeschreibung wurde wohl zu 1250 das „castrum Lützelhardt“ einmal erwähnt<sup>48</sup>. Ausführliche Quellen gehören erst dem 14. Jahrhundert an. Eine einfachere Anlage könnte hier trotzdem schon im 12. Jahrhundert gestanden haben. Erbauer und erste Besitzer der Burg sind aber unbekannt.

Es bleibt noch der Waldberg Lützelhardt über Seelbach bei Lahr. Auf ihm lag sehr wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine kleine Befestigung. Damals nannte sich ein zähringischer Ritter von Lützelhardt. Im 13. Jahrhundert wurde die Burg stark erweitert, aber kurz nach 1250, wahrscheinlich um 1255 von den benachbarten Herren v. Geroldseck zerstört. Die Ruine ist nicht mehr aufgebaut worden.

Entscheidend für die Datierung des Unterganges dieser Burg sind die spätesten Bauteile. Sie gehören weder der Romanik noch einem Übergangsstil sondern eindeutig der Frühgotik an. Damit fallen sie in die Jahre ab 1250. 1257 wird in einer Urkunde über Seelbach ein hochadliger Herr v. Lützelhardt erwähnt, er ist aber offensichtlich abwesend<sup>49</sup>.

Diese Einzelheiten passen noch am ehesten zu den Nachrichten aus Italien: 1254 hatte Konrad v. „Lucenardo“ den päpstlichen Hof aufgesucht. (1257 ist der Herr v. Lützelhardt im Oberrheingebiet nicht anwesend.) Konrad v. „Lucenardo“ stand seit etwa 1240 eindeutig auf Seiten der Kirche. (Die Herren v. Geroldseck, die Zerstörer der Burg Lützelhardt, befanden sich zwar schon 1246—1248 in heftigen Kämpfen, aber auf Seiten des Bischofs von Straßburg gegen die Stauer. Ein Angriff gegen die Befestigungen auf dem Lützelhardt ist noch nicht anzunehmen.) Konrad, der Markgraf von Ancona, später von Molise aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nannte sich v. Lützelhardt. (Damals gab es sicher schon eine Burg über Seelbach.)

Nach heutigem Kenntnisstand kann man deshalb sagen: Burg Lützelhardt bei Seelbach war wohl der Stammsitz der Herren v. Lützelhardt/Lucenardo, die im 12. und 13. Jahrhundert in Italien auftraten. Sie konnten in den Abruzzen nahe Sulmona Fuß fassen. Entscheidend dafür dürfte die Ehe mit einer Tochter aus dem Hause Palena gewesen sein. Nachkommen lassen sich in den Abruzzen noch um 1290 nachweisen. Die zweite Ehe Marias v. Palena brachte den Lützelhardtern auch eine Verbindung zu einem genuesischen Seefahrer und Seeräuber, der zeitweilig Stadtherr und Graf von Syrakus war.



*Anmerkungen:*

- 1 Der Text der Sage ist am einfachsten zugänglich in: Gemeinde Seelbach (Hg.). Seelbach im Schuttertal. Marktflecken und Luftkurort im Geroldseckerland 1179 — 1979. Freiburg 1979, S. 81 f.
- 2 Zur Burg vergleiche den neuen Überblick von Albert Panther, Die Burg Lützelhardt. In: Die Ortenau 64/1984, S. 335—341.
- 3 Kath. Pfarrgemeinde/Bildungswerk Seelbach (Hg.). Burg Lützelhardt über Seelbach/Lahr. Seelbach 1979, S. (5): Grundriß und Rekonstruktion von Alexander Antonow.
- 4 Johann Friedrich Böhmer, Acta imperii selecta. Hg. von Julius Ficker. Innsbruck 1870, S. 265 f. Nr. 301.
- 5 MGH Epistolae saeculi XIII e regestis pontificum Romanorum selectae. Bd. 1 Berlin 1883, S. 439 Nr. 542 II.
- 6 Siehe Anm. 4.
- 7 J. L. A. Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici II. Bd. 5 II Paris 1859. S. 915.

- 8 Eine verschwundene Siedlung südöstlich Sulmona (Catalogus Baronum. Hg. v. Evelyn Jamison. Rom 1972, S. 247 Anm. 3).
- 9 Das galt wenigstens in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts: Catalogus Baronum (wie Anm. 8) S. 247.
- 10 Siehe Anm. 7.
- 11 Zu Friedrich von Pettorano: MGH SS 22. S. 517. — Regesta Imperii V 1. Innsbruck 1882, S. 524 Nr. 2805, S. 535 Nr. 2916, S. 536 Nr. 2937. — Hansmartin Decker-Hauff, Das Staufische Haus. In: Württ. Landesmuseum Stuttgart (Hg.): Die Zeit der Stauer. Bd. 3. Stuttgart 1977, S. 366 f.
- 12 Huillard-Bréholles, Historia diplomatica (wie Anm. 7), S. 746 f. — Nach dem nächsten Amtswechsel erhält der neue Provisor am 11. Oktober 1240 denselben Befehl: ebda. S. 747. — In der Bestallungsurkunde des bisherigen Provisors vom 5. Oktober 1239 war Pettorano noch nicht erwähnt (Acta Imperii inedita saeculi XIII. Hg. v. Eduard Winkelmann. Innsbruck 1880, S. 646 f.).
- 13 Huillard-Bréholles, Historia diplomatica (wie Anm. 7) S. 863—865.
- 14 Ebda. S. 745 f.
- 15 Pacentro und Pettorano in den Abruzzen zur Anjou-Zeit: Testi e Documenti di Storia Napoletana - I Registri della Cancelleria Angioina. Bd. 2. Neapel 1951, S. 16 f. (?) 260 (?) Bd. 3. Neapel 1951, S. 33—35, 179 (?) Bd. 4. Neapel 1952, S. 50. Bd. 6. Neapel 1954, S. 76. Bd. 19. Neapel 1964, S. 70 (?) Bd. 23. Neapel 1971, S. 30 und 32.
- 16 Man muß stets darauf achten, Pettorano in den Abruzzen von Pettoranello in der Grafschaft Molise zu trennen. Denn auch Pettoranello hieß einst „Pectoranum“ (Vgl.: Catalogus Baronum (wie Anm. 8) S. 131 Anm. 8 und: Testi e Documenti (wie Anm. 15) Bd. 2, S. 250 f.
- 17 MGH Epistolae (wie Anm. 5) Bd. 3. Berlin 1894, S. 258 f. Nr. 287.
- 18 Testi e Documenti (wie Anm. 15) Bd. 27 I Neapel 1979, S. 63 f. Nr. 405 und 411. — Die ausdrückliche Angabe eines Besitzes der Gebrüder v. „Lucinaro“ konnte ich bislang in den Anjou-Registern nicht finden.
- 19 Ebda. Bd. 30. Neapel 1971, S. 69 Nr. 188. — Die abgewandelte Form „Guizinardi“ verwendet die Vita Gregorii IX. schon zu 1228 (Regesta Imperii V 2. Innsbruck 1892, S. 1867 Nr. 12 997 a. — Vergleiche auch unten.)
- 20 Cremona. Archivio di Stato. Comune di Cremona, Fondo Segreto, Diplomatico, n. 451 (Ausfertigung Pergament).
- 21 Catalogus Baronum (wie Anm. 8) S. 187 Nr. 1020, S. 254 f. Nr. 1225.
- 22 Ebda. S. 246 Nr. 1197.
- 23 Ebda. S. XVII f. und 187 Nr. 1020 Anm. a.
- 24 Siehe oben und vergleiche auch: 1233 werden die Brüder Bartholomäus und Robert v. Pettorano noch mit Kastell Carceri in Verbindung gebracht (Erasmus Gattola: Ad Historiam Abbatiae Cassinensis Accessiones. Teil 1. Venedig 1734, S. 297 f.) — Die Herren v. Pettorano waren ein Zweig der Familie Burrelli (Catalogus Baronum (wie Anm. 8) S. 141 Anm. 6. S. 207 Anm. 5).
- 25 Regesta Imperii V 2 (wie Anm. 19), S. 1867 Nr. 12 997 a.
- 26 Adel und Kirche. Gerd Tellenbach zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Hg. v. Josef Fleckenstein u. Karl Schmid. Freiburg-Basel-Wien 1968, S. 457 Nr. 3.
- 27 Cesare Rivera: L'Annessione delle Terre d'Abruzzo al Regno di Sicilia. In: Archivio Storico Italiano. Serie VII. Vol. VI/1926, S. 246 Anm. 2.
- 28 Regesta Imperii V 1. Innsbruck 1882, S. 440 Nr. 2204.
- 29 Ebda. V 3 Innsbruck 1901. Nr. 13 678.
- 30 Antonio Chiaverini: La Diocesi di Valva e Sulmona. Vol. V: Secoli XIV—XV. Sulmona 1977, S. 25—28. — Vgl. auch: Norbert Kamp, Kirche und Monarchie im staufischen Königreich Sizilien. Bd. 1: Prosopographische Grundlegung. Teil 3. München 1975, S. 1239 Anm. 49.
- 31 Böhmer, Acta (wie Anm. 4) S. 634 f. Nr. 924.
- 32 Cremona. Archivio di Stato. Comune di Cremona, copie Cereda, scat. 15. — Dem Staatsarchiv Cremona danke ich für die freundliche Bereitstellung der Unterlagen.

- 33 J. Ficker, *Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens*. Bd. 3. Innsbruck 1872, S. 441.
- 34 Christoph Bühler: Ein Brief Konrads von Lützelhardt an seine Mutter. In: *Geroldsecker Land* 25/1983, S. 74—79, besonders S. 76. — Abdruck des Briefes: ebda. S. 77. Leider weist auch dieser Text noch andere kleine Lesefehler und Lücken auf, ein kritischer Apparat fehlt.
- 35 Siehe Anm. 20.
- 36 Siehe Anm. 32.
- 37 MGH SS 14. Hannover 1883, S. 95.
- 38 Winkelmann: *Kaiser Otto IV. v. Braunschweig 1208—1218*. Leipzig 1878, S. 60 f.; *Kamp: Kirche und Monarchie* (wie Anm. 30) S. 1233, 1237f.
- 39 Huillard-Bréholles: *Historia diplomatica* (wie Anm. 7) Bd. 1 I. Paris 1852. S. 172 f. — *Regesta Imperii V 2* (wie Anm. 19) S. 1801 Nr. 12 370. — Vgl. auch ebda. S. 1797 Nr. 12 335.
- 40 Vatikan. *Archivio Segreto*. Reg. Vat. 9. fol. 149 b — 150 a. — *Kamp* (wie Anm. 30), S. 1239 f. kennt die Quelle, das vatikanische Register, gibt als Beleg aber nur den unergiebig knappen Regestendruck an (P. Pressutti, *Regesta Honorii papae III*. Bd. 1. Rom 1888. Nr. 740.— Vgl. auch ebda. Nr. 895).
- 41 P. Pressutti, *Regesta Honorii* (wie Anm. 40) Bd. 2. Rom 1895, Nr. 4433.
- 42 Freundliche Mitteilung des Staatsarchivs Cremona vom 20. 1. 1983.
- 43 Das ungefähre Todesdatum ist gewonnen aus der Todesnachricht bei Ryccard von S. Germano (hg. v. Carlo Alberto Garufi. In: *Rer. It. SS. VII 2*. Bologna 1938, S. 19) und aus der Tatsache, daß Konrad seit Mai 1195 in Kaiserurkunden nicht mehr erwähnt wird. Heinrich VI. hielt sich aber seit Ende 1196 wieder ständig in Unteritalien und Sizilien auf. Markward v. Annweiler wird bis zum Tode des Kaisers nicht nach Molise benannt; seine Titelführung in Kaiserurkunden ist jedoch recht ungleichmäßig (*Regesta Imperii IV*. 3. Teil 1—2. Köln-Wien 1972. 1979).
- 44 Zu Markgraf Konrad: Klaus Schubring, *Die Herren von Lützelhardt*. Beiträge zur Bestimmung ihrer Herkunft. In: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 40/1981, S. 263—266.
- 45 Die Verbindung könnte u. U. auch schon auf die Zeit der Amtstätigkeit Konrads in den benachbarten Marken zurückgehen.
- 46 Vgl., K. Schubring, *Lützelhardt* (wie Anm. 44), S. 266.
- 47 Zu Lützelhard im Aargau/Schweiz vergleiche den Druck des älteren Hofrechtes in: *Anzeiger für Schweizerische Geschichte NF* Bd. 7/1894—1897, S. 313—317 und die Nachrichten in: *Das Habsburgische Urbar*. Bd. 1. hg. v. Rudolf Maag. Basel 1894, S. 110.
- 48 Speyer. Pfälzische Landesbibliothek. Nachlaß Frey. Faszikel 7: Stürzelbronn. Herrn Dr. Albert Panther/Seelbach danke ich für den freundlichen Hinweis auf diese Überlieferung.
- 49 Zu den verschiedenen Lützelhardts und Lützenhardts im deutschen Sprachraum siehe im einzelnen: K. Schubring, *Lützelhardt* (wie Anm. 44) S. 268—282. - Für die Datierung des Unterganges von Burg Lützelhardt über Seelbach ist ein echtes frühgotisches Fenster von besonderer Bedeutung. Um dieses Fenster zeitlich einzugrenzen, wurde schon auf ein ähnliches, aber teilweise bereits ornamentales Fenster an Burg Leofels bei Schwäb. Hall verwiesen. Doch erfordert die Datierung des fraglichen Fensters an Burg Leofels sehr genaue Beobachtungen zu den Formen und zu den Bauphasen dieser Burg (vgl. vorerst: A. Antonow: *Burgen des südwestdeutschen Raumes im 13. und 14. Jahrhundert unter bes. Berücksichtigung der Schildmauer*. Bühl 1977, S. 191—194). Unabhängig davon klärt neuestens auch A. Panther die Frage der Zerstörungszeit für Burg Lützelhardt über Seelbach (wie Anm. 2 S. 338 f.). Er stützt sich auf eigene Beobachtungen und auf Nachprüfungen, die Uwe Lobbedey veranlaßt hat (Ders., *Untersuchungen mittelalterlicher Keramik*. Berlin 1981).

# Quirin Moscherosch als Poet am Hof in Rheinbischofsheim

*Walter E. Schäfer*

Nach dem Urteil der Nachwelt und der Wissenschaft muß Quirin Moscherosch (1623—1675), der Pfarrer von Bodersweier, weit hinter seinen zweiundzwanzig Jahre älteren Bruder Johann Michael Moscherosch (1601—1669), den Erfolgsschriftsteller des 17. Jahrhunderts, zurücktreten. Das gilt sowohl für den literarischen Ruhm, den sie sich erworben haben, wie für die soziale Stellung, die sie erreichten. Johann Michaels literarisches Werk war breit angelegt und über das deutsche Reich hinaus bekannt. Es umfaßte lateinische Epigramme ebenso wie deutschsprachige Bücher zur Hausandacht und Kindererziehung, vor allem aber die Satiren, die „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewalt“, die den größten Erfolg hatten und mit denen er zu einem der angesehensten deutschen Literaten seiner Zeit wurde. Dagegen erscheint Quirins Werk schmal im Umfang und arm in den Ausdrucksformen. Er, der Pfarrer, scheint sich auf Hochzeits- und Leichengedichte beschränkt zu haben<sup>1</sup>.

Dem älteren Moscherosch gelang der Aufstieg zu den höchsten Verwaltungsämtern, die ein Staatsdiener — dem der juristische Doktorgrad fehlte — überhaupt erreichen konnte, zum Sekretär des Polizeigerichts in Straßburg, zum Vorsitzenden des Hofrats in der Grafschaft Hanau-Münzenberg (1656—1660). Quirin Moscherosch dagegen blieb auf Dorfpfarreien in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg hängen.

Ein Überblick über Quirins Leben bestärkt diese Einschätzung: Er wurde im Dezember 1623 in Willstätt geboren. Seine Schulzeit und Ausbildung muß in den Jahren des Kriegs, der schon Mitte der zwanziger Jahre, mehr noch nach dem Einfall der Schweden in das Reich 1630 auch den Oberrhein erreichte, stark beeinträchtigt gewesen sein. So wundert es nicht, wenn wir den Neunzehnjährigen 1642 als Stipendiaten am Collegium Wilhelmitanum in Straßburg wiederfinden. Seine Familie war dorthin geflohen, der Vater Michael zu diesem Zeitpunkt allerdings schon tot. 1645 wird Quirin an der Straßburger Universität immatrikuliert, jetzt wohl schon für die höheren Studien in der theologischen Fakultät. Es gibt Anzeichen dafür, daß Johann Michael, der Bruder, zu dieser Zeit Sekretär des schwedischen Residenten in Benfeld (Unterelsaß), ihn tatkräftig materiell und ideell unterstützt hat. Jedenfalls konnte Quirin sein Studium erstaunlich schnell beenden. Wir finden ihn schon 1648, fünfundzwanzigjährig, als bestellten Pfarrer der Grafen von Hanau-Lichtenberg in Offendorf auf der linken Rheinseite. Die Landesherrn brauch-

ten eine junge Generation von Pfarrern, die unter dürftigen Umständen (manche lebten in einer Holzhütte statt in einem Pfarrhaus) den Wiederaufbau der Kirchen und Schulen betrieben. Eine junge Nürnbergerin, Susanna Hübner, die Quirin im Dezember 1649 heiratete, packte in Offendorf mit zu. Über die sieben Amtsjahre dort ist wenig bekannt.

Am Palmsonntag 1655 jedenfalls konnte er die stattliche Pfarrei Bodersweier in der Nähe von Kehl übernehmen. Von nun an begegnen wir ihm bei fast allen Festlichkeiten in der Grafschaft als Gratulant in Versen oder als Prediger, bei der Einweihung neuer Kirchen (1657 in Willstätt, 1658 in Lichtenau) oder Feierlichkeiten am Hof in Rheinbischofsheim. Die späte Zeit in Bodersweier, wo er zwanzig Jahre waltete, brachte ihm gewissen literarischen Ruhm über die engere Heimat hinaus. Seine Festtags- und Trauergedichte wurden vom Vorsitzenden der Nürnberger Sprachgesellschaft, von Sigmund von Birken, so geschätzt, daß er ihn 1673 in den Pegnesischen Blumenorden aufnahm, wie sich diese Gesellschaft nach der Pegnitz, die Nürnberg umfließt, nannte. Doch die Ermunterung, die Quirin dadurch erfuhr, seine neuen Aktivitäten — er reiste mindestens einmal (um 1668) nach Nürnberg — brachen jäh ab, als die kriegerischen Aktionen Ludwigs XIV. die Ortenau überzogen. Quirin ist im April 1675 in Straßburg beerdigt worden, nur etwa sechs Jahre nach seinem so viel älteren Bruder, der gleichfalls in der Fremde, in Worms, 1669 zur Erde gebettet worden war.

So wenig das Lebenswerk Quirins mit dem seines Bruders verglichen werden kann, so ist doch das Urteil über ihn zumindest in zwei Punkten zu korrigieren. Zum einen ist seine literarische Hinterlassenschaft nicht so einförmig, wie es bisher schien. Nachforschungen in abgelegenen Bibliotheken fördern immer wieder Unbekanntes aus seiner Feder zutage und nicht nur Gedichte zu Festen. In der Stadtbibliothek in Kolmar fand ich einen bislang unbekanntem stattlichen Band von Huldigungsgedichten in Latein an Grafen und Grafen-söhne des hanauischen Gesamthauses unter dem Titel: *Fasciculus anagrammatum Hanoicorum . . . Augsburg 1669*<sup>2</sup>.“ Er kommt zu der von Hans-Rüdiger Fluck aufgefundenen Sammlung höfisch-repräsentativer Gedichte hinzu, die unter dem Titel: *Hanauische Lob- Lied- Lust- Lehr- und Leidgedichte, Straßburg 1668*, steht. Beide Bände zeigen Quirin in einer Weise tätig, die über die Sphäre eines Dorfpfarrers hinausreicht. Um es gleich vorweg zu nehmen: Der jüngere Moscherosch nahm in den Jahren zwischen etwa 1657 bis zu seinem Tod 1675 in der kleinen Herrschaft, die zu dieser Zeit nur aus den beiden Ämtern Lichtenau und Willstätt bestand, die Aufgaben eines Landes- und Hofpoeten wahr.

Schon die Ausstattung der beiden in Straßburg und Augsburg gedruckten Bände übersteigt bei weitem das, was von einem dichtenden Pfarrer zu erwarten und seinem Stand gemäß ist. Dem Band von 1668 geht ein in Kupfer gestochenes Porträt des Landesherrn voran, des zu dieser Zeit schon verstorbenen Gra-



Quirin Moscherosch: Hanauische Lob- Lied- Lust- Lehr- und Leid-Gedichte. Straßburg (1668).

Das Titelkupfer stellt einerseits eine Huldigung an die gräflichen Häuser von Hanau-Münzenberg und Hanau-Lichtenberg dar, so die allegorischen Figuren der Fama links und der Minerva als Göttin der Künste und Sinnbild einer weisen Regierung rechts, auch die Wappen der Standarten. Zugleich signalisiert Quirin Moscherosch seine Funktion als Poet für den Hof. Er rückt die Schwäne des Apoll und den Ölbaumkranz als Insignien seines Dichtertums in den Vordergrund,



fen Johann Reinhard II. (1628—1666). Ihm folgt ein pompöses Titelblatt mit Wappenschilden und Schildhaltern, mit den Figuren der Fama (des Ruhms) und der Minerva (des Fleißes) und weiteren bedeutungsvollen Details. Der Band kann, so wie er vor uns liegt, sich nicht allein der Initiative von Quirin Moscherosch verdanken. Er muß vom regierenden Haus veranlaßt und sein Druck wohl von der Hofkammer finanziert worden sein. Tatsächlich findet sich im Widmungsgedicht Moscheroschs an die Witwe des Grafen Johann Reinhard II., eine geborene Pfalzgräfin bei Rhein, der Hinweis, daß der Prachtband auf ihr Betreiben zum Druck kam:

„Ihr / hohe Fürstin! Ihr / seid die / die mich getrieben /  
Durch einen sondern Trieb / zu geben an das Licht /  
Was vor Graf Reinhard's Tod (o Tod der Herten bricht!)  
Ich willens schon gewest<sup>3</sup>.“

Dem entspricht, daß Quirin in dem Buch alle Gedichte zusammenfaßte, die er zum Lobpreis der regierenden Dynastie seit dem Kriegsende 1648 verfaßt hatte. Wir können auf die Feieroden und Sonette zu Namenstagen und Geburtstagen, auf die gereimten Hochzeitsglückwünschen, Neujahrsgratulationen und Festhymnen nicht eingehen. Nur soviel: sie zeigen den Pfarrer von Bodersweier in Funktionen am Hof der kleinen Herrschaft in Rheinbischofsheim, welche die Pflichten seines Pfarramts weit übersteigen. Er tritt da etwa als Verfasser einer Festkomödie hervor, die 1659 bei der Vermählung des schon genannten Grafen Johann Reinhard II. von dem gräflichen Hofmeister, drei Violonisten und einem Schauspieler als Sprecher vorgestellt worden ist. Für den dabei erwünschten Theaterdonner sorgten das grobe Geschütz des Grafen und die mehrfachen Salven der gräflichen Reiterei und der Leibkompanie zu Fuß. Schon möglich, daß Quirin das Festspiel nicht nur gedichtet, vielmehr auch in der Rolle des ‚Comoedus‘ auf der Bühne die Huldigung des Ländchens an den Grafen vorgetragen hat:

Liebes Hanau mach jetzunder  
Dich in deinen Grentzen munder  
All dein Wünschen / Flehen /  
Ist nach Wunsch geschehen.  
Graff Reinhardt

*des Dichters, der die Taten seines Landesherrn preist: „Facta peracta carmine vivunt“ (zwischen den beiden Wappenschilden oben). Die übrigen Zeichen in den vier Wappenschilden oben und unten sind Variationen des Familienwappens der Moscherosch, wie sie in gleicher Weise zum Beispiel auf dem Titelblatt der Epigrammsammlung von Johann Michael Moscherosch wiederkehren: Centuria Prima [-Sexta] Epigrammatum. Frankfurt 1665. Es sind dies das sogenannte ‚Tatzenkreuz‘, das aus einem achtzackigen Stern und dem Kreuzeszeichen kombiniert ist, der Gitterhelm, die strahlende Sonne, die Rose, welche die Familie mit dem Stadtwappen von Hagenau gemeinsam hat. Nur der Olivenkranz, welcher die Sonne umschließt, scheint ein zusätzliches Element zu sein, das Quirin sich zulegte.*

Will sein Art  
 Anfahen zu mehren /  
 In Ehlichen Ehren  
 O treffliche Gräfliche Thaten!  
 Das komet vom Herren / drum muß es gerathen:  
 Drum singet und springet das gantze Land so /  
 Und ruffet von Hertzen: des sind wir je froh!“

Der durch dieses Fest gefeierte Graf Johann Reinhard II. ist als fürsorglicher Landesvater in die Hanauische Geschichte eingegangen, obgleich er doch nur von 1652 bis zu seinem Tod 1666 regierte. Die Geschichtsschreiber, die sich mit ihm befaßten, bezeichneten ihn immer wieder als einen „Wohltäter des Landes“. Er betrieb mit erstaunlicher Energie und Umsicht nach dem Dreißigjährigen Krieg den Wiederaufbau der Kirchen und Rathäuser, die Ansiedlung von Fremden auf den zerstörten verlassenen Höfen der rund vierzig Ortschaften seiner Herrschaft. Soweit es in seiner Macht lag — er hatte nicht die volle Souveränität über sein Land, die hatte sein älterer Bruder in Hanau am Main — baute er zügig eine neue Verwaltungsorganisation auf, setzte Pfarrer und Schulmeister ins Amt, so daß ein Jahrzehnt nach Kriegsende die beiden Amtsbezirke Lichtenau und Willstätt ein Ländchen bildeten, das als Muster eines gelungenen Wiederaufbaus gelten konnte. Es gab schon Grund, besonders für die Pfarrer, denen er viel Aufmerksamkeit schenkte, Loblieder anzustimmen<sup>5</sup>.

Johann Reinhard II. muß sich wohltuend von seinen mitregierenden Brüdern, der eine in Hanau, der andere in Buchweiler im Elsaß, abgehoben haben. Im Grunde treten aber auch bei ihm deutlich die zeittypischen Neigungen zu unangemessener Repräsentation des Hofes und zu rücksichtsloser Ausschöpfung der Finanzkraft seiner Untertanen hervor. In der ab 1650 neu erbauten Residenz Bischofsheim am Hohen Steg (Rheinbischofsheim) wimmelte es von Kammerdienern und Barbieren, von Küchenmeistern und Zuckerbäckern, von Kutschern und Reitknechten, Kammermägden und Beschließerinnen. Der Landesherr gefiel sich in der Rolle des Befehlshabers über eine kleine stehende Truppe, die aus einer Reiterkompanie, einer Leibgarde zu Fuß und einem Musikchor bestand. Aus erhaltenen Rechnungen weiß man, daß seine Kavallerie bei Festen und Empfängen auf Schabracken saß und die Trommler des Musikchors in roten Uniformröcken daherkamen. Wenn es galt, vor fremden Potentaten sich zu zeigen, dann zog Johann Reinhard zur stehenden Truppe noch den bewaffneten ‚Bürgerausschuß‘ mit rund zweihundertfünfzig Mann hinzu, von denen ein Teil beritten war. Diese Militärliebhaberei, auch der Ausbau der Wälle und Befestigungen von Bischofsheim, von Willstätt und Lichtenau, nehmen sich bescheiden aus gegenüber dem, was Graf Friedrich Casimir in Hanau am Main zur gleichen Zeit für seine Machtentfaltung brauchte. Und doch war es zu viel für die Bevölkerung in den beiden Ämtern Willstätt und Lichtenau, die, selbst nach der Wiederbesiedlung, etwa um



*Cernere qui gaudet, huc lumina verte, JOHANNEM  
 REINHARDUM, HANOIE COMITEM: quem Patria Patrem  
 Vivum observabat. Defunctum flatibus ornat,  
 Quemq; mori mea Musa vetans heic ducit ad auras.  
 Aubry Chalceographi comitante Laqyre polito.*

Graf Johann Reinhard II.

1660, kaum mehr als fünftausend Einwohner hatten. So kann es nicht verwundern, daß später die Witwe Johann Reinhards nach seinem Tode 1666 eine Generalüberprüfung der Steuern und Finanzen vornehmen ließ und dabei zu dem Ergebnis kam, daß die Herrschaft hoch verschuldet war. Sie mußte daraufhin den Etat bescheidener auslegen. Sie entließ zahlreiche Hofdiener und schaffte die stehende Truppe ab.

Unter dem energischen, zielstrebigem und auf Prestige bedachten Regiment des Grafen Johann Reinhard II. hatte Quirin Moscherosch am häufigsten Gelegenheit, mit Gedichten zu Festlichkeiten in Rheinbischofsheim oder auch in Buchweiler, wo der Bruder Johann Philipp regierte, den Ruhm des gräflich hanauischen Hauses zu erhöhen. Doch auch noch in der Zeit der vormundschaftlichen Regierung der Witwe Anna Magdalena, geborener Pfalzgräfin bei Rhein, zwischen 1666 und 1688 ergaben sich Gelegenheiten für Moscherosch, öffentlich dem regierenden Haus Dienste zu erweisen. So noch im Jahr 1671, als der Hof in Rheinbischofsheim sich zu Begräbnisfeierlichkeiten versammelte. Die Hofmeisterin von Anna Magdalena war gestorben, eine adlige Dame aus altem Straßburger Geschlecht, Sophia Sibylla Hüffel, eine geborene Zorn von Bulach. Die Verstorbene war für die Hofhaltung in dem zum Herrnsitz ausgebauten Anwesen in Rheinbischofsheim verantwortlich gewesen. Ihr Gatte, der sie überlebte — sie war im Alter von 57 Jahren gestorben — bekleidete den höchsten Rang in der Verwaltung des Landes. Philipp Jacob Hüffel (gest. 1672) war nämlich Oberamtmann beider Ämter Lichtenau und Willstätt mit den zugehörigen Dörfern, er war Hofmeister und nahm zugleich die Funktionen des Oberforstmeisters und Jägermeisters wahr, jene Tätigkeiten, die nach den Wertvorstellungen des Adels das höchste Prestige hatten<sup>6</sup>. Die Trauerfeiern in Rheinbischofsheim mußten dem sozialen Rang der Verstorbenen und dem des Witwers gerecht werden, auch unter dem sparsameren Regiment der Gräfin Anna Magdalena. Die Spitzen der Verwaltung in Buchweiler, der zweiten hanauischen Residenz am Oberrhein, kamen über den Fluß, der dortige Superintendent Günther Heiler (1645—1707), der die Kirchenaufsicht in beiden Grafschaften rechts und links des Rheins führte, auch andere Mitglieder des Konsistoriums der lutherischen Kirche in Buchweiler. Auch wenn es in der gedruckten Leichenschrift für die verstorbene Frau Hüffel nicht ausdrücklich bezeugt ist, darf man annehmen, daß der Oberamtmann in Buchweiler, David von Kirchheim, zum Begräbnis nach Rheinbischofsheim kam. Die Begegnung mit Quirin Moscherosch bei dieser Gelegenheit dürfte peinlich gewesen sein. Von Kirchheim hatte die letzten Lebensjahre des Bruders Johann Michael Moscherosch durch endlose juristische Streitigkeiten vergällt. Allerdings war Johann Michael seit mehr als zwei Jahren tot.

Die Leichenpredigt für die verstorbene Hofmeisterin hielt der damalige Pfarrer von Rheinbischofsheim Joachim Westphal (1635—1688)<sup>7</sup>. Die sogenannte Leichabdankung, also die Würdigung der Verstorbenen, ihres christlichen

Lebenswandels und ihrer Tätigkeit für Land und Leute war dem Straßburger Magister Johann Schmidt übertragen worden, wohl weil dieser der Familie besonders nahe stand. Bei solennen Begräbnissen von Angehörigen des Hofes war es üblich, daß alle Pfarrer der Grafschaft, etwa fünfzig an der Zahl, zusammentraten, um der verstorbenen Persönlichkeit das letzte Geleit zu geben. Es wird 1671 nicht anders gewesen sein, jedenfalls darf man dies aus der großen Zahl von Trauergedichten schließen, die Pfarrer des Landes zu Ehren der Verstorbenen verfaßten.

Als Erinnerung an dieses Begräbnis hat sich nämlich eine umfängliche Druckschrift erhalten, in der Leichenpredigt und Lebenslauf der Frau Hüffel (von Joachim Westphal), Leichabdankung (von Magister Johann Schmidt) und vierzehn Leichengedichte (Epicedia) von verschiedenen Verfassern auf achtzig Seiten zusammengefaßt sind.<sup>8</sup> Wie immer in solchen Sammlungen von Trauergedichten bildet die Reihenfolge, in der sie in die Druckschrift eingerückt wurden, auch ihr jeweiliger Umfang, die soziale Hierarchie der Trauergemeinde ab. Man darf also Rückschlüsse auf den sozialen Rang ihrer Verfasser ziehen. Um es vorweg zu nehmen: die Gedichte von Quirin Moscherosch fallen durch ihre Lozierung, dann aber auch durch ihren Umfang und nicht zuletzt durch ihren poetischen Anspruch auf. Prüfen wir die Reihenfolge: Unter den Autoren von Trauergedichten bekam der amtierende Rektor der Straßburger Universität, der Rechtsprofessor Johannes Rebhahn (1604—1689), für seine lateinischen Hexameterverse den ersten Rang zugewiesen. Es folgte der nach dem Witwer Hüffel ranghöchste Verwaltungsbeamte der Grafschaft, der Rat im Regierungskollegium Johann Ernst Varnbühler, mit Alexandrinerversen in deutscher Sprache. Danach kam der Superintendent Heiler aus Buchweiler, wie der Straßburger Universitätsrektor im gemessenen Gang lateinischer Hexameter. Aber nun folgte, als vierter in der Reihe, Quirin Moscherosch, der Pfarrer von Bodersweier — als solcher unterzeichnet er — gleich mit drei Trauergedichten. Er brachte ein Gedicht mit fünfzehn Strophen in deutscher Sprache ein, danach lateinische Distichen und schließlich ein Figurengedicht in deutscher Sprache, als Grabinschrift gestaltet, das einzige Figurengedicht in dieser Sammlung. Im ganzen beanspruchte er sechs Seiten, mehr als jeder andere Beiträger. Nach ihm folgten die anderen Pfarrer des Landes, von denen einige durchaus den Platz vor ihm hätten beanspruchen dürfen. Denn die Pfarrämter an den Amtssitzen Lichtenau und Willstätt, auch das Pfarramt in der Residenz Rheinbischofsheim, sie hatten höheren Rang und waren besser besoldet als die Pfarrei in Bodersweier, auf der Quirin Moscherosch saß<sup>9</sup>. So hätte Johann Grunelius (1639—1675), der seit 1666 Pfarrer in Willstätt war, mit seinen Alexandrinerversen in deutscher Sprache eigentlich vor Quirin Moscherosch stehen müssen. (Der Pfarrer von Lichtenau und Rheinbischofsheim Joachim Westphal ist durch kein Gedicht vertreten, er hatte die „Leichabdankung“ zu halten). Auch war es nicht selbstverständlich, daß die mit ihren Gedichten nachfolgenden Pfarrer, nämlich Johann Nikolaus Schweitzer

(1633—1675) aus Kork und Joachim Georg Gerhardt (1636—1675) aus Sand, sich hinter Quirin Moscherosch stellen mußten. Die Beiträge von zwei Pfarramtsaspiranten wurden allerdings zu Recht gegen Ende eingerückt. Es sind dies Johann Jakob Juze (1636—1709), der Diakon in Rheinbischofsheim war, und Georg Wilhelm Spener (1643—1708), ein Bruder von Philipp Jakob Spener, dem Begründer des Pietismus. Georg Wilhelm Spener unterzeichnete sein Gedicht, ohne ein Amt anzugeben. Er war dem Hof als „Informator“, also als Hauslehrer, zugeordnet. Die beiden stehen als junge Anwärter zurück. Den Schluß der Reihe bildeten zwei Weltleute, Johann Friedrich Kauffmann und ein gewisser Jonas à Vessenheim. Es dürfte sich um Hofbedienstete handeln.

Mit jedem der drei Trauergedichte, die Quirin Moscherosch einbrachte, wandte er sich an eine andersartige Zuhörer- und Leserschaft und demonstrierte durch solche Flexibilität die Reichweite seiner poetischen Fähigkeiten. Die fünfzehn deutschen Strophen in der leicht eingängigen Form der Ode mit sechs Versen waren den Zuhörern vom Kirchenlied her vertraut. Sie entsprachen dem, was man als humanistisch Ungebildeter, was ein Hofbediensteter oder ein Ackerbürger in Rheinbischofsheim von einem Dorfpfarrer erwarteten. Auch die meisten der andern Beiträger hielten sich an diese wenig anspruchsvolle Form. Wie es den Kunstregeln für Trauergedichte entsprach — sie waren von Martin Opitz und anderen Lehrern der Poetik immer wieder formuliert worden — verstärkte Quirin Moscherosch in seinen Strophen zunächst die Emotionen der Trauer und das Bewußtsein des Verlusts, um den Angehörigen Mitgefühl zu bezeugen. Dann besänftigte er die Affekte und suchte aus biblischen Gründen zu trösten. Als einziger unter allen Verfassern von Gedichten bei dieser Gelegenheit wandte er sich in seinem Gedicht an die Landesherrin selbst. Auch das dürfte ein Indiz für seine herausgehobene Funktion sein. Hier sein Gedicht (gekürzt)<sup>10</sup>:

„Ezech. 24. vers. 16.

Siehe! Ich will dir deine Augen Lust nehmen /  
durch eine Plage.

Was heut des Menschen Aug ergezset /  
Kan morgen werden Hertenleyd:  
Was man so trefflich hoch geschezzet /  
Daurt selten eine lange zeit:  
Das zeigt jener Kürbis Pracht /  
Den der Profet so hoch geacht<sup>11</sup>.

2.  
Ein Wurm wurd über Nacht erschaffen /  
Der Jonas schatten reiche Hütt  
Bey früher Sonnen weg must rafften /  
In seiner besten Wachsthumbs blüth /  
Und des Profeten grosse Freud  
Verkehren in noch grössers Leid.

...

4.  
Ein gleiches Unglück muß erleben  
An seinem süßen Augen-Lust  
Der Jakob / den Ihm hat gegeben /  
Die Rahel / eh sie sterben must:  
Ihr stätigs Ehlich-freundlich-seyn  
Bracht Ihm hernach nur grössre Pein<sup>12</sup>.

5.  
Ein gleiches Leid und Thränen-Schmertzen  
Herr Ober-Ambtmann treffen Euch /  
Sie tringen hart zu Eurem Herzen /  
Und machen Euch von Trauren bleich /  
Weil Eurer Augen Freuden-Lust  
Leidmüthig von Euch scheiden must.

...

7.  
Auch Ewern Adelichen Kindern  
Ist aller Augen-Lust dahin;  
Sie wissen / Ihre Traur zu mindern /  
Schier nicht zu fassen Ihren Sinn:  
Bestürzt schaut eins das ander' an /  
Und folgen gern der Mutter Bahn.

8.  
Selbst Unsre Fürstin steht vor allen  
Erstarrt / mit Ihrer Wayblein Schahr /  
Weil Ihrem Hoff der Arm entfallen /  
Auff den Sie sich gelehnet gar:  
Jetzt wird das alte Leid Ihr neu /  
Weil Sie beraubt der alten Treu.

...

10.  
Jedoch / wer kan deß Himmels schikken /  
Wer kan deß Höchsten Rath und Schluß  
Nur umb ein halbe Stund verrücken /  
Durch den gehäufften Zähren-Fluß?  
Durch allzu grosse Traurigkeit  
Wird keiner von dem Todt befreyt.

11.  
Lasst demnach Euer Trauren fahren  
Stillt den schmerzhaften Kummer-Geist /  
Herr Ober-Ambtmann! was den Jahren

Der Liebsten hie der Tod abreist /  
Wird in der Ewigkeit ersetzt /  
Wol dem / der nur hie seelig letzt /

12.  
Die Sonne tritt jetzt in die Wage /  
Das Schauer-Wetter kommt herbey;  
Die Nächte gleichen nun dem Tage /  
Die Bäume werden Blätter frey /  
Und fällt derselben reife Frucht /  
Die mancher mit belusten sucht.<sup>13</sup>

13.  
Wem ist der Mensch doch baß zugleich /  
Als Obst / und Laube / das abfällt?  
Die rauhe Winde / die jetzt streichen /  
Der Engel / der die Schnellwag hält /  
die können leichtlich Tag und Nacht  
Gleich machen / ders heut nicht gedacht!

14.  
Recht gleich / wan wir hie Christlich leben /  
Und seelig darauff trücken ab;  
So wird uns Gott / wie Obst / auffheben /  
Gleich als im Keller / in dem Grab:  
Und dermal einst auff seinem Tisch  
Auftragen lassen / noch so frisch.

15.  
So tröstet Euch mit diesen Worten  
Herr Ober-Ambtmann! sprecht im Leid:  
Gott gibt! Gott nimmt! wie Hiob dorten /  
So mir. Sein Nam gebenedeyt  
Muß bleiben / der nichts böses läst  
Geschehn / draus Er nicht bringt das best.  
Psalm 37. vers. 5.  
Er VVirDs VVol MaChen.  
aus Christschuldigem Mitleiden unterthänigst aufgesetzt von  
Quirino Moscherosch.  
Pfarrern zu Bottersweyr“

Von diesen eingängigen Strophen, deren Beispiele, Jonas, Hiob, aus dem Grundbestand lutherischer Bibelkenntnis genommen sind und deren Vergleiche, Obst und Herbstwetter, die ländliche Lebenswelt evozieren, heben sich die beiden folgenden Gedichte Moscheroschs ab. Das lateinische Gedicht in Distichen, das wir aus Raumgründen hier nicht wiedergeben, legt es darauf an, die Akademiker der Trauergemeinde durch artistisches Spiel mit Klängen

III.  
Grabschrift  
Zum Haupten.



Die Lebens = Kron /  
Zum Gnaden = Lohn /  
Ist mir auff mein Haupt gefest /  
Welches Leib und Seel ergetzt.  
In Mitten.



Einen Spiegel kluger Frauen  
Fände man hierinn zu schauen /  
Wann Sie sich noch schauen ließ ;  
Weil Sie aber ligt vergraben  
In der Erden / soll Sie haben  
Dieses Grabmal zum Genieß :  
Welches ließ Ihr Ehberz setzen /  
Zum andencken / wie / sich lezzen /  
überschmerzlich = wehe thu.  
Derer Wandel war im Himmel  
Noch auff Erden / laste Getümmel  
Auff der Welt / Sie ligt in Ruh.

Zum Süßen.



Auff dieser Welt /  
Weils Gott gefällt  
Seh' Ich meinen Fuß und Schritte /  
JESUS Euch in des beflut !

Idcm Q. M.



und Bedeutungsassoziationen zu beeindrucken. Es ist abgezielte Humanistenpoesie für Kenner der neulateinischen Literatur<sup>14</sup>.

Das Figurengedicht als drittes schließlich ist in den Umriß einer Grabplatte eingefügt. Es geht von der Idee aus, die körperliche Gestalt der Verstorbenen — sie zeichnet sich in der Dreiheit der genannten Körperteile und in der durch die Schrift geschaffenen Form ab — verklärt in die jenseitige Welt zu projizieren.

Quirin Moscherosch verstand sich auf solche mehrdimensionale Arrangements von Wort und Sinn, Klang und Reim, Schriftform und Gestalt. Figurengedichte gehörten zu seinem Repertoire, im Gegensatz zu seinem Bruder Johann Michael, der solche nur ein, zwei Mal hervorgebracht hat. Im Einfallreichtum solcher Gedichte, in der Virtuosität ihres Formenspiels sah Quirin Moscherosch seine Fähigkeiten, die ihn berechtigten, am Hof von Rheinbischofsheim den anderen dichtenden Pfarrern vorzuziehen.

Freilich waren es seltene Gelegenheiten der Festfreude, der Erhebung der Herzen am Hof zu Rheinbischofsheim, die Quirin Moscheroschs Wortkunstwerke hervorbrachten, und nicht mehr lange hatte er diese Funktion. Er stellte zwar noch, ganz offenbar im Auftrag des Hofes und jetzt allein, fünf Gedichte zum Begräbnis Herrn Philipp Jacob Hüffels zusammen, der seine Gattin nur kurze Zeit überlebte und 1672 zu Grabe getragen wurde.<sup>15</sup> Aber die Wortkunst zur Repräsentation höfischer Würde konnte auf die Länge nur dort gedeihen, wo absolutistische Machtkonzentration einer Dynastie Dauer verhieß. Das war am Oberrhein, im Vorfeld des expandierenden französischen Absolutismus, nicht zu hoffen. Der kleine Hof in Rheinbischofsheim ging im Sturm des zweiten holländischen Eroberungskrieges und des Vormarsches von Marschall Turenne unter. Das gleiche Unglück traf Grimmelshausen wie Quirin Moscherosch und wie die meisten seiner Pfarrkollegen (man vergleiche die Sterbedaten), sie starben in den Kriegswirren, die meisten im Exil. Quirin Moscherosch starb am 22. April 1675 in Straßburg, wohin auch die gräfliche Familie geflüchtet war.

#### *Anmerkungen und Literatur:*

- 1 Eine zuverlässige Bibliographie der Schriften und Gelegenheitsgedichte von Quirin Moscherosch fehlt bisher. Die vollständigste Übersicht gibt Hans-Rüdiger Fluck, ‚Ergeßlichkeit in der Kunst‘. Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs. In: *Daphnis* 4 (1975), S. 13—42. Eine Reihe von mir aufgefundener Gedichte gedenke ich in einer umfassenden Bibliographie vorzustellen. Zur Biographie Quirin Moscheroschs tragen folgende Abhandlungen bei: Ernst Bätzer, Zur Lebensgeschichte Quirin Moscheroschs. In: *Die Ortenau* 4/1913, S. 145—149; Otto Moscherosch, Zur Genealogie der Moscherosch. In: *Hessische Familienkunde* 1; Frankfurt/Main 1971, S. 202 ff.; Hans-Rüdiger Fluck, Ein Hochzeitsgedicht Quirin Moscheroschs an Sigmund von Birken. In: *Die Ortenau* 53/1973, S. 170—175; ders.: Quirin Moscherosch- ein ‚Nachbar‘ Grimmelshausens. In: *Daphnis* 5/1976, S. 549—566.

- 2 Stadtbibliothek Colmar, S P61: Fasciculus anagrammatum Hanoicorum aliorumque praecipuorum partim nunquam partimante [sic!] hac seorsunque editorum à Quirino Moscherosch Pastore Hanoico Augustae vindelic. Formis et sumptibus Jacobi Koppmaierie CI I C LXIX. Die Ausgabe ist nicht identisch mit den Texten, die in: Hanauische Lob- Lied- Lust- Lehr- und Leidgedichte. Straßburg 1668 unter dem Teiltitel ‚Fasciculus Anagrammatum Hanovicorum‘ aufgenommen sind. Dieser Band in der Bibliotheca Bipontina Zweibrücken L 1245.— s. H.-R. Fluck, Ergezllichkeit in der Kunst. 1975, S. 25.
- 3 Ebd. S. 5
- 4 Ebd. S. 43
- 5 Die Literatur zum rechtsrheinischen Teil der Grafschaft Hanau-Lichtenberg im 17. Jahrhundert: Joseph Schaible, Geschichte des badischen Hanauerlandes. Karlsruhe 1855; Johannes Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl 1909; Karl Siebert, Die Grafen von Hanau-Lichtenberg und das Hanauerland. In: Badische Heimat (1918/19) S. 91—112; Manfred Krebs, Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau. In: Die Ortenau 40/1960, S. 133—246. Am ergiebigsten für unseren Zeitraum ist die verdienstvolle Darstellung vom Ludwig Lauppe, Die hanauische Residenz Bischofsheim, in: Die Ortenau 44/1964, S. 133—154
- 6 Zur Familie Hüffel auf Neu-Windeck: J. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch II. Heidelberg 1905, S. 145—149; Alfred Leitz, Geschichte der Gemeinden Freistett und Neufreistett bis zum Übergang an das Großherzogtum Baden. Kehl 1890, S. 119—120, S. 123. Die Verstorbene ist übrigens die Schwiegermutter jenes Freiherrn Kraft von Crailsheim (1631—1705), dem Grimmelshausen seine politische Schrift ‚Ratio Status‘, Nürnberg 1670, widmete. Die in jüngster Zeit mehrfach erörterten Beziehungen zwischen Quirin Moscherosch und Grimmelshausen beruhten also nicht nur auf ihrer räumlichen Nachbarschaft, auf ihren geschäftlichen Verbindungen zum gleichen Verleger (Felsecker in Nürnberg); auch die Kreise ihrer Gönner im Adel der Ortenau berührten sich.
- 7 Zum Kirchenwesen der Grafschaft Hanau-Lichtenberg steht jetzt die materialreiche Straßburger Dissertation von Gérard Schildberg, Le Pastorat du comté de Hanau-Lichtenberg. Straßburg 1979/1980, zur Verfügung. Ihr zweiter Band enthält detaillierte Personalbogen von allen Geistlichen des Territoriums. Dieser Darstellung und Heinrich Neu, Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens von der Reformation bis zur Gegenwart. Lahr 1939, sind die Daten über die im folgenden genannten Pfarrer entnommen.
- 8 Die bislang nicht bekannte Trauerschrift fand ich in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Leichenpredigten Nr. 7823: Bilde deß Himmlischen Wandels . . . Frauen Sophia Sybilla Hüffelin.
- 9 Man vergleiche Anm. 7. G. Schildberg, Bd. I, S. 133
- 10 Vgl. Anmerkung 8, S. 58
- 11 Eine Anspielung auf die Rizinus-, nach anderer Version Kürbisstaude in Jona 4, 6
- 12 Der Witwer Hüffel, der mit dem zweiten Vornamen Jakob heißt, wird hier an das Weib Jakobs (1. Mose 29) erinnert.
- 13 Das Leichenbegängnis fand im September des Jahres 1671 statt.
- 14 Vgl. Anmerkung 8, S. 62
- 15 In der Bibliothèque municipale von Straßburg unter der Signatur AST 457

# Die Pfarrkirche St. Michael in Appenweier und ihre Restaurierung

*Wolfgang Stopfel*

## *1. Die Kirche und ihre Meister*

In kaum einer anderen Zeit sind in der Ortenau so viele neue Kirchen errichtet worden als um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Seit dem Beginn des 30jährigen Krieges bis zum Frieden von Rastatt, der 1714 den Spanischen Erbfolgekrieg beendete, war das Oberrheingebiet fast ununterbrochen Kriegsschauplatz oder Durchmarschgebiet fremder Armeen, die sich aus dem Land versorgten. Kaum ein Dorf oder eine Stadt waren unzerstört geblieben. Der Markgraf von Baden-Baden konnte gegen Ende des 17. Jahrhunderts den ganzen in der Rheinebene liegenden Teil seiner Markgrafschaft mit einem Zaun umgeben und als Jagdgebiet nutzen: Es war kein Dorf mehr intakt, die Landwirtschaft ruiniert.

In der ganzen Ortenau blieb nach dem Kriegsjahrhundert kaum eine gotische Kirche erhalten. Nur die festen Kirchtürme hatten überlebt, die Schiffe waren abgebrannt, ohne Dach oder notdürftig geflickt. Mit Notizen über die völlige Baufälligkeit oder Zerstörung der alten Kirche beginnen die Baugeschichten von Dutzenden barocker Neubauten in unserem Gebiet.

Aber die Erholung kam offenbar erstaunlich schnell. Die lebhaftere Bautätigkeit wurde auch durch erneute Kriegshandlungen und Truppendurchmärsche im Verlauf des Polnischen Erbfolgekrieges und des Österreichischen Erbfolgekrieges in den dreißiger und vierziger Jahren nicht mehr nachhaltig unterbrochen. In Riegel ging im Jahre 1744 der Neubau der Pfarrkirche weiter, obwohl nur einen Tagemarsch entfernt die Kanonen der Belagerung von Freiburg donnerten. In ganz Europa setzte um 1730 eine dreißig Jahre anhaltende Periode wirtschaftlicher Prosperität ein, gefördert durch eine Reihe von guten Erntejahren.

Einheimische Kunsthandwerker und Architekten gab es am Oberrhein kaum noch. Die Baukonjunktur lockte fremde Kräfte an. Vorarlberger Baumeister errichteten die Stiftskirche in Waldkirch, die neuen Kirchtürme in Gengenbach und Offenburg und die großen Klosterbauten in Tennenbach und Schwarzach. Der Baumeister des Deutschen Ordens, J. K. Bagnato, begann 1738 in Merdingen in der Nähe Freiburgs einen Kirchenbau, der vielleicht dem aus dem Allgäu nach Kenzingen zugewanderten Franz Rudhart als ein Vorbild für seine Kirchen diente. Seine eleganten, auf das Ortsbild bezogenen Sakralbauten mit Frontturm und gerundeten Ecken stehen in Riegel (1743—45),

Herbolzheim (1752—54) und Niederschopfheim (1754—56). Seine Kirche in Orschweier von 1761 wurde abgebrochen. Als ausführende Baumeister treten Mitglieder der Vorarlbergischen Familie Ellmenreich aus Offenburg auf, die auch bei der Planung von Kirchen konkurrieren.

Nicht nur katholische Kirchen werden neu gebaut, sondern auch evangelische. Für den Kirchenbau in Meissenheim (1763) bedient sich die elsässische Herrschaft der Wurmser von Vendenheim des Tiroler Architekten Schnöller, von dem auch die Klosterkirche in Schuttern stammt; der Landgraf von Hessen als Bauherr der ev. Kirche in Willstätt (1756) läßt seinen Plan von einem bisher noch nicht bekannten Architekten anfertigen.

In der Bau- und besonders der Finanzierungsgeschichte der Kirchen, die oft zu jahrelangen Bauverzögerungen führt, äußert sich die territoriale Zersplitterung der Ortenau im 18. Jahrhundert. Territorien, meist aber nur Einkünfte, Rechte und Pflichten, besaßen die Klöster Allerheiligen, Schuttern, Schwarzach und Gengenbach, das Bistum Straßburg, Nassau in den Herrschaften Lahr und Lichtenberg und viele reichsritterschaftliche Geschlechter. Es gab eine ganze Reihe „mehrherrischer“ Dörfer, in denen die Kirchenbaupflicht oft zwischen drei oder vier Parteien geteilt war. Zur Landvogtei Ortenau gehörte nur noch ein relativ kleines Gebiet mit vielen verstreuten Dörfern. Diese Landvogtei erhielten 1701 die Markgrafen von Baden-Baden zum Lehen; mit den erworbenen Rechten trifft sie nun auch die Pflicht zum Kirchenbau — die Barockkirchen von Griesheim, Mahlberg und Appenweier schmückt das Wappen der Markgrafen von Baden-Baden.

Zu den Architekten und Kunsthandwerkern aus dem Allgäu, aus Schwaben, aus Tirol und Vorarlberg treten nun auch böhmische Künstler, die in der Baden-Badischen Residenz Rastatt am Anfang des 18. Jahrhunderts die dorthin verpflichteten Italiener ablösten. Die Markgräfin Sibylla Augusta stammte nämlich aus Böhmen und bezog von dort auch einen Großteil ihrer Einkünfte.

Treibende Kraft beim Kirchenbau in Appenweier war der Baden-Badische Vogt Simon Bruder, der dem Gericht Appenweier, einem der vier Gerichte der Landvogtei Ortenau, vorstand. Seine Baurechnung über den Kirchenbau hat sich im Generallandesarchiv Karlsruhe unter der Signatur 229/2010 erhalten. So sind wir über die Geschichte des Kirchenbaues und die beteiligten Künstler und Handwerker recht gut unterrichtet.

Die Finanzierung war, wie üblich, ein schwieriges Unternehmen, denn für das Langhaus war die Gemeinde baupflichtig, für den Chor gemeinsam das Kloster Allerheiligen und der Markgraf von Baden-Baden.

Den Plan für die Kirche lieferte der herrschaftliche Bauinspektor *Franz Ignaz Krohmer*, der wohl aus Ettlingen stammte. Seit 1748 war er dem Baden-Badischen Hofbaumeister Rohrer, einem Böhmen, als Inspektor zugesellt, 1762

folgte er ihm in seinem Hofamt. Als Krohmer in badische Dienste trat, kam er aus der Schule des berühmten fränkischen Barockbaumeisters Balthasar Neumann. Unter ihm hatte er um 1733/40 als Zeichner für die Residenzen in Würzburg und Werneck gearbeitet. Vielleicht hatte er auch bei Neumanns Entwürfen für die Residenz in Bruchsal oder für die Peterskirche in Bruchsal mitgewirkt, die 1738 bis 1747 erbaut wurde, und war dort dem Markgrafen Ludwig Georg empfohlen worden. Möglich ist auch, daß er umgekehrt seine Tätigkeit im Büro Neumanns einer Empfehlung der Markgräfin von Baden verdankt. Nach Moosbronn war Appenweier wohl sein erster größerer selbständiger Kirchenentwurf. Andere Kirchen sind später oder gar erst nach seinem Tode nach seinen Plänen erbaut: Kappelwindeck 1763, Rotenfels 1762—66, Stollhofen 1769, Neusatz (abgebrochen) 1783, Niederbühl (abgebrochen) 1790 und Haueneberstein 1799 erst nach seinem Tode im Jahre 1789.

Die Kirche in Appenweier ist, abgesehen vom reichen Turmaufsatz, sehr einfach gehalten. Die strenge zweigeschossige Fassade mit der betonten Architekturgliederung unterscheidet sich stark von den eleganten gerundeten Kirchenfassaden Rudharts oder Schnöllers. Einen Einfluß der Kirchenbaukunst Balthasar Neumanns in diesem Bau Krohmers zu sehen, ist aber kaum möglich.

Krohmer bekam, da er ja besoldet war, für seine Pläne für Appenweier kein Honorar, nur eine „Discretion“, die immerhin 55 Gulden betrug — der Hofmaler Lihl erhielt für die vier Bilder in den Nebenaltären 80 Gulden. Eine solche bezahlte Nebenbeschäftigung war im achtzehnten Jahrhundert auch bei Hofarchitekten üblich; beim Gehalt wurde sie schon berücksichtigt.

Die Bauaufträge für die einzelnen Teile der Kirche wurden einzeln vergeben, wohl auch wegen der Mischfinanzierung. Bauausführung hatte der Offenburger Maurermeister *Johann Ellmenreich*. 1748 wurde der Turm errichtet, 1749 der Chor, 1750 das Langhaus. Der Chor war kein völliger Neubau, der polygonale Chor der alten Kirche wurde nur verlängert und erhöht. In einer Fensterlaibung konnten bei der jüngsten Restaurierung unter dem Anstrich des 18. Jahrhunderts ornamentale Malereien aus früherer Zeit noch festgestellt werden.

Den Auftrag für die Stuckierung und den Bau der aus Stuckmarmor gefertigten Altäre erhielt der Rastatter Hofstukkateur *Johann Schütz*.

Schütz stammte aus Wessobrunn, dem bekannten Stukkateurort in Oberbayern zwischen Lech und Ammersee. Wann er geboren ist, wissen wir nicht; er heiratete 1733 und hinterließ bei seinem Tode die Frau mit vier lebenden und einem ungeborenen Kind. Er starb am 8. Juni 1752 nach einem Sturz bei der Arbeit am Epitaph des Markgrafen Ludwig Wilhelm in der Stiftskirche in Baden-Baden.



*Die Pfarrkirche von Appenweier*

*Aufn.: Karl Maier*

Zwischen 1728 und 1745 sind immer wieder Arbeiten von ihm im Allgäu nachweisbar. Er stuckiert im Schloß Wolfegg und in der Residenz in Kempten, in der Stiftskirche Wolfegg, in der Pfarrkirche in Kißlegg und im Rathaus von Leutkirch. Als Rastatter Hofstukkateur taucht er 1749 zum ersten Mal in den Akten von Appenweier auf. Im Gegensatz zu Krohmer erhält er seine Arbeiten voll honoriert. Die Verträge lauten über 1 200 Gulden für Hochaltar und Kanzel, 450 Gulden für die Nebenaltäre. Die Stuckarbeiten im Langhaus sind mit 200 Gulden, die im Chor mit 100 Gulden veranschlagt. Allerdings wird offenbar der Umfang der Stuckarbeiten später erweitert, denn er erhält für Extraarbeiten noch einmal 250 Gulden. Während die großen Figuren am Hochaltar in seinem Vertrag enthalten sind, werden einem Bildhauer für Kindl und Zubehör 31 Gulden gezahlt, die Schütz quittiert, die aber wohl nicht von ihm ausgeführt wurden. Dabei handelt es sich um die Putten an den Seitenaltären.

Schütz entwirft seine Stukkaturen selbst. Er beschäftigt drei bis sechs Gesellen und seine Tochter. Offenbar ist auch seine Frau mit im Geschäft, denn sie erhält ein Trinkgeld von 20 Gulden. (Die vier Gesellen zusammen 10 Gulden.) Nach dem Tod ihres Mannes bewirbt sie sich um die Fertigstellung der Arbeiten im Schloß in Rastatt, wo die Firma schon umfangreiche Arbeiten ausgeführt hatte und erhält sie gegen die Konkurrenz eines Gesellen. Interessant ist der Kostenvergleich zwischen Deckenstuck und Altären. Plastische Aufbauten und Stuckmarmor forderten ungleich mehr Zeit als Deckenstukkaturen und waren daher viel teurer. Allerdings stiegen mit dem Ruhm Schützens wohl auch seine Preise. Für das Epitaph erhielt er 1 500 Gulden; seine Witwe wollte für zwei Zimmer in Rastatt 600, erhielt aber gegen die Konkurrenz nur 450.

Etwa gleichzeitig mit Appenweier muß Schütz auch den Stuck für die Kirche in Griesheim geliefert haben, für die ebenfalls der Markgraf von Baden teilweise baupflichtig war. Leider gibt es für Griesheim keinerlei Aktenbelege. Stilistisch ist jedoch die Zuschreibung an Schütz völlig klar.

Trotz der vielen Aktenbelege ist auch in Appenweier nicht festzustellen, wer den Entwurf für die farbige Fassung des Stucks geliefert hat. Aus sachlichen Gründen kann es eigentlich nur Schütz gewesen sein, denn mit der Ausführung der Altäre in Stuckmarmor war die grundsätzliche Farbstellung der Raumausstattung festgelegt.

Die Fassung und Vergoldung der nicht in Stuckmarmor ausgeführten Teile von Altären und Kanzel wurde vergeben. Die veranschlagten Summen sind erstaunlich hoch. Sebastian Grether faßt den Hochaltar für 217 Gulden, die Kanzel für 60; Antoni Krohmer erhält für die Fassung und Vergoldung der Nebenaltäre 240 Gulden. Im Preis für den Hochaltar ist die Fassung der Gottvater-Figur, die sich bereits an der Decke befindet, enthalten, vom übrigen Deckenstuck ist nicht die Rede. Sollte Schütz für die Farbigkeit seiner Stukkaturen selbst verantwortlich sein, so ergäbe sich ein erstaunlich differenziertes Bild bei den einzelnen Aufträgen im Laufe seiner Tätigkeit. Die Stukkaturen



*Die Kanzel der Pfarrkirche von Appenweier*      *Aufn.: Karl Maier*

in der Residenz in Kempten sind außerordentlich farbig mit reichster Vergoldung, sehr bunt sind auch die im Rathaus von Leutkirch gefaßt. Das gilt auch für die Dekorationen in der Kirche in Kiblegg, bei denen besonders ein umfänglich verwendetes scharfes Blaugrün auffällt. Etwas weniger farbig sind die Dekorationen in der Schloßkirche in Wolfegg. Bei den Rastatter Zimmerdekorationen treten im wesentlichen nur noch die Farben Ocker, Rosa und Grau auf bei völligem Verzicht auf Vergoldung. Das gleiche gilt für die Deckendekoration in der Kirche in Griesheim. Das mit beiden Arbeiten etwa gleichzeitige Appenweier hat nur gelblich, rosa und grau mit zum Hochaltar hin gesteigerter Vergoldung.

Den Auftrag für die Deckenbilder in Appenweier bekam *Benedikt Gambs*. Der wohl um 1703 in Gestratz bei Lindau geborene Maler erhielt seine Ausbildung bei dem Kemptener Hofmaler Franz Benedikt Hermann. 1737 ist er als Geselle eines Malers Ehrler in der Pfarrkirche von Kiblegg tätig, die Johann Schütz stuckierte. Eine Reihe der vielen Deckenbilder in Kiblegg sind sicher Gambs zuzuschreiben.

Gambs kam wohl schon vor Schütz an den Oberrhein, denn in Freiburg konnte jüngst seine Ausmalung eines Saales in einem Privathaus am Münsterplatz restauriert werden. Das Deckengemälde stellt eine Himmelfahrt Mariens dar, die zugehörige Malerei der Fensternischen ist von Gambs signiert und 1740 datiert. 1745 erhält Gambs den Auftrag für die Decken- und Altarbilder in der





*Das Schweiß­tuch der Veronika.  
Giebelgemälde des rechten Seitenaltars  
Aufn.: Karl Maier*

Kirche in Riegel, die leider größtenteils verbrannt sind. 1749/50 ist er mit einem ähnlichen Auftrag in Hilzingen beschäftigt. Dorthin erreicht ihn der Auftrag für Appenweier. Sein Dankschreiben ist in den Akten erhalten. Das Honorar von 350 Gulden erscheint ihm niedrig; dem Vogt und dem Stukkateur Schütz zuliebe ist er aber bereit, auf das Angebot einzugehen. Die Bitte, dem Herrn Hofstukkateur Schütz ein Kompliment zu vermelden, deutet wohl darauf hin, daß er den Auftrag in Appenweier Schütz zu verdanken hatte. Gambs malt sowohl Deckenbilder als auch Altarblätter, wobei er ebenso wie Pfunner und der Kemptener Hofmaler Franz Georg Hermann, mit dem zusammen er bei dessen Vater lernte, Deckenbilder nicht in Fresko, sondern in Ölmalerei ausführt. Trotzdem wird er „Flach- und Fresko-Maler“ genannt. Gambs malte 1750 Säle im Schloß von Ebnet bei Freiburg aus, 1751 die Bibliothek von St. Peter. 1751 heiratete er auch eine Kammerjungfer der Baronin von Sickingen in Ebnet, erhielt das akademische Bürgerrecht in Freiburg, starb aber schon am 15. November 1751, seine Frau mit einem ungeborenen Kind hinterlassend. Sein Nachfolger in St. Peter wurde Franz Ludwig Hermann, der schon in Hilzingen neben ihm gearbeitet hatte. Das war der Enkel von Gambs' Lehrer Franz Benedikt Hermann in Kempten. Den Anschluß-Auftrag in Appenweier, das Hochaltarbild und die fünf kleinen Darstellungen an der Empore, erhielt der Freiburger Maler *Johann Pfunner* um 80 Gulden.

Solche Nachrichten werfen ein Licht auf die Verhältnisse der Künstler im 18. Jahrhundert. Sie wanderten auf Empfehlung, oftmals über weite Strecken,

den Aufträgen nach, bis sie eine feste Bleibe, Familie, Bürgerrecht oder eine Hofkünstleranstellung fanden. Die Empfehlung aus gemeinsamer Arbeit mit anderen Künstlern spielte offenbar eine sehr große Rolle.

Johann Pfunner war wohl der meistbeschäftigte Maler des mittleren 18. Jahrhunderts am Oberrhein. Er wurde um 1713—16 in Schwaz in Tirol geboren, lernte vielleicht in Freiburg bei Franz Bernhard Altenburger und in Straßburg. Auch er erhielt Aufträge sowohl für Altarbilder als auch für Deckengemälde, die er wie Gambs in Ölmalerei ausführte. 1756 erhielt er den Auftrag für die Pfarrkirche in Niederschopfheim; dabei kopiert er das Himmelfahrtsbild des Benedikt Gambs aus dem Jahre 1745 in der Pfarrkirche von Riegel. Interessant ist bei Pfunner, daß er in Niederschopfheim und Hofweier — ebenso wie Altenburger, der vielleicht sein Lehrer war, vorher in Waldkirch — nicht Bilder in eine stuckierte Decke setzt, sondern den „Stuck“ in der ganzen Kirche durch Malerei imitiert. Diese Art des gemalten Stucks war besonders in seiner Heimat, dem Inntal, häufig. Durch Altenburger und ihn kam diese Art der Dekoration vielleicht an den Oberrhein. Daß es gemalten, rot und grau gefärbten „Stuck“ bei gleichzeitigen Kirchen gab, läßt sicher die Vermutung zu, auch der Stuck in Appenweier sei ursprünglich farbig gefaßt gewesen.

Für die Seitenaltarbilder in Appenweier schließlich wurde wieder ein Rastatter Hofmaler verpflichtet, *Heinrich Lihl*, der dafür 80 Gulden erhielt. Den Auftrag für die neue Orgel bekam *Anton Albrecht* aus Offenburg um 500 Gulden. Von Albrecht stammt auch die in den Jahren 1752/53 errichtete große Doppelorgel in St. Martin in Gengenbach.

Daß mit den Gehältern an die Künstler keineswegs die gesamten Kosten für die künstlerische Ausstattung erfaßt sind, geht aus den erhaltenen Rechnungsbelegen für die Kirche in Appenweier deutlich hervor.

Die Künstler hatten freie Kost und Wohnung; allein das Kostgeld im Gasthaus betrug für die Zeit der Erbauung der Kirche 490 Gulden. Dazu kamen Reise- und Transportkosten. Hilfskräfte wurden von der Gemeinde beschäftigt. Die Rechnungen geben einen guten Einblick in die Art solcher Hilfstätigkeiten. Es mußte Gips geklopft werden, ein Müller mahlte den Gips. Es gibt Rechnungen für das Firnisssieden und das Mahlen und Reiben von Farben. Auch ein Unfall ist bezeugt: Ein Bürger hat sich beim Frondienst für den Kirchenbau beschädigt; der Barbier hat ihn behandelt.

Neben den Rechnungen für den Einkauf von Gold für die Vergoldungen haben sich auch diejenigen für den Einkauf von Farben erhalten. Sicher wäre es möglich, aus Art und Menge der eingekauften Farben genauere Rückschlüsse auf die ursprüngliche Technik der Malerei in der Kirche zu ziehen. Leider sind die Bezeichnungen des 18. Jahrhunderts nicht immer leicht zu deuten. Genannt werden Bleiweiß und Kienruß, englische Erde, Minium, also Mennige, Nürnberger Rot und Ziegelrot. Dazu extra feine Schmalten, also Smalte, eine

hellblaue Farbe, und Silberglätte, wobei offen bleiben muß, ob diese nur als Sikkativ für den Ölfirnis dienen sollte. Öl wird in großen Mengen angeliefert. Es wird ganz eindeutig auch beim Außenanstrich, der ja wohl in Kalk erfolgte, verwendet. Eine merkwürdige Farbangabe ist ebenfalls den Rechnungen zu entnehmen: Der Knopf auf dem Kirchturm war vergoldet, das Kreuz aber grün angestrichen.

## 2. Die Restaurierungen

Im Jahre 1980 fiel ein großes Putzstück von der Decke des Langhauses herab. Die nach einer danach durchgeführten Untersuchung notwendige Sicherung von großen Teilen der Langhausdecke war der Ausgangspunkt der letzten Restaurierung der Kirche.

Drei vorangegangene Renovierungen lassen sich durch alte Fotografien, zum Teil auch durch Akten, nachweisen.

Vergleicht man die Renovierungsphasen mit anderen Barockkirchen der Ortenau, so läßt sich eine große Gemeinsamkeit feststellen. In der Regel fand eine erste Anpassung an den Zeitgeschmack am Anfang des 19. Jahrhunderts statt. Die Kirchen, deren differenzierte Farbigkeit nicht mehr gefiel, wurden geweißelt. Eine Gruppe italienischer Weißbinder bekam damals Auftrag nach Auftrag. Für Appenweier läßt sich diese Weißfassung allerdings nicht aktenkundig machen, aber durch den Freilegungsbefund vermuten.

Die zweite Periode einer „Renovierung“, also eines Neugestaltens der Kirchen im Zeitgeschmack, fällt in das Ende des vorigen Jahrhunderts. Für diese Renovierung gibt es in Appenweier Belege durch alte Fotos, von denen eines in Ginters Schrift von 1920 veröffentlicht wurde. Die Art der wiederum bei fast allen Barockkirchen der Ortenau anzutreffenden Renovierungswelle läßt sich annähernd mit dem Begriff „Neurokoko“ überschreiben. Die Kirchen wurden zwar farbig, aber vereinheitlichend in dicht beieinanderliegenden, relativ dunklen Tönen gefaßt. Alle leeren Flächen wurden mit Ornamenten gefüllt. Die offenbar als unangemessen empfundene helle Farbigkeit des Rokoko wurde auch an den Altären unter einer dunkleren Neumarmorierung oder wenigstens unter Firnisüberzügen zurückgedrängt. Großflächige Vergoldungen wurden in der Regel überstrichen und durch das sogenannte „Aufblitzen“ mit Gold auf den höchsten Erhebungen der Stuckverzierungen ersetzt. Neue Figuren im Zeitgeschmack lenkten von den oft als zu bunt oder zu drastisch in ihrer Darstellung empfundenen Altarbildern ab. Solche Umdeutungen von Rokokokirchen in den Geschmack des späten 19. Jahrhunderts sind kaum noch erhalten geblieben. Sie lassen sich bei Freilegungen aber fast regelmäßig unter den Farben der nächsten Renovierung finden. Aus dem Abstand von etwa einem Jahrhundert können wir heute feststellen, daß die Farbstimmung der Kirchen offenbar genau derjenigen entsprach, die auch in neugebauten Kirchen

des Historismus üblich war. Erst mit großem zeitlichem Abstand fällt dem Forscher auf, was damals sicher nicht so gesehen werden konnte: Restaurierungen spiegeln den Zeitgeschmack wider, auch wenn sie noch so stark am Befund orientiert sind.

In Appenweier trugen zu dem am Ende des vorigen Jahrhunderts neu gewollten Farbeindruck auch die bunten Verglasungen bei, die damals eingesetzt wurden. Von ihnen haben sich heute nur Reste in den beiden Chorfenstern erhalten.

In den Jahren 1935 bis 1937 war in Appenweier die nächste Restaurierung fällig. Die Fotos des alten Kirchenführers von 1937 dokumentieren sie. Die dämpfenden Übermalungen des 19. Jahrhunderts verschwanden. Im Führer heißt es, die Gemälde seien „wieder im alten Glanz“ oder „zu neuer Schönheit erweckt“. Es war aber nicht nur der Staub, der abgewaschen wurde, sondern eine ganze Phase der Geschichte der Kirche verschwand: Die ornamentale Bemalung von Decke und Wänden wurde entfernt oder übermalt. Die Deckenbilder wurden gereinigt und wiederum kräftig retuschiert mit dem Ziel, alles Dargestellte deutlich ablesbar zu machen. Alte Fotografien zeigen, daß alle dargestellten Menschen und Dinge damals harte Konturen bekamen. Die stuckierten Decken wurden in ganz hellen Tönen mit sparsamer Vergoldung neu gefaßt. Die Deckengemälde mit den stark konturierten Figuren schienen nun ebenso hart in die fast einheitlich weiße Decke eingeschnitten.

1961 schrieb der damalige Konservator der kirchlichen Baudenkmäler, Msgr. Ginter: „Obwohl erst vor wenigen Jahrzehnten innenrenoviert, ist heute schon wieder eine solche Instandsetzung — dank der Warmluftheizung! — nötig geworden.“ Die nötig gewordene Innenrestaurierung von 1963 bis 1965 änderte an dem vorgefundenen Zustand der dreißiger Jahre kaum etwas. Der nur schwach abgetönte Stuck in der fast weißen Decke wurde wiederholt, eine sparsame Vergoldung neu angebracht. Auf Verlangen des kirchlichen Konservators wurden die farbigen Scheiben entfernt. Die noch 1937 vielleicht nach vorgefundenen Resten unter der Übermalung marmorierten Pilaster wurden nun hell wie die Wand.

Eine helle Kirche zu haben war das Leitbild der Restaurierung bis hin zum neuen Boden.

Als sich nach der Behebung der Schäden an der Decke nach 1980 die Arbeiten zwangsläufig zu einer Gesamtrestaurierung der Kirche ausweiteten — wiederum hatte die Heizung kräftig zur Verschmutzung der Decke beigetragen —, stellte sich die Frage nach dem Konzept dieser Restaurierung. Es soll in einigen Sätzen dargelegt werden:

Aufgrund einer möglichst eingehenden Untersuchung aller Farbschichten auf allen Bauteilen war festzustellen, welche Restaurierungszustände unter der letzten Übermalung erhalten waren.

Dann war zu entscheiden, ob der bestehende Farbzustand beizubehalten sei, ob ein darunter erhaltener, gleich wertvoller freigelegt werden könne oder ob schließlich der Originalzustand mit größerer Sicherheit festzustellen und zu rekonstruieren sei als jede spätere Veränderung.

Es stellte sich schnell heraus, daß bei allen Renovierungen jeweils der farbige Vorzustand gründlich entfernt worden war. An den Pilastern wurde bei der letzten Renovierung sogar der Putz erneuert. Als am besten erhalten und darum mit größtmöglicher Sicherheit rekonstruierbar erwies sich der Originalzustand, die unterste Farbschicht.

Mit großer Sicherheit konnte grauer Stuck auf gelblichem Grund im Langhaus, rosa Stuck auf ebensolchem Grund im Chor festgestellt werden.

Keine Klarheit bestand anfangs über den ursprünglichen Umfang der Vergoldung. Die Tatsache, daß die gleichzeitigen Schütz'schen Stukkaturen in Rastatt und Griesheim keine Vergoldungen aufwiesen, ließ die Vermutung zu, erst am Ende des 19. Jahrhunderts sei zum ersten Mal Gold auf dem Stuck angebracht worden. Mit Fortschreiten der Freilegungsarbeiten konnte diese Vermutung jedoch nicht aufrechterhalten werden. Im Bereich des Übergangs vom Hochaltaraufbau zur Decke fand sich nämlich in großem Umfang originale Vergoldung. Schichtenlage und technischer Befund waren so weitgehend identisch mit den Befundresten im Langhaus, daß eine Vergoldung nach einem gewissen sinnvollen Schema auch für das Langhaus und den Chor als ursprünglich anzunehmen war.

Aus diesem Grunde wurde die Vergoldung in Anlehnung an die Befunde rekonstruiert. Die Freilegung der oberen Teile des Hochaltares mit ihrem Übergang in die stuckierte Decke ergab unter allen Übermalungen eine weitgehend erhaltene Fassung in Silber und rot lüstriertem Silber.

An Deckenbildern und Altarbildern mußten umfangreiche Schäden ausgebessert werden.

Die gereinigten Bilder, der in seiner ursprünglichen Farbstimmung kaum veränderte Stuckmarmor der drei Altäre und der Kanzel und die Färbung und Vergoldung des Stucks ergeben nun eine inhaltliche, formale und farbliche Harmonie des Kirchenraumes, die wahrscheinlich dem ursprünglich gewollten Eindruck recht nahe kommt.

Zu dieser farblichen Einheit trägt der neue rote Sandsteinboden und die rosa Marmorierung der Pilaster, für die kein Befund mehr vorlag, entscheidend bei. Durch diese marmorierten Doppelpilaster erhält die Kanzel wieder einen Halt im Raum; die gerade über den Pilastern mit aufrechtstehenden Bildern geschmückte Decke ist auch optisch gestützt.

Der farbig gefaßte Stuck bindet die Deckenbilder in die Decke ein, verbindet kleine und große Bilder und macht mit seinen Gegenformen deren ausgefran-

ste Ränder verständlich. Die inhaltliche Verbindung der Marien-Auffahrt mit den Vertretern des alten und des neuen Bundes, den Evangelisten, Moses und David wird auch formal deutlich.

Der zartgraue Stuck des Langhauses mit den dunkelgrauen Reserven wird vom Chorbogen an in den Chor hinein bereichert durch die zusätzliche Farbe Rosa. Diese Deckenfarben steigern sich in dem künstlichen Marmor des Hauptaltars, rosa mit grauen Säulen, durch eine intensivere Farbigkeit und den Glanz des Materials.

Der Hochaltar füllt den ganzen polygonalen Abschluß des Chores. Vom Altarunterbau schwingen Brücken zu den Chorwänden und werden dort von Pilastern aufgenommen, die von Blumenvasen bekrönt sind. Die vier Säulen des Hochaltars tragen eine in perspektivischer Verkürzung schon an die Decke stuckierte Kuppel, in der, von Wolken umgeben, Gottvater mit der Taube des Heiligen Geistes thront.

Hier ist nun die noch immer gleiche Farbigkeit in höchster Pracht gegeben, Silber anstelle von Grau, roter Lüster anstelle von Rosa in dem zur Seite gerafften Vorhang über den anbetenden Engeln. In der gemalten Kuppelöffnung schwebt das Gottesauge im Dreieck, Symbol der Trinität, die in ihren drei Personen mit der Taube des Geistes, mit Gottvater und dem Pelikan auf dem Tabernakel als Symbol Christi wieder auftritt.

Das Chordeckenbild von Gambs stellt nicht, wie in der Literatur zu lesen, das Letzte Abendmahl dar, sondern die Apostelkommunion. Diese ungewöhnliche Darstellung brachte Gambs schon in Hilzingen und in Riegel an. Sie findet sich in gleicher Form bereits in der Chorkuppel der Kirche in Kißlegg, wo Gambs als Geselle des Malers Ehrler tätig war. Christus steht auf einer Treppe und teilt die Hostien aus; in einer seitlichen Nische ist der Kelch zu sehen. Die Apostel empfangen den Leib und steigen von oben herab, während sich der schuldige Judas davonstiehlt. Auch die seitlichen Bilder der Chordecke, „Opfer des Melchisedek“ und „Essen des Passah-Lammes“, beziehen sich auf die Kommunion.

Der richtige Blickpunkt, an dem sich das perspektivisch gemalte Kommunionbild aufrichtet und der Betrachter in die über Christus gemalte Kuppel mit den anbetenden Engeln blickt, ist die Kommunionbank, deren Ort in der Architektur der Kirche auch dadurch genau fixiert ist.

Dem in die Kirche Eintretenden erschließt sich die Perspektive des Auffahrtbildes während seines Weges zum Altar. Der Weg der göttlichen Gnade von der Gottvater-Darstellung in der Höhe der Chorapsis über Christus als Spender der Eucharistie endet an der Kommunionbank. Farbe, Form der Dekoration, sinnvolle Abstufung des Materialcharakters der Dekoration und Inhalt der gemalten und plastischen Darstellungen bilden eine Einheit.



*Der reich stuckierte Baldachin über dem Hochaltar der Kirche mit Gottvater  
und dem Heiligen Geist.*

*Aufn.: Karl Maier*

Diese Einheit des Konzeptes der Kirche wieder deutlich zu machen, soweit das nach allen Veränderungen in 230 Jahren noch möglich ist, war das Ziel der Restaurierung.

#### *Literatur:*

Über die territorialen Verhältnisse der Ortenau unterrichtet umfassend der Aufsatz von H. D. Siebert, Die Territorien der Ortenau, in: Badische Heimat, 22. Jahrgang, Jahresheft 1935, S. 79ff.

In dem Kapitel „Fette Jahre, magere Jahre“ gibt Michael Stürmer in seinem Buch „Handwerk und höfische Kultur“, München 1982, viele Informationen zur wirtschaftlichen Situation, besonders auch der Handwerker und Kunsthandwerker, in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Über die Kirche in Appenweiler unterrichten kurz die Kirchenführer von Franz K. Dischinger, St. Michaelskirche in Appenweiler, Baden. München 1937, und von Wilhelm Schäfer und Hugo Schnell, Verlag Schnell & Steiner, Nr. 263, 2. Auflage 1973 sowie der Beitrag von Hermann Ginter, Die Pfarrkirche in Appenweiler, in: „In und um Offenburg“, 2. Heft, 1920.

Die erste zusammenfassende Darstellung der Barockmalerei am Oberrhein findet sich in dessen Buch „Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock“ Augsburg 1930; in vielen Teilen überholt und ergänzungsbedürftig.

Für die Kunstgeschichte sind die verstreut erschienenen Beiträge Hermann Brommers grundlegend, die inzwischen bereits zu einer Art oberrheinisches Künstlerlexikon des Barock geworden sind: St. Bartholomäus, Ettenheim; München-Zürich 1962, S. 38ff.; St. Peter im Schwarzwald; München-Zürich 1977, S. 50ff.; und der Schnell- & Steiner-Kunstführer Herbolzheim i.Br.; München-Zürich, 2. Auflage 1984, erschließen durch Literaturverweise die anderen Veröffentlichungen. Ergänzend zu nennen ist noch Bühl/Baden, Kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul; München-Zürich 1977, S. 11ff. und ebenfalls von Hermann Brommer, Joseph Michael Schnöller, in: Badische Heimat, 59. Jahrgang 1959, S. 17ff. und schließlich Wolfgang Stopfel, Die Kirchen der Gemeinde Hohberg. Schnell- & Steiner-Kunstführer Nr. 1129, München-Zürich 1981.

Wichtiges Material für den Umkreis des Benedikt Gambs liefert die im Dissertationsdruck erschienene Münchener Dissertation von Cordula Böhm, Franz Georg Hermann, der Deckenmaler des Allgäus im 18. Jahrhundert. München 1968.

Eine angekündigte Dissertation über Johann Schütz ist noch nicht erschienen. Hier ist vorläufig heranzuziehen Adolf Schahl, Die Frühwerke des Johann Schütz, in: Zeitschr. f. Kunstgeschichte, 16/1953, S. 171ff. und Ulrike Grimm, Die Dekorationen im Rastatter Schloß 1700 bis 1771. Diss. Freiburg 1977. Karlsruhe 1978.



# Aus der Geschichte des alten Offenburger Kapuzinerklosters

*Michael Friedmann / Nikolaus Harter*

## *Gründung und Bau*

Der Kapuzinerorden<sup>1</sup> (Ordo Fratrum Minorum Sancti Francisci Capucinatorum) bildet neben den Observanten und Konventualen den dritten Hauptzweig des Franziskanerordens unter einem selbständigen General. Er entstand zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Am 3. Juli 1528 erwirkten auf Ansuchen Ludwigs von Fossombrone die „Minderbrüder in der Einsiedelei“ (der Name „Kapuziner“ findet sich erstmals in einem päpstlichen Breve vom 12. Januar 1535) eine päpstliche Bulle „*Religionis zelus*“, durch die ihnen Paul III. gestattete, nicht nur ein Einsiedlerleben zu führen, die Regel zu beobachten, den Habit mit der langen, spitzzulaufenden Kapuze zu tragen, zu betteln usw., sondern auch Kleriker und Laien aufzunehmen sowie den Bart zu tragen. Die Kapuziner haben vor allem durch seelsorgerische Tätigkeit für die unteren Bevölkerungsschichten und durch ihre Bemühungen für die Erhaltung und Wiederherstellung der katholischen Religion gewirkt.

Bis zum Jahre 1574 beschränkte sich der Orden auf Italien. 1581 fand er in der Schweiz Eingang. Die Schweizer Provinz errichtete in den folgenden Jahren zunächst 18 Klöster im Elsaß und danach 21 Niederlassungen in Baden, von denen die 1637 in Offenburg gegründete die zehnte war<sup>2</sup>.

Während sonst die Initiative zu Gründungen von Kapuzinerklöstern fast durchweg von Bischöfen, Fürsten und Städten ausging, scheint die Gründung von Offenburg von den Kapuzinern selbst angeregt worden zu sein. Sie unterhielten nämlich bereits in Haslach i. K. und Baden-Baden Ordenshäuser. Gerne hätten sie darum in unserem Raum eine Niederlassung gehabt, um auf ihren Wanderungen von einem Kloster zum anderen eine Herberge bei Mitbrüdern vorzufinden. Als apostolische Männer wollten sie auch in Offenburg die katholische Religion stützen helfen, wo von Straßburg her wie auch von der Grafschaft Hanau-Lichtenberg und der Herrschaft Oberkirch, wo die Reformation Fuß gefaßt hatte, Gefahr drohte<sup>3</sup>.

Auch die Stadt besaß offenbar ein lebhaftes Interesse an einer Niederlassung der Kapuziner innerhalb ihrer Mauern. Schon im September 1613 sandten die Behörden von Offenburg ein Gesuch an das Provinzkapitel, das in Luzern tagte. Sie baten darum, in Offenburg eine Niederlassung zu gründen<sup>4</sup>.

Nach einer weiteren Tagung des Provinzkapitels im Jahre 1637 wurden zwei Patres nach Offenburg abgeordnet mit der Aufgabe, die Gründungsfrage zu bereinigen und sich für die Pastoration einzusetzen. Die Kapelle des St.-Andreas-Hospitals stand ihnen für die Feier des Gottesdienstes zur Verfügung. „Sogleich eröffneten die Patres mit solchem apostolischen Eifer die Arbeiten im Weinberg des Herrn, daß eine erfreuliche Wendung im religiösen Leben der Katholiken eintrat. Welch ein Gegensatz: Die Kapuziner oblagen still und eifrig dem schönsten Friedenswerk, und im Lande wütete der Krieg, drinnen in Offenburg selbst schlug der Reitergeneral Johann von Werth (1591—1652) sein Hauptquartier auf und verlangte von jeder Ortschaft für seine wild herum schweifenden Truppen je ein paar hundert Forellen“<sup>5</sup>.

Die eigentliche Gründung des Offenburger Kapuzinerklosters war das Werk des Paters Karl von Hagenau. Seine wiederholten Bitten um Aufnahme einiger Patres wurden zunächst vom Rat rundweg abgeschlagen. Darauf wandte er sich an seinen reichen Vetter, den kaiserlichen Rat und Oberstwachmeister Eucharius Harst von Porenau und Slavadin in Mähren, der dem Kapuzinerorden sehr zugetan war. Diesem setzte er auseinander, daß der Orden in Offenburg ein reiches Tätigkeitsfeld finde. Eucharius Harst versagte seine Hilfe nicht und stellte die nötigen Mittel zur Verfügung. Nun schickte Pater Karl seinen Ordensbruder Felician nach Offenburg und ließ den Rat nochmals um Aufnahme und um einen Platz für den Klosterbau bitten. Er versicherte den Stadtvätern, daß ihnen keine Kosten erwachsen würden, da die zum Bau nötigen Geldmittel von einem freigebigen Wohltäter gestiftet würden. Jetzt erteilte der Rat die Genehmigung, und zwar „einhellig, aber sonder freuden“. Die Ansprüche der Patres waren ja sehr bescheiden. Sie erklärten sich bereit, die Predigerstelle zu versehen, und baten nur um ein „Häuslein“ und ein „Gärtlein“ bis zur Fertigstellung des Klosters. Nun zeigte sich der Rat hochherzig und wies den Patres am 3. August 1637 das Syndikatshaus an. Aber erst am 20. Oktober 1637 trafen die Patres ein. Ihre Messen lasen sie in der Spitalkirche<sup>6</sup>. Über den Beginn des Klosterbaus geben die Offenburger Ratsprotokolle Auskunft<sup>7</sup>. Am Freitag, den 13. April 1640 können wir lesen:

„Die Herrn P. P. Capucini übergeben supplication, umb concedirung eines Plazes, dero zu ferbauung ihres Clösterlins und Gottshaußes und berufen einen Ehrn. Rath als Ihre patronen zu Legung des ersten steins, so uf den 21. diß sollemniter soll vorgenommen werden.

Soll wegen abignation des Plazes von den Herrn Zwölffen Augenschein eingenommen werden, beyßeins der H. Patrum“.

Der Stadtrat genehmigt die Bitte der Patres mit folgendem Beschluß: „Die Anweisung des Platzes soll von den Herren Zwölfer in Augenschein genommen werden, im Beisein der Herren Patres“. Eine Woche später, am 20. 4. 1640, berichtet das Ratsprotokoll, daß man nach „eingenommenem Augenschein“ den Herren Kapuzinerpatres einen Platz im „Faulen Pelz“ (dem Gebiet um die heutige Gymnasiumstraße) zugewiesen habe, auf dem dieselben ihre „Kürch und Klösterlin bauen möchten“. Man erlaubte ihnen, mit ihrem

Kloster bis an die obere Stadtmauer zu gehen. Der Orden mußte sich aber schriftlich verpflichten, zwei Pforten mit Gittern in die Mauer des Klosters einzulassen und deren Schlüssel an die Stadt abzugeben, damit diese jederzeit freien Durchgang durch die Gittertore zum Rondel (Rundschanze, Verteidigungswerk an den Toren) im Graben besitze.

Am 22. April gaben die Patres die geforderte Rückversicherung an die Stadt ab, die daraufhin die Genehmigung zum Klosterbau erteilte.

Der Tag der Grundsteinlegung ist umstritten. Das Ratsprotokoll vom 13. 4. 1640 sieht dafür den 21. April 1640 vor, die „*Helvetia Franciscana*“ legt das Ereignis auf den 23. April und berichtet dazu folgendes<sup>8</sup>: „Hanibal von Schauenburg (richtig müßte es Reinhard von Schauenburg heißen, der damals Stadtkommandant von Offenburg war), kaiserlicher Oberst, legte auf dem für das Kloster vorgesehenen Bauplatz den Grundstein, während der Stadtpfarrer Andreas Ficario (es handelt sich hier um Andreas Fiacre, der von 1624 bis 1639 Priester der Stadtpfarrei Hl. Kreuz war)“ das Kreuz aufpflanzte und die Segnungen vornahm. Eine unzählige Menge von Menschen nahm an der seltenen Feier teil“.

Die Beschaffung der nötigen Baumaterialien nahm viel Zeit in Anspruch. Es herrschte Krieg, und jedermann mußte mit allem sparsam umgehen. Wo es möglich war, verwendete man Materialien aus alten abbruchreifen Bauten. So



*Das ehemalige Kapuzinerkloster in Offenburg nach der Renovierung 1982/84.  
Aufn.: Stadtbauamt Offenburg*

dienten die Mauerreste des zerfallenen Schlößchens „Uffhoven“, das weit außerhalb der Stadtmauer im heutigen Gewann „Schlößlebühnd“ stand, als Rohmaterial für den Aufbau des Klosters. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß der genaue Standort des Schlößchens heute nicht mehr feststellbar ist. Das Kontraktenprotokoll vom 14. Juli 1640 berichtet dazu folgendes:

### *Kauff:*

Erscheinen Herr Hans Heitz, und Herr Martin Syber. beede des Neuen Raths, haben verkauft Herrn Christoff Klotz, Stättmeistern deß alten Raths, als Gewalthabern den Heren Patrum Capucinatorum, benantlich, das gemäuer und stein welch von dem schlößlin, und mauern Uffhoven, soviel sich noch selbigen orthen, ob und der erden befunden würt, gänzlich nichts außgenommen, und ist der Kauff beschloßen für umb 35 Pfd. Straßbg.

Die Stadt förderte den Klosterbau so gut wie es in den damaligen Kriegsjahren überhaupt möglich war und half den Patres, wo immer sie konnte. Der Stadtrat genehmigte wohlwollend verschiedene Bittgesuche, wie aus folgenden Beispielen ersichtlich ist:

— am 5. 8. 1641 überließ die Stadt den Mönchen gegen Bezahlung ein Haus mit Scheuer nahe der Kirche, um auf dem Platz die Sakristei zu bauen.

— am 30. 9. 1641 bewilligte man für die Kapuzinerkirche das Glöcklein, das im „Lohngewölb“ untergebracht war.

— selbst das notwendige Bauholz zur Errichtung der Kirche wurde aus dem Stadtwald gefällt, wie das Ratsprotokoll vom 13. 12. 1641 besagt.

Wer das Material zur Baustelle fuhr, ob die Stadt oder die Mönche selbst, ist aus den Quellen nicht mehr genau ersichtlich. Nach dem Kontraktenprotokoll von 1640 haben sich die Eigentümer des Schlößchens von Uffhoven verpflichtet, „viertzig wägen Stein vom Schlößlin herein in die Stadt inner Jahrsfrist zu führen“<sup>10</sup>. Pater Kunibert aus Ottersweier schreibt dazu in seiner geschichtlichen Abhandlung über die Kapuziner in Offenburg<sup>11</sup>:

„Während des Baues war die Gegend von Offenburg von den Schweden und Franzosen besetzt. Jeder Zugang zur Stadt war so unsicher gemacht, daß sich niemand außer den Mauern wagen durfte. Nur die Kapuziner allein hatten die Erlaubnis, mit zwei Ochsen und zwei Knechten die nötigen Baumaterialien herbeizuführen. Zu guterletzt waren freilich auch diese Ochsen ein Raub des Feindes geworden“.

Mit den Vorbereitungsarbeiten verging ein volles Jahr, so daß erst am 3. Juli 1641 mit dem eigentlichen Kirchenbau begonnen werden konnte. Bald aber stockte die Arbeit für längere Zeit. Über die Hintergründe, die dazu führten, erfahren wir folgendes: „Ein Pater, der sich allgemeiner Wertschätzung und Beliebtheit des Volkes erfreute, wurde von seinen Obern von Offenburg verworfen. Erst als nach zwei Jahren die Obern den betreffenden Pater wieder nach Offenburg beriefen, wurde die Bauarbeit alsbald aufgenommen“<sup>12</sup>. Vermutlich handelte es sich um Pater Karl Bildstein, der tatsächlich zweimal nach

Offenburg berufen wurde. Dieser Vorgang stellte sicherlich den ersten Baustreik in der Geschichte unserer Stadt dar, den hier Pater Romuald schriftlich überliefert hat.

Nach dieser langen Unterbrechung gingen die Offenburger Handwerker mit großem Eifer ans Werk. Allen Schwierigkeiten und Kriegsnöten zum Trotz vollendeten sie das Kloster, so daß die Kapuziner am 4. Juli 1645 in ihr neues Heim einziehen konnten. Das gute Gelingen ihres Werkes schrieben die Patres der Hilfe und Fürbitte des Hl. Franz von Assisi zu. Mit dem Einzug ins neue Gebäude trat auch im Alltag der Kapuziner eine erfreuliche Wende ein. Nun konnten sie getreu ihrer strengen Vorschriften bei Tag und Nacht das Chorgebet abhalten, was die Bürger mit einem Überfluß an Almosen belohnten. Denn früher, als sie noch in Privatwohnungen untergebracht und in der Ausübung ihrer Gebete eingeschränkt waren, litten sie durch das Fehlen besagter Almosen zeitweise bittere Not.

Am 12. Mai 1647 konsekrierte der Weihbischof von Straßburg Gabriel Haug die Kirche und weihte sie feierlich dem Apostel Mathias. Auf Ratsbeschluß übernahm der Spitalfond die Bezahlung des Essens<sup>13</sup>. Pater Romuald berichtet dazu<sup>14</sup>:

„Als Guardian amte Pater Karl, der so viele Verdienste um den Bau des Klosters sich erworben hatte. Als eigentlicher Gründer des Klosters gilt Eucharius Harst. Als Anerkennung für seine Verdienste um den Klosterbau gewährte Pater Ordensgeneral dem Stifter die Gunst, im Ordenshabit und in jeder ihm beliebigen Kapuzinerkirche bestattet zu werden. Zu den edlen Wohltätern des Klosters seien mit Dank noch genannt: Kaiser Ferdinand III. von Österreich, Oberst von Schauenburg, Baron von Neveu und die guten Mönche des Benediktinerklosters zu Gengenbach“.

In den ersten 30 Gründungs- und Aufbaujahren amtierten folgende Klosterobern<sup>15</sup>: P. Damasus Sidler, P. Christian Rank, P. Fulgentius Müller, P. Josef Egloff, P. Karl Bildstein, P. Diethelm Welz, P. Anton von Roggenbach, P. Aemilian, P. Serenus Wittendorfer, P. Ambrosius Rein, P. Heinrich Hettinger, P. Generosus von Mersen, P. Plazidus, P. Johann Damaszen Rau (Raw), P. Johann Bonaventura Letter.

### *Die Tätigkeit der Kapuziner in Offenburg*

Wie schon eingangs erwähnt, stand im Mittelpunkt der Arbeit der Kapuziner die Seelsorge<sup>16</sup>. Dies ist auch in Offenburg zu beobachten, wo die Mönche in Krieg und Frieden der Bevölkerung ihre wohltätige Hilfe zukommen ließen. Diese seelsorgerische Tätigkeit erstreckte sich auf verschiedene Gebiete. So gelang es ihnen in kurzer Zeit, die Menschen der Stadt wieder zum regelmäßigen Empfang der Sakramente zu bewegen. Auch führten sie die Fastentage, die kaum noch eingehalten wurden, wieder ein. Nach einem Eintrag im Ratsprotokoll vom 6. Mai 1639 versahen sie abwechselnd mit einem Weltpriester das Amt des Stadtpfarrpredigers. Die Überlieferung berichtet, daß sie für diese Bemühungen wöchentlich einen Gulden für den Kauf von Fleisch erhielten<sup>17</sup>.

Die Kapuziner galten beim Volk als treue Helfer der Armen, Bedrängten und Kranken, die mit den Betroffenen Freud und Leid teilten. Hatte ein Bürger Unglück im Stall, dann rief er einen Kapuziner, der die Räume aussegnete. 1754 wütete in Weier eine große Viehseuche, bei der die Mönche manchem Geschädigten halfen, worauf sie von der Gemeinde zum Dank Lebensmittel erhielten. Vor allem in den verschiedenen Kriegswirren und -unruhen zeigten sich die Kapuziner als Helfer in der Not. Dafür gibt es gerade in Offenburg typische Beispiele. Im Dreißigjährigen Krieg hatte die Stadt durch wiederholte Belagerungen viel zu leiden. Obwohl die Kapuziner selbst von Almosen lebten, teilten sie diese mit den Bedürftigen. Wir können dies vor allem im Jahre 1645 beobachten, in dem umherziehende Truppen die gesamte Ernte vernichtet hatten<sup>18</sup>.



*Der Innenhof des ehemaligen Kapuzinerklosters.*

*Aufn.: Stadtbauamt Offenburg*

Vor allem während der Schreckenstage der Zerstörung Offenburgs durch französische Truppen im September 1689 leisteten die Kapuziner große Hilfe. Der Herzog von Duras war der Leiter der militärischen Operation gegen Offenburg. Die Kapuziner baten ihn, er möge die Stadt nicht verbrennen. Doch er machte auf Bitten des Kapuzinerguardians von Straßburg nur das eine Zugeständnis, das Kapuzinerkloster zu verschonen<sup>19</sup>. Dabei mag auch eine Rolle gespielt haben, daß die Kapuziner Beichtväter des französischen Königs Ludwigs XIV. waren und die französischen Mitbrüder des Ordens wahrscheinlich die Bitten der Offenburger Patres unterstützten. So blieb das Klo-

ster unbeschädigt, während sonst, nach 20 Tagen dauernden Plünderungen, die ganze Stadt in Asche fiel, mit Ausnahme zweier Häuser in der Kesselstraße. Schon während der Plünderung „haben die armen Bürger, nicht wissend, was in der gleichen Exekution zu thun, ganz konsternierter ihr einziges Vertrauen und Zuflucht zu ihren Herren P. P. Kapuziner genommen, all ihr bestes Vermögen dahin salviert (gerettet), welches . . . in fleißigste und sicherste Deposition und Verwahrung genommen“<sup>20</sup>. Durch „fußfällige demütige Bitt“ erwirkten die Kapuziner vom Herzog von Duras ferner die Erlaubnis, daß sich Bürger und Frauen aus der Stadt entfernen durften: „Da haben die Herren P. P. Kapuziner die arme verschmachtetete und in todesängsten geweste Frauen, Töchter und Kinder in großer Anzahl sammt jeniger Besten, was sie tragen können, außer der Stadt und durch die französische ringsum kampierende Armee mit Darsetzung ihrer selbst eigenen Person sicher durchgeführt und in salvum (Sicherheit) gebracht“<sup>21</sup>.

Als das Sengen und Brennen begann, öffneten die Mönche ihr Kloster, um die armen und verzweifelten Bürger, ohne Unterschied, Mann und Weib, reich und arm, gastlich aufzunehmen und längere Zeit mit Speise und Trank zu versehen, „daß sowohl alle Zellen, Kreuzgäng, Garten, ja die Kirche selbst voll der armen Leute viel zeitlang gelegen, . . . neben diesem noch alle Böden, Bühnenzimmer, ja die Kirche selbst mit unzählbaren Früchten beladen, und in Summa mit Wein, Früchten und anderen Mobilien gleichsam als ein Speicher angefüllt“<sup>22</sup>. Nach dieser Katastrophe waren die Kapuziner auch längere Zeit die einzigen Seelsorger in der Stadt und spendeten den Kranken und Bedrängten die Sakramente. Ihre Kirche, die den Stadtbrand überdauert hatte, diente als Pfarrkirche.

Die Chronik berichtet von weiteren Bereichen seelsorgerischer Tätigkeit. So finden wir die Mönche beispielsweise 1675 auf dem Schlachtfeld von Sasbach (dort fiel der Marschall Turenne) im Einsatz, wo sie den Verwundeten und Sterbenden beistanden. Neben der Seelsorge sind bei uns auch andere Tätigkeiten der Kapuziner nachweisbar. Zwei möchten wir erwähnen: Die Wiederherstellung der im Krieg schwer beschädigten Wallfahrtskapelle „Maria Schnee“ (zwischen Offenburg und Zell-Weierbach) und die Vernehmung von Brandschutzaufgaben. Die Vernehmung von Brandschutzaufgaben ist leider nur durch Indizien nachzuweisen, da die Quellenbasis durch den Schwund in früheren Jahrzehnten im Ritterhausmuseum dünn geworden ist. Aus einem Artikel der Offenburger Zeitung vom 10. 12. 1927 können wir entnehmen, daß in den 20er Jahren dort eine Feuerspritze aus dem Kapuzinerkloster zu sehen war. Dies führt uns zum Schluß, daß die Kapuziner auch als Feuerwehrleute gewirkt haben mußten. Es ist auch bekannt, daß in Frankreich die Kapuziner Feuerwehrdienste leisteten. Dort gibt es heute noch ein Sprichwort, womit man etwas Unmögliches bezeichnet, nämlich „vor den Kapuzinern am Brandplatze ankommen zu wollen!“ Wenn wir bedenken, wie nahe Frankreich lag und uns vor Augen führen, daß Offenburg in kirchlicher Beziehung eng mit

Straßburg verbunden war und ein reger Verkehr mit der anderen Seite des Rheins stattfand, so ist es wahrscheinlich, daß sich die Offenburger Kapuziner genau wie ihre französischen Mitbrüder dem „Pompierhandwerk“ widmeten<sup>23</sup>.

Das Verhältnis der Stadt Offenburg zu den Kapuzinern war — zusammenfassend gesagt — das einer Wohltäterin und Gönnerin. Es verging kein Jahr, ohne daß die Stadt ihre Kapuziner nicht reichlich mit Brenn- und Nutzholz, Frucht, Wein und Salz und noch manch anderem zum Leben Notwendigen beschenkte.

### *Die Auflösung des Klosters*

Die Säkularisation brachte das Ende des Offenburger Kapuzinerklosters<sup>25</sup>. Am 23. September 1802 erfolgte die provisorische Besitzergreifung der freien Reichsstadt Offenburg durch den Markgrafen von Baden. Das Patent wurde am Rathaus, den drei Stadttoren, der Pfarrkirche, am Minoriten- und Kapuzinerkloster sowie am Andreas-Hospital angeschlagen. Im Jahre 1805 schloß die neue Regierung die noch übrigen Kapuzinerklöster im badischen Gebiet zu einem eigenen Verband zusammen. Es handelte sich um die sechs Klöster Mannheim, Bruchsal, Waghäusel, Baden-Baden, Oberkirch und Offenburg. Sie wurden nach und nach aufgelöst, als vorletztes 1807 das Haus in Baden-Baden. Ein Teil der dortigen Patres zog in das Offenburger Kloster um<sup>26</sup>.

Nun suchten die Verantwortlichen nach einer neuen Verwendung für das alte Klostergebäude. Schon 1808 trug sich die Regierung mit dem Gedanken, das von der Markgräfin Maria Viktoria gegründete weibliche Erziehungsinstitut von Ottersweier nach Offenburg und zwar in das Kapuzinerkloster zu verlegen. Der Plan gelangte jedoch nicht zur Ausführung, da das Haus dafür nicht geeignet erschien. Dafür setzte sich ein Gegenvorschlag durch. Das Ottersweierer Erziehungsinstitut sollte im besser geeigneten ehemaligen Offenburger Franziskanerkloster in der Langestraße untergebracht und dafür das Gymnasium von diesem ins Kapuzinerkloster verlegt werden. Jetzt mußten auch die Offenburger Kapuziner weichen. Im Sommer 1820 entschied dann das Großherzogliche Ministerium des Innern die Auflösung des Klosters und die Aufnahme des Personals in das St.-Andreas-Hospital<sup>27</sup>.

Die weitere Verwendung des nun leerstehenden Gebäudes beschäftigten am 14. Juli 1820 auch den Stadtrat und die Oberpflegschaft des St.-Andreas-Hospitals. Man behandelte gemeinsam die Angelegenheit wegen „Übersetzung des Fraueninstituts zu Ottersweier nach Offenburg, und die desfalls noch in Frage liegende Fürsorge für die in dem hiesigen Kapucinerkloster noch befindlichen zwey Patres, zwey Brüder, und für das übrige Dienstpersonal in DelibARATION genommen . . .“ Das Ergebnis dürfte mit der Verfügung des Direktoriums des Kinzigkreises vom 2. August 1820 identisch gewesen sein:



1. Die zwei Kapuzinerpriester und der alte Bruder haben sich unverweilt in das Spital dahier zu verfügen.
2. Der jüngere Bruder (es war der Bruder Cajetan Griebing) ist nach Oberkirch abzusenden und das Reisegeld für ihn festzustellen.
3. Die Hausknechte sind zu entlassen und mit einem Jahreslohn abzufertigen.

Die Stadt verpachtete den Klostergarten und überließ die Kirchengерäte und Wertgegenstände sowie Teile der Bibliothek dem Gymnasium; darunter befanden sich 4 Kelche, 1 Monstranz, 1 Speisekelch, 1 Ölgefäß, 90 Meßgewänder, 45 Alben, 2 große Ölgemälde<sup>29</sup>. Der Erlös der „Naturalien, Viktualien und Mobilien“ wurde auf 4103 Gulden geschätzt. Das Kloster selbst, das im alten Kapuzinerstil erbaut ist und mit der Kirche ein sogenanntes Quadrum bildet, war in der Brandversicherungskasse zu 18 000 Gulden angeschlagen. Um seiner neuen Bestimmung gerecht zu werden, bedurfte es eines Umbaus.

### *Klosterumbau*<sup>29</sup>

Bereits am 3. November 1816 verfaßten und unterzeichneten die hiesigen Baumeister Josef Haker und Alois Meisburger einen „Überschlag über die Veränderungen des Kapuzinerklosters, um das darin kommende Kümmaßium nebst Quartier deren Herren Professoren zu Offenburg“ mit einem Gesamtwert von 5305,18 Gulden, das aber in der vorgeschlagenen Art nicht angenommen wurde<sup>30</sup>. Knapp vier Jahre später, am 16. August 1820, beschloß der Stadtrat<sup>31</sup>, die „hiesigen bürgerlichen Bau- und Werkmeister Josef Haker, Alois Meisburger und Martin Späth in Kenntnis zu setzen, daß die Umänderung des Kapuzinerklosters zum Gymnasium vor sich gehen, und die Arbeit an den wenigstnehmenden im Abschlag versteigert werden solle.“

Die Baumeister erhielten die vom Landbaumeister Voß angefertigten Risse und die Kostenvoranschläge zur Einsicht. Der Bürgerausschuß prüfte die Angebote der Bewerber. Nach mehrmonatigem gegenseitigem Unterbieten erhielt Josef Haker die Arbeit zum Preis von 7 750 Gulden. In der Folgezeit bemängelte Voß in mehreren Berichten an das Großherzogliche Oberamt scharf die Unzulänglichkeiten des „Antrepreneurs Maurermeister Haker“ bei der Ausführung der Arbeit („fehlerhafter Bau“). Die Klagen häuften sich, so daß schließlich der Kreisbaumeister vom Großherzoglichen Directorium des Kinzigkreises den Auftrag erhielt, die Baustelle zu besuchen. Der daraufhin verfaßte Bericht veranlaßte dann die Kinzig-Kreis-Direction, härter durchzugreifen. Durch einen Erlaß vom 20. Februar 1821 des Ministeriums des Innern wurde dem Stadtrat mit Nachdruck auferlegt, die Arbeiten sachverständig zu beaufsichtigen und die sich wiederholenden Mängel zu beheben. Dies scheint in der Folgezeit der Fall gewesen zu sein, denn am 19. Januar 1822 erfolgte die Übergabe des Baus.

Der Umbau brachte einige größere Veränderungen mit sich. Fenster und Türen entstanden neu. Auch Wohnungen für Lehrer wurden eingebaut. Die „Emporbühne in der Kirche mit allen Erfordernissen“, die die Orgel tragen sollte, kostete 280 Gulden. Das Geld für den Umbau wurde z. T. durch eine Anleihe aus dem Gymnasiums-fond bestritten (etwa 1 800 Gulden)<sup>32</sup>.

Das Kinzig-Kreis-Directorium gab am 5. Januar 1822 seine Genehmigung zum Orgelbau. Der Offenburger Maler und Vergolder Xaver Sekler bot sich an, die Orgel und Kanzel in der Gymnasiumskirche herzustellen: das Laubwerk in Glanz- und Mattgold, das übrige Holzwerk der Orgel in Firnis-anstrich, das Holzwerk der Kanzel im „Carrarischen Marmor“ zu polieren. Das alles sollte 180 Gulden kosten, wie am 31. Juli 1823 der Gymnasiums-vorstand Schäffer berichtete.

Mitte November 1821 forderte das Großherzogliche Oberamt den Stadtrat auf, die Herstellung einer Kanzel und einer neuen Orgel in der Klosterkirche zu beschleunigen. Auf Vorschlag von Oberlehrer Gerstner vergab der Stadtrat den Auftrag an Mathias Martin, Orgelbauer in Waldkirch, der sich durch eine „Disposition“ verpflichtete, die neue Orgel „mit 12 klingenden Registern und einem schwebenden Tremulant bis im August 1822 gut und dauerhaft herzustellen“, um den Preis von 1 100 Gulden, „nebst zwey louisd'or Douceur“.

Der Bau der Kanzel und der Orgel waren eine Bedingung, die das Gymnasium an seinen Umzug geknüpft hatte. Anderenfalls hätte man die eigene, in der „Institutionskirche“ eingebaute Orgel ausbauen und in die Kapuzinerkirche versetzen müssen. Die Unterlagen zum Umbau erwähnen ein Ökonomiegebäude mit Holzschuppen im Hof und eine Gefängniszelle („Karzer“). Ebenso erfahren wir, daß die Stadt auf ihre Kosten eine neue Glocke samt Strick anschaffte und daß die Tür im Haupteingang zur Kirche neu in Eiche angefertigt wurde. Im April 1822 zog das Gymnasium in das Klostergebäude ein. Die Kirche diente als Gotteshaus für die Schule. 1847 erhielt die junge evangelische Gemeinde bis zur Erbauung ihrer eigenen Kirche (1857/60) das Mitbenutzungsrecht. Ab 1873 gestattete der Oberschulrat der 1870 entstandenen Altkatholischen Gemeinde, ihren Gottesdienst in der Kirche abzuhalten.

Kapuzinerkloster und -kirche wurden 1982—1984 innen und außen renoviert. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 3 695 000,— DM. Die Restaurierung wurde von Stadt und Denkmalamt damit begründet, daß die Klosteranlage der einzige Gebäudekomplex ist, der den Großbrand von 1689 überstanden hat und die Klosterkirche als älteste Kirche Offenburgs gilt. Einige konstruktive Teile, wie z. B. die Dachstühle, Decken und Außenmauern, stammen noch aus dem 17. Jahrhundert. Zu der kunstgeschichtlich wertvollen Ausstattung der ehemaligen Klosterkirche zählen die späteren Altäre, die Kanzel und die wieder hinter-spielig aufgebaute Orgel. Die Kirche dient heute wieder der altkatholischen Kirchengemeinde als Gotteshaus. Das Kloster selbst ist Teil des Grimmelshau-

sen-Gymnasiums. Die gelungene Restaurierung bedeutet für die Stadt Offenburg ein wichtiges Bekenntnis zur eigenen Vergangenheit und Geschichte.

*Anmerkungen:*

- 1 Kapuziner, in: LThK 5. Bd. Freiburg 1960, Sp. 1332—1339. — M. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der kath. Kirche, 1. Band. Paderborn 1933, S. 727.
- 2 Heimbucher a.a.O. S. 730/731. R. Klotz, Das Kapuzinerkloster in Offenburg, in: Die Klöster der Ortenau (Hrsg. W. Müller). Ortenau 58/78, S. 507—511.
- 3 Romuald, P. *Historia Provinciae anterioris Austriae fratrum minorum capucinatorum*, Kempten 1747, S. 149. Pater F. Romuald veröffentlichte 1747 als Ordensvorsteher der Kapuziner in Stockach seine „Geschichte der Vorderösterreichischen Provinz der minderen Brüder der Kapuziner“ in lateinischer Sprache. Dieses Werk wurde grundlegend für alle danach erschienenen Arbeiten zu diesem Thema. Auch die Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Kapuzinerprovinz aus der „*Helvetia Franciscana*“ stützen sich weitgehend auf Pater Romuald und sein Werk. Neben den Stadtratsprotokollen gehört diese Niederschrift zu den wenigen Quellen, die brauchbare Auskunft über die Entstehung des Offenburger Kapuzinerklosters geben.
- 4 *Helvetia Franciscana*. Studien und Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Kapuzinerprovinz, 12. Band, 9. Heft. 1977, S. 279.
- 5 *Helvetia Franciscana* a.a.O. S. 280, Freiburger Diözesanarchiv (FDA) 4/1869, S. 141.
- 6 Zu diesem ganzen Abschnitt: H. Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811. Überlingen 1980, S. 212—214, O. Kähni, Offenburg und die Ortenau. Offenburg 1976, S. 145.
- 7 Stadtarchiv Offenburg (STAO), Bestand 10. Die Ratsprotokolle sind ab dem Jahre 1585 vorhanden.
- 8 *Helvetia Franciscana* a.a.O. S. 280.
- 9 Katholisches Stadtpfarramt Hl. Kreuz: 540 Jahre Heilig Kreuz Kirche zu Offenburg. Offenburg 1955, S. 19.
- 10 Kontraktenprotokoll vom 14. 7. 1640, STAO, Bestand 10.
- 11 P. Kunibert, Geschichtliche Abhandlung über die Kapuziner in Offenburg, in: Offenburger Zeitung Nr. 283 vom 10. 12. 1927.
- 12 *Helvetia Franciscana* a.a.O. S. 280.
- 13 Ratsprotokoll vom 17. 5. 1677, STAO, Bestand 10.
- 14 Romuald, a.a.O. S. 150.
- 15 *Helvetia Franciscana* a.a.O. S. 283ff.
- 16 Heimbucher a.a.O. S. 737.
- 17 Kunibert a.a.O.
- 18 Kunibert a.a.O.
- 19 Kunibert a.a.O.
- 20 Ratsprotokoll vom 14. 5. 1697 STAO, Bestand 10.
- 21 ebenda
- 22 ebenda
- 23 Kunibert a.a.O.
- 24 L. Gall, Gründung und politische Entwicklung des Großherzogtums bis 1848, in: J. Becker, u. a., *Badische Geschichte*. Stuttgart 1979, S. 15.
- 25 M. Friedmann, Offenburg und die badische Revolution von 1848/49. Begleitheft zur Ausstellung des Stadtarchivs. Offenburg 1980, S. 7.
- 26 Kunibert a.a.O.
- 27 STAO, Akten des St.-Andreas-Hospitals 2/737.
- 28 STAO, Akten des St.-Andreas-Hospitals 2/739; vgl. dazu auch O. Kähni, Die Auflösung des Offenburger Kapuzinerklosters, in: *Die Ortenau* 27/1940, S. 193ff. H. Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811. Überlingen 1980, S. 212—214.
- 29 Kunibert a.a.O. E. Batzer, Alte Bibliotheken in Offenburg in: *D'r Alt Offeburger*, Nr. 1281 vom 9. 2. 1924.
- 30 STAO, Akten alter Aktenplan 5/9647 und Akten des St.-Andreas-Hospitals 2/739.
- 31 Ratsprotokoll vom 16. 8. 1820, Beschlusziffer 343, STAO, Bestand 10.
- 32 STAO, Akten alter Aktenplan 5/9647.

## Streit zwischen Ettenheimer Bürgern und Schuttertärer Bauern (1737—1742)

um Grenzverlauf und Waldnutzungsrechte im Ettenheimer Genossenschaftswald<sup>1</sup>

*Gerhard Finkbeiner*

Parallel zu der Besiedelung der Schwarzwaldtäler und der allmählich fortschreitenden Rodungstätigkeit bildeten sich sogenannte Grenzsäume heraus. Öd-, Sumpf- und Waldland, Höhenrücken und -züge, Wasserscheiden, Bach- und Flußläufe dienten der natürlichen Begrenzung<sup>2</sup>. Als man sich durch Rodung oder Nutzung des trennenden Waldes von beiden Seiten näher rückte, war man schließlich zur Festlegung linearer Grenzlinien gezwungen.

Restliche Grenzwaldungen spielten jedoch auch in den späteren Jahrhunderten noch eine bedeutsame Rolle. Da und dort standen sie den beiden Grenz-nachbarn gemeinsam zu und führten im Laufe der Zeit oft zu endlosen Grenzstreitigkeiten und unerfreulichen Auseinandersetzungen um Waldnutzungsrechte.

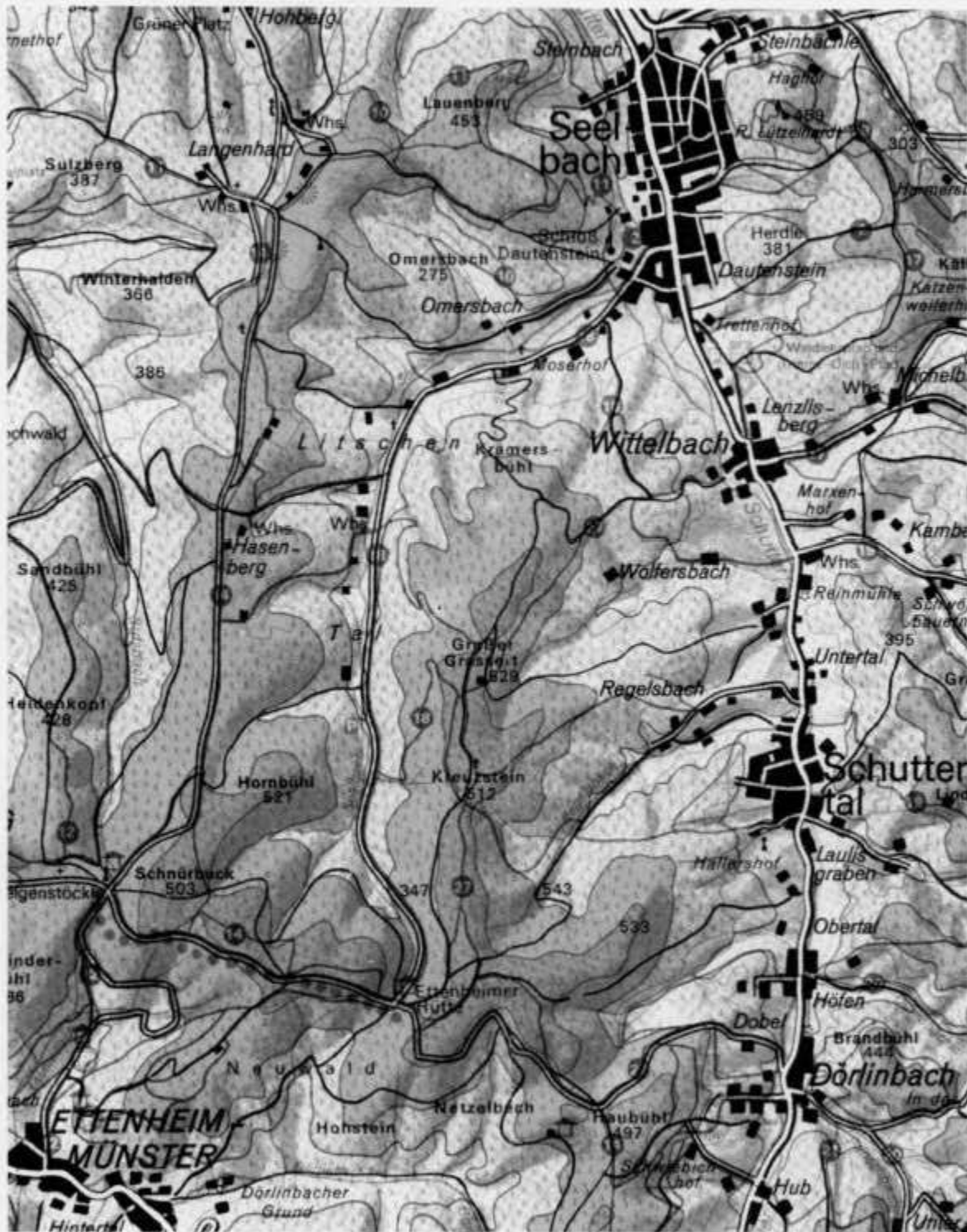
Eine solche Grenzwaldung ist möglicherweise jener Teil des heutigen Ettenheimer Waldes, der von der Höhe des Kreuzsteins<sup>3</sup> - entgegen aller natürlicher Grenzverläufe - keilartig in die Schuttertärer Gemarkung greifend in den hinteren Regelsbach hinunterzieht. Begrenzt<sup>4</sup> wird dieses ca. 148 Hektar große Stück Ettenheimer Wald, der bis zur Teilung im Jahre 1807 zum Ettenheimer Genossenschaftswald<sup>5</sup> gehörte, im Nord-Westen vom ehemaligen Schuttertärer Allmendwald, seit der Aufteilung im Jahre 1773 Privatwaldung Schuttertärer Bauern<sup>6</sup>, im Nord-Osten vom Schuttertärer Genossenschaftswald<sup>7</sup> und im Süd-Osten ebenfalls von Schuttertärer Privatwaldungen.

Von Ettenheim weit entlegen, steil und wegmäßig kaum erschlossen war der Ettenheimer Genossenschaftswald im Regelsbach von der Stadt Ettenheim als Obergenosse<sup>8</sup> schlecht zu beaufsichtigen und zu bewirtschaften. Dies, will man den vielen Beschwerden des Ettenheimer Rats an das Hochgräfliche von der Leyen Oberamt zu Hohengeroldseck in Seelbach Glauben schenken, besorgten dagegen jahrzehntelang, ja jahrhundertlang gründlich die Schuttertärer Bauern<sup>9</sup>.

Von den Ettenheimern mit Gewalt eingefangen, gepfändet, als Waldfrevler angeklagt, bestraft und eingetürmt, rechtfertigten sich die Bauern aus Schuttertäl mit jener im Tal seit Generationen überlieferten Erzählung, daß der umstrittene Wald einst Teil der Schuttertärer Allmend bzw. ihrer Gemarkung gewesen sei. Nur Lug und Trug der Ettenheimer habe sie um Eigentum und Nutzungsrechte an dem strittigen Wald gebracht. Als Beweis für ihre Behauptung

tung erzählten die Bauern jene vom Volksmund heute noch tradierte „Sage vom Kreuzstein“<sup>10</sup>.

Enthalten ist diese Sage und die Schuttertaler Rechtsauffassung in einem Bericht des v.d. Leyenschen Rentmeisters Johann Georg Schmelzer vom



Das Schuttertal zwischen Seelbach und Dörflinbach.

7. Dezember 1741 an seinen Landesherrn Friedrich Ferdinand, Reichsgraf von und zu der Leyen und Hohengeroldseck (1709-1760). Er schrieb:

„ . . . nun ist diese Holzentwendung aus dem Genossenwald nichts Neues, sondern von vielen säculis hergebracht und verübt worden. Und zwar prä tendieren die Schuttertäler, daß ein großer Distrikt von diesem Genossenwald seit unfürdenklichen Zeiten de generatione ad generationem zu ihrer Allmend gehöret und fabulieren, daß durch einen falschen Eidspruch allermaßen ein gewisser Zeuge sich hervorgetan und - in favorem der Ettenheimer - einen falschen Eid geschworen hätte, nachdem er in seinen Schuhen Ettenheimer Grund, einen Löffel, so man für diesen Schöpfer genannt, unter seinen Hut getan, und also geschworen, daß er auf dem Ettenheimer Genossenschaftsgrund und -boden stehe, so wahr der Schöpfer über ihm sei und ihm helfe.

Hierbei wäre zu bemerken, daß der Zeuge den Grund und Boden in den Schuhen und den unter dem Hut verborgenen Schöpfer verstanden haben wolle. Auf welchen gottlosen Eid hin die Schuttertäler eines ziemlichen Walldistrikts verlustig worden wären.

Bezüglich der Pfändung aber behaupten die Schuttertäler, daß in dem Ettenheimer Waldbuch geschrieben stünde ungefähr dieser Spruch:

Wann ich haue, so rüste ich.  
Wann ich lade, so warte ich.  
Wann ich fahre, so fliehe ich,  
und wann niemand nachkommt, so ist es mein.

Wenn die Schuttertäler mit der Ladung nur den geroldseckischen Boden erreicht und der Bannwart sein Waldbeil von dem Ettenheimer Grund und Boden nicht darin werfen und hauen konnte, daß es in dem Holz stecken bliebe, so hätte man ferner keinen Anspruch zu machen, so viel es das Tannenholz betrifft. Entfremdet einer aber Eichenholz, so könne der Bannwart solches bis in des Bauern Hof verfolgen. Und da einer im Wald auf der Tat ergriffen, so wäre eine gewisse Strafe, welche die Ettenheimer aber seit wenigen Jahren überschreiten täten.

In diesem verstehet nun der Schuttertäler - mit Ausschluß der Kambacher und Michelbronner - ihre vermeintliche Gerechtigkeit in dem Ettenheimer Genossenwald.“

Wie für die bäuerliche Landbevölkerung jahrhundertlang charakteristisch, gründete sich auch das Rechtsbewußtsein der Schuttertäler Bauern wesentlich auf informelle, nicht schriftlich fixierte Normen, die sich in der Tradition herausgebildet hatten und nun als eine Art Gewohnheitsrecht für sie Gültigkeit besaß. Die Schuttertäler Bauern hatten offensichtlich einen unerschütterlichen Glauben an die Rechtskraft der Tradition und an die landesherrliche Regierung, die ihnen Recht und Gerechtigkeit zu verschaffen hatte.

Was hatte sich nun zugetragen, daß sich der Rentmeister Johann Georg Schmelzer genötigt sah, an seine Regierung „untertänigsten Bericht“ zu erstatten? Am 9. Oktober 1737 baten Schultheiß, Bürgermeister und Rat der Stadt Ettenheim den hohengeroldseckischen Rentmeister um Amtshilfe. Nach Feststellung<sup>11</sup> der Stadt Ettenheim

„hatten Christian Fehrenbacher, Joseph Fahrländer und sein Tochtermann, wie auch Jakob Broßemer, Antoni Himmelpach, der Jäger, und sein Knecht sich freventlicher Weise unterstanden, im Genossenwald einen unerlaubten Einfall zu tun und darin nicht allein verschiedene Buchen abgehauen, sondern auch solche nächtlicherweil aus dem Wald geführt und waren darüber betreten worden.“

Nach wiederholten „dienstnachbarlichen Gesuchen“ nahm Oberamtmann von Solaty am 13. Dezember 1737 Stellung. Unmißverständlich brachte er zum Ausdruck, daß Antoni Himmelspach, Herrschaftlicher Jäger, fälschlicherweise als Waldfrevler denunziert werde und sich eine hinlängliche Satisfaktion vorbehalte.

Dagegen Hofbauer Jakob Fehrenbach durch Fällung einer Buche im Ettenheimischen Genossenwald sich frevelbar vergangen habe. Bei deren gewillten Abführung sei er von dem Stadt Ettenheimischen Bannwart und den Forstknechten überfallen und auf eine solch halbmörderische Art mit Schlägen übelgefährlich und verletzlich an Leib und Füßen traktiert worden, daß er mehrere Tage geronnenes Blut ausgespieen und gegen einen ganzen Monat lang zu seiner Gesundheitserholung unerdienstlich und versäumlich aller Arbeit habe zubringen müssen.

Auch Joseph Fahrländer und dessen Tochtermann stellten nicht in Abred, eine geringe Spänenbuch im Ettenheimischen Genossenwald abgehauen zu haben. Nachdem derselbe vor vielen Jahren 1 Gulden 4 Kreuzer „Staabs-Botten-Gebühr“ an die Stadt Ettenheim zu fordern gehabt, auch solche von vorherigen Amtsbürgermeistern vielfältig erfordert, niemalen aber zur Zahlung gelangt, auch gewesten Amtsbürgermeister ihm noch letztlich selbst gesagt, daß in Ermangelung und längerem Vorenthalt solch bekanntliche Staabs-Botten-Gebühr er durch Abfällung einer Buche sich selbst endlich müsse bezahlt werden.

Jakob Broßemer vor ungefähr zwei Jahren wegen begangenen geringen Forstfrevels im Ettenheimer Genossenwald vor den Rat bestellt, mit 10 Kreuzer sträflich angesehen, auch noch darüberhin scharf betürmt worden sei.

Angesichts solcher Ettenheimer-Rats-Justiz wäre man, so von Solaty, in seinem Antwortschreiben, wenig geneigt, die erbetene Amtshilfe zu leisten.

Am 2. Oktober 1740 führte der „Ehrsame Rat zu Ettenheim“ beim Hohengoldseckischen Oberamt in Seelbach erneut Klage,

„Nachdem Christian Ruf, Bürger aus dem Schuttertal, in allhiesigem gemeinen Genossenwald dem angelegten Verbot zuwider eine Buch freventlicherweis abgehauen, auch Joseph Müller und Consorten daselbsten vorhin schon vier Buchen, Anton Himmelspach und Consorten eine Buch, der alte Schindelholz und Consorten zwei Tannen, Anton Burger und Consorten eine Buch, sodann Jakob Schneider eine Tanne abgehauen und auf das Übertreten des Verbots 10 Gulden Straf zu bezahlen sind, die Frevler auf unser nachbarliches Ansuchen sich jedoch weder gestellt noch bezahlt haben, so ist man von Seiten hiesiger Obergensenschaft zur Abwendung künftiger Schäden bemüßiget worden, die heilsame Verordnung dahin ergehen zu lassen, die Frevelanten auf Betreten in hiesigem Territorio wirklich zu arrestieren, denselben auch von ihrem Vieh, so viel zu oppignorieren als zur Bezahlung der verwirkten Straf hinlänglich sein möchte.

Christian Ruf ist auch der erste gewesen, welchem man in hiesigem Territorio betreten und dem man zwei Stier nebst einem Pferd in Beschlag genommen, um daraus nicht allein die seinige, sondern auch die seiner Mitconsorten verwirkten Strafen zu bezahlen.“

Gegen solch landfriedbrüchiges Verhalten des Ettenheimer Oberamtmanns Michael von Elvert, des Schultheißen und Stadtrats erhob nun von Solaty bei der „Hochfürstlich Bischöflichen Straßburgischen Regierung zu Zabern“ am 9. März 1741 Einspruch. Er führte an, daß die betreffenden Amtsleute und der Stadtrat

„ . . . sich von selbstern ermächtigen und erblöden, nicht nur die Schweine, das Rindzugvieh und die Pferde der Forstfrevler, sondern auch sogar das der Unschuldigen abzutreiben, zu pfänden und zu veräußern . . .“



*Der sagenumwobene „Kreuzstein“ auf dem Höhenrücken zwischen dem oberen Litschental und dem Regelsbach.*

*Auf der glatten Oberfläche des gewachsenen Buntsandsteinfelsblocks ist ein Kreuz zu sehen, das dem Stein den Namen gegeben haben dürfte. Beiderseits eines die Grenze andeutenden Längsstrichs sind je eine Hand mit ausgestreckten Fingern und ein Wappen eingehauen. Bei den Händen handelt es sich um schwörende Hände, die für jeden Angrenzer symbolisch den richtigen Grenzverlauf beider.*

*Das Wappen mit dem Schrägbalken steht für die Markgenossenschaft Ettenheim, die zum Fürstbistum Straßburg gehörte. Auf Schuttertälere Seite erscheint das mit einem Querbalken versehene Wappen der Herrschaft Hohengeroldseck.*





### *Eid- oder Schwursteine*

*Die nebenstehenden Felsblöcke mit den schwörenden Händen liegen noch heute an ihrem ursprünglichen Standort entlang der Gemarkungsgrenze Schuttertal-Ettenheim im Bereich Regelsbach-Genossenschaftswald-Girifuß-Kapf Runzenbach.*

*Die archaisch anmutende Wiedergabe von Rechtssymbolen, die primitive Bearbeitungsweise alter Rechtswahrzeichen auf den Findlingen lassen auf ein hohes Alter, möglicherweise schon auf das 13., 14. Jahrhundert schließen.*

*Die Eid- oder Schwursteine sind immer noch gültige Grenzsteinmarken und zählen zu den ältesten Grenzsteinen unserer Heimat. Als siedlungs- und rechtsgeschichtlich äußerst interessante Kleindenkmale sind sie unverzichtbarer Bestandteil unserer Kulturlandschaft und stehen als solche unter Denkmalschutz.*

Die Bischöflich Straßburgische Regierung verteidigte das Vorgehen des Ettenheimer Magistrats, zeigte sich versöhnlich, lehnte jedoch eine von Oberamtmann von Solaty erwünschte Konferenz zur Beilegung der Streitigkeiten als „zu kostbar“ ab.

Die Feindseligkeiten zwischen den Ettenheimern und Schuttertälern eskalieren und erreichten schließlich im Herbst 1741 einen schrecklichen Höhepunkt. Laut Anzeigen-Protokoll der Hohengeroldseckischen Oberamts-Kanzlei vom 6. Oktober 1741 machte Joseph Müller vormittags gegen 10 Uhr die Anzeige, daß gegen 5 Uhr sein mit- und gemeinschaftlicher Bauer Hans-Georg Matt mit einem ganzen Wagen und mit diesem Hans-Michel Rink mit einem mit Reiß- und Brennholz halb beladenen Wagen, welches Holz dieselben in ihren eigenen Waldungen zur Abfeuerung eines Wild- oder Reutfelds aufgenommen . . . bis auf die Höhe des sogenannten „Girifuß“ abgeführt. Da der Weg bis gegen ihr Reutfeld allzu jäh bergabwärts gehe, hätte Hans Michael Rink eine Tanne in der Dicke eines Leiterbaumes im Ettenheimer Genossenwald am Stichweg abgehauen, um solche dem Wagen anzuhängen. Bevor aber solcher Schlepp dem Wagen angehängt war und Georg Matt einen anderen dergleichen Schlepp im Abhauen begriffen gewesen . . ., wären sie vom Ettenheimer Bürgermeister, drei Bannwarten und noch anderen neun mit Feuergewehr bewehrten Männern überfallen, ergriffen, Michel Rink mit eigenen Ketten, Georg Matt aber mit Seilern, welche besagte Ettenheimer selbst bei sich gehabt, beiderseits die Hände auf den Rücken gebunden, also gefänglichen wie Erzmaleficanten tractiert worden. Über welches hin und mittlerweile einige von den Ettenheimern Michel Rink und Hans-Georg Matt gefesselt und gebunden, hätten die übrigen von dem ganzen und halben Wagen das Vorzugvieh, welches in 6 Ochsen und einem Pferd bestanden, ausgespannen, pfändlich zuhanden genommen und dem Köcherhof<sup>12</sup> zu, versus Ettenheim abgetrieben.

Inzwischen hätte Joseph Rink, des Rinken Sohn, welcher den Ettenheimern entflohen, die benachbarten Schuttertäler Christian Fehrenbacher, Antoni Griebbaum, Landelin Griebbaum, Joseph Winterer, Franz Herr um Hilfe begerufen. Da nun solche Gehilfen ihr möglichstes getan, den Ettenheimern das pfändlich abgeführte Vieh nächst bei dem Köcherhof, Gotteshaus Ettenheimmünsterischen Jurisdiction, wiederum abzunehmen, hätten die Ettenheimer sie mit Schießen und Waldäxten diese zuhulfe berufenen Schuttertäler also gewalttätig und auf eine solch mörderische Art abgetrieben, daß Joseph Rink einen todesgefährlichen Schuß im Leib, Christian Fehrenbacher und Antoni Griebbaum aber beide mit den Waldäxten auf die Köpfe also erbärmlich tractiert, daß nach langwieriger Darniederlage man sie für halb oder ganz tot gehalten, Christian Fehrenbacher und Antoni Griebbaum aber, nachdem sie sich endlich wiederum in etwas erholt, höchst verwundet sich nach Hause begeben.

Joseph Rink, der Geschossene, befände sich aber noch auf dem Köcherhof in äußerster Todesgefahr. In Beglaubigung dessen hätte man den Ettenheimmünsterischen Pfarrer und den dasigen Chirurg eilends dahin berufen. Da an dem Aufkommen der so übel, hart und gefährlich verletzten Schuttertälere Untertanen Joseph Rink, Christian Fehrenbacher und Antoni Gießbaum gezweifelt wurde, hätte man auf oberamtlichen Befehl veranlaßt, den Medicum zu Ettenheimmünster, zwei Lahrerische und den hiesigen Chirurgus, Frantz Krantz, eilends zu den Patienten berufen, um ihre Verletzungen auf das genaueste zu examinieren und schriftlichen Bericht zu erstatten.

Laut Kanzlei-Protokoll des Gräflichen Oberamts Seelbach verstarb Christian Fehrenbacher am 10. November 1741 an den „von den Ettenheimer mordtätlich empfangenen Wunden“. Christian Fehrenbacher hinterließ eine „äußerst betübte Witwe mit zwei kleinen Kindern“.

Am 4. Dezember 1741 hatten sich Joseph Rink und Anton Gießbaum dank chirurgischer Pflege wieder soweit von ihren Schuß- und Schlagwunden erholt, daß sie in der Lage waren, sich auf dem Oberamt Seelbach zum Verhör einzufinden. Ergänzend zu den Angaben des Joseph Müller vom 6. Oktober berichtete Joseph Rink, daß der Ettenheimer Bürgermeister aus einer Entfernung von ungefähr 20 Schritten voll auf ihn geschossen, er einen zusätzlichen Waldaxtstreich auf die Spitze der Rippen und in den Bauch erhalten hätte und nach einem vollkommenen Schuß in den hohlen Leib durch den Ettenheimischen Kupferschmied, den sie den Uhl genannt, zu Boden gegangen sei.

Nach solch unchristlichem Verfahren hätten ihn die nachkommenden Schuttertälere auf den nahegelegenen Köcherhof getragen und sogleich einen Geistlichen und einen Chirurg von Ettenheimmünster besorgt. Nach reumütig abgelegter Beicht, empfangenem hochwürdigem Gut und letzter Ölung hätte ihn selbigen Tags abends der Köcherhofbauer in einem Bett nach Hause geführt. Seit einigen wenigen Tagen habe er sich wieder zweimal in die Kirche gewagt; dieses sei nun sein dritter Ausgang.

Anton Gießbaum bestätigte im wesentlichen die Aussage des Joseph Rink und beschrieb die näheren Umstände, wie er und die anderen Schuttertälere Bauern von Joseph Rink zuhülfe gerufen worden wären.

Freitags, zu früher Tageszeit, hätten er und sein anstößiger Nachbar in ihren Reut- und Wildfeldern geschorftet (aufhacken) und das Feld zum Feuern vorbereitet, da unvermutet von der Berghöhe, dem sogenannten Girifuß, Joseph Rink ihm zugerufen hätte, sie sollten doch ihm und seinem Vater um Gotteswillen zuhülfe kommen, welchem Zurufen sie sich dann auch eilends nebst noch anderen von den Häusern sie sich gutmütigst gefüget.

Nachdem sie die Ettenheimer erreicht hätten, hätten die drei Ettenheimer Bannwarte mit ihren Waldäxten auf ihn und den kürzlich an seinen Wunden

verstorbenen Christian Fehrenbacher eingeschlagen. Mit fünf tiefen Wunden in das Haupt wäre er zu Boden und in Ohnmacht geschlagen worden, daß er von diesem Zeitlichen nichts mehr gewußt und erst nach langwieriger Erholung in größten Schmerzen und Wehmut auch häufiger Blutvergießung sich hätte endlich wieder nach Hause begeben können. Von vielen anderen empfangenen Seitenrippenstößen und Schlägen wolle er nicht melden, sondern vielmehr dem Allerhöchsten ewig danken, nach solchen an ihm ausgeübten Grausamkeiten am Leben erhalten worden zu sein.

Nach der Bewaffnung geroldseckerseits befragt, sagte Anton Gießbaum aus, daß mit Ausnahme von Christian Fehrenbacher und seines Knechts Landelin Gießbaum niemand ein Gewehr bei sich gehabt hätte, sondern nach den Hilferufen des Joseph Rink sie nur ihre Reut- oder Schorfhauen mitgenommen hätten. Sein Knecht aber, auf den ein Ettenheimer das Gewehr losdrückte, das Pulver auf der Zinnpfanne aber leer abgebrannt, da es nicht geladen war, habe gleich seine Reuthau abseits geworfen, den Ettenheimer ergriffen, ihm die Flinte abgenommen und denselben damit wacker über die Ohren geschlagen. Und gleichwie die Geroldsecker ganz und gar keine anderen Waffen bei sich gehabt, hätten sie sich mit keinen anderen Instrumenten zur Gegenwehr zu stellen vermocht als mit den zunächst zuhanden gelegenen Stecken und Bengeln.

Der von den Ettenheimern überfallene, gefangen genommene und gefesselt abgeführte Hans-Georg Matt gab zu Protokoll, daß er während seiner gefänglichen Abführung verschiedentlich auch hart gestoßen und geschlagen worden wäre. Als sie die dem Köcherhof vorgelegenen Äcker und Felder erreicht hätten, hätten die Ettenheimer Hans-Georg Matt die Stricke und Hans-Michel Rink die Ketten wieder aufgelöst und sie entlassen. Das pfändlich abgenommene Zugvieh aber hätten die Ettenheimer mit größtem Jubel und Frohlocken, auch vielfältigem Schießen unterwegs in signum victoriae nach der Stadt Ettenheim abgeführt. Anstatt aber nach Hause zu gehen, wären sie, Hans-Georg Matt und Hans-Michel Rink, ihrem Vieh bis nach Ettenheim nachgegangen, woselbst sie beide in das Wirtshaus zum Bären gefänglich eingetan. Der Wirt, der zugleich der dasige Schultheiß<sup>13</sup> war, hätte jedem einen Schoppen Wein und für einen Kreuzer Brot gereicht, was sie aber ablehnten zu genießen. Gleichzeitig wären sie Zeuge lästerlicher Wortergießungen geworden.

Der Bürgermeister, welcher die Ettenheimische Mörder- und Räuberbande geführt und commandiert hatte, erstattete dem Wirt und Schultheißen Bericht, wie grausam er und seine Untergebenen mit den Geroldseckern bei dem Köcherhof verfahren. Da der Schultheiß an des Bürgermeisters Rapport einigen Zweifel hatte, schlug der Bürgermeister vor, jemanden auf die Walstatt zu schicken, wo sich zeigen würde, daß ein ziemlicher Erddistrikt mit lauter Geroldsecker-Blut benetzt wäre. Hierauf hätte der Schultheiß dem Bürgermei-

ster erwidert: Allem wohl beschehen - und nur in diesem gefehlt zu sein, daß sie nicht alle Geroldsecker zu Tode geschlagen und umgebracht hätten.

Nach ungefähr einer halben Stunde wären sie von acht bewehrten Männern aus dem Wirtshaus in den Turm auf dem oberen Stadttor gefänglich abgeführt worden. Dort hätten sie von Freitagmorgen bis Dienstagnachmittag eingesperrt. Als Begründung für die scharfe Betümmung hätte man ihnen gesagt, daß der Herr Oberamtmann abwesend sei und sie bis zum nächsten oberamtlichen Verhör nicht entlassen werden könnten. Nach viertägiger Betümmung (Einsperren im Gefängnisturm) wären er, Hans-Georg Matt und Hans-Michel Rink, mit abermals acht bewehrten Männern aus dem Turm auf das Rathaus ab- und dasigem Schultheiß und versammelten Rat vorgeführt worden. Nach kurzem Verhör, in dem sie als Waldfrevler bezeichnet worden wären, sie aber auf die Bagatelle ihres Tuns und auf die Grausamkeit der Ettenheimer hingewiesen hätten, wären sie beide in das Abtrittstüble gefänglich abgeführt worden. Nach einer Viertelstunde wären sie zum zweitenmal vorgeführt und vom Schultheißen wegen Waldfrevels mit 20 Gulden Straf und nach Rücksprache mit dem Oberamtmann mit weiteren 40 Gulden Unkosten belegt worden. Zur Einbringung der ausgesetzten 60 Gulden Straf und Unkosten wäre Hans-Michel Rink freigelassen worden. Zwei Tage später wäre Hans-Michel Rink mit seinem Anteil an Straf und Unkosten zur Auslösung seines Viehs wieder in Ettenheim erschienen. Ihm, Hans-Georg Matt, hätte der Schultheiß den Zahlungstermin auf einige Tage verlängert und nach Beibringung seines Anteils an Strafe und Unkosten sofort ihr pfändlich abgenommenes und während dieser Zeit schier gar destruiertes Vieh übergeben worden.

Bei der Abführung des Viehs hätten alle Joch und Riemen gefehlt und das gerade zu der Zeit, da man mitten in der Anblümung (Aussaart) der Felder begriffen gewesen wäre.

Im übrigen hätte sich der Ettenheimer Schultheiß mit sehr viel Geringschätzung gegen den Oberamtmann von Solaty ausgesprochen. Er werde, so der Schultheiß, das Amtmännlein schon noch laufen machen. Er halte es mit den Schuttertärer Walddieben, welche ihm aus dem Waldraub Stecken und Daugeholz (Holz für Faßkanten) nach Offenburg abführen müßten. Das Amtmännlein sei an all diesen Händeln der Ursächer und Verstifter.

Laut Protokoll endete damit Hans-Georg Matt seine Aussage.

Von Solaty erstattete dem Reichsgrafen am 10. Dezember 1741 pflichtgemäß Bericht. Er merkte vor allem an, daß die Ettenheimer seit Jahren nicht allein die hiesigen Frevler, sondern auch die unschuldigsten Schuttertärer Bürger bei Betretung des Ettenheimer Territoriums mit Wägen und Vieh pfänden und arrestierlich anhalten. Eine beigelegte Liste mit Vorfällen sollte dies verdeutlichen:

„Joseph Müller, Bürger und Bauer im Schuttertal, wurde bei Abführung von Bauholz aus seinen Waldungen nach Köndringen von den Ettenheimern bei dem Käufer des Holzes um 15 Gulden arrestierlich angehalten und erhoben, nebst dem, daß man ihm den Zug auf dem Köcherhof pfändlich abspannen und abführen wollte, wogegen er sich aber gesetzt und in solcher Widersetzung von den Ettenheimern viele harte Stöße und Schläge davon getragen: solches wäre geschehen 1740 gegen Heilige Weihnachten.

Christian Ruf, Bürger und Bauer im Schuttertal, und des vorgenannten Joseph Müllers Stiefvater haben das Holz des Joseph Müller mit seinem Zug nach Köndringen helfen abführen. Auf dem Rückweg nach Hause hat er im Ettenheimer Genossenwald eine ganz dünne, nicht ganz schenkeldicke Buch als Wagenschlepp abgehauen, worauf der Ettenheimische Bürgermeister und Bannwart ihn überfallen und ihn mit der Pfändung des ganzen Zugs bedroht.

Beim zweiten Transport des verkauften Bauholzes wurden Joseph Müller und Christian Ruf in der Gegend des Köcherhofs von einer etwa 30 Mann starken mit Schieß- und Haugewehr bewaffneten Mannschaft gewaltsam überfallen, 3 Stück Zugvieh, ein paar Ochsen und ein Pferd ausgespannt, sofort nach Ettenheim pfändlich abgeführt und allda öffentlich verkauft worden, welches sie um 34 Gulden wieder eingelöst.

Johann Griebbaum und Johann Schwab sind vor ungefähr 15 Jahren durch Abführung von 7 Stück Zugvieh, 6 Ochsen und ein Pferd in dem Genossenwald durch die Ettenheimer gepfändet worden, welches Zugvieh Johann Griebbaum mit 38 Gulden und Johann Schwab mit 30 Gulden wiederum einzulösen vermochten.

Dem Michel Spothelfer und Jakob Fix sind vor ungefähr 16 Jahren gegen 20 Stück Schweine an den Lochen des Genossenwalds, teils jenseits, teils diesseits pfändlich durch die Ettenheimer abgetrieben worden, welche er mit 9 Gulden wieder eingelöst.

Mathias Himmelsbach sind vor 9 Jahren auf gleiche vorstehende Art wie bei Michel Spothelfer und Jakob Fix etlich 20 Stück Schweine pfändlich abgetrieben worden, welche derselbe mit 20 Gulden wiederum eingelöst.

Joseph Fahrländer sind vor 3 Jahren gegen Allerheiligen, zur nämlichen Zeit, als sich der jetzt regierende Herr Grafens Hochgräfliche Excellenz sich dahier in der Herrschaft<sup>14</sup> erfunden, 10 Stück Schweine nächst an den Grenzen in dem Genossenwald pfändlich abgeführt und zu Ettenheim öffentlich verkauft worden. Der Betrag hat aufs wenigste 40 Gulden ausgemacht.

Lorenz Fehrenbacher ist vor etlich und zwanzig Jahren im Genossenwald 2 Ochsen abgenommen und nach Ettenheim abgeführt worden, welche dessen Schwager zu Wallburg für etliche und zwanzig Gulden wiederum ausgelöst.

Christian Ruf, Johann Griebbaum und Hans-Jakob Müllerleile sind vor ungefähr 15 Jahren wegen geringem Waldfrevl nach Ettenheim sistiert und daselbsten 16 Gulden Straf dictiert und annoch über dieses bis zur Erlegung der Straf in das Bürgerhäusel gefänglichen eingesetzt worden.

Alle vorerwähnte Pfändungen sind nicht an Waldfrevler, sondern an Unschuldigen geschehen.“

Oberamtmann von Solaty schlug der Gräflichen Regierung angesichts der zahlreichen strittigen Vorkommnisse vor, sich klagbar an die Hochfürstlich Bischöfliche Regierung zu Zabern zu wenden, „um den Stadt-Ettenheimischen Unfug präcissimis zu exponieren“.

Von der Bischöflich Straßburgischen Regierung zu einer Stellungnahme auf die oberamtlichen Klagen aus der Herrschaft Hohengeroldseck aufgefordert, verfaßten Schultheiß, Bürgermeister und Ettenheimer Rat am 30. März 1741 einen umfangreichen „Verantwortungsbericht“. Seitenlang beteuerten die Et-

tenheimer, sich jahrelang um freundnachbarliche Verhältnisse bemüht zu haben. Vom Oberamt in Seelbach wäre dies jedoch unerwidert geblieben. Nun hätte man die zunehmenden Waldfrevel in dem gegen Schuttertal gelegenen Genossenschaftswald nicht mehr länger verantworten können.

Allein in den letzten 10 Jahren hätten die Geroldsecker mehr als 1 000 Bäume bei Nacht und Nebel entwendet. Selbst wenn die oberamtlichen Untertanen dann und wann auch von einem Bannwart und die ihm mitgegebene Mannschaft in flagranti betreten worden, hätten sie das gestohlene Holz fortzubringen und die Pfändung mit Äxten, Spannbengeln und -hebeln zu verwehren verstanden und die Ettenheimer mörderisch angefallen. Weiterhin hätten die Schuttertälern ganz ohne Scheu in einem einzigen Jahr 15 000 Rebstecken und eine Anzahl der schönsten Tannen im Genossenschaftswald eigenmächtig abgehauen und sich das Durchfahrtsrecht und das Recht, Eicheln zu lesen, im Genossenschaftswald angemäßt. Die Frevelanten, in Kenntnis des sich widerrechtlich angeeigneten Holzes, hätten Solatys Anteil in Form von Faßdaugen und Rebstecken als Tribut nach Offenburg geliefert.

Bezüglich der gleichzeitig verhängten Geld- und Turmstrafen wären die in den vergangenen 10 Jahren vor dem Rat gestandenen Waldfrevler nur mit 10 Gulden Strafe je gefällttem Baum nach Maßgabe der Waldordnung verurteilt worden mit der Auflage, eine Bürgschaft zu stellen oder so lange, bis eine solche beigebracht, in den Stadtarrest sollten.

Da aber die überführten Frevler weder zur Straf, noch weniger zum Stadtarrest, noch zur Stellung einer Kautions sich bequemten, sondern gleich zur Stadt hinausliefen, in dem Genossenwald auch noch wie zuvor in verbotener Abhauung der Bäume fortgefahren, mithin durch die ausgeschickte Mannschaft abermalen betreten worden, hätte man bei ihrer arrestierlichen Einbringung sich ihrer Person zu versichern und sie entweder zur Zahlung der Straf oder zur Stellung einer Bürgschaft zu vermögen, sie nicht in den Turm, sondern in der kleinen Stub auf dem Rathaus in Arrest gesetzt. Allein auch aus diesem Ort hätten selbige sich nächtlicherweil durch die Fenster mit der Flucht salviert.

Auch gegen den Vorwurf des Oberamtmanns von Solaty, die Frevelanten mit übermäßiger Schärfe verfolgt zu haben, verwahrte sich der Rat und brachte einen Vorfall in Erinnerung, den die Ettenheimer dem Seelbacher Amtmann noch nicht vergessen hatten.

Nach ihrer Darstellung soll vor etlichen Jahren der Jagdhelfer Joseph Henninger von Wallburg im Genossenschaftswald von den geroldseckischen Jägern arrestiert, entwaffnet und zu Dautenstein bei Wasser und Brot in einen finsternen Kerker eingesperrt worden sein. Erst nach langer Zeit sei Joseph Henninger gegen Erlegung von 70 Gulden Straf entlassen worden. Würde man mit den Untergebenen des Oberamtmanns zu Seelbach genauso verfahren, so hätte man von den Schuttertälern nichts als Brand und Mord zu gewärtigen.

Zum Vorwurf, die Zugtiere des Christian Ruf gepfändet zu haben, schrieb der Ettenheimer Rat:

„Da man Christian Ruf beim Waldfrevel betreten, dieser die Straf sowohl als die Stellung versprochen, allein nachdem man ihn auf solches entlassen, hat selbiger weder das eine noch andere gehalten, sondern vielmehr uns noch gespottet, mithin das abgehauene Holz zuhanden genommen. Da man auf langes Nachforschen endlich in Erfahrung gebracht, daß solcher sowohl als andere Schuttertäler Frevelanten mit dem in das Oberland verkauften Holz den hiesigen Genossenwald nebst anderen seiner Mitconsorten betreten werden, daraufhin auch durch ausgesickte Mannschaft die Pfändung ihres Viehs veranstaltet, war selbiger der erste, der die Pfändung zu hindern, den Spannbengel ergriffen, seine Mitconsorten mit dem Mordgeschrei zur Ergreifung eben dergleichen Waffen angefrischt, und wirklich nebst anderen auf die unsrigen dareinzuschlagen sich in positur gestellt, mithin wirklich zur Tätlichkeit geschritten wäre, wenn nicht hiesiger Bürgermeister - nachdem selbiger sich obermelter zweier Stiere und des Pferdes bemächtigt - mit den glimpflichsten Worten selbigen und selbige von der angeschiedenen Tätlichkeit und unfehlbaren Totschlag abgehalten und die weitere Pfändung unterlassen hätte.

An Geldstrafen ist von den Schuttertälern“, so der Ettenheimer Rat,“ seit 1722 bis 1740 mit größter Mühe und angewandter Gewalt nicht mehr als 84 Gulden 7 Kreuzer bezogen worden, so selbige hingegen in zehn Jahren allein über 1 000 Bäume allererst kürzlich in einem Frühjahr 15 000 Rebstecken aus dem Genossenwald entwendet haben.“

Abschließend vermerkte der Ettenheimer Rat in seinem Bericht nach Zabern, daß sie an einem freundnachbarlichen Verhältnis zwar interessiert, jedoch auch bereit wären, „den Geroldseckern allenfalls die Spitz zu bieten und die angedrohte Gewalt so lange mit Gewalt zu vertreiben, bis selbige zur raison sich bequemen und das unsrige fürderhin unangetastet lassen werden.“

Mit dem Bericht nach Zabern geht eine mit gleichem Datum versehene Klage des Ettenheimer Rats an den Reichsgrafen von und zu der Leyen und Hohen-geroldseck. Die Ettenheimer beschwerten sich in dem Schreiben erneut über

„ . . . die geroldseckischen, in dem Schuttertal wohnenden zwei Jäger, die sich vor geraumer Zeit unterfangen, nicht allein wider uns allerhand ehrverletzliche Schelt- und Schmähworte auszustoßen, sondern sogar uns zu bedrohen, daß falls wir uns in dem hiesigen Genossenwald von ihnen betreten lassen würden, selbige - in specie mir dem Amtsschultheißen - das Pferd unterm Leib totschießen und übrige von hiesigem Magistrat auf andere unerlaubte als auch unnachbarliche Weise zu mißhandeln unternehmen wollten. Zu welchen strafbaren Verfahren selbige auch so weit gehen, daß sie sich nicht scheuen, unsere Waldförster allerorten aufzusuchen und selbige bedrohen, so sie selbige betreten, sogleich totzuschießen. Als auch kurz verwichener Tage einer unserer Bannwarte in hiesigem Wald von selben gesehen worden, hätten sie sogleich ihre Flinten von den Achseln genommen, gespannt und auf denselben wirklich angeschlagen, auch dem Vermuten nach ihn auf der Stelle erschossen, wenn selbiger ihnen nicht beigebracht, daß er bei letzterer von den Schuttertälern unternommenen Tätlichkeiten - als welche ermelte Jäger zu vindicieren sich vorgenommen - nicht zugegen gewesen.“

Mit der Bitte an die Hochgräfliche Excellenz, den beiden Jägern im Schuttertal anzubefehlen, „uns und die unsrigen in hiesigem Genossenwald als einem Hochfürstlichen Territorio künftighin unbeschränkt und ungestört zu lassen“, endet der Beschwerdebrief des Ettenheimer Rats.



Welche juristischen Folgen die Tötlichkeiten, die schweren Körperverletzungen mit Todesfolge, letztlich hatten, gehen aus den Archivalien ebenso wenig hervor wie eine wohl unumgängliche friedliche Beilegung der Grenzstreitigkeiten. Erst 1810/13 berichten die Akten<sup>15</sup> noch einmal von Meinungsverschiedenheiten über den Verlauf der Gemarkungsgrenze im Bereich des Genossenschaftswaldes. Dieses Mal wurde jedoch der „Streit“ ohne Gewaltanwendung bei einer gemeinsamen Grenzbegehung beigelegt.

Während der Schuttertäler Allmendwald 1773 unter die nutzungsberechtigten Allmendgenossen aufgeteilt wurde, hat sich in der alten Nutzungsweise des Schuttertäler Genossenschaftswaldes bis heute nichts geändert. Im badischen Raum ist dieser Genossenschaftswald heute eine interessante Ausnahmeerscheinung. Er ist ein Stück lebender Anachronismus, ein Überbleibsel aus jener frühen Zeit individuellen und kollektiven Landbesitzes, als die in einem bestimmten Gebiet rodenden, landnehmenden Bauern neben eigenverantwortlich bewirtschaftetem Grund und Boden noch Ressourcen wie Wiesen, Weiden, Wälder nutzen konnten, die der Gebiets- oder Dorfgemeinschaft gehörten und von ihr genossenschaftlich verwaltet wurden.

Auf dem Hintergrund der Grenzbeschreibung der Ettenheimer Mark, deren nördliche Grenze durch den Kambach und Wolfersbach verläuft, also Schuttertal in die Mark miteinbezieht, bleibt zu fragen, ob der 1773 an die 56 Allmendgenossen aufgeteilte Allmendwald und der Schuttertäler Genossenschaftswald nicht doch Teil des alten Ettenheimer Genossenschaftswaldes war, womit der „Sage vom Kreuzstein“ ein historischer Kern zugesprochen werden könnte bzw. müsste.

Das Gefühl, bei der grundherrlichen Loslösung von der Ettenheimer Mark (vielleicht im 11., 12. Jahrhundert) und der Festlegung der linearen Grenzlinie (vielleicht im 13., 14. Jahrhundert) um einen angemessenen Eigen- und Nutzungsanteil an dem Genossenschaftswald, nämlich um jene heute zu Ettenheim gehörende, keilartig in die Schuttertäler Gemarkung greifende Waldfläche „betrogen“ worden zu sein, könnte sich im Bewußtsein der Schuttertäler als „Unrecht“ festgesetzt und im Laufe der Jahrhunderte zur Entwicklung der „Sage vom Kreuzstein“ geführt haben.

So gesehen, wären der Schuttertäler Allmend- und Genossenschaftswald keine Grenzwaldungen, sondern ursprünglich Teil des alten Ettenheimer Genossenschaftswaldes, an dem - in Übereinstimmung mit der alten Grenzbeschreibung aus dem 12. Jahrhundert - die zu Schuttertal zählenden Seitentäler Kambach und Michelbronn nie einen Anteil hatten.

#### *Literatur- und Quellenverzeichnis:*

- 1 FLA Waal: 5185: Streit wegen Holz mit Ettenheim (1742)
- 2 H. Kewitz, *Terminalia silvulae*, Die Ettenheimer Grenzbeschreibung von „926“ in: Ortenau 56/1976, S. 158-173

- 3 H. Kleiber, Uralte Grenzsteine der ehemaligen Markgenossenschaft Ettenheim, in: Bad. Heimat 48/1968 Heft 1/2, S. 69-70
- 4 GA Schuttertal, Akten B VII/1 (1651-1740)
- 5 Joh.B. Ferdinand, Die Teilung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes im Jahre 1807, in: Ortenau 36/1956, S. 97-103
- 6 Als im Jahre 1772 Franz Carl Graf v.d. Leyen und zu Hohengeroldseck (1736-1775) in der Herrschaft Hohengeroldseck weilte, unterbreitete ihm die Gemeinde Schuttertal den Vorschlag, „ . . . den vorderen Teil ihrer Allmendwäldungen unter die Bürgerschaft und Waldallmendgenossen dergestalten zu verteilen, daß jedem dieser besagten Genossen ein gleiches Teil anheimfallen sollte, womit er inskünftig als ein abgesondertes zu seinem Hof und Gut gehöriges Eigentum zu schalten und walten haben solle; diese Erlaubnis wurde auch sotaner Gemeinde von gnädigster Herrschaft laut Beschluß vom 15. Oktober 1772 in Gnaden zugestanden.“ Nachdem alles vermessen, verglichen und verrechnet war, „so hat man die Allmendgenossen um die Stücke das Los ziehen lassen, einem jedem, was solcher zu bezahlen oder zu empfangen gehabt schriftlich erteilt und somit gegenwärtiges Geschäft und das protocollum geschlossen. actum Schutterthaal bey der Eichen, den 28. Dezember 1773.“(GLA 360, 1900/30(148), Die Abteilung der Schuttertäl Allmend betr. 1772 bis 1773)
- 7 Der 21 Hektar große Schuttertäl Allmendwald ist kein Gemeindewald, sondern ein Genossenschaftswald. Im ältesten 1821 angelegten Schuttertäl Grundbuch heißt es:  
„Es besitzen die im geraden Tal (Haupttal) und im Regelsbach wohnhaften Bürger ein Stück gemeinschaftlichen Waldes, jeder Bürger gleichen Rechts.“  
Am 4. Februar 1861 schreibt das Lahrer Oberamt an die Regierung des Mittelrheinkreises:  
„Die sogenannte Schuttertäl Ortsgemeinde (so nannte sich die Gemeinschaft der nutzungsberechtigten Waldbesitzer) ist kein Gemeindeverband, sondern ein Verband privatrechtlicher Natur, lediglich auf dem Besitz einer Anzahl von Häusern und Höfen, die keinen zusammenhängenden Komplex bilden, haftet, unabhängig vom Bürgerrecht das Miteigentumsrecht an dem der sogenannten Ortsgemeinde gehörenden Vermögen, das aus einem Wald besteht, dessen Holz gehauen und veräußert wird. Die Zahl der berechtigten Höfe betrug früher 97, jetzt (1861) ist sie auf 93 reduziert. Da die Höfe keine besondere Gemarkung bilden, sondern zwischen denselben andere Häuser stehen, deren Eigentümer nicht mitberechtigt sind, ist die Genossenschaft kein Gemeindeverband; die Bezeichnung „Ortsgemeinde“ ist deshalb unrichtig.“  
Heute sind 92 Häuser nutzungsberechtigt; sie erhalten den Reinertrag des Waldes zu gleichen Teilen. Unkosten werden aus dem Holzerlös bestritten. Die Verwaltung des Waldes erfolgt gegen eine Vergütung durch die Gemeinde.
- 8 Beim Ettenheimer Genossenschaftswald hatte die Stadt Ettenheim die Obergengenossenschaft, das Kloster die Freigenossenschaft und die 9 Gemeinden Altdorf, Dörlinbach, Grafenhausen, Kappel, Münchweier, Münstertal-Ettenheimmünster, Orschweier, Ringsheim und Wallburg die Mitgenossenschaft.  
Die Stadt Ettenheim war ausgestattet mit Befugnissen forstpolizeilicher Art und mit dem Recht der Holzanweisung.
- 9 Im Ettenheimer Stadtarchiv fehlen die Rechnungen um 1741. Die Bürgermeisterrechnung von 1723 meldet aber schon: „Den 6 ten hewmonat (Juli) seint Von E.E. Rath 6 Man in den großen Waldt im Regelspach Verordnet worden umb etliche tag allda Zue Verbleiben = undt auff einige schutterthäler welche Nächtlicher Weyl Holtz fällen undt anheimb fűhren, achtung geben und Betreten möchten.“  
„Den 15 ten undt 17 ten Decembris seint Widerumben 8 Man dahin Verordnet Worden.“ (Die Angaben aus den BR der Stadt Ettenheim verdanke ich Herrn H. Kewitz, Ringsheim.)
- 10 Die Sage vom Kreuzstein ist eine auch anderswo vorkommende Wandersage. Das Motiv vom Schwur auf die eigene Erde und den Schöpfer ist verbreitet (z.B. die Sage vom Moospfaff). Vgl. J.Künzig, Schwarzwald-Sagen, 1930/1976, S. 349 f.
- 11 Die in der Auseinandersetzung mit Ettenheim genannten Bürger und Bauern aus Schuttertal bewirtschafteten zu der betr. Zeit folgende Hofgüter:  
Jakob Fehrenbacher und Christian Fehrenbacher: Fehrenbacherhof im Dorf;  
Anton Himmelsbach, der Jäger: Er besaß das sogen. Jägergut. Das Bauernhaus mit der Schildgerechtigkeit „Zum Storchen“ stand auf dem Hausplatz des heutigen Gasthofs zur Krone;  
Christian Ruf: Krumbauernhof im Laulisgraben;  
Hans-Georg Matt und Joseph Müller, obere Föhrenbauer: bewirtschafteten gemeinschaftlich den heutigen Neubauernhof;

- Hans-Michel Rink und Barthel Himmelsbach, untere Föhrenbauer: bewirtschafteten gemeinschaftlich jenen Hof, aus dem später der Vogeljörgenhof und Prechterbauernhof hervorging;  
 Anton Griebbaum: Hallerhof;  
 Franz Herr: Erdrichenhof;  
 Johann Schwab: Schwabenbauernhof;  
 Michael Spothelfer: Kraftlibauernhof im Untertal;  
 Jakob Fix, Eichenwirt: Gasthaus zur Eiche;
- 12 Der Name („Kechersel“ = Köcherhof) erscheint schon in einer Verkaufsurkunde von 1302 (GLA 67/593, S. 57-60). Das Hofgut war bis zum Jahre 1803 Eigentum der Benediktinerabtei Ettenheimmünster, die durch den Frieden von Lunéville mit den rechtsrheinischen Teilen des Hochstifts Straßburg dem Kurfürstentum Baden zufiel.  
 Nach der Katastervermessung umfaßte dieses auf der ärarischen Waldgemarkung „Neuwald“ liegende Domänengut 27.8586 Hektar.  
 1874 wurde mit der Aufforstung des heute zum Forstbezirk Ettenheim gehörenden Domänenguts begonnen. Die Gebäude des Köcherhofs wurden im Jahre 1892 mit Ausnahme der Waschküche, die als Arbeitsschutzraum stehen blieb, abgebrochen.
- 13 Der Amtsschultheiß hieß Hans Michael Reiß. Er war der Löwenwirt; das Wirtshaus wird aber offenbar auch (nach dem „Bärenbrunnen“), jedenfalls von den Schuttertälern, „Bären“ genannt. (Freundlicher Hinweis von H. Kewitz, Ringsheim)
- 14 1738 weilte Friedrich Ferdinand, Reichsgraf von und zu der Leyen und Hohengeroldseck in der Herrschaft zu Besuch.
- 15 GLA 360, 1900/30, Die Beilegung der Grenzstreitigkeiten zwischen der Stadt Ettenheim und der Gemeinde Schuttertal 1810/13.

# Historische Marksteine der Stadt Haslach

*Gernot Kreuz*

Die Stadt Haslach im Kinzigtal war 1806 am Ende des alten Reiches Sitz eines fürstlich-fürstenbergischen Obervogteiamtes<sup>1</sup>. Haslach mit der Herrschaft Haslach gehörte zum frühesten Besitz der fürstenbergischen Stammlande im Kinzigtal<sup>2</sup>. Alle Nachbargemarkungen waren bis zum Übergang an Baden ebenfalls in fürstenbergischem Besitz. Lediglich Bollenbach, das erst 1971 Stadtteil von Haslach wurde, grenzte im Norden an das Gebiet der Reichsstadt Zell am Harmersbach (Oberentersbach). Die Grenzen der Stadtgemeinde Haslach waren somit seit Jahrhunderten als „innerstaatliche“ Gemeindegrenzen anzusehen. Besondere „Territorial- und Jurisdictional-Mark- und Lochen-Steine“ als Grenzmarkierung sind somit nicht zu erwarten.

Selbst an der Bollenbacher Grenze gegen Zell sind die dort stehenden Steine von 1728, die allerdings durch ihre Größe und ihren seitlich abgerundeten Kopf auffallen, lediglich schlicht mit FF (Fürstentum Fürstenberg) und Z (Zell) markiert. Dennoch zeigt Haslach einige bemerkenswerte Lochen (Grenzsteine), die in ähnlicher Form sonst auch in der weiteren Umgebung (mittlerer und östlicher Teil des Ortenaukreises) nicht vorkommen.

Durch die königliche Verleihung einer eigenen Stadtgerichtsbarkeit<sup>3</sup> im Jahr 1278 hob sich Haslach von seinen benachbarten Gerichtsstäben ab. Die Errichtung besonderer Bannsteine an Grenzen der Stadt Haslach hängt vielleicht mit dem Besitz dieses Vorrechts zusammen.

## *1. Bannsäulen*

Die Grenze gegen den südlichen Nachbarn Mühlenbach ist im Westen wie im Osten durch je einen „Bannstein“ markiert. „Bannstein“ ist hier die Bezeichnung auf modernen Karten für diese beiden Grenzsäulen, die jeweils die Funktion eines Dreimärkers haben.

Im Westen, im bzw. am Kapf, stößt der Grenzzug Hofstetten/Mühlenbach und im Osten der von Mühlenbach/Sulzbach (Einbach) auf die Gemarkung von Haslach. Beiderseits des Mühlenbacher Talbachs liegt ein Teil der „Stadt Haslacher Waldungen“<sup>4</sup>, westlich der Bächlewald und östlich der Urenwald.

Beide Bannsäulen sind 170—180 cm hoch und haben jeweils einen in Stufen abgesetzten Sockel und Kopf.

Die sehr sorgfältig durch einen Geometer erstellten „Grenzbeschriebe“ über die städtischen Gemeinds-Wald-Distrikte Urenwald und Bächlewald von 1830 enthalten keinen Hinweis auf die Bannsäulen<sup>5</sup>. Es muß deshalb angenommen werden, daß diese jüngeren Datums sind.



*Bannsäule am Kapf (Dreibannstein  
Haslach/Hofstetten/Mühlenbach).*

## *2. Die sieben Lochen*

An der Hofstetter Eck, unweit vom Steinköpfl, treffen die Gemarkungen Haslach, Steinach und Hofstetten zusammen. Anstelle eines sonst gewohnten Dreibannsteins befinden sich hier die „7 Lochen“. Auf einer mißverständlichen Hinweistafel werden sie den drei Gemarkungen, einem ehemals fürstlich-fürstenbergischem Besitz sowie außerdem (zusätzlich!?) drei Privateigentümern (Mittelweiler — Hofstetten, Dochbach — Steinach, Stricker — Haslach/Steinach/(Hofstetten)) zugeordnet. Urkundliche Erwähnung sei 1592 belegt.

Diese Angaben sollen vom Haslacher Heimatkundler Franz Schmider stammen, in dessen Nachlaß sich darüber aber bisher keine Unterlagen finden ließen. In alten Grenzbeschreibungen von 1674<sup>6</sup>, 1734<sup>6</sup> und 1755<sup>7</sup> wird jeweils nur von einem Markstein berichtet: „Haupt und Fundament Lochen“, „Bahnstein Lochen“. 1734 und 1755 werden 4 Anstößer beschrieben: Fürstenberg (mit FF und fürstenbergischem Adler), Haslach (mit der „Haßel Stauden“), Mittelweiler (M. W.) und Dochbach (D. und B.). — Auch in dem „Grenzbescrieb“ über den städtischen Gemeindswald-Distrikt Stricker von 1829 ist nur ein „Ecklochen, der die Grenz zwischen Haaslach, Dochtbach, Mittelweiler, und dem fürstl. fürstenberg. Herrschaft Wald, bildet,“ aufgeführt<sup>5</sup>.

Die Bezeichnung „7 Lochen“ ist für diese Zeiten nicht belegt und zeigt zumindest eine Überlieferungslücke auf.



*Die „7 Lochen“.*

*Früher Vierbannstein: Stadt Haslacher Gemeinde-Wald / Fürstl. Fürstenberg. Herrschaftswald (Gemark. Haslach) / Steinach / Hofstetten (Aufn.: 1979).*

Der im 17. und 18. Jahrhundert beschriebene Wappenstein ist verschwunden. Sieben (oder mehr) Steine markieren heute die Stelle, wo früher vier Besitzungen zusammentrafen. Ob die sieben Steine alle als Lochen anzusehen sind, bleibt noch dahingestellt.

Heute<sup>8</sup> vereinigen sich an diesem Punkt Gemeinde-Wald von Haslach, dem der fürstenbergische standesherrschaftliche Wald zugeschlagen wurde, Hofstetter (Mittelweiler) Privatwald mit zwei Parzellen sowie ein Grundstück des Steinacher Privatwaldes, was noch vor 150 Jahren Reutfeld der Dochbacher Bauern war. 1755 wird auch der Besitz der anderen Angrenzer (Haslach, Fürstenberg und Mittelweiler) als Reutfeld beschrieben.

### *3. Haslachs Stadtsiegel in Stein*

Das erste uns überlieferte Stadtsiegel von 1342<sup>9</sup> zeigt bis heute noch das gleiche Symbol, den Haselstrauch. Diese auf einem Dreieck stehende Haselstaude ist in das Wappen der Stadt eingegangen. Sie wird als Sinnbild für eine alte



*Grenzstein Haslach / Mühlenbach am Bächlewald.*

*Haslacher Seite: Haselstaude,  
§H = Stadt Haslach, 1751*



*Grenzstein Haslach / Sulzbach (Einbach) am Urenwald (von 1599?).  
Haslacher Seite: Haselstaude im Wappenschild.*

Gerichtsstätte<sup>10</sup> angesehen, deren umfriedeter Bezirk in früheren Zeiten mit Haselbüschen abgegrenzt wurde. Meist ist Haslachs Symbol mit fünf bis sieben stilisierten Blättern und mehreren Früchten dargestellt<sup>11</sup>.

Die Hasel war namensgebend für Haslach. Von 1240 ist die Schreibweise „Haselahe“ überliefert.

Drei Marksteine mit der Haslacher Wappenfigur sind noch auf der Gemarkungsgrenze gegen Mühlenbach und Sulzbach (Einbach) erhalten. Am Bächlewald steht ein Lochen von 1751, der eine schöne Steinmetzarbeit aufweist. In die beiden am Urenwald stehenden Marksteine sind im schlichten Wappenschild stark vereinfachende Zweige eingehauen, wobei nicht zu entscheiden ist, ob diese mit Blättern oder Früchten behangen sind.

Ein Wappenstein (Haslach/Fürstenberg) von 1599 steht noch an der Stricker-  
eck; er trennte hier früher städtischen und herrschaftlichen Waldbesitz auf Haslacher Gemarkung.

#### *4. 450 Jahre altes Rechtsdenkmal*

Der 450 Jahre alte Bannlochen von 1535 ist vermutlich der älteste datierte Grenzstein in der weiteren Umgebung (d.h. im mittleren und östlichen Teil des Ortenaukreises). Der Haselstrauch ähnelt den Darstellungen, wie sie auf der Wappentafel von 1572<sup>12</sup>, die jetzt am Rathaus eingemauert ist, zu sehen sind.

Mit Jahreszahl datierte Marksteine der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wie überhaupt aus der Zeit vor 1600 sind nur selten anzutreffen. Ein früher beschriebener „ban stein . . . mit Jahrzahl 1505“ zwischen Haslach und Mittelweyler<sup>6</sup> (Hofstetten) ist heutzutage wohl leider nicht mehr aufzufinden.

So wie alte Siegelprägungen in Wachs bewahrt wurden, wurden hier in Stein ähnliche Rechtswahrzeichen geschaffen. Erst durch das anhängende Siegel erhielt eine Urkunde ihre Rechtskraft. Eben eine solche Beglaubigung erfährt auch eine Grenze in besonderer Weise durch das Hoheitssymbol, das Wappen.

Nur an seinem angestammten Platz können uns diese Marksteine als Kultur- und Rechtsdenkmale das richtige Gespür für die heimatliche Geschichte ver-



*Grenzstein von 1535 Haslach/Mühlenbach am Urenwald  
Haslacher Seite mit Wappen,  
§W = Stadt-Wald  
Höhe 36 cm, Seiten 22 cm + 14 cm*

mitteln. Es wäre im Sinn unseres heute viel gepriesenen Umweltbewußtseins, wenn wir uns der Bewahrung dieser kleinen oft gefährdeten Kulturdenkmale annehmen würden.

*Anmerkungen:*

- 1 E. Hölzle u. H. Kluge, Der deutsche Südwesten am Ende des alten Reiches. Karte 1:200 000 mit Beiwort. Stuttgart 1938
- 2 Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Karte VI, 5, 1975
- 3 M. Hildenbrand, Haslach im Kinzigtal - 700 Jahre Stadtrechte; in: Haslach im Kinzigtal, Hrsg. M. Hildenbrand, Haslach 1978, S. 10
- 4 St.A. Haslach: Karten
- 5 St.A. Haslach, Akten: III 3/15
- 6 St.A. Haslach, Akten: IV 1/2a
- 7 St.A. Haslach, Akten: IV 1/1
- 8 Karten, Staatl. Vermessungsamt Außenstelle Wolfach
- 9 M. Hildenbrand, s. Anm. 3, S. 8
- 10 M. R. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch. Bayreuth 2. A. 1931
- 11 Haslach im Kinzigtal; in: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Wolfach. Hrsg. Histor. Verein f. Mittelbaden. Bühl/Baden 1970, S. 35
- 12 F. Schmider, Entstehung und bauliche Entwicklung der Stadt Haslach im Kinzigtal; in: Die Ortenau 51/1971, S. 143-207



# Die Biberacher Adlersteine in ihrer Beziehung zum Kirchenpatron St. Blasius

*Gernot Kreuz*

Mehrere Marksteine der Biberacher Gemarkung geben schon seit langem einer zufriedenstellenden Deutung Rätsel auf. Besonders augenfällig sind einige Adlersteine an der Nordgrenze Biberachs, wo ehemals reichsstädtisches Gebiet von Zell an reichsstädtische Landstäbe (Schwaibach, Bermersbach) von Gengenbach grenzte<sup>1</sup>.

## *Reichsadler in Stadt- und Staatswappen*

Der Reichsadler ist jeweils das Wappentier der alten Reichsstädte Zell am Harmersbach und Gengenbach. Beide Städte haben ihr reichsstädtisches Wappen beibehalten. Der Gengenbacher Adler hat in seinem Brustschild einen springenden Gangfisch (Salm), während der Zeller von alters her ohne Herzschild auftritt.

Das damalige und heutige Zeller Wappen unterscheidet sich nicht von einigen anderen heutigen Städtewappen in Baden-Württemberg: Heidelberg, Neubulach, Pfullendorf, Sinsheim, Waibstadt.<sup>2</sup> Für all diese Städte ist der schwarze Adler mit roter Bewehrung (in Neubulach ist auch die Bewehrung schwarz) im goldenen Feld das Symbol für das Reich.

Karl der Große übernahm schon den Adler als Symbol der Stärke und Macht<sup>3</sup>. Aber erst etwa Ende des 12. Jahrhunderts zur Zeit der Staufer kann von einem Adlerwappen als von dem Wappen des Reiches gesprochen werden. An dieses Reichswappen knüpfen auch die deutschen Staatswappen von 1919 sowie 1950 an, die sich grundsätzlich nicht von dem Zeller Wappen mit seinem Adler unterscheiden, da sie alle keine unterscheidenden Beizeichen haben. Am strengsten in der Gestaltung ist unser jetziges Staatswappen stilisiert, während der Zeller Adler heraldisch gesehen noch am naturgetreuesten ist.

## *Der Zeller Reichsadler*

Die seit etwa Mitte des 14. Jahrhunderts überlieferten Siegel der Stadt Zell sowie alle bekannt gewordenen amtlichen Wappendarstellungen führen den Reichsadler stets ohne Brustschild oder andere Beizeichen<sup>2</sup>. Die Adler am Zeller Rathaus und an der alten Kanzlei mit dem aufgesetzten badischen Wappen haben amtlich und historisch keine Grundlage und müssen als willkürliche Gestaltung nach dem Übergang an Baden im Jahre 1803 angesehen werden.

Spätestens seit dem 14. Jahrhundert teilt Biberach als Zeller Landstab die gleiche Geschichte wie die Stadt Zell<sup>4</sup>. Alle noch vorhandenen Wappensteine auf den Grenzen des ehemaligen Gebiets der Reichsstadt Zell a. H., auf den Ge-

markungen von Zell, Oberentersbach, Unterentersbach und Nordrach, stellen den Zeller Reichsadler als Zeichen für die Begrenzung des Zeller Territoriums dar. Nur Biberach legt bei fast allen Wappensteinen, die an der Grenze zur Reichsstadt Gengenbach stehen, dem reichsstädtischen Zeller Adler zusätzlich einen Brustschild auf.

### *Der Brustschild des Biberacher Reichsadlers*

Dieser Brustschild zeigt jeweils einen Gegenstand, der am ehesten einem gitterförmigen Rost mit Aufhängehaken gleicht. Eine Nachzeichnung eines solchen Steines findet sich in den Akten des Forstamtes Zell a. H.; inkorrekt wird hier vom „Zeller Wappen“ gesprochen<sup>5</sup>.

Eine 1736 angefertigte Karte über den Zeller Bann mit dem Gebiet um Biberach läßt in der Kartusche neben einem Doppeladler (!) auch einen rost-ähnlichen Gegenstand erkennen, der hier allerdings nicht gitterförmig dargestellt wird<sup>6</sup>.

Ein altes Ortszeichen ist von Biberach nicht bekannt.

Zwei der Biberacher Adlersteine, so wollen wir sie wegen ihrer Besonderheit nennen, sind auch mit einer Jahreszahl versehen: 1767.

Der Rost im Brustschild läßt an die bekannte Beigabe des Kirchenpatrons St. Laurentius denken, dem in der Erzdiözese Freiburg über 40 Pfarrkirchen geweiht sind<sup>7</sup>. Zu keiner Zeit, besonders auch nicht im 18. Jahrhundert, ist in Biberach jedoch etwas von einem Laurentius-Patrozinium zu erfahren.



*Dreibannstein von 1767:  
Biberach/Bermersbach/Friesenheim  
— auf dem Rauhkasten.  
Biberacher Seite: Reichsadler (Zell  
a. H.) mit Brustschild  
(Bermersbacher Seite mit Wappen von  
Gengenbach).  
Auf dem Kopf als Weisung die  
Zwerchkrinne, dazu ein Kreuz (allge-  
mein zur Kenntlichmachung als Grenz-  
marke).  
Höhe 75 cm, Seiten (cm) 38x38x33.*

Die 1428 erstmals erwähnte Filialkirche in Biberach im Kinzigtal wurde 1618 zur Pfarrkirche erhoben. 1647 wird als Kirchenpatron St. Blasius genannt.

### *Die Beigaben von St. Blasius, dem Kirchenpatron von Biberach*

Die Attribute des Blasius, der zu den Vierzehn Nothelfern zählt, sind erstaunlich vielfältig; in der Regel ist er allerdings nur als Bischof (Bischofsstab, Mitra) mit Kerze(n) bekannt. Jedenfalls kommt ein Rost in keiner Auflistung vor. Auch die Inaugenscheinnahme der Kirchengenausstattung in Biberach einschließlich der im Pfarrhaus aufbewahrten Statue läßt keine weiteren Beigaben als die Kerzen des Bischofs Blasius (14-Nothelfer-Altar, Gitter am Reliquiengrab) erkennen.

Fast übereinstimmend werden in den ikonographischen Werken folgende Beigaben von St. Blasius aufgezählt: Kerze(n), Hechel, Schwein(skopf), Tiere des Waldes, Vögel; dazu kommen noch weitere, seltener angeführte Attribute. Die Hechel oder ein eiserner Kamm ist aber sein spezifisches Zeichen, nämlich sein Marterwerkzeug. Vor allem in Italien wird eben dieser eiserne Rechen als übliche Beigabe dargestellt<sup>8</sup>. In Deutschland ist dieses Attribut „sehr selten“.

### *Die Hechel des Blasius*

In einer Schrift von 1843, die die Attribute der Heiligen behandelt, wird im Vorwort ausgeführt: „Wo und in welcher Art die Attribute angebracht sind, hing ganz von der Idee des Künstlers ab . . . Die Form des Attributs richtet sich gewöhnlich nach dem Gebrauche der Zeit und des Orts der Darstellung, ist auch wohl etwas idealisiert. Das Attribut erscheint dadurch leicht unkenntlich (z. B. Hechel — Blasius, Tuchwalkerstange — Jacobus minor). Dessen Form muss sich mitunter nach Symmetrie und Raum modificiren, oder gar einem ähnlichen Attribute weichen, dessen Darstellung der Künstler passender fand“<sup>9</sup>.

Namentlich die Hechel des Blasius ist hier als Beispiel für diejenigen Beigaben aufgeführt, die leicht unkenntlich erscheinen oder gar vom Künstler durch andere ersetzt werden können. — An eine gefälligere Form seines Marterwerkzeugs mag auch der in Biberach künstlerisch gestaltende Steinmetz gedacht haben, als er die Biberacher Adlersteine mit dem Rost statt der Hechel schmückte. — Die Beachtung dieses erwähnten Zitates läßt zumindest eine solche Deutung der Biberacher Adlersteine zu.

### *Blasius-Patrozinien*

1939 waren 14 Pfarrkirchen (einschließlich St. Blasien), 3 Filialkirchen und 9 Kapellen in der Erzdiözese Freiburg St. Blasius geweiht.<sup>7</sup> Die nördlichste dieser Kirchen ist die Pfarrkirche von Biberach im Kinzigtal. Die in Augenschein genommenen Kirchen und Kapellen sowie die mündlichen Aussagen und teilweisen Nachforschungen der jeweiligen Pfarrherren ergaben nur in Wyhl eine Hechel als Blasius-Attribut. Ein Brett mit wenigen kurzen Dornen liegt hier zu Füßen des Bischofs (Altargemälde).

Beiläufig wurde bekannt, daß die nicht dem Blasius geweihte Kirche in Schönau im Schwarzwald eine Blasius-Statue mit Hechel hat, die in der rechten Hand gehalten wird. (Im Kirchenführer von 1978 wird St. Blasius als Nebenpatron bezeichnet)<sup>10</sup>.

Die Pfarrkirche in Neuershausen (Gemeinde March) stellt ihren Nebenpatron Blasius gleich viermal vor. Auf dem Altar-Gemälde ist sein Bischofsmantel mit einer gitterförmigen Schließe versehen, die von der Form her an den „Rost“ im Brustschild der Biberacher Adlersteine erinnert.

Im 18. Jahrhundert war die Hechel als Gerät zur Verarbeitung von Flachs und Hanf noch ein vertrautes Arbeitsgerät. Heute zeugen die Biberacher Adlersteine nur auf dem beschriebenen Umweg von dieser bäuerlichen Arbeit.

Die unverwechselbaren Biberacher Adlersteine an der ehemals reichsstädtisch-zellischen Grenze sind unveräußerlicher Bestand unserer Kulturlandschaft und erfüllen nur an ihrem angestammten Platz ihren geschichtlichen Sinngehalt<sup>11</sup>.

#### *Anmerkungen:*

- 1 G. Kreutz, Die historischen Grenzsteine im Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach; in: Die Ortenau 61/1981, S. 272—283
- 2 K. Stadler, Deutsche Wappen Bd. 8 Die Gemeindewappen des Bundeslandes Bad.-Württ.. Bremen 1971
- 3 K. Stadler, Deutsche Wappen Bd. 1 Die Landkreiswappen. Bremen 1964
- 4 Das Land Baden-Württemberg Bd. VI. Regierungsbez. Freiburg. Hrsg. Landesarchivdirektion Bad.-Württ. Stuttgart 1982
- 5 Forstamt Zell a. H., Akten: Stadtwald Zell
- 6 GLA Karlsruhe: H/Zell a. H.
- 7 Handbuch des Erzbistums Freiburg. 1. Bd. Realschematismus 1939
- 8 H. Aurenhammer: Lexikon der christlichen Ikonographie. Wien 1959—1967
- 9 (A. v. M.), Die Attribute der Heiligen. Hannover 1843
- 10 Schönau (Schwarzwald) (Kirchenführer) 1978
- 11 G. Kreutz, Grenzen und Marksteine um Biberach, in: Biberacher Heimatbuch (in Vorbereitung)

# Die Erhebung Acherns zur Stadt (1808)

*Hugo Schneider*

Vom 13. bis 17. Juli 1984 beging die Große Kreisstadt Achern mit großen Festlichkeiten das 175jährige Jubiläum ihrer Erhebung zur Stadt. Am 14. Juni 1808 hatte ihr Großherzog Carl Friedrich als erstem Ort in dem neugeschaffenen Großherzogtum Baden „die Rechte und Vorzüge einer amtssäßigen Stadt“ verliehen. Obwohl erst seit 1805 zu Baden gehörig, erhielt es diese Auszeichnung als „Beweis besonderer Huld“ des Landesherrn<sup>1</sup>.

Schon seit dem Mittelalter gab es im mittelbadischen Raum eine Anzahl Städte, so die Freien Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach. Stadtrechte besaßen in der Markgrafschaft Baden Steinbach und Stollhofen, im Hochstift Straßburg Oberkirch und Oppenau und in der Herrschaft Hanau-Lichtenberg Lichtenau, zu dem 1745 noch Neufreistett hinzukam. Nur in der zum Reich gehörigen Reichslandvogtei Ortenau gab es keine Stadt. Da die Städte im Mittelalter vorallem der Verteidigung dienten, besaßen sie das Recht, sich durch eine Stadtmauer zu schützen. Sie durften Märkte in ihren Mauern abhalten und hatten maßgebenden Einfluß auf ihre Verwaltung. Diese Vorrechte verloren seit Beginn der Neuzeit immer mehr an Bedeutung. Die Entwicklung der Kriegstechnik machte die Mauern entbehrlich. Auch Dörfer erhielten Marktrecht. Vor allem duldeten zur Zeit des Absolutismus die Herrscher nicht länger Sonderrechte in ihrem Staat, auch nicht der Städte und suchten, sie zu beseitigen. Ja, ihr geschichtlich gewordener Charakter sollte sich ändern, denn nach dem 2. Konstitutionsedikt des Großherzogtums Baden vom 1. August 1807 sollte der sie auszeichnende Charakter nur noch darin bestehen, „daß ihre Haupteinrichtung auf Nahrung durch Gewerbsamkeit, Kunstfleiß und Wohnungs-Annehmlichkeit für die zahlende Klasse der Staatsbürger berechnet ist“<sup>2</sup>. Die Zeit war vorbei, da die Stadt dank ihrer Freiheiten und Rechte im Politischen, Kulturellen und Wirtschaftlichen ein Eigenleben führte. So ist die Erhebung Achern zur Stadt nicht mehr zu vergleichen mit einer Verleihung der Stadtrechte im Mittelalter. Sie erfolgte mehr auf Grund eines Planes, nicht auf Grund des Verlangens der Einwohner und war das Ergebnis eines Verwaltungsaktes.

## *Der Anlaß:*

Am 28. 1. 1808 wurde das Obervogteiamt Achern durch eine Regiminalverfügung aufgefordert mitzuteilen, welche Marktflecken in der vormaligen Landvogtei Ortenau seien, wie groß jeder von ihnen sei und inwiefern sich der eine oder andere seiner Lage und seiner Gewerbsamkeit nach dazu eigne, nach § 5

des Gemeinheiten Edikts als Städte organisiert zu werden. Nicht angegeben ist, von wem die Anregung ausgegangen ist und was sie als Ziel hat. Sicherlich stellt das Vorhaben eine Aufwertung der Landvogtei dar, die den südlichen vom nördlichen Landesteil des Großherzogtums trennt. Darauf antwortete das Obervogteiamt am 27. 5. 1808, Achern sei der ansehnlichste Ort und einzige Marktflecken der ehemaligen Landvogtei, der dafür in Frage käme. Es zähle gegenwärtig 1327 Seelen, 311 Familien und 271 Häuser. Sämtliche Berufe (Professionisten) seien vorhanden. Jede Woche wird ein Markt, jedes Jahr zweimal ein Jahrmarkt abgehalten. Der Ort verfüge über ansehnliche Gebäude. 8 Mahlmühlen seien vorhanden. In einer fruchtbaren Gegend gelegen am Ausgang des Acher- und des Sasbachtals, sei Achern der wirtschaftliche Mittelpunkt des Gebietes. Durch die jüngste Landesorganisation sei der Ort Sitz eines Oberamtes, einer Forstinspektion und eines Physikates (Amt eines Kreisarztes) geworden. Der Bericht weist außerdem darauf hin, daß die wirtschaftliche Bedeutung durch den Bau eines Frucht- oder Hanfhauses sowie die Einrichtung eines Viehmarktes gefördert werden könne, der es allerdings schwer haben werde gegenüber dem alteingeführten Bühler Frucht- und Viehmarkt. Aus all dem ergebe es sich für das Obervogteiamt, daß außer Achern kein Ort in der ehemaligen Landvogtei auch nur einigen Anspruch auf den Rang einer Provinzialstadt machen könne. Allerdings sei der Ort infolge der vergangenen Kriege stark verschuldet.

Nun darf nicht die Meinung entstehen, das Obervogteiamt Achern wolle dem Ort um jeden Preis zu seiner neuen Ehre verhelfen. Achern hatte damals schon für die Gegend eine gewisse Bedeutung. Seit Jahrhunderten war es der Sitz des Gerichtes Achern, dem neben (Nieder-)Achern auch Oberachern, Fautenbach, Önsbach, Gamshurst und Fernach bei Oberkirch zugehörten, ebenso das Aftergericht Ottersweier mit Lauf samt seinen vielen Zinken<sup>3</sup>. Es war das größte unter den 4 Gerichten der Landvogtei, wobei allerdings zu den übrigen 3 (Ortenberg, Appenweier und Griesheim) keine Landverbindung bestand. Vermutlich seit dem 15. Jahrhundert wurden hier ein Wochenmarkt, außerdem zwei Jahrmärkte abgehalten. Die Straße, die den Ort durchzog, war in bestem Zustand und von der „Laube“ bis zur Vogtei gepflastert. Ein Feuergraben durchzog den Ort, um Löschwasser im Falle eines Brandes zu haben. In Anerkennung der beiden letzteren Maßnahmen und in der Absicht, die Straßen auch weiterhin in gutem Zustand zu erhalten, gewährte Erzherzog Ferdinand, der damalige Landesherr von Tirol und Vorderösterreich, 1569 Achern das Recht<sup>4</sup>, von jedem Fahrzeug, das durch den Ort fuhr, eine Abgabe zu erheben. Sie betrug für einen „Karch“ (zweirädriger Wagen) 1 Pfennig, für einen mehrrädri gen Wagen 1 Kreuzer. Der Betrag wurde von einer ständigen Wache in einem Anbau an der Nikolauskapelle bis ins 19. Jahrhundert eingezogen. Die Hälfte des eingenommenen Betrages mußte allerdings an die Herrschaft abgeführt werden, die der Gemeinde jedoch keinen Zuschuß zum Unterhalt der Straßen und Brücken gewährte.

Auch in kultureller Hinsicht mühten sich die Einwohner des Fleckens. 1764 stellten einige Bürger ein Anwesen in dem Ort zur Verfügung, um eine Piaristenschule einzurichten. Darin sollten die Patres Schüler aus Achern und der Umgebung unterrichten „in primis principibus“ der lateinischen Sprache, damit sie darauf an einer auswärtigen Schule ihre Studien fortsetzen konnten, ferner in der Rechenkunst und in der Kunst des Schreibens. Dadurch sollten „nicht nur alle Kinder besser als bisher qualifiziert und geschickter werden teils sich selbst teils dem gemeinen Streben sowohl in Künsten als commercieren und Handwerken vorzustehen“. Der Plan konnte nicht ausgeführt werden, da der Abt von Allerheiligen als Pfarrherr von Achern dagegen Einspruch erhob und außerdem die Frage nicht gelöst wurde, wie der Lebensun-



*Großherzog Carl Friedrich.*

*Lith.: L. Wagner*

terhalt der Patres bestritten werden konnte, da der Unterricht unentgeltlich sein sollte<sup>5</sup>. In dem Bericht des Obervogteiamtes wird auch erwähnt, daß mehrere ansehnliche Gebäude vorhanden seien. Dazu gehörte sicherlich nicht die Pfarrkirche, denn sie war im Hinblick auf die gewachsene Bevölkerungszahl viel zu klein und der Turm so baufällig, daß der Straßburger Generalvikar Riccius 1728 über sie das Interdikt verhing, damit endlich die dringend erforderlichen Ausbesserungsarbeiten durchgeführt wurden<sup>6</sup>. Erst 1808, als Achern Stadt geworden war, begann man mit den Vorbereitungen für einen Neubau<sup>7</sup>.

So kam Achern um 1800 schon eine größere Bedeutung zu. Inzwischen hatte sich auch in seiner Bevölkerung eine Umstrukturierung vollzogen. Nach der Bevölkerungsstatistik von 1792<sup>8</sup> gab es in Achern nur noch 16 rein bäuerliche Betriebe, daneben 173 Handwerker, die neben ihrem Beruf noch eine kleine Landwirtschaft betrieben.

Die Regierung in Karlsruhe nahm den Bericht des Obervogteiamtes beifällig auf, und ohne weitere Rückfragen beschloß sie am 14. Juni 1808 „ad intentionem Serenissimi“, dem Marktflecken Achern das Stadtrecht zu verleihen und darüber das erforderliche Privilegium ausstellen zu lassen.

Die Urkunde lautet:<sup>9</sup>

Wir Carl Friedrich, von Gottes Gnaden, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen pp. haben Uns gnädigst bewogen gefunden, dem Marktflecken Achern, in der Ortenau, in Rücksicht auf dessen ansehnliche Bevölkerung, den Gewerbefleiß und die Betriebsamkeit seiner Einwohner sowohl, als die demselben schon zustehende Marktgerechtsame, und den von Uns gnädigst dahin bestimmten Oberamtssitz, die Rechte und Vorzüge einer amtssäßigen Stadt Unseres Großherzogtums zu verleihen.

Indem wir Uns nun zu Unserer Stadt Achern gnädigst versehen, daß dieselbe die Verleihung des Stadtrechts als einen Beweis Unserer besonderer Huld erkennen werde, und sie wegen des Umfangs, der hierdurch erlangten Rechte, auf die §§ 5 und 6 Unseres zweiten Konstitutionsedikts verweisen, so versichern wir dieselbe dessen mittelst gegenwärtiger mit dem größeren Siegel Unseres Geheimen Rats Polizeidepartements versehenen Urkunde. Gegeben im Großherzoglichen Geheimen Rate, Polizei-Departement. Karlsruhe den 14. Juni 1808

Auf Seiner königlichen Hoheit General Befehl

*J. Öhl, L. S. Hertzberg*

### *Das Fest*

Am 31. Juli, dem Festtag des seligen Markgrafen Bernhard, des Patrons der Markgrafschaft Baden, sollte die Urkunde in einem feierlichen Festakt von dem Beamten des Obervogteiamtes J. Minderer dem Stabhalter Valentin



Frech, dem Vertreter der Gemeinde, übergeben werden. Bereits am 25. Juli hatte dieser das Festprogramm veröffentlicht und die Bürger zur Teilnahme eingeladen. Mit der Ausschmückung der Stadt wurde der Einnehmer der staatlichen Grundzinsen, der Zinsmeister Trändlin von Offenburg, bestellt. Er ließ an den Ortsausgängen nach Offenburg und Rastatt Tore errichten, die mit Tannenreisig und Blumen geschmückt waren und Spruchbänder trugen. Ebenso ließ er Spruchbänder rings um den Kastanienbaum vor dem Gasthaus zum „Adler“, in dem die Übergabe sich vollzog, anbringen; sie sollten nachts beleuchtet werden. Die Feierlichkeiten begannen bereits am Vorabend, nachdem die Abendglocke geläutet hatte. Unter dem Abfeuern von 12 Böllern zogen die Ortsmusikanten mit türkischer Musik<sup>10</sup> durch die Straßen der Stadt.

Den Festtag eröffneten morgens 4 Uhr Böllerschießen und türkische Musik. Gegen 9 Uhr versammelten sich vor dem Vogteigebäude die Festgäste, darunter das gesamte Personal des Oberamtes Offenburg und Iberg sowie die Geistlichkeit des Obervogteiamtes Achern. Dann schritten die Versammelten, voran die türkische Musik und die Schützenkompanie, zum feierlichen Festgottesdienst in die Kirche, als dessen Abschluß das *Te deum* unter Geschützesdonner gesungen wurde. Anschließend zogen die Teilnehmer — diesmal waren auch Frauen zugelassen — zur Gemeindestube im Gasthaus zum „Adler“, wo die Urkunde übergeben werden sollte. An diesem Festakt nahmen auch die 3



*Die Nikolauskapelle in Achern.*

*Lith.: F. Piton*

*Das Gebäude mit dem Türmchen links von der Nikolauskapelle ist das Gasthaus „Adler“.*

ältesten Bürger der Stadt teil. Die Feier eröffnete eine Rede des Beamten des Obervogteiamtes Joseph Minderer. In ihr pries er die „die ganz seltene Gnade des durchlauchtigsten Regenten, die noch keinem Ort in dem nunmehrigen Großherzogtum Baden widerfahren ist. Aus höchst eigener Bewegung habe er das Privilegium einer amtssäßigen Stadt mit allen daraus fließenden Rechten und Vorzügen der guten Bürgerschaft erteilt. Minderer forderte die Anwesenden auf, durch Verdoppelung des Gewerbefleißes, durch Achten auf Ordnung und gute Sitte sich des höchsten Zutrauens des Landesherrn würdig zu erweisen. Nach Verlesung der Urkunde wurde sie dem Stabhalter Valentin Frech als dem Vertreter der Gemeinde überreicht, der sie als „Zeichen unverdienter Gnade tief gerührt mit innigstem Dank entgegennahm“. Während des folgenden Festmahls wurde unter Pauken- und Trompetenschall sowie Geschützdonner ein Hoch auf den Großherzog und seine Familie ausgerufen. Den Festtag schloß ein Feuerwerk auf einer der Anhöhen vor der Stadt und eine Beleuchtung der Häuser von Honoratioren bei Anbruch der Dunkelheit. Im Laufe des Tages kamen viele Fremde in die nunmehrige Stadt, um ihre Ausschmückung zu bewundern; doch gab es unter ihnen auch Leute, die in boshafter Absicht fragten, wo denn die Mauern und die Tore der Stadt seien.

Achern war nun ein Stadt. Daß die Bürger darauf stolz waren, läßt sich denken, denn nun fühlten sie sich als etwas Besseres, zumal sie solch anerkennende und ermunternde Worte von höchster staatlicher Stelle vernommen hatten. Doch worin bestanden nun die Rechte und Vorzüge der neuen Stadt?

### *Die Rechte der Stadt*

Mit der Verleihung des Stadtrechts erhielt Achern einige Rechte, die für alle Städte des Landes gleich waren und im 2. Konstitutionsedikt, die Verfassung der Gemeinheiten, Körperschaften und Staatsanstalten betreffend vom 1. August 1807 festgelegt sind<sup>11</sup>. Eine Neuordnung des Gemeinderechts war erforderlich geworden, da durch die Rheinbundakte 1806 die bisher gültigen Reichsgesetze, die das Verhältnis der Obrigkeit zu den Untertanen bestimmten, als „de nul effet“ erklärt wurden<sup>12</sup>. Wie die andern Konstitutionsedikte sollte auch dieses dazu beitragen, aus dem Großherzogtum Baden einen Einheitsstaat zu machen. Da auch im Sinne des aufgeklärten Absolutismus, dem Großherzog Carl Friedrich anhing, alle Macht im Staat in den Händen des Landesfürsten lag, erhielt die Neuordnung einen stark zentralistischen Charakter, wobei die überkommenen Formen trotz ihrer jahrhundertealten Tradition unberücksichtigt blieben.

Nach dem 2. Konstitutionsedikt besitzen alle Gemeinden und damit auch die Städte das *Bannrecht*. Es bezeichnet die Befugnis der Gemeinde, „unter oberherrlicher Aufsicht für die Arbeiten und den Gebrauch der Liegenschaften diejenigen Regeln festzusetzen und aufrecht zu halten, welche für den unge-

störten Gang der Gewerbsamkeit der Gemeindeglieder die verträglichsten sind.“ Zum Bannrecht kommt bei den Städten hinzu das Marktrecht und das Gewerbsrecht. Das *Marktrecht* ist die Befugnis, „an bestimmten Tagen der Woche bez. des Jahres Markt abzuhalten zur allgemeinen Lebens- oder täglichen Speisebedürfnis“. Das *Gewerbsrecht* ermächtigt die Bürger einer Stadt, „jedes Gewerbe jedoch mit Beobachtung der Gemeindepolizei zu betreiben.“ Voraussetzung ist, daß der Betreffende sich ordnungsgemäß befähigt hat. Zu den 3 genannten Rechten, die im wesentlichen Überkommenes bestätigten, kommt die Ratsgewalt hinzu. Unter *Ratsgewalt* versteht man die Befugnis der Stadt, „die Ortspolizei in unterster Ordnung und vorzüglich jene, die Bezug nimmt auf Wohnungs-, Gewerbs-, Zunft- und Handelssachen, auch auf Bequemlichkeit der Fremden zu besorgen.“ Ihre Ausübung liegt in den Händen des Gerichts, das in den Städten die Bezeichnung Stadtrat führt. Dieser Stadtrat vertritt die Gemeinde samt ihren Rechten und ist für den Gehorsam und die Ordnung der Bürgerschaft verantwortlich. Er besteht aus mindestens 3, jedoch nicht mehr als 12 Gemeindegossen je nach der Größe der Markung. Sie müssen von der Unterpolizeibehörde bestätigt sein. Der Vorgesetzte der Stadt führt die Amtsbezeichnung Bürgermeister oder Oberbürgermeister und wird aus der Mitte der Bürgerschaft genommen. Stets muß er von der Oberpolizeibehörde bestätigt werden. Seine Aufgabe ist es, „die Rechte des Regenten zu wahren, den Handlungen des Gerichts das Ansehen zu geben, die Befehle der vollziehenden Gewalt bekannt zu machen und ihren Vollzug zu betreiben.“

Schließlich wurde Achern noch eine *amtssäßige Stadt*. Sie ist im Hinblick auf die Gerichtsbarkeit der Untergerichtsbarkeit des Bezirks unterworfen, dem sie zugewiesen ist.

Als der Stabhalter Valentin Frech das Stadtprivilegium aus den Händen des Obervogteirates Minderer entgegennahm „mit sichtbarer dankbarer Herzensbewegung“, wie Minderer in seinem Bericht an die Regierung in Karlsruhe mitteilte, da „konnte er kaum die Worte herausbringen, daß die Acherner Bürgerschaft diese unverdiente höchste Gnade mit innigstem Dank entgegennehme.“ Vermutlich hatte er noch nicht die § 5 und 6 des 2. Konstitutionsediktes gekannt, denn dann wäre ihm der Unterschied zwischen den früheren und den neuen Verhältnissen bewußt geworden. Nun war er wie die Stadträte ein Staatsbeamter, der jederzeit von seiner vorgesetzten Behörde abgesetzt werden konnte. Die Stadt hatte keine eigenständige Verwaltung mehr, denn fortan traf die Landesbehörde in allen wichtigen Fragen die letzte Entscheidung.

Nachdem der Stadt auch die Gerichtshoheit genommen war, konnte niemals ein Urteil mehr ergehen, das beginnt: „Wir Vogt, Stabhalter und Zwölfer des kaiserlich-königlichen Landgerichts Achern tun hiermit jedermänniglich zu wissen, daß . . .<sup>1344</sup>. Die Gemeinden erhielten eine für alle gültige einheitliche

Ordnung auf Kosten der geschichtlich gewordenen Vielfalt. Jedoch beharrte in der Folgezeit die Karlsruher Regierung nicht starr auf den oben dargelegten Grundsätzen, sondern war auch bereit, sie zu ändern, wenn die Notwendigkeit es erforderte. So erhielten die Gemeinden durch die Gemeindeordnung 1831<sup>14</sup> das Recht, daß die Gemeindeversammlung (= Versammlung der Gemeindeglieder) den Gemeinderat wählte. Seinen Vorsitz führte der Bürgermeister. Neben der Gemeindeversammlung gab es noch den Bürgerausschuß, der in gesetzlich bestimmten Fällen bei der Gemeindeverwaltung mitwirkte. Immer mehr wurde in der Folgezeit mit der Vormundschaft des Staates über die Gemeinden gebrochen. Eine gewisse Staatsaufsicht über sie blieb allerdings erhalten.

Eine bestimmende Mitarbeit der Bürger an der Stadtverwaltung war nicht vorgesehen.

Achern war nun eine Stadt von Großherzogs Gnaden. Doch größere Bedeutung hatte diese Ehre zunächst nicht. Es war ein Bauernstädtchen (Otto Hörth). Der Alltag verlief weiterhin in den überkommenen Bahnen kleinstädtischen Lebens. Bekannt wurde die Stadt vor allem durch den Bau der Illenau 1842, der ersten Landesirrenanstalt des Großherzogtums Baden. Die Neuartigkeit der Anlage, dazu die fortschrittliche erfolgreiche Heilmethode seiner Direktoren Roller, Hergt und Schüle bewog viele Kranke des In- und Auslandes, dort Heilung zu suchen. Ihr Ruf und ihr Ausbau kamen auch der Entwicklung Acherns zugute.

#### *Anmerkungen:*

- 1 Die folgenden Angaben sind entnommen der Akte „Die Erhebung des Marktflleckens Achern zur Stadt“ betr. 1807/1808, GLA 229/178
- 2 Regierungsblatt des Großherzogtums Baden Samstags den 1. August 1807, Nro. 26, Pag. 127
- 3 Eine genaue Beschreibung des Gerichts Achern enthält das Ortenauische Stockurbarium de anno 1727. StA Offenburg
- 4 GLA 31/Ortenau Conv. 12
- 5 Akte „Stiftung eines Hospizes von Franziskanern oder Piaristen. GLA 229/220. Hofratsbericht an den Markgrafen vom 6. 11. 1764.
- 6 Schreiben vom 2. 12. 1728. GLA 229/189
- 7 Vgl. H. Schneider, Die kirchlichen Verhältnisse in Achern von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Ortenau 63/1983, S. 294—327
- 8 Historische Beschreibung der Ortenau in specie des Gerichts Achern. GLA 129/32
- 9 Die Urkunde ist nur in Abschriften erhalten
- 10 Nachbildung der türkischen Militärmusik, auch Janitscharen Musik genannt. Sie besteht aus Schalmeyen und Trompeten. Hinzu kommen Schlaginstrumente (große und kleine Trommel, Pauken, Becken, Triangel und Schellenbaum).
- 11 Regierungsblatt des Großherzogtums Baden Samstags den 1ten August 1807 Nro. 26, § 5, S. 127—128, § 6, S. 128—129
- 12 K. Stiefel, Baden 1648—1952. Bd. 1, S. 212
- 13 Beginn eines Kaufvertrages vom 1. Mai 1784. In Privatbesitz
- 14 K. Stiefel, a. a. O. Bd. II, S. 1113 ff

#### *Literatur:*

- E. Beck, Achern / 150 Jahre Stadt. Zum Jubiläum der Stadtrechtsverleihung am 14. Juni 1808, in: Ortenau 38/1958, S. 70—75  
K. Stiefel, Baden 1648—1952. 2 Bde. Karlsruhe 1977

## Gérard de Nervals Reise nach Baden

*Reiner Haehling von Lanzenauer*

Bildungsreisen erfreuten sich im vergangenen Jahrhundert steigender Beliebtheit, konnte man sich doch seit Ende der napoleonischen Kriege halbwegs sicher durch ein verkehrsmäßig erschlossenes Europa bewegen. Je nach Geldbeutel geschah dies zu Fuß oder per Pferdepост und schon bald mit den neu angelegten Eisenbahnen. Ein begehrtes Reiseziel war das aufstrebende badische Großherzogtum. Es hat unter anderen zahlreiche Maler, Musiker und Literaten von jenseits des Rheines angezogen. Einer von ihnen war der französische Romantiker Gérard de Nerval. Von seiner Fahrt ins Badische ist zu berichten.



*Gérard de Nerval (um 1850)*

Vorweg zur Person des Reisenden: Nerval, mit eigentlichem Namen Labrunie, war 1808 in Paris geboren. Dort wuchs er auf, während sein Vater als Militärarzt jahrelang der französischen Armee durch Preußen und Österreich folgte. Die Mutter war dem Vater ins Kriegsgebiet nachgereist, im Lazarett von Glogau/Niederschlesien plötzlich am Fieber verstorben. Dies mag erklären, warum der daheim gebliebene Junge all sein Interesse dem unbekanntem deutschen Nachbarlande zuwandte. Perfekt erlernte er auf der Pariser Schule die deutsche Sprache, deren praktische Vervollkommnung er dem später aus dem Kriege heimkehrenden Vater verdankte. So gelang bereits dem zwanzig Jahre

alten Gérard eine Übersetzung des „Faust“ ins Französische, von der Goethe selbst lobend sagte: „Im Deutschen mag ich den ‚Faust‘ nicht mehr lesen, aber in dieser französischen Übersetzung wirkt alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich“<sup>1</sup>. Bald folgten Übertragungen der Schriften von E. T. A. Hoffmann, Heine und weiterer deutscher Dichter in die französische Sprache. Daneben steht Nervals eigenes schriftstellerisches Werk, wo Realität und Traumwelt immer wieder symbolhaft ineinander übergleiten.

Ein gut Teil seiner anerkannten Übersetzungsarbeit hatte der sprachbegabte Gérard mit zu Hause erworbenem Wissen vollbracht, ohne je ein deutschsprachiges Land betreten zu haben. Sehnsüchtig wünschte er daher, das sagenumwobene „Germanien“ mit eigenen Augen zu sehen. Eine erste kürzere Fahrt durch Deutschland und die Schweiz hat vermutlich 1836 stattgefunden, Belege hierüber fehlen jedoch<sup>2</sup>. Um so mehr wissen wir von der großen Reise des Jahres 1838. Jetzt hat Nerval nämlich seine Eindrücke und Erfahrungen in mehreren französischen Zeitungen veröffentlicht, sie später unter dem Titel „Lorely, Souvenirs d'Allemagne“ in überarbeiteter Form zusammengefaßt.

Mitte August 1838 überquert der fahrende Schriftsteller bei Straßburg den Rhein, dessen Ufer noch eine aus etwa 60 Pontons gebildete Schiffsbrücke verbindet. In Kehl angekommen, beeindruckt den Besucher erst einmal die Vielzahl der Tabakläden, die mit verführerischen Etiketten versehene Rauchwaren feilbieten. Durch die Rheinebene führt die Reise weiter nach Baden-Baden, wo Nerval sich im Gasthaus Sonne — heute Schwarzwaldhof, Gernsbacher Straße 13<sup>3</sup> — einlogiert. Dort erreicht ihn ein Einschreibebrief mit einem Wechsel, der die leere Reisekasse auffüllen soll. Der Dichter hinterläßt sein Gepäck im Hotelzimmer, bezahlt mit letztem Geld die Postkutsche nach Straßburg, wo er zur Bank eilt. Der Kassier weist ihn indes ab, denn der Wechsel sei auf den Sohn des Bankiers Eloi gezogen, über die Einlösung könne nur Vater Eloi befinden. Als Gérard abends erneut vorspricht, wird ihm unwirsch bedeutet, daß Monsieur Eloi Père nicht gedenke, auf das Billet etwas auszahlend. Nichts anderes bleibt Gérard übrig, als mit sinkender Sonne auf Schusters Rappen dem Baden-Badener Hotelzimmer zuzustreben. Ab Bischofsheim gesellt sich ein französischer Handwerker, den Ranzen auf dem Rücken, zu ihm. Nerval offenbart, daß er gerade noch 20 Kreuzer besitze. Bis Baden-Baden käme man in der Nacht nimmer, meint der andere; er wisse aber in Schöndorf (erfundener Ortsname, vermutlich Freistett) eine preiswerte Gastwirtschaft, wo man Fußwanderer für einen derart geringen Betrag verköstige und beherberge. Vor besagtem Gasthof trennen sich die beiden, unser Dichter zieht alleine weiter. Doch im nächtlichen Dunkel lassen sich die Aufschriften der Wegweiser kaum noch entziffern, niemand ist unterwegs, obendrein beginnt es zu nieseln. Da entsinnt sich der Einsame des Rates seines zurückgebliebenen Weggenossen. Im nächsten Dorfe — ein nicht näher bezeichneter Ort im Raume Achern muß es gewesen sein — klopft er an einem einfachen Gasthause an und bittet um Quartier zum Billigtarif für Fußwanderer. Zu sei-

nem Erstaunen wird ihm mit Silberbesteck aufgetischt, man überläßt dem gutgekleideten Gast für die Nacht das behaglichste Schlafzimmer. Im Nachhinein meint Nerval dazu: „Sicher hielten mich die Leute für einen Prinzen, der nach dem Muster komischer Opern sich später zu erkennen geben, seine Schärpe vorzeigen und alle mit Wohltaten überhäufen würde . . .“ Was Wunder, daß die gepfefferte Rechnung am nächsten Morgen zwei Gulden beträgt. Da gab's nur eines: der Hausknecht erhielt die verbliebenen 20 Kreuzer als Trinkgeld und trabte zu Fuß neben Gérard her bis hinein nach Baden-Baden. Dort streckte Sonnenwirt Stambach die fremde Logierschuld vor. Zufrieden trottete der Bote mit den klingenden Gulden in der Tasche heimwärts. Noch erleichteter atmete der Dichter auf, als acht Tage später sein Geld — diesmal in barer Münze — eintraf<sup>4</sup>.

Unterdessen hat Gérard die Zeit genutzt, um den Badeort von allen Seiten in Augenschein zu nehmen. Bei Orchesterklängen vor dem Kurhaus sitzend empfindet er das Oostal als künstliche Szene: „Diese Bäume sind nur ausgeschnitten, diese Häuser nur gemalt, diese Berge sind auf Gestelle aufgespannte riesige Gemälde, an denen die Einwohner herabsteigen . . .“ Lebensechter dünkt den Beobachter der Ball am Samstagabend im Salon des Kurhauses, wo er die weißen Schultern der Russinnen, Deutschen und Engländerinnen mit Wohlgefallen betrachtet. Keine Stadt Europas, so urteilt er, sei günstiger gelegen als Baden-Baden für eine derartige Präsentation europäischer Schönheiten. „Was soll ich noch von diesem Ball erzählen, sind es doch glückliche Gegenden, wo man sommers tanzt, während durchs geöffnete Fenster ein duftender Windhauch fächelt, draußen Mondschein den Rasen erhellt und ferne Hügelhänge bläulich einfärbt; wo man von Zeit zu Zeit in dunklen Alleen Luft schöpfen kann und auf Wandelgängen und Balkonen festlich gekleidete Frauen sieht“<sup>5</sup>.

Natürlich sucht Nerval die Spielbank auf, die soeben von dem erfolgreichen Pächter Bénazet übernommen worden war<sup>6</sup>. Der Besucher vermerkt, daß die Croupiers ihre Ansagen in französischer Sprache machen: „Le jeu est fait, messieurs, rien ne va plus!“ Um drei Spieltische schart sich die Menge der Spieler, allen voran der Großherzog von Hessen. Angeblich setzt er jeden Tag an die 12 000 Gulden, verliert alles oder gewinnt das Vierfache. „Eine Art Lakai folgt ihm überall hin, und wenn er den Spieltisch wechselt, bleibt der hinter ihm stehen, um die Nachbarn zu beobachten. Wer zu nahe tritt, bekommt von diesem Bediensteten Ermahnungen zu hören wie: Mein Herr, Sie behelligen den Fürsten! Mein Herr, Ihr Schatten fällt auf das Spiel des Fürsten! Der Fürst aber läßt sich nicht ablenken, er sieht niemanden, er kennt niemanden. Man könnte ihn hinterrücks anstoßen — er würde keine Miene verziehen. Nur der Lakai würde in gleich eisigem Tone sagen: Ihr Fuß hat den Fürsten berührt; nehmen Sie sich in acht, mein Herr“<sup>7</sup>.

Unter den schattigen Bäumen der Lichtentaler Allee entdeckt Gérard all die Bewegung, den Aufwand und den Glanz einer Pariser Promenade. Er lenkt seine Schritte zum Kloster Lichtental, nennt es eine romantische Zuflucht, eine lachende Kartause, die Herberge leidender Herzen. Nach der Fürstenkapelle betritt er die Klosterkirche, wo ihn die barocke Eleganz der Altäre besticht<sup>8</sup>. „Selbst der Tod gewinnt ein vorzeigbares, beinahe kokettes Aussehen.“ Im Vorbeigehen wirft der Besucher einen neugierigen Blick ins Schwesternsprechzimmer, dessen kunstvolle Ausstattung — die Wandgemälde und das schmiedeeiserne Trenngitter — ihn überrascht. Ein wenig bedauert er, daß er hier keiner Nonne einen Besuch abzustatten hat, begnügt sich zum Abschied mit dem Anblick zweier blaugeschürzter Novizinnen, die der Äbtissin eine Kanne voll Kaffee überbringen<sup>9</sup>.

Von Baden-Baden aus unternimmt Nerval einen Abstecher nach Karlsruhe, um sich in der Residenz umzusehen. Zu seinem Leidwesen führt das Theater an diesem Tage kein deutsches Stück auf. Nerval hat es nicht verübelt — später einmal bezeichnete er die badische Hauptstadt als ein beachtliches Zentrum von Kunst und Literatur<sup>10</sup>. Nun verläßt er Baden-Baden, um mit dem Dampfschiff rheinabwärts zu fahren. Über Mainz erreicht er Frankfurt zum vereinbarten Treff mit seinem Freunde, dem berühmten Erzähler Alexandre Dumas.

Seinen französischen Mitbürgern hat Gérard de Nerval durch einfühlsame Übersetzungen deutsches Geistesleben erschlossen, durch anschauliche Reise-schilderungen deutsche Landschaft nähergebracht. Die französische Literaturgeschichte räumte ihm einen Ehrenplatz ein. Bei uns hingegen ist der Mittler unverdient in Vergessenheit geraten.

#### *Anmerkungen:*

- 1 Eckermann, Gespräche mit Goethe, Verlag Hesse, Leipzig o. J., S. 308.
- 2 Dédéyan, Gérard de Nerval et l'Allemagne. Paris 1957, S. 86.
- 3 J. Loeser, Geschichte der Stadt Baden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Baden-Baden 1891, S. 177, 555.
- 4 Gérard de Nerval, Lorely. Paris 1958, S. 42ff.
- 5 Ebd. Anm. 4, S. 51; H. Berl, Baden-Baden im Zeitalter der Romantik. 1936, S. 87.
- 6 Fischer, Faites votre jeu, Die Geschichte der Spielbank Baden-Baden. 1975, S. 39ff.
- 7 Lorely, a.a.O. Anm. 4, S. 50.
- 8 1869-74 durch neugotische Altäre ersetzt; vgl. M. Deodata, Frauenkloster Lichtental. Lichtental 1915 (mit Nachtrag bis 1939), S. 157-159; E. Lacroix u.a., Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden. Karlsruhe 1942, S. 425.
- 9 Lorely, a.a.O. Anm. 4, S. 56.
- 10 Dédéyan, a.a.O. Anm. 2, S. 95, 247.



# Der Schutterbote

## *Publizistik und Liberalismus im Lahrer Vormärz*

*Joachim Sturm*

Das Lahrer Stadtarchiv konnte unlängst die (wahrscheinlich) unvollständige Erstausgabe einer „Schutterbote“ genannten Zeitung erwerben, deren vorliegende Nummern die Monate Januar bis Juni 1833 umfassen. Zwar war das erstmalige Erscheinen des Schutterboten in der Vormärzzeit bereits vermutet worden, doch konnte ein genaues Jahr aber bisher nicht angegeben werden. Das am 18. März 1848 herausgegebene Probeblatt der neu aufgelegten Zeitung hatte sich nämlich als der „nach unfreiwilligem Winterschlaf neuerstandene Schutterbote“ vorgestellt. Insofern hatte man vor Jahren durchaus schon zu Recht angenommen, daß das „Blatt nach anfänglichem Erscheinen von der Zensur“<sup>1</sup> verboten worden sei. Damit war aber das Jahr des erstmaligen Erscheinens dennoch nicht bekannt geworden.

Nach derzeitigen Erkenntnissen scheint alles darauf hinzudeuten, daß der „Schutterbote“ seinen „Winterschlaf“ noch im Jahre 1833 angetreten hat, — bricht doch die im Stadtarchiv vorliegende Sammlung mit der 49. Nummer vom 18. Juni 1833 ab, obwohl das beigegebundene „Lahrer Wochenblatt“ für das ganze Jahr 1833 vorhanden ist.

Wie 1848, so wurde auch 1833 der „Schutterbote“ zweimal wöchentlich aufgelegt mit dem Unterschied jedoch, daß er dienstags und freitags und nicht mittwochs und samstags wie in seiner zweiten Auflage erschien. Auch war das Halbjahresabonnement 1833 noch teurer als dasjenige des Jahres 1848: ein Gulden sechs Kreuzer gegenüber einem Gulden später und dies bei gleichem Umfang.

### *Johannes Friedrich Rost: Spiritus rector*

Wahrscheinlicher alleiniger Gestalter des „Schutterboten“ von 1833 scheint Johann(es) Friedrich Rost gewesen zu sein, da nur er als „verantwortlicher Herausgeber, Verleger und Drucker“ genannt wird. Ein festangestellter Redakteur tritt nicht in Erscheinung. Somit darf angenommen werden, daß alle nicht gezeichneten Artikel aus der Feder Rosts selbst stammen.

Der am 12. September 1802 in Lahr geborene Rost hatte sich nach der Schulzeit für den Beruf des Buchdruckers entschieden. Nach Lehr- und Wanderjahren mag er sich, wahrscheinlich im Jahre 1831, in Lahr etabliert haben, denn in diesem Jahr erwarb er das Bürgerrecht<sup>2</sup> und trat in den Ehestand<sup>3</sup>.

Schon früh könnte er außerdem mit dem liberalen Gedankengut in Berührung gekommen sein. Seine Mutter war nämlich eine Schwester des Vaters von Philipp Jacob Siebenpfeiffer<sup>4</sup>. Obwohl der um zehn Jahre jüngere Vetter Lahr schon früh verließ, so kann er Rost doch, bei Besuchen in der Heimatstadt und durch brieflichen Kontakt, in das liberale Denken eingeführt haben. Vielleicht hat sein Vorbild Rost dann auch auf die Linie eines kämpferischen



Philipp Jakob Siebenpfeiffer  
Der Feuertreib des „Hambacher Festes“ 1832.  
geb. 1789 in Lahr, gest. 1845 als Professor der Rechtswissenschaft in Bern.

*Philipp Jakob Siebenpfeiffer  
Der Feuertreib des „Hambacher Festes“ im Jahre 1832. Geb. 1789 in Lahr, gest. 1845 als Professor der Rechtswissenschaft in Bern.*

*Aufn.: Stadtarchiv Lahr*

Publizismus einschwenken lassen und schließlich zur Herausgabe des „Schutterboten“ bewogen. Auffallend ist, daß die Zeitung gerade in jenen Monaten erscheint, in denen Siebenpfeiffer in Untersuchungshaft sitzt, während gegen ihn der Prozeß ob seines aufwieglerischen Verhaltens beim Hambacher Fest vorbereitet wird. Inwiefern Siebenpfeiffer jedoch an der Abfassung einzelner Artikel beteiligt ist oder in welchem Maße sein Gedankengut in den „Schutterboten“ eingeflossen sein könnte, wird sich erst bei einer genaueren Untersuchung feststellen lassen.

Nach dem Verbot des „Schutterboten“ durch die Zensur hat Johann Friedrich Rost, wie es scheint, sich für den direkten Weg zur Verwirklichung seiner politischen Ziele entschieden. 1836 nämlich läßt er sich als Kandidat des 1. Lahrer Wahlbezirks zur Wahlmännerwahl aufstellen<sup>5</sup>. Weit abgeschlagen, zieht er sich zunächst aus der Politik und dem politischen Leben zurück. Jedoch stellt er sich 1847 erneut zur Wahl<sup>6</sup>. Aber auch jetzt muß er, mit nur

wenigen Stimmen versehen, wie schon zuvor alle Hoffnung aufgeben, sich an der Abstimmung zwecks Ernennung eines Lahrer Abgeordneten zur II. badi-schen Kammer beteiligen zu können.

Sein Versuch einer Einflußnahme im lokalen Bereich durch Einstieg in die Gemeindepolitik verläuft gleichfalls erfolglos. Nur einmal, im Oktober 1833, wird er in die III. Klasse des Großen Bürgerausschusses gewählt<sup>7</sup>. Dieser Sprung gelingt ihm nie wieder, obwohl er sich bis 1848 bei jeder anstehenden Wahl erneut aufstellen läßt und all die Jahre hindurch auf eine treue Stammwählerschaft zählen kann. Das Verbot des „Schutterboten“ könnte auch in diesem versuchten Einstieg in die Gemeindepolitik seine Ursache haben. Rost geriet durch seine Parteinahme und Agitation für einen demokratischen Liberalismus vielleicht in Opposition zu dem der konservativen Richtung zuneigenden Lahrer Abgeordneten Daniel Völcker<sup>8</sup>. Dieser hat, bedingt durch seine einflußreiche wirtschaftliche und politische Stellung, in jenen Jahren um 1833 ständigen Druck in vielfältigster Weise auf die öffentlichen Organe der Stadt ausgeübt, um sie seinen Interessen zu beugen. Rost könnte in diesem Zusammenhang durch seine freie Meinungsäußerung und politische Gegnerschaft mit Völcker zusammengestoßen sein, wobei letzterer dann gegen ihn das Verbot einer weiteren Herausgabe des „Schutterboten“ erwirkte.

Das Scheitern in der Landes- und Lokalpolitik mag Rost auf sein ursprüngliches Wirkungsfeld zurückverwiesen haben, so daß er sich 1848 wieder auf den Journalismus und die Publizistik besann. Auch war die Zeit für ein freies Wort jetzt ungleich günstiger als in den Vormärzjahren. Rost gab deshalb vielleicht, angespornt womöglich durch die Wiener Unruhen, am 18. März 1848 sein Probeblatt des neuen „Schutterboten“ heraus. Kurz darauf erschien die Zeitung dann regelmäßig bis zu seiner Flucht aus Lahr Ende September 1848.

Die Herausgabe des noch freisinniger denn 1833 tönenden Blattes hat aber die Verbitterung über die langjährige politische Erfolglosigkeit nicht gemildert. Der stets allem Neuen<sup>9</sup> gegenüber aufgeschlossene Rost geriet in revolutionäres Fahrwasser. Wir finden ihn in der Nacht zum 23. September 1848 in jener Gruppe von Revolutionären, die im Gasthaus „Salmen“ in Friesenheim die Zerstörung der Bahnlinie nach Süden beschlossen, um den Transport regulärer Truppen nach dem Schweizer Grenzgebiet zu unterbinden<sup>10</sup>. Wie gegen alle anderen erkannten und identifizierten Verschwörer, so erging auch gegen Rost der Haftbefehl. Er entzog sich jedoch der Inhaftierung durch rasche Flucht nach dem nahen Straßburg. Dort wohnte der Witwer nun — seine Frau war bereits vor einigen Jahren gestorben —, bis zu seiner (vorübergehenden) Verhaftung durch die französische Polizei am 14. Mai 1850<sup>11</sup> am Platz bei der Kathedrale wohl in einer kleinen Herberge<sup>12</sup>. Von Straßburg aus begab er sich dann noch im Jahre 1850 nach Metz<sup>13</sup>, wo sich seine Spur verliert. Nach Lahr ist er nie wieder zurückgekehrt, und allem Anschein nach ist er in die Vereinig-

ten Staaten ausgewandert, wenn man dem Randvermerk „Amerika“ neben Rosts Namen im Bürgerregister Lahrs Glauben schenken darf.

### *Des „Schutterboten“ Beitrag zum Liberalismus*

Rosts Eintreten für den Liberalismus hält sich zunächst noch stark im Bereich des Allgemeinen, denn er setzt zunächst „Liberalismus“ gleich mit „Freiheit“. In diesem Sinne wünscht er den „Schutterboten“ denn auch als einen Verbreiter eines freiheitlichen Gedankengutes, es ist des „Schutterboten“ „größte Freude, wenn er einen Fortschritt zur Freiheit erfährt, wenn er eine Tat hört, die eines freien Mannes, einer freien Stadt, eines freien Volkes würdig ist“<sup>14</sup>. Ein solcher „Fortschritt zur Freiheit“ scheint Rost zum Beispiel die Dankesrede des Rastatter Abgeordneten Sander an die Wahlmänner der Ämter Baden-Baden und Gernsbach, welche er in aller Ausführlichkeit abdruckt. „Wahrheit, Volk, Recht“, — das sind Schlagworte der Rede, welche auch auf der Linie des „Schutterboten“ liegen und dessen Freiheitsbegriff näher erläutern.

Überhaupt verliert sich der „Schutterbote“ nicht allzusehr in grundsätzlichen Fragen zum Liberalismus, welche nur in den ersten Nummern der Zeitung behandelt werden. So wird zum Beispiel von Rost die Frage aufgeworfen, was denn nun unter die Rubrik „Inländisches“ zu subsumieren sei: nur Nachrichten aus den badischen Landesteilen oder ganz allgemein Nachrichten aus dem Bereich des Deutschen Bundes? Der „Schutterbote“ trifft die Entscheidung zugunsten des Deutschen Bundes und damit für die Großdeutsche Lösung. Dadurch vertritt Rost (vorausgesetzt er ist der Verfasser aller jener Leitartikel) bereits das Gedankengut der süddeutschen Demokraten, welche sich in der Frage der Umgrenzung des Reiches im Zuge der Reichsverfassungsdiskussion 1848 gegen eine kleindeutsche Lösung aussprachen, auch wenn bei ihm die Alternative kleindeutsch-großdeutsch noch durch die Alternative badisch-großdeutsch verdeckt ist.

Gleichbedeutend neben diese nur im ersten Jahresviertel 1833 diskutierten Fragen tritt die Bewunderung und Unterstützung des zu jener Zeit herausragendsten badischen Liberalen, Karl von Rotteck. Zufällig (?) fällt die Herausgabe der ersten Nummern des „Schutterboten“ in jene Tage, in denen Rotteck sich in Freiburg zum Bürgermeister wählen ließ, die Regierung die Wahl jedoch nicht bestätigen wollte. Der „Schutterbote“ ergriff in der Auseinandersetzung, welche auch auf publizistischer Ebene heftig geführt wurde, für Rotteck Partei und scheute sich nicht, die Karlsruher Zeitung als „Organ der Regierung“<sup>15</sup> anzugreifen. Das Eintreten für Rotteck zeigt aber im Grunde auch, wie weit der „Schutterbote“ des Jahres 1833 im Grunde doch noch von seiner radikalen Haltung im Jahre 1848 entfernt ist. Die Begeisterung für den Freiburger Liberalen läßt indirekt nämlich auch ein Mitgehen des „Schutter-

boten“ mit dem badischen Liberalismus aufscheinen, der gegenüber dem deutschen Liberalismus sozial und wirtschaftlich konservativer, politisch aber dynamischer war<sup>16</sup>.

Wichtiger und umfangreicher schließlich als das Eintreten für den Liberalismus und dessen Vertreter auf badischer Ebene erweist sich das Eintreten für den Liberalismus in Lahr. Im übrigen hat Rost die liberale Grundsatzdebatte bereits im März 1848 zugunsten der aktuellen Berichterstattung aufgegeben. Von Stund an berichtete er über den Frankfurter Wachensturm (3.4.1833) und die damit verbundenen Verfolgungen und Prozesse. Dazu kamen kurze Nachrichten über liberale Bestrebungen in den Ländern des Deutschen Bundes und in den einzelnen Ständevertretungen.

Der Versuch einer Einflußnahme des „Schutterboten“ auf den Lahrer Liberalismus hat sich auf drei Ebenen vollzogen. Es ist ein Kampf gegen die illegalen Wahlpraktiken der etablierten politischen Strömungen, eine dem Leser gewährte Hilfestellung in der Auslegung der Wahlgesetze und eine Parteinahme für gewisse sich zur Wahl stellende Personen.

Das offene Anprangern von „Wahlhilfen“ und „Wahlhelfern“, die sich erboten, dem Bürger beim Ausfüllen der Wahlzettel zur Seite zu stehen oder ihm gar ausgefüllte Wahlzettel in die Hand drückten, scheint für den „Schutterboten“ nicht ganz ungefährlich gewesen zu sein, wie ausgedehnte Zensurlücken beweisen<sup>17</sup>. Überhaupt scheint der Zensor überall dort zur Schere gegriffen zu haben, wo aus den Andeutungen des Redakteurs der Name der angegriffenen Person (oder Personen) herausgelesen werden konnte. Ein Gleiches gilt im übrigen auch für jene Artikel, in denen Rost allzu offen ihm genehmen Mitbürgern zur Wahl in das Wahlmännerkollegium zu verhelfen sucht<sup>18</sup>.

In diesem Zusammenhang wird denn auch die Frage aufgeworfen, inwiefern Ortsfremde überhaupt wählbar seien, da der vom „Schutterboten“ vorgeschlagene Kandidat geistlicher Lehrer am Pädagogium ist und kein Bürgerrecht besitzt<sup>19</sup>. Diese Debatte um die Auslegung der Wahlgesetze und die Frage der Einteilung der Bürger in die Wählerklassen nimmt zuweilen für uns befremdliche Formen an. So sieht sich der Schutterbote bemüßigt darüber zu referieren, ob der (für Lahr bedeutsame) feine Unterschied zwischen „Strumpfstriker“ und „Strumpfweber“ in der Berufsangabe beim Eintrag in das Wählerverzeichnis nicht besser beachtet werden solle, da getrennte Zunftbücher beständen<sup>20</sup>.

Die Haltung ist möglicherweise typisch für das liberale Denken in der noch kleinstädtischen Enge jener Zeit. Sie zeigt zumindest, wie stark in Lahr das liberale Denken noch von althergebrachtem Zunftdenken beeinflusst war. So unwichtig und nebensächlich das Problem der korrekten Berufsbezeichnung bei Eintragung in das Wählerverzeichnis auch scheinen mag, so enthüllt es

doch eine — zumindest für den Lahrer Liberalismus — bedeutsame Tatsache. Das neue politische Denken entwickelt sich nicht als ein Bruch des Neuen mit dem Alten, sondern es schiebt sich gewissermaßen über die alten Denkstrukturen, welche 1833 immer noch wirksam sind.

Unzweifelhaft besitzt der Schutterbote des Jahres 1833 für Lahr und für die liberale Bewegung im Südwesten überhaupt eine gewisse Bedeutung. Sichtbares Zeichen für die Publizistik im Lahrer Vormärz, ist er gleichzeitig Element liberaler Vormärzgesinnung im deutschen Südwesten. Er ist ein Forum des fortschrittlicheren Teils der öffentlichen Meinung, welche sich gegen die liberal-konservativen Kreise zu stellen beginnt.

Mit seinen wenn auch wenig zahlreichen Artikeln zu Grundsatzfragen des Liberalismus und zu praktischen Fragen des politischen Lebens hat Johann Friedrich Rosts „Schutterbote“ damit seinen Beitrag zur politischen Bildung vor 1848 geleistet.

#### *Anmerkungen:*

- 1 Hermann Wiedtemann, Der „Schutterbote“ von 1848, in: Der Altvater 15, 26. 7. 1955, S. 57
- 2 Stadtarchiv Lahr, Bestand Amtsbücher. Bürgerbuch 1837—1938, Nr. 872
- 3 Ebd. Kirchenbücher der Stiftspfarrrei. Traubuch 1815—1837, S. 341
- 4 Bernhard Maier, Philipp Jacob Siebenpfeiffer. Ein Lahrer im deutschen Vormärz in: Geroldsecker Land 15/1973, S. 152—167
- 5 Stadtarchiv Lahr. Bestand Lahr II, 135/5
- 6 Ebd. 136/2
- 7 Lahrer Wochenblatt Nr. 81, 9. 10. 1833, S. 375
- 8 Einige Angaben zu D. Voelcker in: Der Altvater 5, 30. 1. 1937, S. 18
- 9 So ist Rost zum Beispiel nachweisbar ab 1840 Mitglied der 7. Sektion des Lahrer Gewerbevereins, einer gelehrten Gesellschaft nach dem Vorbild der gelehrten Gesellschaften der Aufklärungszeit, vgl. Stadtarchiv Lahr, Archivbibliothek. Mitteilungen des Gewerbevereins zu Lahr, 4. Jg. 1840, S. 109
- 10 Hermann Wiedtemann, Friesenheimer Revolutionäre, in: Geroldsecker Land, Sonderheft 1970/71, S. 180—188, insbes. S. 183
- 11 Archives Départementales Strasbourg, sous-série III M 423, n° 164
- 12 Archives Municipales Strasbourg, registres domiciliaires (Wohnsitzregister)
- 13 Ebd. dort befindet sich neben dem Namen Rosts der Zusatz: „parti pour Metz“
- 14 Der Schutterbote, Nr. 4, 15. 1. 1833, S. 13
- 15 Ebd. Nr. 8, 29. 1. 1833, S. 29
- 16 Zu Rottecks Liberalismus: Josef Becker u. a., Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Stuttgart 1979, S. 31 f
- 17 So besitzt zum Beispiel die Zensurlücke der Ausgabe Nr. 13 vom 15. 2. 1833 auf den Seiten 49/50 einen Umfang von rund 50%
- 18 Der Schutterbote, Nr. 10, 5. 2. 1833, S. 37; knapp 30% des Artikels wurden hier zensiert
- 19 Es handelt sich ohne Zweifel um den am 3. 4. 1833 zum Deputierten gewählten Diakon Christian Kröll, wie aus einem Artikel im Lahrer Wochenblatt vom 6. 4. 1833, S. 133, hervorgeht
- 20 Der Schutterbote, Nr. 4, 15. 1. 1833, S. 16

# Der Schutter-Bote.

Nro. 10.

Dienstag den 5. Februar

1833.

Der Schutterbote erscheint wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags. Sein Zweck ist, den Lesern in gedrängter Kürze die politischen Begebenheiten, die inländischen Nachrichten und besonders Manches über Gemeindeangelegenheiten, neben belehrenden Aufsätzen mitzutheilen. Er kostet 1 fl. 6 kr. für das halbe Jahr, für Auswärtige mit dem Postaufschlag 1 fl. 30 kr.

## Inländisches.

Das Großherzogl. Staats- und Regierungsblatt Nro. 5 enthält die Verordnung, daß wegen der durchs Loos ausgetretenen Abgeordneten der zweiten Kammer unserer Landstände neue Deputirten wählen vorgenommen werden sollen. Auch wir in Laß haben für den 1. Deputirten Embdt zu wählen. Vorerst aber müssen nach dem §. 39 der Verfassungsurkunde, neue Wahlmänner gewählt werden.

Liebe Mitbürger, wir hoffen, daß die Mitglieder der glorreichen zweiten Kammer von 1831, vertrauend auf ihr Recht und eingedenk ihrer Pflicht, consequent die Rechte des Volkes vertheidigen werden. An Euch ist es jetzt, zu diesen treuen Volksvertretern Einen hinzuzuwählen, der unser Vertrauen rechtfertigt, der frei von der Brust, ohne Rücksicht der Person, nur die Rechte des Volks im Auge, spricht und stimmt, dem das Bewußtseyn, für Freiheit gekämpft zu haben, höher steht als Gunst und Rang, den seiner Mitbürger Dank mehr rührt, als — kurz wählt einen starken, volkstreuern Ehrenmann! Der Landtag 1833 ist viel wichtiger, als der von 1831,

Vor allem ist es jetzt nöthig, daß die Bürgerschaft sich darüber bespricht, welche Männer sie zu Wahlmännern wählen will. Wenn Ihr Aristokraten wählt, so ernennen diese auch einen Aristokraten zum Deputirten; wenn Ihr aber freisinnige Männer, ohne Unterschied des Standes, wählt, so werdet Ihr einen liberalen Deputirten erhalten. Diese Wahl habt Ihr, an Euch ist es jetzt zu handeln.

Den Wahlmännern selbst aber sey es heilige Pflicht, einem solchen ihr Vertrauen zu schenken, der von Vaterlandsliebe durchdrungen, zur höchsten Freiheit strebt, der auch die Interessen unserer Stadt im Auge behält und, sollte es ein Fremder seyn, bei einem etwaigen Besuche unserer Stadt, seine Wähler auch fragt, was ihnen Noth thut.

Der Schutterbote wird gerne jede Mittheilung zur Bezweckung einer freien Wahl in seine Blätter aufnehmen.

## Die Eingabe der 11 katholischen Geistlichen wegen Reformen.

Die Reformen, welche in der früherangeführten Petition der 11 katholischen Geistlichen verlangt werden, sind folgende: Die Einführung neuer Lehr- und Erbauungsbücher für Schule und Kirche, dann einer Agende in deutscher Sprache, damit in der Muttersprache geschehe, was das Volk angeht, vor ihm und mit ihm vorgenommen wird. — Eine sorgfältige Läuterung der amtlichen Formeln für Segnungen z. B. des Salzes, des Wassers u. s. w. und für Beschwörungen, damit nicht gegen den gesunden Menschenverstand, ja gegen die h. Schrift selbst gesündigt werde. — Eine behutsame Einrichtung der Messen, damit das Volk mehr Antheil daran nehmen könne. — Eine feste Anordnung des öffentlichen Gottesdien-

## Zensur=Lücke.

## Die Acherner Volksversammlung vom 2. April 1848

*Hans-Martin Pillin*

Das Jahr 1848 wurde zu einem europäischen Revolutionsjahr. Die eindrucksvollen Erfolge der liberalen Kräfte in Preußen im Jahre 1847 und in der Schweiz waren Vorboten des revolutionären Geschehens. Die Pariser Februarrevolution von 1848 brachte den Revolutionären den ersten Sieg, der unverzüglich auf Deutschland ausstrahlte. Dort war schon vor diesem Ereignis das Selbstvertrauen des Bürgertums gewachsen, das für seine politischen Zielsetzungen auf der Grundlage allgemeiner wirtschaftlicher Schwierigkeiten und angesichts großer Mißernten in den vierziger Jahren wachsende Sympathie gewinnen konnte. In den deutschen Mittel- und Kleinstaaten erzwangen die Volksmassen bereits im März 1848 liberale Ministerien. In Österreich und Preußen geriet die „alte Ordnung“ durch die Aktivitäten einer breit angelegten Volksbewegung ins Wanken. Aus eigener Initiative versammelten sich am 5. März 1848 in Heidelberg liberale Politiker — es waren meist Abgeordnete aus süddeutschen Landtagen — und luden neben anderen die Mitglieder der deutschen gesetzgebenden Körperschaften zu einem „Vorparlament“ nach Frankfurt a. M., wo diese die Wahl zu einem verfassungsgebenden deutschen Parlament vorbereiten sollten. Die erste offizielle Sitzung dieses Parlaments begann am 31. März 1848 in der Paulskirche. Auf diesen Tag hatten die radikalen Republikaner aus Baden sehnlichst gewartet. Sie hatten bereits ein festes Programm erarbeitet, das Gustav Struve in dieser ersten Sitzung zur Verkündung brachte. Struve schloß seine Rede mit einem beschwörenden Appell an die „Deutschen Brüder“, sie sollten sich das von ihm vorgetragene „15-Punkte-Programm“ zu eigen machen. Die Mehrheit der Versammlung verschloß sich jedoch den radikalen Forderungen Struves, denn sie wollte „den Abschluß, nicht die Fortsetzung und Vollendung der Revolution“.<sup>1</sup> Mehr Resonanz erhofften sich Struve und die „Demokratische Parthei“ bei der Bevölkerung, insbesondere in weiten Kreisen der mittelbadischen Bevölkerung, wo man schon seit 1847 gute Vorarbeit geleistet hatte:

Beispielsweise hatte am 23. August 1847 eine Zusammenkunft republikanischer Gesinnungsfreunde in Anwesenheit von Gustav Struve in Oberkirch stattgefunden<sup>2</sup>. Am 12. September 1847 hatte eine Versammlung der „entschiedenen Verfassungsfreunde“ in Offenburg die Aufmerksamkeit vieler auf sich gezogen. Im Herbst 1847 waren auch schon die ersten Flugblätter erschienen; eines dieser Flugblätter, das in Achern verteilt worden war, trug die Überschrift „Revolutionsaufruf an Deutschland“ und war unterzeichnet von C. Richter, einem Acherner Bierbrauer, der Mitte der vierziger Jahre nach Amerika ausgewandert war<sup>3</sup>. Auf den 27. Februar 1848 war alsdann nach



Offenburg die erste Volksversammlung im mittelbadischen Raum anberaumt worden; hier wurden Grundforderungen des deutschen Liberalismus propagiert, wie Pressefreiheit, Einrichtung von Schwurgerichten, konstitutionelle Verfassungen in allen deutschen Einzelstaaten und Zusammentritt eines gemeinsamen deutschen Parlaments. Eine weitere Volksversammlung, die am 19. März 1848 wiederum in Offenburg abgehalten wurde, hatte sich das Ziel gesetzt, der Revolution eine Organisation zu geben, unter anderem durch die Gründung „vaterländischer Vereine“ in jeder Gemeinde, aus denen dann die Bezirks-, Kreis- und Landesvereine hervorgehen sollten; außerdem wurden für jeden der vier Landkreise Badens vier Männer gewählt, die den Zentralausschuß bildeten<sup>4</sup>.

Der zweiten Offenburger Volksversammlung folgte die erste Acherner Volksversammlung vom 2. April 1848, auf die in diesem Beitrag näher eingegangen werden soll. Zeitlich lag sie nach den revolutionären Vorgängen in Berlin und Wien, unmittelbar nach dem Scheitern der radikalen Kräfte im Frankfurter Vorparlament und vor der Wahl und dem Zusammentritt der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche. Sie erlangte überregionale Bedeutung und nahm unmittelbaren Einfluß auf den Verlauf der Revolution im Großherzogtum Baden.

Daß Achern Tagungsort einer derart wichtigen Volksversammlung wurde, war nicht zuletzt das Verdienst einiger Persönlichkeiten aus Achern, die sich mit großem Eifer für die Sache der Revolution eingesetzt hatten<sup>5</sup>. Zu ihnen zählte der Advokat Franz Richter, der Abgeordneter der Zweiten Badischen Kammer war, in die er den „formlosen, burschikosen Wirtshauston“<sup>6</sup> hineingetragen haben soll. Seit dem 2. April 1848 war er überdies Mitglied im oben erwähnten Zentralausschuß des Mittelrheinkreises. Zu der Gruppe besonders aktiver Revolutionäre aus Achern mit überregionaler Bedeutung gehörte auch *Joseph Ignaz Peter*; er war seit 1841 Mitglied der Zweiten Badischen Kammer und wurde im März 1848 als Regierungsdirektor nach Konstanz berufen; im Frankfurter Vorparlament fungierte er als einer der Vertreter Badens und hatte während des Heckeraufstandes im April 1848 das Amt des Statthalters im Seekreis (Bodensee) inne; 1849 wurde ihm schließlich sogar das Justizministerium in der von den Revolutionären geschaffenen badischen Republik anvertraut. Nicht unerwähnt bleiben darf ferner der prakt. Arzt Dr. Habich, der am 2. April 1848 in den auf der Offenburger Volksversammlung vom 19. März ins Leben gerufenen Kreisausschuß gewählt wurde; während der badischen Revolution des Jahres 1849 bekleidete er außerdem das Amt des Zivilkommisars im Amtsbezirk Achern. Mit Nachdruck wird sich sicherlich auch der Acherner Bürgermeister Franz Joseph Peter für das Zustandekommen der Acherner Volksversammlung eingesetzt haben, denn auch er hatte sich uneingeschränkt hinter die Ziele der Revolution gestellt.

Die genannten und andere Persönlichkeiten Acherns konnten sich überdies auf eine stattliche Zahl von Sympathisanten innerhalb der größtenteils dem gewerblichen Mittelstand zugehörigen Bürgerschaft Acherns stützen, die wohl in ihrer Mehrheit auf der Volksversammlung vom 2. April 1848 vertreten war. Die Acherner Volksversammlung wurde darüber hinaus auch von zahlreichen Anhängern der Revolution aus benachbarten Gemeinden und aus anderen Orten des Großherzogtums Baden besucht, wie die auf dem Acherner Programm vom 2. April 1848 aufgeführten Namen zu erkennen geben<sup>7</sup>. Auf Einladung Ficklers, eines der einflußreichsten Mitglieder der republikanischen Partei, waren am 2. April auch Abgesandte Straßburgs in Achern anwesend, die vor der Volksversammlung über den Anmarsch der deutschen Legionen berichteten. Ein prominenter Gast der Acherner Volksversammlung war schließlich der Russe Michail Bakunin, der weithin bekannt war als russischer Mitbegründer der „anarchistischen Propaganda der Tat“<sup>8</sup>.

Abgehalten wurde die Versammlung in bzw. von der Wirtschaft „Zur Republik“, die nach dem Zusammenbruch der Revolution in „Zur Hoffnung“ umbenannt wurde. Als Hauptredner trat Fickler aus Konstanz auf. In seiner Rede, die mit großem Beifall aufgenommen wurde, forderte er unter anderem die Schaffung eines deutschen Nationalstaates und die Einführung der Republik<sup>9</sup>.



*Joseph Ignaz Peter  
Justizminister der vorläufigen badi-  
schen Regierung 1849. Lith. der Leip-  
ziger Illustrierten Zeitung 1849.*

Im Verlauf der Versammlung bestätigten die Teilnehmer einstimmig die provisorisch ernannten Zentral-Ausschuß-Mitglieder des Mittelrheinkreises (Brentano, Rée, Rehmann und Schubert) in ihrem Amt und beschlossen ferner, dieses Gremium um vier weitere Mitglieder zu verstärken. Die Wahl „fiel beinahe einstimmig“ auf Rindenschwender aus Rastatt, Thibaut aus Ettlingen, Richter aus Achern und Kuchlin aus Kehl. In einer weiteren Abstimmung wurden die 12 Mitglieder des Kreisausschusses und Merker aus Offenburg zum Obmann dieses Ausschusses gewählt.<sup>10</sup>

Entsprechend dem Appell Struves machte sich die Acherner Volksversammlung den „Antrag der demokratischen Parthei in dem Vorparlamente in Frankfurt vom 31. März 1848 betreffend die Rechte des deutschen Volkes“ zu eigen und erhob ihn zum Programm. Für dessen unverzügliche Verwirklichung wollten sich die Anwesenden „mit Gut und Blut“ einsetzen.<sup>11</sup>

Das *Acherner Programm* läßt sich nach wenigen übergeordneten Gesichtspunkten gliedern.<sup>12</sup> Einmal forderte man die Sicherung der persönlichen Freiheit, die konkret zum Ausdruck komme in der Wahrung des Eigentums und der Sicherheit der Person (Nr. 10), in der Abschaffung aller Vorrechte (Nr. 4), in der Glaubens- und Gewissensfreiheit (Nr. 7a), in der Existenz öffentlicher Schwurgerichte (Nr. 9) und im uneingeschränkten Recht auf Bildung (Nr. 7c).

Zum andern propagierte man das Recht auf politische Freiheit, die sich äußere im allgemeinen Staatsbürgerrecht (Nr. 4), in der für jedermann zugänglichen Volkswehr (Nr. 1), in frei gewählten Parlamenten (Nr. 15), ferner durch eine Regierung, die aus frei gewählten Volksvertretern bestehe (Nr. 2), sodann durch die Selbstverwaltung der Gemeinden (Nr. 5, Nr. 7c), schließlich in der freien Wahl der Geistlichen, Lehrer und Bürgermeister (Nr. 7a), in der Pressefreiheit (Nr. 8) und im Vereins- und Versammlungsrecht (Nr. 10).

Die Grundrechte und auch die demokratischen Rechte sollten nach Auffassung der Acherner Volksversammlung jedoch nur im Zusammenhang mit der sozialen Gerechtigkeit gesehen werden. Sie werde Wirklichkeit, wenn man eine progressive Einkommens- und Vermögenssteuer einführe (Nr. 3a), den notwendigen Lebensunterhalt sichere (Nr. 3a), das Schulgeld abschaffe (Nr. 7c), den Notstand der arbeitenden Klassen und des Mittelstandes beseitige (Nr. 11) und das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Kapital ausgleiche (Nr. 12).

Die Staats- und Regierungsform des Staates, in dem persönliche Freiheit, demokratische Rechte und soziale Gerechtigkeit die Grundpfeiler bilden sollten, müsse gekennzeichnet sein durch frei gewählte Parlamente und frei gewählte Präsidenten (Nr. 15), durch die Verwirklichung der föderativen Republik nach dem Muster der USA (Nr. 15), durch die Wiedereinteilung Deutschlands in Reichskreise (Nr. 14), durch die Trennung von Kirche und Staat (Nr. 7) und durch die Abschaffung des Berufsbeamtentums (Nr. 2).

Diese Verfassungsgrundsätze setzten jedoch voraus, daß Deutschland sich als Nationalstaat konstituiere. Deshalb fordert das Acherner Programm als Schritte zur nationalen Einheit die Abschaffung der Unterschiede auf dem Gebiet des Rechts, des Maß- und Münzwesens sowie im Bereich der Bahn und Post (Nr. 13). Die wichtigste Maßnahme bestehe jedoch darin, die politische Zerrissenheit Deutschlands aufzuheben und die innere Einheit Deutschlands auch in geistiger und materieller Hinsicht herzustellen (Nr. 14, Nr. 13).

Der politische Standort des Acherner Programms ist durch die einzelnen Programmpunkte klar und deutlich umrissen. Es enthält sehr weitgehende politische, wirtschaftliche und soziale Forderungen, die aus damaliger Sicht als radikal-demokratisch bezeichnet werden müssen. Ihre Umsetzung in die Praxis hätte eine völlige Neuordnung Deutschlands zur Folge gehabt. Nirgendwo erkennt man Kompromißbereitschaft bzw. das Bemühen, den Vertretern der „alten Ordnung“ in irgendeiner Weise entgegenzukommen. Am radikalsten sind wohl die Forderungen anzusehen, die sich auf die Staats- und Regierungsform sowie auf die Wirtschaftsstruktur beziehen: Die Monarchen und Fürsten sollen politisch total entmachtet werden, und der Wirtschaftsliberalismus darf in seiner bisherigen Form bzw. ohne staatliches Korrektiv nicht weiter praktiziert werden, da er nicht in der Lage ist, für den Ausgleich von Kapital und Arbeit zu sorgen und die Not der arbeitenden Klassen zu beseitigen. Kompromißlos wird überdies das Problem der Einheit Deutschlands angegangen, denn eine Lösung dieser Aufgabe ist für die Verfechter des Acherner Programms nur auf der Grundlage der „Freiheit“ möglich, die sowohl verfassungspolitisch als auch sozialpolitisch verstanden wird.

Es verwundert folglich nicht, daß die großherzoglich-badische Regierung in Karlsruhe über die Acherner Volksversammlung so sehr beunruhigt war, daß sie dem Bezirksamt Achern und schließlich sogar dem Hofgericht in Bruchsal den Befehl erteilte, gegen die Personen, die auf dieser Versammlung „aufrührerische Reden“ hielten, gesetzliche Maßnahmen zu ergreifen.<sup>13</sup> Die Gefahr, die vom Acherner Programm ausging, erkannte die großherzogliche Regierung ebenfalls, denn am 23. und 24. April 1848 die beiden Acherner Bürger, der Buchdrucker Carl Quintenz und der Schmied Ignaz Conrad, einige Exemplare dieses Programms unter der Bevölkerung verteilten, wurden sie „des Hochverrats durch die Presse für schuldig erklärt“<sup>14</sup>.

Aber nicht nur die großherzogliche Regierung widersetzte sich den Zielsetzungen der radikalen Republikaner, die auf der Acherner Volksversammlung das Sagen hatten und dort mit Beifall bedacht wurden, sondern auch die gemäßigten Liberalen distanzierten sich von dieser Gruppierung. Das Zerbrechen der revolutionären Aktionsgemeinschaft zwischen Radikalen und Gemäßigten im Frühjahr 1848 war die entscheidende Voraussetzung dafür, daß Hecker und Struve, die Führer der Radikalen, die parlamentarische Szenerie in Frankfurt

verließen und den Versuch unternahmen, ihren Zielsetzungen mit Waffengewalt zum Sieg zu verhelfen.

Text des Acherner Programms vom 2. April 1848 (GLA CH 273):

## Die Volksversammlung zu Achern

beschließt am 2. April 1848:

Der Antrag der demokratischen Parthei in dem Vorparlamente in Frankfurt vom 31. März 1848, betreffend die Rechte des deutschen Volkes, wird zum Programm der hiesigen Versammlung erhoben, lautend:

Sicherheit des Eigenthums und der Person, Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle ohne Unterschied der Geburt, des Standes und des Glaubens ist das Ziel, nach welchem das deutsche Volk strebt. Die Mittel, zu demselben zu gelangen, sind:

- 1) Aufhebung der stehenden Soldatenheere und Verschmelzung derselben mit der Bürgerwehr zum Behufe der Bildung einer wahren, alle waffenfähigen Männer umfassenden Volkswehr.
- 2) Aufhebung der stehenden Heere von Beamten und Ersetzung derselben durch eine wohlfeile Regierung, welche aus freigewählten Volksmännern besteht.
- 3) Abschaffung der stehenden Heere von Abgaben, welche an dem Marke des Volkes zehren, insbesondere aller derjenigen Abgaben, welche den innern Verkehr Deutschlands hemmen, Binnenzölle und Schifffahrtsabgaben, welche die Landwirtschaft drücken, Zehnten, Gülten, Frohnden u. s. w., welche die Gewerbe belasten, Gewerbesteuer, Accise u. s. w. und Ersetzung derselben
  - a) durch eine progressive Einkommens- und Vermögens-Steuer, bei welcher der nothwendige Lebensunterhalt frei von allen Abgaben verbleibt;
  - b) durch einen an den Grenzen Deutschlands zum Schutze seines Handels, seiner Industrie und seiner Landwirtschaft erhobenen Zoll.
- 4) Abschaffung aller Vorrechte, welchen Namen dieselben tragen mögen, insbesondere des Adels, der Privilegien des Reichthums (Census) und der bevorzugten Gerichtsstände, und Ersetzung derselben durch ein allgemeines Staatsbürgerrecht.
- 5) Abschaffung der Bevormundung der Gemeinden und Ersetzung derselben durch ein auf der Grundlage der Selbstverwaltung ruhendes Gemeindegesetz.
- 6) Aufhebung aller Klöster und klösterlichen Einrichtungen.
- 7) Auflösung des Bundes, welcher bisher bestand zwischen Kirche und Staat, und Kirche und Schule, und Ersetzung desselben durch:
  - a) die Grundsätze der gleichen Berechtigung aller Glaubensbekenntnisse, der ungeschmälernten Glaubens- und Gewissensfreiheit, des freien Associationsrechts, der Selbstverwaltung der Gemeinden und namentlich des Rechts derselben, ihre Geistlichen, Lehrer und Bürgermeister frei zu wählen;

- b) Besserstellung des Lehrerstandes und gleichmäßigere Ordnung der Pfarrbesoldungen;
- c) Abschaffung des Schulgeldes und der Stolgebühren.
- 8) Abschaffung der Censur, Concessionen und Cautionen und Ersetzung dieser Zwangsanstalten durch den Grundsatz der Preßfreiheit in seiner weitesten Ausdehnung.
- 9) Abschaffung der geheimen und schriftlichen Inquisitionsgerichte und Ersetzung derselben durch öffentlich und mündlich gepflogene Schwurgerichte.
- 10) Abschaffung der Hunderte von Beschränkungen der persönlichen Freiheit der Deutschen der verschiedenen Stände und gleichmäßige Sicherstellung derselben durch ein besonderes Gesetz (Habeas corpus-Acte im ausgedehntesten Sinne des Worts), welches insbesondere auch das Vereins- und Versammlungsrecht des Volkes feststellt.
- 11) Beseitigung des Nothstandes der arbeitenden Klassen und des Mittelstandes, Hebung des Handels, des Gewerbestandes und der Landwirthschaft.  
Die bisherigen ungeheuern Civillisten<sup>15</sup> und Appanagen<sup>16</sup>, die unverdienten und zu hohen Besoldungen und Pensionen, die mannichfaltigen Stiftungen und die jetzt brach liegenden Besitzungen vieler Körperschaften, sowie die Domänen des Landes bieten hierzu reiche Mittel.
- 12) Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital vermittelt eines besondern Arbeiter-Ministeriums, welches dem Wucher steuert, die Arbeit schützt und derselben namentlich einen Antheil an dem Arbeitsgewinne sichert.
- 13) Abschaffung der tausendfältig unter einander abweichenden Gesetze des Privatrechts, Strafrechts, des Prozesses, des Kirchenrechts und des Staatsrechts, in Sachen der Münze, des Maaßes, des Gewichts, der Post, der Eisenbahnen u. s. w. und Ersetzung derselben durch Gesetze, welche, dem Geiste unserer Zeit entspringend, die innere Einheit Deutschlands in geistiger und materieller Beziehung gleichmäßig wie seine Freiheit feststellen.
- 14) Aufhebung der Zerrissenheit Deutschlands und Wiederherstellung der Eintheilung in Reichskreise mit billiger Berücksichtigung der Zeitverhältnisse.
- 15) Aufhebung der erblichen Monarchie (Einherrschaft) und Ersetzung derselben durch frei gewählte Parlamente, an deren Spitze frei gewählte Präsidenten stehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfassung nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten.

Die Versammlung erklärt sich bereit, für unverzügliche Verwirklichung dieser Anträge mit Gut und Blut einzustehen.

Ferner wurden die provisorisch ernannten Central-Ausschuß-Mitglieder des Mittelrheinkreises:

Brentano,	Rée,
Rehmann,	Schubert,

einstimmig bestätigt und beschlossen, dieselben und 4 weitere Mitglieder zu verstärken; die Wahl fiel beinahe einstimmig auf:

Rindenschwender von Rastatt,  
Thibaut von Ettlingen,  
Richter von Achern,  
Küchlin von Kehl.

Zu Mitgliedern des Kreis-Ausschusses wurden gewählt:

Dr. Habich von Achern,  
Wolf, Rechtsanwalt, von Baden,  
Weber von Ottersweier,  
Schickert, Gemeinderath von Gernsbach,  
Merkle von Haslach,  
Gustav Roos von Kehl,  
Werner, Advocat, von Oberkirch,  
Hofer, Advocat, von Lahr,  
Scholl, deutsch-katholischer Prediger, von Karlsruhe,  
Merker, Kaufmann, von Offenburg,  
Schlemmer, Rechtsanwalt, von Pforzheim,  
A. Dauphine von Rheinbischofsheim.

Als Obmann für den Kreis-Ausschuß wurde einstimmig ernannt:

Merker von Offenburg.

#### *Anmerkungen:*

- 1 V. Valentin, Geschichte der deutschen Revolution von 1848–49, 1. Bd. Berlin 1930, S. 473
- 2 Vgl. H. M. Pillin, Die Parteinahme der Bürgerschaft Oberkirchs zugunsten republikanischer Ideen während der badischen Revolution der Jahre 1848/49, in: Die Ortenau 56/1976, S. 45
- 3 Vgl. E. Ebler, 1848/49 in Achern und Oberkirch. Zulassungsarbeit zur 1. Dienstprüfung 1974. Stadtarchiv Offenburg. S. 19–20
- 4 F. X. Vollmer, Vormärz und Revolution 1848/49 in Baden. 1979, S. 84–85
- 5 Vgl. L. Häusser, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der bad. Revolution. Heidelberg 1851. S. 55f., S. 320f.; E. Beck, Die Revolution 1848/49 und das Acherner Geschlecht Peter, in: Die Ortenau 35/1935; GLA CH 273
- 6 L. Häusser, Denkwürdigkeiten . . . , S. 55
- 7 GLA CH 273
- 8 E. Dittler, Die Revolutionsjahre 1848/49, in: Land um Rhein und Schwarzwald. Kehl 1978, S. 136
- 9 Vgl. Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Bd. 2. 1973, S. 22
- 10 GLA CH 273
- 11 ebd.
- 12 Hier werden Erkenntnisse verwertet, die ich bei der Erstellung der Geschichts-Abituraufgabe für das Zentralabitur 1976 in Baden-Württemberg gewonnen hatte.
- 13 Vgl. J. B. Bekk, Die Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. Mannheim 1850, S. 130/133
- 14 GLA 247/337; vgl. E. Ebler, 1848/49 in Achern und Oberkirch, S. 33
- 15 Zivilliste: die dem Landesherrn verfassungsmäßig zukommende, meist für die Regierungszeit bewilligte, von der laufenden Zustimmung des Parlaments unabhängige jährliche Geldrente für seine und seiner Familie persönlichen Bedürfnisse.
- 16 Apanage: die Zuwendung in Geld oder Land, die den nichtregierenden Angehörigen regierender Häuser zum standesgemäßen Unterhalt gewährt wurde.

# Erinnerungen von und an Otto Hörth (1842-1935)

*Erwin Dittler*

Otto Hörth, demokratischer Journalist von hohem Rang, Dichter und Schriftsteller, starb vor 50 Jahren am 6. Januar in Charlottenburg<sup>1</sup>, wo er seit 1924 bei seinem Sohne wohnte, der 1919 als Oberspielleiter an die Berliner Staatsoper berufen worden war. Bei ihm wollte er „otium cum dignitate“, seine „letzten Tage in Ruhe und Behaglichkeit“ genießen, was auch offensichtlich der Fall war, denn er fühlte sich noch im hohen Alter „ziemlich frisch, wenigstens geistig“: „Nur die ‚Untertanen‘ wollen nicht mehr; ich bin an die Wohnung gebunden und kann nicht mehr spazieren gehen“. Aber Spazierfahrten im Auto seines Sohnes in die Umgebung Berlins sorgten für wohltuende Abwechslung, wie er am 9.8. 1931 Adolf Geck, seinem jüngeren Kollegen aus der gemeinsamen Zeit bei der „Frankfurter Zeitung“, berichtete<sup>2</sup>.

Die beiden alten Journalisten tauschten gelegentlich ihre Erinnerungen aus; schließlich galt Hörth auf Grund seiner Schulzeit in Offenburg und seiner Reichstagskandidatur im 7. bad. Wahlkreis (Kehl, Oberkirch, Offenburg) in den Jahren 1878 und 1881 bei Geck als „halbwaisiger“ alter Offenburger. Doch vergaß Geck nie, auf die Herkunft Hörths hinzuweisen, wenn er in seiner Zeitschrift „D'r alt Offeburger“ vom „Achner Mesnersohn“ sprach; dort wurde Hörth, der später zu einem der „bedeutendsten Mitarbeiter“<sup>3</sup> der „Frankfurter Zeitung“ werden sollte, am 24. November 1842 als Sohn des Schneidermeisters Franz Sales Hörth und der Franziska, geb. Krum geboren<sup>4</sup>.

## *Die Schulzeit im Offenburger Gymnasium*

Wir verdanken es der Anregung Gecks, daß Hörth im „Alt Offeburger“ im Jahre 1905 in 8 Folgen vom 12.2. an unter dem Titel „Erinnerungen eines ehemaligen Offenburger Studenten“ die Lebensweise eines auswärtigen Schülers schilderte und einen Einblick in damalige Wohnverhältnisse gab:

„Es sind jetzt bald fünfzig Jahre her, daß ich nach Offenburg kam, um hier das Gymnasium zu absolvieren. Ich glaube also das Recht zu haben, mich als ‚alten Offenburger‘ zu betrachten, und als solcher bitte ich um die Erlaubnis, in diesen Blättern einiges aus jener Zeit erzählen zu dürfen.

Am 29. September 1857 zog ich als vierzehnjähriges Bürschchen, von meiner Mutter begleitet, in Offenburgs Mauern ein. Ich kam aus Achern, das damals noch ein richtiges Bauernstädtchen war, und so erschien mir Offenburg mit seinen regelmäßigen Straßen und hohen Häusern, den schönen Kirchen mit ihren Türmen, dem Rathaus, Gymnasium, Kloster, Spital, Bahnhof usw. wie eine rechte Großstadt; auch die Kinzig mit der berühmten Gitterbrücke und



der Mühlkanal, in dem die riesigen Holzflöße trieben, waren mir neu und höchst interessant. Das war also die Stadt, in der ich vier Jahre ‚uf dr Studi‘ zubringen sollte. Studieren hieß in unseren Kreisen so viel wie Pfarrer werden.

Über das letztere zerbrach ich mir den Kopf nicht viel; das Studieren war mir die Hauptsache. Unser alter Stadtpfarrer und Schuldekan Geistlicher Rat Andreas Martin, bei dem mein Vater Mesner und ich Ministrant war, hatte mich in der Schule als Talent entdeckt, das er für die Kirche nutzbar zu machen suchte. Vielleicht dachte er auch nur, es sei schade, wenn ich mit meinen Gaben ein Handwerk lernen oder Tagelöhner werden müßte. Eine engherzige kirchliche Absicht hatte er jedenfalls nicht, als er mir die Bahn zum Studium ebnete, denn er gehörte noch der freieren Wessenberg'schen Richtung an, die sich neben der ultramontan-jesuitischen Richtung der jüngeren Geistlichkeit sehr unbehaglich fühlte und sie keineswegs unterstützte.“ Da Hörth ein gutes Unterkommen fand, war für das Notwendigste gesorgt: „Bald kam das Stipendium dazu, und später gab es Gelegenheit zum Erteilen von Privatunterricht. Es ist mir nicht immer gut gegangen, und oft habe ich den Hosenbund fester schnallen müssen, um den Magen das Knurren zu vertreiben, aber doch rechne ich die vier Jahre, die ich in Offenburg zubrachte, zu den schönsten meines Lebens. Was sollte auch ein Mensch von vierzehn bis achtzehn Jahren zu klagen haben, wenn er die ganze weite Welt immer wundervoller seinen Augen sich erschließen sieht und wenn er vollauf damit beschäftigt ist, diese Welt in sich aufzunehmen und zu verarbeiten?“ Auch mangelnden Komfort fand er nicht beklagenswert: „Unsere Mansarden waren in der denkbar einfachsten Weise möbliert; dafür kosteten sie auch nur zwanzig Gulden jährlich. Wir hatten ein Strohsackbett, einen Tisch, zwei Holzstühle, ein Büchergestell, einen Kleiderrechen und einen eisernen Ofen, den wir im Winter mit Lohkäse heizten. Auf dem Gang draußen stand ein großer Schrank, in den wir unsere besseren Kleider taten, wenn wir welche hatten. Bedienung hatten wir wenig; nur das Bett brauchten wir nicht zu machen und das Zimmer nicht zu kehren; dagegen mußten wir unsere Stiefel selber putzen, die Kleider reinigen, Wasser holen usw. Unsere Beleuchtung war eine einfache Öllampe mit grünem Lichtschirm drüber: das Gas war damals in Offenburg noch nicht eingeführt, und als es kam, drang es noch nicht in unsere Mansarden. Von der Vortrefflichkeit unserer Ölbeleuchtung kann man sich einen Begriff machen, wenn ich sage, daß ich bei Vollmondschein meinen Xenophon fast gerade so gut lesen konnte wie bei meiner Ölfunzel.“

In dieser „Studentenherberge“ bei dem Maurermeister Ludwig Haag, seiner zweiten Unterkunft in Offenburg, ging es noch durchaus ländlich zu: „Der Bürger von damals trieb ein Handwerk und hatte daneben etwas Ökonomie, d.h. einen oder zwei Äcker, eine Wiese und meist auch ein Stück Reben.“ So hatte auch der Haagelui in seinem Stall eine Kuh und im Hofe den dazugehörigen Misthaufen mit seinen Düften. Als nun diese Kuh einmal keine Milch gab, war „Madamm“, wie die Hauswirtin von den Schülern gerne titulierte, wurde,

„fest davon überzeugt, daß die Kuh verhext sei. Die Hexe war auch bald gefunden; es war die Nachbarsfrau, die Sigge-Müllern, die über die Mauer herübergucken konnte und mit ihrem bösen Blick die Kuh verhext hatte.“ Um dem Übel abzuhelfen, wurde der Hexenbanner von Rammersweier geholt, dessen Zauber aber nur wirksam war, wenn er durch keinen Laut unterbrochen wurde. Daß ihn die heimkehrenden Schüler mit einem ungeheueren Gelächter boshaft verdarben, versteht sich fast von selbst. Aberglaube war aber auch in der eigenen Familie Hörths zu Hause. Als er nach den ersten Weihnachtsferien im elterlichen Hause wieder nach Offenburg zurückkehrte, fühlte er sich so weltfremd und verlassen, daß er manchmal bitterlich vor Heimweh weinte. Er war dann schon glücklich, wenn von Achern ein Postpaket eintraf: „Einmal bekam ich Kühle geschickt, die ich mit dem größten Appetit verzehrte. Erst viel später hat mir die Mutter gestanden, daß sie ‚Stubenfegete‘, d.h. Kehrlicht aus der heimatlichen Wohnstube, in die Kühle hineingebacken hatte, was nach altem Volksglauben ein unfehlbares Mittel ist, einem der in der Fremde ist, das Heimweh zu vertreiben. Ich kann nicht feststellen, ob das Mittel bei mir geholfen hat; tatsächlich in dem Maße, als ich in die neuen Verhältnisse mich einlebte, milderte sich mein Heimweh.“

Auf dem Offenburgischen Gymnasium wurde den Schülern nichts geschenkt, doch Hörth machte das Lernen Freude. Schon bei der Aufnahme hatte er unter 36 Schülern den besten lateinischen Aufsatz geschrieben und sich damit den ersten Platz verschafft, den er bis zum Verlassen des Gymnasiums beibehielt. Seinerzeit wurden die sieben Klassen von unten an gezählt: Prima, Sekunda, Tertia, Unter- und Oberquarta, Unter- und Oberquinta. „Wer weiter studieren wollte, der mußte die Unter- und Obersexta auf einem Lyzeum, also in Freiburg, Rastatt oder Karlsruhe usw. absolvieren. Damals hatte das Offenburgische Gymnasium etwa anderthalb hundert Studenten. Am zahlreichsten waren die Klassen Tertia und Unterquarta; da saßen massenhaft die künftigen Theologen. Aber gar mancher von ihnen wurde geprüft und zu leicht befunden. Beim Studium fremder Sprachen und bei der Mathematik war eben mit Beten und Frommsein allein nicht viel einzufangen. Auch nahmen es die Professoren in Oberquarta und Unterquinta vielleicht absichtlich etwas streng, um den Weizen von der Streu zu sondern. Im Jahrgang vor mir blieb in der Oberquarta fast die Hälfte sitzen, einige gingen ab, und so bestand die neue Unterquinta nur aus 5 Schülern, zu denen in der Oberquinta noch ein sechster vom Lahrer Gymnasium kam. Als ich in die Unterquarta eintrat, waren wir zu 36; als wir in die Oberquinta einrückten, waren wir nur noch unsere 16; die anderen sind teils sitzen geblieben, teils sind sie zu ihren heimischen Ochsen oder Kühen zurückgekehrt. Später, als die Herren Pfarrer merkten, daß am Offenburgischen Gymnasium anders geurteilt werde als in ihrer Dorfkirche, ließ der Andrang merklich nach.“

Seine Liebhaberei für die Botanik verdankte Hörth dem Professor Rheinauer, die Einführung in die Philosophie dem Professor Mathias Intlekofer, Direk-

tor des Gymnasiums: „Er schrieb einmal als Beilage zum Gymnasiums-Programm eine Abhandlung über Raum und Zeit im Kant'schen Sinne, und das Studium dieser Abhandlung regte mich zum weiteren Philosophieren an. Ihr habe ich es wohl auch zu verdanken, daß der erste Eindruck ein so nachhaltiger gewesen ist; ich bin in der Hauptsache stets Kantianer, d.h. kritischer Idealist geblieben.“

Intlekofer führte Hörth auch in die Dichtkunst ein: „Er gab uns Unterricht in der Poetik, und als Beleg dafür, daß wir die Lehre von den Versfüßen, von den Reimen und vom Strophenbau richtig verstanden hätten, sollten wir Jean Paul's ‚Neujahrsnacht eines Unglücklichen‘ aus der Prosa in Verse und Strophen übertragen. Das war für manchen eine unsägliche Mühe. Als der ‚Alte‘ unsere poetischen Leistungen durchgesehen hatte und sie wieder brachte, sagte er, das sei meistens Schund und alles nichts wert, mit einer einzigen Ausnahme. ‚Wenn Du‘, fuhr er dann zu mir gewandt fort, ‚ein Dichter werden willst, ich will Dir nicht gerade dazu raten, aber Du hast das Zeug dazu!‘ Ich hab's ihm ehrlich geglaubt, habe tapfer zu dichten angefangen, und wenn ich auch kein Dichter geworden bin, so habe ich doch in meinem ganzen Leben viel zusammen gereimt und gedichtet. Freilich weit mehr zu meinem eigenen Vergnügen, als für die Öffentlichkeit, denn ich habe bald gefunden, daß das, was ich es sagen hätte, von unseren Großen längst viel besser gesagt worden ist, als ich es könnte. So habe ich denn meine Mitwelt mit meinen Versen möglichst wenig belästigt; ich habe sie ‚vor Druck bewahrt‘ und hoffe mich dadurch der Nachwelt nützlicher gemacht zu haben als mancher sogenannte Dichter mit dicken Reimbüchern.“

Indessen hatte Geck seine Leser schon am 15. Juli 1900 mit drei humorvollen Dialektgedichten Hörths bekannt gemacht, die er der Festschrift zum 25jährigen Jubiläum des Frankfurter Journalisten- und Schriftsteller-Vereins vom 3.12. 1899 entnommen hatte. Davon eine Kostprobe:

### *‘S nutzt nix.*

Im Sepp si Frau hett Kopfweh, sellig arg;  
Des dhuet im Schädel steche, brumme, brenne,  
So arg, zuem Zipfelsinnig were fascht;  
Die Frau möcht grad mit'm Kopf an d'Wand hirenne.

Z'letzsch holt dr Mann dr Dokter. Der het g'sait:  
‘Des Ding do‘, sait er, ‘hemmer ball vertrieue;  
Do mueß e rechts guets Kriäsewasser her,  
Mit dem wurd d'Schirn e paarmol düchtig g'riewe!’  
‘Des nutzt nix!’ sait die Frau und jammert furt.  
‘Denn wenn i mi au no so arg dhät zwinge,  
J kann halt's Kriäsewasser, sell isch g'wiß,  
Mit aller G'walt nit über's Mul nuff bringe!’

### *Redakteur der „Frankfurter Zeitung“*

Nachdem Hörth das Offenburger Gymnasium verlassen und anschließend das Lyzeum in Freiburg besucht hatte, studierte er dort Philosophie und katholische Theologie, dann Geschichte, Literatur und moderne Sprachen<sup>5</sup>. Von 1866 an betätigte er sich journalistisch, ging im Winter 1870/71 nach München, um dort sein Studium fortzusetzen, wandte sich aber dort endgültig dem Journalismus zu und wurde Mitarbeiter größerer Blätter. Für die „Frankfurter Zeitung“ schrieb er namentlich Essays über die altkatholische Bewegung<sup>6</sup>. Leopold Sonnemann (1831-1909), der das Blatt 1856 gegründet hatte und seit 1867 Alleinbesitzer war, holte ihn nach Frankfurt: ab 1. März 1872 gehörte Hörth nun der Redaktion an, verantwortlich für Süddeutschland und das Feuilleton.

Der siegreiche Krieg von 1870/71 hatte die kleinbürgerliche Demokratie einem Tiefpunkt entgegengeführt: bei der Reichstagswahl am 3.3. 71 waren lediglich 0.5 % der Stimmen für die Deutsche Volkspartei abgegeben worden<sup>7</sup>, deren Vorsitzender Sonnemann seit Februar 1870 war und der nun in den Reichstag einzog. Die nationale Hochstimmung kam den Nationalliberalen zugute, die im neuen Reichstag die stärkste Fraktion bildeten. Bei Friesen findet sich der Hinweis, daß „Meister Erwin's Heerschau“ von Hörth, geschrieben am 10. August 1870 in Achern, erkennen lasse, daß der Verfasser, wie auch andere Liberale, wenigstens zweitweise von den Wogen patriotischer Begeisterung ergriffen worden sei, die bei Ausbruch des Krieges Deutschland überschwemmten<sup>8</sup>.

Auf Grund der organisatorischen Schwäche der bürgerlichen Demokraten kam ihren Presseorganen, unter denen die „Frankfurter Zeitung“ führend war, eine besondere Bedeutung zu. Schon bald nach seinem Eintritt in die Redaktion erhielt Hörth die Gelegenheit, zu einem historischen Ereignis Stellung zu nehmen, das nach 40 Jahren — nun allerdings in nationalliberaler Prägung — am 27. Mai 1872 in Hambach gefeiert wurde. Er verglich das Erinnerungsfest mit dem „Derkemer Wurschtmarkt“, kommentierte aber ansonsten als demokratischer Publizist. „Zuvor hatte Hörth, ein entschiedener Gegner der Politik Bismarcks, in zwei tiefschürfenden historischen Analysen ‘die innere und äußere‘ Entstehungsgeschichte, den Verlauf und die Wirkung des Hambacher Festes von 1832 nachgezeichnet und sich bemüht, die nationalliberale Manipulation der historischen Ereignisse von 1832 ad absurdum zu führen. Er nennt die Jubiläumsfeier ‚einer Dankesfeier für die Siege von 1870/71‘ und ordnet sie der Kategorie ‚der Ironie des Schicksals, wie sie größer in der Geschichte kaum zu finden‘ sei, zu. Diese ‚Ironie der Geschichte‘ zähle zu jenen Dingen auf der Welt‘, über die man eigentlich ‚unbedingt lachen müßte, wenn sie nicht so entsetzlich traurig wären.‘ Für Hörth hat in Hambach 1832 ‚der Gedanke der Volksfreiheit‘ eindeutige Priorität besessen; die republikanische und ‚die völkerverbrüdernde Tendenz‘ sei vorherrschend gewesen, der Aspekt

der nationalen Einheit hingegen zweitrangig. Wirth habe zwar ‚leise die nationale Fahne gegen Frankreich erhoben‘, doch hätten die Ideen der ‚Verbrüderung‘ der ‚vereinigten Staaten von Europa‘ und des ‚friedlichen Zusammenlebens der Völker‘ sowie der Kampf gegen ‚nationale Schranken, Völkerhaß und Völkerkrieg‘ unleugbar dominiert<sup>9</sup>.“

Die in der politischen Tradition von 1848/49 lebenden Demokraten konnten sich zunächst mit der durch den Krieg erzwungenen Gründung des preußisch-deutschen Reiches nicht befreunden, zumal sie Gewährung jener bürgerlichen Freiheitsrechte vermißten, für deren Durchsetzung damals so große Opfer gebracht worden waren. Als die Frankfurter Demokraten eine Gedenkfeier zum 25. Jahrestag der Eröffnung der Vorparlamentes erwogen, gab es im Grunde mehr resignierende als kämpferische Überlegungen:

„Das deutsche Volk stand noch unter dem Eindruck des großen Sieges über Frankreich und der Gründung des deutschen Kaiserreichs, in der gar viele das Ziel ihrer politischen Bestrebungen erblickten. Daß damit auch das Ziel der preußischen militaristisch-junkerlich-bureaukratischen Politik erreicht und der freiheitlichen Entwicklung Deutschlands ein starker Riegel vorgeschoben war, das sahen die Massen nicht; sie schwenkten mit dem Nationalliberalismus in das Lager Bismarcks ein. Was konnte unter diesen Umständen eine demokratische Feier wirken und durfte sie auf rege Teilnahme rechnen<sup>10</sup>?“

Um den Männern, die in Frankfurt und draußen im Reich der alten Fahne treugeblieben waren, die Gelegenheit zu einer Zusammenkunft in bescheidenem Rahmen zu bieten, um die Ideen von 1848 aufzufrischen und die Hoffnung auf bessere Zeiten aufrecht zu erhalten, entschloß man sich zu einer Feier am 30. März 1873 im großen Saal des Saalbaus. Es war der Tag, an dem 1848 über 500 Männer in die Frankfurter Paulskirche eingezogen waren, die aber die politischen Erwartungen nicht erfüllten: „Als das Parlament seine Arbeiten beendet hatte, gab es keine Revolution und keine Nation mehr.“ Schon das Vorparlament hatte der Revolution das Todesurteil gesprochen. Der Festausschuß, in den auch Otto Hörth gewählt worden war, leistete gute Arbeit: bei der akademischen Nachmittagsveranstaltung war der Saal vollbesetzt; aus Baden waren die Abgeordneten Eichelsdörfer und Prof. Krebs gekommen und aus Stuttgart führende Volksparteiler wie Karl Mayer, Julius Haußmann, Ludwig Pfau und Friedrich Payer.

#### *Dichter der Freiheit:*

„*Wir wollen Gold, das Gold der Freiheit haben!*“

Rauschenden Beifall fand ein von Hörth verfaßter Prolog, in dem er zum Schluß zur Erringung der Freiheit aufrief:

Denn noch ist, was die Alten einst empor  
Zum Kampfe trieb, nicht alles schon errungen;  
Noch ist, in der Triumphe vollem Chor,  
Der Siegesruf der Freiheit nicht erklingen;

Noch sind die Gräber ohne Schmuck und Glanz  
Und stille ward's um sie auf allen Wegen,  
Denn noch nicht war es Zeit, den schönsten Kranz,  
Den Siegeskranz der Freiheit drauf zu legen.

Wohl steht die Form, doch kein lebend'ger Hauch  
Hat Geist und Seele mit hineingegossen;  
Wohl ragt das Haus, doch nur im Schlachtenrauch  
Hat blut'ger Kitt der Wände Ring geschlossen;  
Wohl prangt das deutsche Banner schwarz und rot,  
Doch ist das Gold zerrissen und begraben;-  
Was soll das Weiß? Was soll der bleiche Tod?  
Wir wollen Gold, das Gold der Freiheit haben!

Wenn heut wir drum, zur Feier rings gereiht,  
Der großen Zeit Gedächtnis festlich ehren,  
So sei's den Besten unsres Volks geweiht  
Und soll uns Kampf für Recht und Freiheit lehren;  
Dann wird man einst mit echtem Siegesklang  
Im großen Buche der Geschichte lesen:  
„Die Einheit schuf den Deutschen einst der Zwang,-  
Der Freiheit Schöpfer sind sie selbst gewesen!

Als überzeugter Demokrat hielt Hörth beharrlich an der Forderung nach bürgerlicher Freiheit fest, wovon seine Gedichte immer wieder ein beredtes Zeugnis ablegen. So mahnte er 1875 nach dem Ableben des Schriftstellers Georg Herwegh in einem Trauergedicht<sup>11</sup>:

Das Volk in seines Denkens Kleinheit  
Weiß nimmer, was es einst geliebt;  
Vergessen ist, daß nach der Einheit  
Es auch noch eine Freiheit gibt.

Hörths Bedürfnis nach mehr bürgerlicher Freiheit war keinesfalls abstrakter Natur; aus persönlicher Erfahrung wußte er, wovon er sprach:

Während des Kulturkampfes griff Hörth die Regierungspolitik scharf an und wurde im Oktober 1884 wegen Verletzung presserechtlicher Bestimmungen, Majestätsbeleidigung und Verleumdung des Reichskanzlers angeklagt. In der ersten Instanz zu einer Geldstrafe, wurde er vom Berufungsgericht zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt. Wegen angeblichen Fluchtsverdachts holte man ihn an einem Sonntagmorgen, dem 9. Mai 1875, aus dem Bett und sperrte ihn ein, obwohl das Urteil noch nicht rechtskräftig war. Den Prozeß und die Kerkerhaft (die er teilweise in einer Zelle mit Gewaltverbrechern zubrachte) schilderte Hörth in einer Satire, als deren Verfasser er ‚Heine II.‘ angab: ‚Daniel in der Löwengrube.‘ Die biblische Verfremdung ermöglichte ihm die Kritik an Bismarcks Sondergesetzgebung, die die konstitutionell verankerte Pressefreiheit faktisch außer Kraft setzte<sup>12</sup>.

Als der demokratische Verein in Frankfurt im Jahr darauf der Unabhängigkeitserklärung der englischen Kolonien vom 4. Juli 1776 gedachte, wurde — fast schon traditionell — am Vorabend des Gedenktages auf einer Festsitzung in der Rosenau wieder ein von Hörth verfaßter Prolog vorgetragen: „Der Kampf, der längst zum Sieg euch trug, — wir stehen noch in des Kampfes Mitten<sup>13</sup>.“ Und diesem Kampf stellte er sich nicht nur publizistisch.

### *Wahlkandidat der Deutschen Volkspartei im Wahlkreis Offenburg*

Bei der Reichstagswahl im Jahre 1877 hatte die Deutsche Volkspartei einen ansehnlichen Erfolg erzielt. Für die Reichstagswahl am 30.7. 78 wurde im 7. bad. Wahlkreis Otto Hörth aufgestellt<sup>14</sup>. Zur Stärkung der demokratischen Partei hatte der demokratische Verein in Frankfurt eine Neuorganisation der Partei vorgeschlagen, die Hörth vor der Wahl auf einer Vertrauensmännerversammlung am 9. Juni 1878 in Würzburg auch mit der Hoffnung begründete, „daß die demokratischen Elemente damit künftig nicht mehr gezwungen sein würden, sich der Sozialdemokratie anzuschließen, wie dies namentlich in Berlin geschehen wäre<sup>15</sup>.“ Während die Nationalliberalen im Wahlkreis 50,1 % der Stimmen errangen, erzielte die Deutsche Volkspartei lediglich 2 %. In der Stadt Offenburg schnitt sie dagegen mit 14,9 % (Nationalliberale 40,5 %, Zentrum 16,7 %) recht gut ab. Am Vorabend der Wahl war es in einer von der Freisinnigen Partei einberufenen Wahlversammlung in der Brauerei Kohler in Offenburg „zu schweren Auftritten“ gekommen: „Dem Blättleschreiber, der 1878 noch nicht wahlberechtigt war, brachte die Anwesenheit in der Kohler'schen Versammlung die erste Vorladung vor ein hohes Tribunal<sup>16</sup>.“

Blättleschreiber Adolf Geck, der schon 1877 während seiner Einjährigzeit in Freiburg „sich als angehender Politiker im Lehrlingsdienst der Presse“ mit Beiträgen für den von den Kehler Demokraten Rehfus, Durain, Schütterle und Weber herausgegebenen „Rheinboten“ geübt hatte, nahm als aktiver Demokrat am 17.8. 1879 an einem Treffen im kleineren Kreis anlässlich der Einweihung des Grimmelshausen-Denkmal in Renchen teil. Dort übergab Amand Goegg nach einer Ansprache das Denkmal — ein Sandsteinobelisk, der ursprünglich am Allerseelentag 1874 in Rastatt zum Andenken an die standrechtlich erschossenen Kämpfer von 1848/49 eingeweiht werden sollte<sup>17</sup> — der Stadt Renchen. Auf Anregung von Sonnemann folgte eine vertrauliche Konferenz süddeutscher Demokraten im „Petersburger Hof“ in Baden-Baden, wo auch Otto Hörth und Adolf Geck anwesend waren; man beschloß die Einberufung eines Parteitages nach Coburg, der am 9.10. 1879 eröffnet wurde. Neben Hörth nahm auch Geck als Vertreter der Offenburger Parteiorganisation teil. „Dort wurde die Demokratische Volkspartei (Sonnemann, Payer, Haußmann, Karl Mayer, Köhl, Eichelsdörfer, Dr.Ad. Richter, Prof. Krebs etc.) süddeutscher Art 1879 gegründet und die Korrespondenz nebst Sekretariat in Frankfurt a.M. errichtet<sup>18</sup>.“ Geck wurde Redakteur der „Demokratischen Korrespondenz“ und auch Parteisekretär. Später erinnerte sich Hörth: „In Frankfurt, als Sekretär der Volkspartei, sind Sie nicht lange gewesen; es zog Sie zur Sozialdemokratie. Daraus habe ich Ihnen keinen Vorwurf gemacht; ich habe die Freundschaft mit Ihnen immer aufrecht erhalten<sup>19</sup>.“

In einer Nachwahl vom 26.1. 1880 erhielt Hörth „als demokratischer Wahlapostel zur Erweckung der deutschen Volkspartei in Baden“ im Wahlkreis 2818 Stimmen und der Nationalliberale Bär, der 1878 noch 7265 für sich bu-

chen konnte, nur noch 3907. Als Hörth am 31.10. 1880 im Offenburger Dreikönigssaal einen Vortrag über die Aufgaben und Ziele der Deutschen Volkspartei hielt, hatte er auch gegen eine antisemitische Propaganda anzukämpfen: „Die Redaktion des nationalliberalen Amtsverkündigers ‚Ortenauer Bote‘ benützte ihre Berichterstattung zu einer neuen Probe ihrer Antisemiterei:

„Vorsicht! Hörth steht im Solde Sonnemann's, dieses Hauptgliedes der goldenen Internationale! Der Eigentümer der ‚Frankfurter Zeitung‘, eines Orakels des Judentums und der Geldleute! Warnung vor der jüdisch-demokratischen Liga, die im allgemeinen direkten Wahlrecht und in sozialdemokratischen Wühlereien ihr Heil sucht<sup>20!</sup>“

Doch konnte Hörth sich auch außerhalb seiner Parteiorganisation auf demokratische Zirkel wie den „Alten Bund“ stützen, eine Gesellschaft, die als Abspaltung der „Concordia“ am 7.11. 1869 gegründet worden war. In diesem Kreise wurden Ereignisse aus Hörths Wahlkampf besungen und sogar in ein Liederbuch aufgenommen<sup>21</sup>. Zu einer Zeit, als die NSDAP auch in Offenburg Versammlungsankündigungen mit dem Vermerk versah: „Juden haben keinen Zutritt!“, schrieb Geck voller Stolz am 7.2. 1931 im „Alten Offenburger“ über den „Alten Bund“:

„Es darf zur Schonung unserer heutigen Kulturträger des sogenannten ‚dritten Reiches‘ doch nicht verschwiegen werden: diese deutschen Männer und Vordersassen der badischen Kreisstadt Offenburg erhielten durch den Eintritt in den Bund Namen aus den *jüdischen* Berühmtheiten des alten Testaments.“ Zu den Patriarchen zählten u.a. A.Geck (Asser), G.Monsch (Absalon), H.Hambrecht (Hagai) und der Glasmaler Hans Drinneberg (Kaifas).

Für die am 27.10. 1881 stattfindende Reichstagswahl erkoren sich die Demokraten und Sozialisten des 7. bad. Reichstagswahlkreises wiederum Otto Hörth, „der tapfer mit der Feder ebenso gegen den unsinnigen Bismarck'schen ‚Kulturkampf‘, wie gegen die rücksichtslose Sozialistenausrottung des Heros stritt, zu ihrem Kandidaten<sup>22</sup>.“ Das Wahlkomitee der Volkspartei für den Wahlkreis veröffentlichte am 15.10. 81 im „Volksfreund“ den Wahlauf Ruf zugunsten ihres Kandidaten Hörth:

„Die Deutsche Volkspartei ist eine Partei der gesetzlichen Ordnung. Sie will eine gesunde freiheitliche Entwicklung ohne jede Überstürzung auf durchaus legaler Grundlage. Wir bekämpfen eine wirtschaftliche Gesetzgebung, welche Einzelnen auf Kosten der Gesamtheit ungebührliche Vorteile zuführt und gerade die Unbemittelten am meisten belastet und schädigt. Wir sind erklärte Feinde jedes Ausnahmegesetzes und verabscheuen die des deutschen Volkes unwürdigen, von oben noch immer nicht mit der gehörigen Entschiedenheit zurückgewiesenen Hetzereien gegen deutsche Mitbürger wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession.“

Daß sich die Partei betont zur gesetzlichen Ordnung bekannte, war unter den Bedingungen des vom Reichstag am 19. Oktober 1878 angenommenen Sozialistengesetzes selbstverständlich:

„Auch die Vereinstätigkeit der demokratischen Kräfte bekam die Bestimmungen des Sozialistengesetzes zu spüren. Selbst in den süddeutschen Staaten, in



denen bislang die vereinsgesetzlichen Bestimmungen generell liberaler als in Preußen gehandhabt worden waren, kam es nun auf Intervention preußischer Polizeibehörden zu Repressalien gegen die Volkspartei. „Und auch die demokratische Presse blieb nicht verschont: ‚So durfte zum Beispiel die ‚Frankfurter Zeitung‘ in der ersten Zeit des Sozialistengesetzes in Elsaß-Lothringen nicht erscheinen und auf den preußischen Bahnhöfen nicht verkauft werden. Gegen ihre Redakteure wurden Prozesse wegen ‚Bismarckbeleidigung‘ geführt sowie Freiheits- und Geldstrafen verhängt<sup>23</sup>.“ Davon wußte auch unser Kandidat ein Lied zu singen: ‚Die Gegnerschaft zu Bismarck‘s Politik wirkte sich in vielen Prozessen gegen Hörth aus, der über zwei Jahre seiner 50jährigen Redaktionstätigkeit in der Zelleneinsamkeit zubringen mußte<sup>24</sup>.“

50 Jahre später würdigte Adolf Geck die Unterzeichner des Wahlaufrufes der Volksparteiler vom 15.10. 1881:

„Die heutige Generation wird den Männern unseres Kreises die Achtung nicht versagen, die es wagten, ihre Namen unter diese Kampfansage an Bismarcks Gewaltpolitik zu setzen. Sie zeigten Bekennermut, als man sich unter der Fahne der Demokratie als Vaterlandsfeind der Verfolgung aussetzte. Neun Jahre später hat die Entwicklung ihnen den Sieg verliehen<sup>25</sup>.“

Die angeführten Namen vermitteln uns heute Hinweise auf die Verbreitung der Parteiorganisation im Wahlkreis sowie auf die soziale Stellung ihrer Repräsentanten:

Offenburg: Emil Geiger, Gemeinderat; Oskar Muser, Rechtsanwalt; Jos. Beiser, Küfer; Karl Pfitzmaier, Gemeinderat; Herm. Hambrecht, Buchhändler; Johann Jennewein, Kaufmann; Karl Geck, Fabrikant; Ferd. Hauger, Kaufmann; J. Autenrieth, Kaufmann; Balth. Menzer, Gastwirt; Heinrich Schnurmann, Kaufmann.- Kehl: Emil Durain sr., Fabrikant und Kreisabgeordneter; Ernst Sommer, Kaufmann; J. Schütterle, Fabrikant; Ferd. Rehfuß jr., Fabrikant; Gustav Sommer, Fabrikant; Karl Rehfuß jr., Fabrikant.- Auenheim: Roß, Bürgermeister. Honau: Leppert, Gemeinderat. Legelshurst: Bas, Weinhändler. Scherzheim: Zimpfer, Kaufmann; Jak. Wahl, Gemeinderat; Chr. Kientz 8., Landwirt; Chr. Feßler, Gemeinderat. Helmlingen: Kirschenmann, Metzger. Willstätt: Schadt, Fabrikant; Wetzel, Küfer. Marlen-Goldscheuer: Marzluff, Färber; Jos. Gruß, Schmied. Altenheim: Maier, Kaufmann; Jlg, Schlosser.- Oberkirch: Huber, Gerber; Toussaint, Holzhändler; Huber, Stadtmüller; Theodor Fuchs, Gerber; Hoferer, zum „Pflug“; Rot, Bäcker; Huber, Metzger.- Oppenau: Braun, Holzhändler; Doll, zur Karthause. Gaisbach: Math. Beck, Kaufmann und Altbürgermeister. Peterstal: Gruber, Kaufmann. Bad Griesbach: H. Grafmüller, Buchhalter.- Appenweier: Junkert, Ratschreiber. Hofweier: Bayer, Rößlewirt. Elgersweier: Peter Haberer, Schuhmacher; Franz Huber, Landwirt. Schutterwald: Sigm. Oswald, Landwirt; Bürkle, Gastwirt; Andr. Junker, Dreher. Waltersweier: M. Buchholz.- Zell a.H.: Gg. Mösch, Fabrikant; J. Hauer, Bäcker. Unter-Harmersbach: Karl Obert, Bierbrauer. Ober-Harmersbach: Jos. Rombach, Müller; Dionys. Schwarz, Landwirt; H. Gebert, Schuhmacher; Ambros Haag, Schlosser.

Der Wahlkampf war für Hörth kein Schleck: „Der Mann, der sich damals bei uns im öffentlichen Leben zur Demokratie bekannte, war vielen Anfeindungen wegen seiner politischen Überzeugung ausgesetzt. Als Verbrechen hatte man den bürgerlichen Demokraten ihr Eintreten für die Beseitigung des Sozialistengesetzes angerechnet. Die schlimmste persönliche Gegnerschaft fand im

Ortenauer Bezirk die Demokratie bei den Kaiserlichen im nationalliberalen Lager. In jener großen Versammlung zu Offenburg (Dreikönigsaal), worin sich der Kandidat Hörth vorstellte, hatte er in einem großen Teil seiner sachlichen Programm-Rede nur mit der Zurückweisung persönlicher Verdächtigungen seitens nationaler Agitatoren zu tun<sup>26</sup>.“

Zu den persönlichen Angriffen kamen die politischen Verleumdungen: „Herr Rechtsanwalt Daniel Bumiller als nationalliberaler Wahlredner sagte in einer Wahlversammlung im Hanauerland bei der Reichstagswahl 1881 nach seiner eigenen Erklärung im ‚Ortenauer Boten‘: ‚Wenn die Demokraten siegen, holen sie die Guillotine und schlagen anderen Leuten die Köpfe ab<sup>27</sup>.“

Daß aber unter all diesen Widrigkeiten Hörths Humor nicht litt, beweist die köstliche Schilderung seiner Erfahrungen und Erlebnisse im Wahlkampf, die er unter dem Pseudonym „Johannes Holdermann“ im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte und die schon Adolf Geck für überlieferungswürdig hielt:<sup>28</sup>

#### *Aus der Mappe eines durchgefallenen Reichstagskandidaten*

„Es geschieht mir eigentlich recht. Wie bei der Wahl seiner Eltern, so muß man auch vorsichtig sein bei der Wahl seiner Wahlkreise . . . Ich hätte mir einen Wahlkreis aussuchen sollen, dessen Bevölkerung meinen Ansichten etwas mehr Sympathie entgegengebracht hätte. Freilich, das wäre eine schwierige Sache gewesen. . .

Genug; ich kam an den unrechten Wahlkreis. Ich glaube, Diejenigen, die meine Wähler werden sollten, und ich, wir haben einander gar nicht oder nicht recht verstanden. Das politische Feld, das ich zuerst zu bearbeiten suchte, war ihnen so gut wie unbekannt. Sie kannten nur Kraut-, Kartoffel- und Kornfelder. Das Wort Legislaturperiode hatten sie in ihrem Leben noch nicht gehört, Etat und Budgetrecht waren ihnen spanische Dörfer, und so sehr ich mich auch bemühte, ihnen die Begriffe klar zu machen, so glotzten sie mich doch nach wie vor so an, daß ich es ihnen ansah, sie hatten mich doch nicht verstanden. Diese Politik war also nicht der Boden, auf welchem Lorbeeren — das heißt in diesem Falle Stimmen — zu gewinnen waren. Ich versuchte es daher mit der Volkswirtschaft, der Finanz- und Steuerpolitik. . .

Daß die neuen Zölle auf Lebensmittel und die indirekten Steuern die übergroße Mehrheit der Bevölkerung schwer belasten, dafür ist der Beweis ziffermäßig, zahlensicher, schwarz auf weiß zu erbringen. Aber da kam ich schön an! Die Bauern meines Wahlkreises waren taub für das Anpochen der politischen Reaktion, aber für die moderne Zoll- und Steuerpolitik, die jedem einzelnen Interessenten auf Kosten der Gesamtheit einen Vorteil verspricht, haben sie ein feines Ohr gehabt. Jeder Reichsbürger kriegt seinen Spezialzoll ab; warum nicht auch wir Bauern? Und da bis jetzt nicht viel für uns herausgekommen ist, so folgt daraus eben nur, daß die Zölle zu niedrig sind, und daß man die Zahl der zollpflichtigen Gegenstände bedeutend vermehren muß. Das ist die Logik der Bauern.

Mein Gegenkandidat und seine Agenten haben sich diese Logik sehr zu Nutzen gemacht. Sie versprachen Erhöhung aller Zölle und noch neue Zölle auf alles, was gerade in dem Dorfe, wo sie Versammlung hielten, gebaut wird. Da gab es Zölle auf Kartoffeln und Rüben, Zölle auf Weißkraut und Meerrettig! . . . Warum bin ich nicht auch ein Schutzzöllner? Ich hätte herrliche Geschäfte machen können. Namentlich in einem großen Dorfe mit beinahe einem halben Tausend Wähler. Der Ort pflanzt und versendet viel kleines Gemüse in eine nicht zu weit entfernte große Stadt. Wenn ich den Bewohnern einen Zoll auf Zwiebeln, Knoblauch, Petersilie und Sellerie versprochen hätte, so wäre mir keine Stimme entgangen. So aber erhielt ich dort drei, sage drei Stimmen. Ich spreche den Abgebern dieser drei Stimmen hiermit öffentlich meinen Dank aus; ihre hartnäckige Anhänglichkeit hat mich um so mehr gerührt, als ich wohl bemerkt habe, daß manche, die sich vorher als meine Anhänger gebärdeten, von mir abfielen, als sie erfuhren, daß ich keine Taschen voll Schutzzölle mitgebracht hatte. Mein Gegenkandidat und seine Agenten scheinen auch hier weniger skrupulös gewesen zu sein; wenigstens ist dies aus der kolossalen Zahl von Stimmen zu schließen, die ihre Partei an diesem Ort erhalten hat. Ich brauche ihnen keinen guten Rat zu geben; sie werden schon selbst so vorsichtig sein und sich in dem Dorfe nicht mehr sehen lassen, wenn es sich herausstellt, daß es mit dem Zwiebel- und Petersilienzoll nichts ist. . .“ Hörth fand aber auch die Ausnahme unter den Bauern, einer der vorgab, „absoluter Freihändler“ zu sein. Alles müsse zollfrei sein: „nur einen Mehlzoll müssen wir unbedingt haben, und wenn Sie diesen nicht befürworten, so kann ich nicht für Sie stimmen.“ Der Mann war — ein Müller.

Neben den politischen Verketzungen, mußte auch die Person Hörths herhalten: „Man muß auch vorsichtig sein in der Wahl seiner Gegenkandidaten. Mein Gegenkandidat war unglücklicherweise ein Bauer, und als die Wähler erfuhren, daß ich weder Korn und Kartoffeln baue, noch etwas vom Dung verstehe, da war es um mich geschehen. Wir Bauern müssen einmal einen Bauern in den Reichstag schicken, das war das Losungswort, das mich um das Mandat brachte.“

Die humorvolle Erzählung Hörths mit den interessanten psycho- und soziologischen Aspekten darf nicht darüber hinwegtäuschen, welch schwere körperliche Arbeit unser Kandidat zu leisten hatte:

„Ich habe in vierzehn Tagen fünfundzwanzig Versammlungen gehabt und mindestens vierzig Reden gehalten; ich bin bei Wind und Wetter, bei Nässe und Kälte, bei Nacht und Nebel gefahren oder auf so schmutzigen Wegen gegangen, daß ich immer die halbe Straße an meinen Stiefeln mitschleppte; ich habe bei jedem Wirt, wo Versammlung war, gegessen und getrunken, so daß ich oft an einem Abend zwei und drei Mal zu Nacht gegessen und zehnerlei Bier und Wein, alten und neuen, untereinander getrunken habe, wobei ich wohlweislich alles lobte, was ich genoß; ich habe mich in engen, dumpfen, qualmigen und überheizten Lokalen herumgedrückt und geschwitzt, die Kleider beschmutzen und den Hut bis zur Unkenntlichkeit zerknittern lassen; ich habe mich nach den Feldarbeiten erkundigt, nach Weib und Kind gefragt, schwielige Hände hundertweise gedrückt und vieltausendmal mit einschmeichelndster Höflichkeit ‚Meine Herren‘ gesagt — alles umsonst. Ich habe sogar das Schwerste vollbracht: ich habe gegen das Tabakmonopol gesprochen. Wenn man in einer engen Wirtsstube steht und darin wie die Heringe in einer engen Tonne geschichtet die Bauern sitzen, jeder eine dampfende Pfeife im Mund, der Redner selbst kein Raucher, in der Stube ein ersticken-

der Qualm von allen möglichen Sorten Tabak, nur nicht von den besten — der Leser wird zugeben, daß es in dieser Lage eine denkbar schwere Aufgabe ist, gegen das Monopol zu sprechen. Ich habe diese Aufgabe erfüllt. Alles umsonst!“

In seiner verzweifelten Lage habe er versucht, in dem schönen Geschlecht einen Bundesgenossen zu finden, da an einzelnen Orten die Männer ihre Frauen mit in die Versammlung brachten. Als er einer jungen und intelligenten Wirtin nach dem Herzen geredet und diese ihm versichert hatte, daß mindestens vier Fünftel der Stimmen im Dorf ihm gehörten, mußte er erleben, daß er im Dorf kaum den vierten Teil der Stimmen erhalten hatte: „In diesem verflixten Wahlkreis haben also nicht einmal mehr die Weiber Einfluß!“

Wer in München studiert hatte und nun in Frankfurt zu Hause war, dem mußte die damalige bäuerliche Mentalität schon erhebliche Schwierigkeiten bereiten:

„Was in einem Wahlkampf auf dem Lande sehr unangenehm ist, das ist der Umstand, daß der Kandidat in vielen Fällen absolut außer Stande ist, die Stimmung der Wähler zu erkennen. Gewöhnlich sitzen sie da wie Götzenbilder, an deren marmorner Ruhe jede Belehrung, jede schlagende Ziffer, jedes Pathos, ja jeder schlechte Witz wirkungslos abprallt. Der Redner müht sich eine Stunde, zwei Stunden ab, er versucht bald diese, bald jene Saite anzuschlagen, und schließlich, wenn er schweißtriefend zu Ende ist und mit einer herzbewegenden Phrase geendet hat, da regt sich keine Hand und kein Fuß: der Redner wird nicht ausgezischt und nicht ausgetrampelt, aber auch nicht beklatscht und nicht mit Bravo überschüttet. Unheimliche Stille; kein Zug in den ehernen Mienen der Zuhörer zeigt, ob sie den Vortrag billigen oder verurteilen. Erst der Wahltag gibt darüber ziffermäßigen Aufschluß. Es ist unter der Würde dieser Bauern, ihren Beifall oder ihr Mißfallen anders als schriftlich durch Stimmzettel auszudrücken.“

Hörth analysierte noch etliche Seiten des bäuerlichen Verhaltens bei einer Wahl und fand dann schließlich an seiner sonst verfehlten Kandidatur doch etwas Gutes: mancherlei gesundheitliche Beschwerden waren verschwunden, die auf Mangel an Bewegung und Abhärtung zurückzuführen waren: „Mein Magen kann jetzt, wie man zu sagen pflegt, Schuhnägel vertragen, und ich bin gestählt gegen jede Zugluft, gegen jede Unbill der Witterung. Ich freue mich außerordentlich, für die leidende Menschheit ein neues Heilmittel entdeckt zu haben, und ich bin uneigennützig genug, kein Patent darauf zu nehmen, sondern es unentgeltlich aller Welt mitzuteilen. Mein Mittel gegen Magenschwäche und Geneigtheit zur Erkältung lautet vollständig: ‚Recipe: Eine zweiwöchige Reichstagskandidatur, jeden Tag zwei Reden an Orten, die mindestens zwei Stunden auseinander liegen, jede Rede anderthalb Stunden lang, und wenn der Appetit kommt, essen und trinken, was da ist. Probatum est.‘ Ich muß indeß aufrichtig gestehen, daß ich das Rezept nicht wiederholen möchte. Lieber will ich mir die nötige Bewegung durch Holzspalten, Steinklopfen oder Karrenschieben verschaffen.“

### *Im fünfzigsten Jahr nach 1848*

Auf die Feier des 50. Jahrestages der Revolution hatte sich die Volkspartei schon frühzeitig vorbereitet. 1896 regte Professor Quidde auf dem Parteitag in Ulm einen Wettbewerb für eine volkstümliche Darstellung der Bewegung

von 1848 an; außer ihm gehörten zum Preisgericht der Stuttgarter Rechtsanwalt Dr. Schickler, der Literarhistoriker Dr. Ernst Ziel (Cannstatt) und Otto Hörth. Der erste Preis wurde Dr. Otto Hartmann für seine Schrift „Die Volkserhebung der Jahre 1848 und 1849 in Deutschland“ zuerkannt. Eine größere Feier wurde im Jahr darauf auf dem Mannheimer Parteitag beschlossen. Im Gegensatz zu 1873 war man jetzt optimistischer:

„Seit der ersten Feier hatte sich mancherlei ereignet und einiges auch sich zum Besseren gewendet. Bismarck war im Jahr 1890 gestürzt, und wenn unter dem jungen Kaiser die Wege der äußeren Politik vielfach noch im Dunkel lagen, so war doch im Innern der Druck etwas gewichen und die Freunde des Fortschritts und der Freiheit konnten wieder aufatmen. Der Klassenkampf neigte sich zwar noch nicht dem Ende zum, aber die Ansätze zur Sozialreform ließen auf eine gedeihliche Fortsetzung hoffen.“

Was Hörth hier festhielt, könnte manches in zu mildem Licht erscheinen lassen. So hatte das preußische Abgeordnetenhaus am 24.7. 1897 gerade noch mit der knappen Mehrheit von vier Stimmen eine Novelle zum Vereins- und Versammlungsgesetz abgelehnt, deren Annahme praktisch ein neues „Sozialistengesetz“ für alle Parteien bedeutet hätte<sup>29</sup>. Diese Ablehnung war nur auf Grund einer breiten Protestbewegung möglich gewesen. Im ganzen galt, was der badische Abgeordnete Prof. Heimbürger auf dem Festkommers am 26. März 1898 im großen Saal des Zoologischen Gartens in Frankfurt ausführte: daß das, was das Wort Freiheit ausdrücke, nicht entfernt in dem Maße erreicht sei, wie es die Väter 1848 erstrebt hätten. Schwer erkämpfte freiheitliche Errungenschaften seien gerade wieder entweder verkümmert und eingeschränkt worden oder wenigstens schwer bedroht.

Hörth trat am ersten Festtag erst nach Beendigung des offiziellen Teils in Erscheinung: man sang noch lange nach Texten ernster und heiteren Gedichten von ihm und seines verstorbenen Freundes Friedrich Stoltze, der auch bei der Märzfeier 1873 mit spritzigen Versen eines Tafelliedes zur Unterhaltung beigetragen hatte:<sup>30</sup>

Wie geht so schnell die Zeit herum!  
Was ist ein Viertel-Säkulum!  
Ein Gestern! War's ein Träumen?  
Wir sehen uns verwundert um  
Nach Deutschlands Freiheitsbäumen.

Wo sind sie, die das Volk gepflanzt  
Und jubelnd drum herumgetanzt?  
Nach Freiheit schrie sich's heiser.  
Wo ist sie denn? Ich sehe nichts  
Als einen deutschen Kaiser.

Wo ist sie denn? Ich seh' sie nicht!  
Ich sehe nur ein Angesicht,  
Drei Härlein auf der Glatze;-  
Wenn das die Göttin Freiheit ist,  
Die möcht' ich nicht zum Schatze!

Der eigentliche Gedenkakt wurde am nächsten Tag nach dem Vortrag eines Männerchors mit dem von Hörth gedichteten „wichtigen und formschönen“ Prolog eingeleitet:

„Die Dichtung, die mit anhaltendem Beifall aufgenommen wurde, schildert das Sehnen, Mühen und Kämpfen des Volkes um Freiheit, Wohlfahrt und Gesittung, führt dann die Sprecher des Volkes redend ein, die ihre Leiden und Entbehrungen aufzählen und an das Deutsche Reich, für das sie pflichtgetreu die schwerste Bürde tragen, die Forderung stellen, daß es nun auch auf seine Pflicht bedacht sei und dem Volke Menschenrecht und Menschenwürde gebe; darauf antwortet der Prolog und schließt mit folgenden Strophen:

So stöhnt und grollt es aus der Tiefe her,  
Wir hören schauernd-mitleidsvoll die Klage;  
Die Augen werden naß, das Herz wird schwer  
Und ernst geloben wir an diesem Tage:  
Wir ruhen nimmer, bis das Werk gelingt,  
Bis alle Deutschen frei und glücklich werden,  
Und bis ein großer Bruderbund umschlingt,  
Was immer Menschenantlitz trägt auf Erden!

Wir wollen rastlos kämpfen für das Licht,  
Den Volksgeist lösen von dem Gängelbände,  
Damit er selbstbewußt die Ketten bricht  
Und frei und stolz kann schreiten durch die Lande!  
Wir wollen von Geschlechte zu Geschlechte  
Den Idealen schaffen feste Horte  
Und wollen Menschenliebe, Menschenrecht  
Durch Taten feiern, nicht allein durch Worte.

Dann findet sich zum Willen auch die Kraft,  
Zur Einsicht wird die Weisheit sich gesellen,  
Und in den Nöten, die der Weltlauf schafft,  
Zum Helfer wird das Volk sich selbst bestellen;  
Dann wird zur Einheit sich die Freiheit reih'n,  
In Frieden sich die ganze Welt verbünden;  
Dann wird der Völkerfrühling Wahrheit sein  
Und die Gerechtigkeit ihr Reich begründen!“

Bereits am nächsten Tag, am 28. März, fiel wieder ein Reif auf den Traum vom Völkerfrühling: die erste Tirpitzsche Flottenvorlage wurde „mit beträchtlichen Mehrheiten“ im Reichstag angenommen<sup>31</sup>; Deutschland nahm nun vollends Kurs auf den Imperialismus. Schon anfangs des Monats, am 4. März, war der „Pacht“-Vertrag mit der chinesischen Regierung unterzeichnet worden, der die Besetzung von Kiaotschou vom 14. November 1897 rechtlich absegnen sollte.

### *Hörths Rückschau auf sein literarisches Schaffen*

Hörth, der im März 1903 in die Geschäftsführung eingetreten war, ließ in seinem Brief vom 17.11. 1919 an Adolf Geck wissen, daß er immer noch tätig sei: „nicht viel, meist in der Verwaltung“; daneben schreibe er seine Erinnerun-

gen: „Geistige Tätigkeit erhält frisch“. Geck, der auf seinen Reisen öfters in Frankfurt Station machte, suchte Hörth dort auch im März 1922 auf; wahrscheinlich hatte ihn die Meldung der „Frankfurter Zeitung“ vom 1.3. an das fünfzigjährige Berufsjubiläum des Journalisten erinnert. Zu diesem Ereignis hatte der Reichspräsident Ebert dem Jubilar telegraphisch seinen Glückwunsch übermittelt; dieser „möge noch lange in Gesundheit auf sein fruchtbares Wirken im politischen Leben zurückblicken.“ Im „Alten“ vom 19.3. 22 erinnerte Geck die Leser seines Blattes daran, daß es Hörth war, der ihn 1879 durch seine Berufung nach Frankfurt in das politische Fahrwasser gelenkt habe; dort sei er unter der Leitung des Freundes Parteisekretär geworden. „Vor kurzer Zeit konnte unser Blättschreiber bei seiner Anwesenheit in der Redaktion der ‚Frankfurter Zeitung‘ sich freuen über die geistige Frische und körperliche Rüstigkeit seines hochgeehrten Lehrers, der jetzt die Arbeit einer Lebensgeschichte vollendet hat. Ihr Erscheinen wird auch von Hörth’s Verehrern in der ortenauischen Heimat mit Sehnsucht erwartet. Im Namen der hiesigen Bekannten sendet der ‚Alte‘ den herzlichen Jubiläumsgruß und den Wunsch, Herr Hörth möge als Achtzigjähriger den Offenburger Kapuzinerwinkel wieder einmal besichtigen.“ Nach jahrelangem Warten auf die Herausgabe der Erinnerungen, erkundigte sich Geck im Sommer 1928 nach dem Stand der Dinge. Hörths ausführliche Antwort vom 2.8. 28 mußte ihn überraschen: „Den Gedanken, meine ‚Erinnerungen‘ zu veröffentlichen, habe ich aufgegeben. Der Verlag der Frf. Ztg. hatte mir schon zugesagt, sie zu veröffentlichen. Es waren die Erinnerungen an Frankfurt, die ich in der Kl. Pr. („Kleine Presse“) veröffentlicht habe, ferner die Erinnerungen an meine Bekanntschaft mit den Schwaben, ebenfalls in der Kl. Presse veröffentlicht; dazu hätte ich auch noch gerne das Lebensbild des Acherner Geistl. Rats Martin, das in den ‚Bad. Nachrichten‘ veröffentlicht wurde, endlich noch die Acherner Erinnerungen (in demselben Blatt) veröffentlicht, sowie Artikel über Miquel in der ‚Ethischen Kultur‘, ‚Ein stiller Märtyrer‘ usw. Sie kennen sie wohl alle nicht; die Frankfurter und die schwäbischen Erinnerungen werden Sie kaum gelesen haben. Die Artikel über Martin und die Acherner Erinnerungen habe ich einmal auf Verlangen an Hansjakob geschickt; er hat mir darüber geschrieben: ich hätte das Zeug zu einem echten Volksschriftsteller; wenn ich damit anfangen würde, hätte er und Seinesgleichen einpacken können. Dabei sind die Offenburger Erinnerungen noch gar nicht erwähnt. Dann aber kam mir der Gedanke, ob ich nicht eine Auslese aus meinen vielen Feuilletons herausgeben sollte (es sind über 300 Stück), von denen viele über den Tag hinaus wertvoll sind, aber wo den Strich machen? Auch lag mir am Herzen, meine ‚Gedichte in Ortenauer Mundart‘ zu veröffentlichen. Die kennen Sie wohl gar nicht. Sie sind oft durch Künstler vorgetragen worden (Alfred Auerbach, Streng, Clemens Grün, Anna Hill u.a.); auch hat Grün einige in seinem Werke ‚Humoristikon‘ veröffentlicht. Sie haben viel Anklang gefunden und es würde sich ihre Veröffentlichung als Ganzes wohl lohnen. Von den vielen anderen Erzeugnisse meiner Muse — allein gegen 300 Gedichte in der ‚Frankfurter La-

tern' — will ich schweigen. Sie sehen, wenn ich von der Veröffentlichung spreche, befinde ich mich in einem wahrhaften ‚embarras de richesse‘; ich weiß nicht, wo anfangen und wo aufhören. Unter diesen Umständen tat ich, was bequeme Leute immer tun: ich tat gar nichts. Dazu kam noch eine grundsätzliche Erwägung. Ich denke kosmisch, über Jahrhunderte und Jahrhunderte hinweg. In ein paar Jahrhunderten oder schon in Jahrzehnten ist es ganz gleichgültig, ob ein gewisser Hörth etwas veröffentlicht hat oder nicht. Mit meinen philosophischen Erfahrungen, die vielleicht der Veröffentlichung wert sind, stehe ich auch in meiner Partei ziemlich einsam; sie handeln alle so, ‚als ob‘, aber es wagt keiner, es auszusprechen. Also schweige ich auch.“

Als Hörth diesen Brief schrieb, war er 85 Jahre alt, und man kann verstehen, daß er sich angesichts der Fülle seiner Arbeiten nicht mehr der Mühe einer Edition unterziehen wollte. Allerdings hatte er noch vor drei Jahren (1925) in der Schriftenreihe „Die Paulskirche“ die Broschüre „Gedenkfeiern 1873/1898/1923“ herausgebracht; weiter zurück lag die Herausgabe der Arbeiten seines am 28. März 1891 verstorbenen Freundes Friedrich Stoltze, des damaligen „Frankfurter Altmeisters der politischen Lyrik“<sup>32</sup>: die „Vermischten Schriften“ (mit Biographie) erschienen zuerst 1896 (8. Aufl. 1921); die „Gesammelten Werke“ in 5 Bänden (1899-1902), die „Ausgewählten Gedichte und Erzählungen in Frankfurter Mundart“ (4. Aufl. 1913)<sup>33</sup>.

Mit weniger Bescheidenheit hätte Hörth in seinem Brief an Geck auch die biographischen Charakterbilder erwähnen können, die er zu besonderem Anlaß geschrieben hatte: so zum 70. Geburtstag von Karl Vogt, dem Gießener Naturforscher, der 1849 von dem in Stuttgart tagenden „Rumpfparlament“ in die fünfköpfige Reichsregentschaft gewählt worden war; oder zu Schopenhauers Gedächtnis, der in Frankfurt am 21.9. 1860 verschied. Besonderes Interesse darf sein Nachruf für den am 23.6. 1916 in Haslach i.K. verstorbenen Heinrich Hansjakob beanspruchen, der im Abendblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 24.6. erschien:

### *Heinrich Hansjakob*†

Nun ist er in die Ewigkeit gegangen, und die Feder, die ein langes Leben hindurch so fleißig war, ruht für immer. Seine Freunde mußten sich allmählich mit dem Gedanken an sein baldiges Ende vertraut machen. Vor etwa zwei Monaten, im April, schrieb er mir: „Seit Beginn des Jahres macht sich bei mir die Altersschwäche mehr wie früher geltend. Sie verbindet sich mehr und mehr mit meiner Nervenschwäche, und beide werden die alte Baracke eines Tages zusammenstürzen lassen. Ich sehe äußerlich noch gut aus, besser als früher, aber ob ich gehe oder stehe, lese oder schreibe, bin ich rasch erschöpft, am meisten aber beim Sprechen. Ich wollte das alles gerne ertragen, wenn ich nur noch nach Belieben lesen könnte! Ein größeres Buch ‚Feierabend‘ ist seit Juli 1914 brutto fertig, aber der Krieg verhindert sein Erscheinen, und in guten Stunden feile ich daran.“ Die Handschrift dieses Briefes war nicht mehr so fest wie früher. Dann klagte er über zunehmende Augenschwäche, und die letzten Nachrichten, die er mir zukom-



men ließ, waren von fremder Hand geschrieben. Vor einigen Tagen benachrichtigte mich sein letzter Arzt Dr. Wörner, Hansjakob habe vor einiger Zeit einen kleinen Schlaganfall erlitten; es sei etwas besser geworden, aber der Schlaganfall habe sich wiederholt, und nun gehe es der Auflösung entgegen. Der Neunundsiebzig — Jährige ist nach getaner Arbeit sanft entschlummert.

Das Bild von Hansjakobs Persönlichkeit und literarischem Schaffen habe ich zu seinem siebenzigsten Geburtstag (19. August 1907) in diesem Blatte gezeichnet. Ich möchte ihm heute nur wenige Striche anfügen, zugleich aber wegen der persönlichen Note, die ich ausnahmsweise einmal anschlage, um Entschuldigung bitten. Ich habe Hansjakob vor einem halben Jahrhundert kennengelernt: als ich Student der Theologie und Philosophie und Insasse des Konvikts in Freiburg war, sah ich ihn, wenn er, der ‚lange Hansjakob‘, wie er schon damals hieß, als Priester und angehender Professor zum Besuch des Konviktsdirektors und späteren Bischofs Kübel kam. Persönlich traten wir uns erst fünfzig Jahre später nahe, als er die Staatsdiener-Laufbahn und die Politik aufgegeben hatte und als einfacher Pfarrer zu Hagnau am Bodensee neben der Seelsorge sich der Schriftstellerei widmete. Seine Erstlinge waren, nach einigen historischen Schriften, Jugenderinnerungen und Beschreibungen von Reisen, die er nach Holland, Belgien und Frankreich gemacht hatte. Ich konnte sie in der ‚Frankfurter Zeitung‘ günstig besprechen, und als er einmal nach Frankfurt kam, besuchte er mich. Von da an begann zwischen uns ein Verhältnis, das man zwar nicht als Freundschaft in strengem Sinne des Wortes bezeichnen kann, das aber doch manches von ihr aufwies. Wir waren halbe Landsleute, beide Schwarzwälder, beide ursprünglich zu gleicher Laufbahn bestimmt. Ich schätzte an ihm das literarische Talent, seine knorrige Eigenart, das Volksmäßige seines Charakters, seine Liebe zur Natur und Freiheit, seine Aufrichtigkeit, seinen Humor. Was uns trennte, war, daß unsere Weltanschauungen in entgegengesetzten Richtungen gingen. Aber wir achteten sie gegenseitig. Niemals machte er den geringsten Versuch, mich zu bekehren, und auch ich hütete mich davor, mehr Zwiespalt in seine Seele zu werfen, als ohnehin schon drin war. Es war ein tragisches Verhängnis, daß gerade dieser Mann mit dem ausgeprägten Freiheitswillen katholischer Priester werden und es bis an sein Lebensende bleiben mußte. Das läßt sich nur so erklären, daß die Eindrücke seiner Kindheit, seiner frommen Erziehung und später des Priestertums eben zu stark waren, als daß die Ergebnisse der Verstandestätigkeit und der Lebenserfahrungen gegen sie aufkommen konnten. Aber ich weiß, daß er unter dem Gegensatze schwer litt; Briefe, die er mir schrieb, bezeugen es. Besonders litt er, als seine Vorgesetzten und Amtsbrüder auch die leisesten Ausstellungen und Besserungswünsche, die er vorzutragen wagte, nicht mehr vertragen konnten, als die geheime Hetzerei gegen ihn anhub und er von gewissen Leuten wie ein Ketzer gemieden wurde. Das war besonders in der Zeit, wo er des ‚Modernismus‘ verdächtig war. Er hielt sich nur aufrecht durch den festen Willen, in der katholischen Religion, in der er so lange gelebt hatte, auch zu sterben. Aber etwas in ihm war doch gebrochen, und darum klang es wie ein Erlösungsschrei, als er, nachdem er pensioniert war und sich in sein Schwarzwaldhaus bei seiner Vaterstadt Haslach zurückgezogen hatte, mir schrieb: „Ich freue mich, daß Sie noch in den Sielen sind, ich aber freue mich, daß ich nicht mehr in den Sielen des kirchlichen Absolutismus stehe, und darum habe ich auch mein Bauernhaus ‚Freihof‘ getauft.“ Auf den Zwiespalt seiner Seele führten sich auch einige Widersprüche in seinem Verhalten zurück. Er rühmte gerne die ‚guten alten Zeiten‘, redete manchem Aberglaube das Wort, trat für die Prügelstrafe ein, sah in Wallfahrten und Pilgerfahrten ein soziales

Glück, schwärmte für Klöster usw. Aber das waren Schrullen, denen sein politisches Verhalten nicht immer entsprach, sonst wäre er nicht in scharfen Gegensatz zu den leitenden Kreisen der römischen Kirche geraten. Er war seinen Pfarrkindern nicht bloß ein eifriger Seelsorger, sondern auch ein opferwilliger Berater und Förderer ihres zeitlichen Wohles.

In meinen Besprechungen tadelte ich seine Schrullen offen, weil sie ihm schaden. Er nahm die Kritik manchmal krumm, aber er beachtete sie doch. Die meiste Mühe kostete es, ihn zu einer größeren Beachtung der künstlerischen Form zu bringen. Als einem Haslacher Kinde war ihm nicht nur eine große Freiheitsliebe, sondern auch eine reichliche Gesprächsfähigkeit zu eigen. Wenn er einmal die Feder angesetzt hatte, sprang sie leicht von einem Gegenstand zum andern und geriet, wie man zu sagen pflegt, vom Hundertsten ins Tausendste. In seinen Reisebeschreibungen, in seinen historischen Schriften, seinen Jugenderinnerungen, besonders aber in den Schilderungen des Volkslebens am Bodensee und im Schwarzwälder Kinzigtale, fanden sich zerstreut manche literarische Edelsteine, die nur der Schleifung und Fassung bedurften, um in vollem Glanze zu erstrahlen. Oft drang ich ihn, einmal eine ordentliche Geschichte, eine Novelle oder gar einen Roman zu schreiben. Das lehnte er immer ab. Er hielt das für Dichtung, und ‚Dichter‘, sagte er, ‚müssen lügen, und ich kann aber nicht lügen‘. Er nahm sich die Mahnung aber doch zu Herzen und begann zusammenhängende Erzählungen zu schreiben. Als er mir seinen ‚Vogt auf Mühlstein‘ schickte, mit der rührenden Geschichte von der Vogts Tochter Magdalena, schrieb er mir dazu: ‚Ist’s so recht? ‚Ich konnte freudig bejahen. Es folgten dann noch andere Erzählungen: ‚Der Leutnant von Hasle‘, ‚Der steinerne Mann von Hasle‘ usw. Diese Erzählungen begründeten seinen literarischen Ruf; sie drangen weit über die katholischen Leserkreise hinaus und eroberten sogar, wie mich kürzlich ein Brief aus Amerika belehrt hat, Wertschätzung jenseits des Weltmeeres.

Zu einem Volks- und Bauern-Roman hat es Hansjakob nicht gebracht. Aber das schadet nichts. Seine literarische Bedeutung liegt in der scharfen und plastischen Darstellung von Persönlichkeiten und Ereignissen des Volkslebens, und darum darf er den besten Volksschriftstellern zugezählt werden. Er ist eigentlich der Volksdichter des Schwarzwaldes, den er mit unendlicher Zärtlichkeit geliebt und in dessen immergrünen Tannen er sich schon bei Lebzeiten eine stimmungsvolle Grabkapelle geschaffen hat. Seine ursprüngliche Abneigung gegen ‚Wibervölker‘ hat mit zunehmendem Alter sich gemildert. Die Wertschätzung der Frau bildete ebenfalls einen Gegensatz zwischen uns. Ich sagte ihm einmal, man dürfe seinen Weiberhaß nicht ernst nehmen: dieser Haß komme mir vor wie eine Art Dornhecke, die er um sein Herz gepflanzt habe, um jede für einen katholischen Priester doppelt unziemliche Annäherung fernzuhalten. Er suchte sich mit einem Scherze herauszuhelfen. ‚Sie wissen ja‘, sagte er, ‚was sich liebt, neckt sich.‘ Sein Weiberhaß war in der Tat nur ‚mimicry‘, Schutzfärbung; wo sich Gelegenheit gab, sprach er mit höchster Achtung von der Frau. ‚In schweren Stunden‘, sagte er einmal, ‚sind die Frauen in der Regel stärker und vernünftiger als die Männer.‘ Im übrigen hat ihm seine Derbheit gegenüber den Frauen bei diesen selbst nichts geschadet; er hat im Gegenteil unter ihnen die wärmsten und eifrigsten Verehrer. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß manche Frauen gerade vor diesem Manne den größten Respekt haben, der sie am größten behandelt. Es ist zu hoffen, daß die Anfeindung, die Hansjakob in seinem Leben erfahren hat, an seinem Grabe Schweigen ge-

lernt. Die Kreise, die ihn als ‚halben Ketzer‘ ansahen und haßten, werden allmählich einsehen, daß Hansjakob für die katholische Kirche unendlich mehr getan hat als mancher hitziger Eiferer und daß er im ersten Range bei jenen wenigen Schriftstellern steht, die über die engen konfessionellen Schranken hinaus sich allgemeine Achtung und Anerkennung errungen haben. Noch vor zehn Jahren hat der katholische Literaturhistoriker Karl Muth geschrieben, Hansjakob gehöre kaum zur Literatur; er habe einige Abstecher in das Gebiet der Novellistik gemacht, aber keines seines derartigen Werkes komme über die Skizze hinaus; da aber immerhin Eigenart darin sei, glaube er ihn wenigstens erwähnen zu müssen. Vielleicht findet Herr Muth jetzt den seinem Namen entsprechenden Entschluß, Hansjakob ohne verkleinernde Einschränkung zur Literatur zu rechnen.“

Hörth hat Hansjakob mehr Gerechtigkeit angedeihen lassen, als man aus seiner inneren Haltung Theologen gegenüber vermuten konnte. Im September 1920 bot ihm der altkatholische Pfarrer Kreuzsch aus Offenburg für die Zeitung einen Roman an, der in der Revolutionszeit von 1848/49 spielte. Da er sich auf Adolf Geck berief, wandte sich Hörth um Auskunft an diesen: „Der Stoff wäre geeignet zu einem Zeitroman und würde gerade jetzt Interesse erregen, aber nur ein wirklicher Schriftsteller könnte den Roman schreiben; Dilettanten-Arbeit würde der demokratischen Sache mehr schaden als nützen.“ Hörth bedankte sich am 16.9. für die erhaltenen Auskünfte: „Ich habe zwar ein starkes Mißtrauen gegen die Theologen, besonders die alten; sie haben, gleich den Offizieren, ein Scheuleder an, das sie zwingt, nur in einer Richtung zu sehen. Nietzsche hat ganz richtig gesagt:“ Wer einmal Theologenblut in sich hat, der steht zu allen Dingen schief<sup>35</sup>!. Ich habe das Glück gehabt, daß ich noch rechtzeitig herausgekommen bin, so daß ich mir den freien kritischen Blick nach allen Seiten bewahren konnte. Aber keine Regel ohne Ausnahme; vielleicht ist der altkatholische Pfarrer eine solche.“

Es fällt auf, daß in diesem Nachruf nichts von dem zur Sprache kommt, was Hansjakob zu den sozialen und politischen Problemen geäußert hat, wie das auch in dem von ihm erwähnten Artikel zum 70. Geburtstag Hansjakobs schon der Fall war — soweit wir ihn jedenfalls aus der Wiedergabe im „alt Offeburger“ vom 25.8. 1907 kennen. Kein Wort auch über die letzte Schrift Hansjakobs: „Zwiegespräche über den Weltkrieg“ oder ein Hinweis auf eine evtl. stattgefundene Besprechung in der „Frankfurter Zeitung.“ Sie war noch zu Lebzeiten Hansjakobs erschienen und von ihm an seine Bekannten verschickt worden; in ihr brandmarkte er den Großkapitalismus Englands als Urheber des schrecklichen Krieges und schrieb ganz im Stile der damaligen Propaganda: „Im gegenwärtigen Krieg haben die Habgier der Engländer, der Neid der Russen, die Rachsucht der Franzosen und die Käuflichkeit italienischer Hetzer die Völker am Pflug und in der Werkstätte mit allen möglichen Mitteln in den Krieg getrieben, dessen meistes Blut das arme Volk liefert und dessen Hauptziel der Niederwerfung Deutschlands gilt<sup>34</sup>.“

*Verfasser des „Neuen Wintermärchens“?*

„Ob ein gewisser Hörth etwas veröffentlicht hat oder nicht“, ist entgegen der pessimistischen Bemerkung Hörths im Brief vom 2.8. 1928 an Adolf Geck in den letzten Jahren aktuell geworden: auf dem internationalen Heine-Symposium trug der kanadische Germanist Gerhard Friesen am 21. Mai 1978 seine Behauptung vor, daß der Verfasser der Satire „Ein neues Wintermärchen. Besuch im neuen deutschen Reich der Gottesfurcht und der frommen Sitte — von Heinrich Heine“ — ein Gedicht mit über 180 Vierzeilern — niemand anders als Otto Hörth sei<sup>36</sup>.

Das „Neue Wintermärchen“, das sich an das von Heinrich Heine im Januar 1844 in Paris geschriebene „Deutschland“. Ein Wintermärchen“ anlehnt, wurde vermutlich um die Jahreswende 1871/72 verfaßt. Daß der Autor das Gedicht unter dem Pseudonym Heinrich Heine im Ausland publizieren ließ, war begründet: „Es war ein derart vehementer Angriff auf den preußischen Militarismus und Chauvinismus, auf die Heuchelei und Unmoral der herrschenden Schichten, die das Volk in Pauperismus und Ignoranz verkommen ließen, daß er es vorzog, es im Blatt des ultraradikalen Revolutionspredigers Karl Heinzen in Boston zu veröffentlichen<sup>37</sup>.“ Dort erschien es zuerst im „Pionier“ am 2. und 9.4. 1872, dann als Broschüre, die schließlich im Kleinformat herausgebracht wurde, so daß das Gedicht in Briefe eingelegt und zur Verbreitung nach Deutschland geschickt werden konnte.

Das Problem der Verfasserschaft ist einmal literarisch interessant; Prof. Dr. Walter Grab schätzt die Dichtung nicht gering ein: „Die besten Strophen des ‚Neuen Wintermärchen‘ reichen an Heines Sprachgewalt heran — ohne allerdings deren superbe Ironie und Leichtigkeit zu besitzen.“ Doch bedeutsamer war die politische Wirkung, die sich an seiner Verbreitung ablesen läßt: „Das Gedicht wurde im Kleinformat seit 1875 auch vom sozialdemokratischen Wochenblatt ‚Das Felleisen‘, das in Zürich erschien, verbreitet: dort trug es das Impressum ‚Gedruckt und verlegt in der Hölle.‘ Bis 1887 brachte die Volksbuchhandlung in Hottingen bei Zürich, die in den Besitz der deutschen Sozialdemokratie übergegangen war, vier Auflagen heraus. Das Ausgangstor der ‚Hölle‘ befand sich im mittelbadischen Raum, was bei Friesen eine wichtige Rolle spielt:

In Baden, der alten Bäderstadt,  
Bei der alten Schwarzwaldquelle,  
Da, spricht die dortige Sage, hat  
Ihr Ausgangstor die Hölle.

Dort bin ich auch ans Tageslicht  
Eines Morgens heraufgegangen,  
Ich sah mich nicht um und säumte nicht,  
Nach Frankfurt zu gelangen.

Friesen wurde dadurch in der Vermutung bestärkt, daß der Verfasser im Raume Baden-Baden beheimatet sei, doch muß man nicht unbedingt aus der Gegend stammen, um die berühmte Bäderstadt zum Ausgangspunkt für eine Reise zu nehmen<sup>38</sup>. Was Friesen philologisch zur Unterstützung seiner These heranzieht, ist meist zu dürftig, als daß man hier ausführlicher darauf eingehen müßte. Er findet sich auch dadurch bestätigt, daß er in bezug auf das im Gedicht vorkommende Verb „fitzen“ im Badischen Wörterbuch von Ochs einen Hinweis auf dessen Gebrauch in Achern fand. Doch welchen Schluß auf die regionale Herkunft des Verfassers müßte Friesen wohl ziehen, wenn er beispielsweise in seine Analyse die „Herde von Schöpsen“ einbezöge, eine despektierliche Bezeichnung, mit welcher der Preußische König Friedrich Wilhelm IV. in seinen Briefen die Liberalen bedachte<sup>39</sup>?

Das ‚Neue Wintermärchen‘ befand sich auf der Liste der etwa 1200 Schriften, die unter dem Sozialistengesetz in Deutschland verboten waren<sup>40</sup>. „Neuaufgelegt wurde es 1905 in London.

In dem Gedicht ruft der Verfasser unmißverständlich zur revolutionären Tat auf:

„Denn wißt, ihr dummen Deutschen, wer denkt,  
Der träumt nicht von Himmel und Sternen;  
Der regt seine Fäuste zum Handeln und hängt  
Seine Schinder an die Laterne!“

Gegen Schluß des Gedichts, als er wieder in die Hölle hinabsteigen will, um dort auf andere Zeiten zu warten, verkündet er, wie lange er dort ruhen wolle:

„Bis sie mit heiliger Zornesglut  
In Fetzen die Throne zerschlagen,  
Und bis sie die ganze Tyrannenbrut  
Zur Guillotine getragen!“

Angesichts der Radikalität der Sprache wird man doch ernsthaft prüfen müssen, ob sie wirklich Hörth zuzutrauen ist. Zweifellos hielt er stets an seiner demokratischen Gesinnung fest, trat 1898 mit dem von mir zitierten Prolog auf der Feier zum 50. Jahrestag der Revolution an die Öffentlichkeit und schrieb auch zur hundertsten Wiederkehr der Französischen Revolution in der „Frankfurter Zeitung“ einen historischen Rückblick „Zum 5. Mai 1789“, aber da gibt es einen Gratulationsbrief, den er am 4. September 1892 an seinen Freund Adolf Geck richtete und der mich gegenüber der These von Friesen skeptisch macht: „Es freut mich sehr, daß Sie sich in den Stand der Ehe begeben wollen; Sie werden dadurch etwas seßhafter, *milder* und *konservativer* werden, was Ihnen in keiner Weise schaden wird.“

Im Jahre 1905, als eine Neuauflage des „Neuen Wintermärchens“ in London erfolgte, hatte Hörth im „Alten“ hervorgehoben, daß er mit seinen Versen die Mitwelt möglichst wenig belästigt, sie „vor Druck“ bewahrt und sich dadurch

der Nachwelt nützlicher gemacht habe als mancher sogenannte Dichter. Hätte er dies so überzeugt niederschreiben können, wenn er wirklich der Verfasser des politisch so brisanten Gedichts gewesen wäre, das dann 1919 „zum ersten- und einzigen Mal in Deutschland“ erschien, zu einer Zeit also, da die Fürstenthronen zusammengebrochen waren? Hörth hat sich nie als Verfasser bekannt und nichts stand dem nach der Revolution von 1918 im Wege; weder findet sich in seinem Brief v. 17. 11. 1919 an seinen Freund Geck etwas darüber (unterzeichnet mit: „Mit herzlichem Gruße Ihr alter Otto Hörth), also im Jahr der Frankfurter Ausgabe, noch in einem späteren vom 10.9. 1920 mit der betonten Unterschrift: „Mit demokratischem Gruße.“ Daß Hörth in dem wiedergegebenen Brief vom 2. 8. 28 mit seinem Rückblick auf das literarische Schaffen zwar von seinen Dialektgedichten, aber nicht vom „Wintermärchen“ spricht, vermag meinen Zweifel nur verstärken, zumal Hörth noch im hohen Alter über ein recht gutes Gedächtnis verfügte.

Adolf Geck, der seinem Freunde jahrzehntelang den „Alt Offenburger“ zu- kommen ließ, nahm auch jede Gelegenheit wahr, die Erinnerung an jenen zu bewahren. Als der Altkanzler Friedrich Payer in Stuttgart starb, erwähnte er bei dieser Gelegenheit in der Ausgabe vom 18. 7. 31, daß der Verstorbene „neben Otto Hörth zu den ältesten Veteranen der ehemaligen Demokratischen Volkspartei“ gehörte. Im Hinblick auf die vom 30. 7. bis 2. 8. stattfindende Jubiläumsfeier des Offenburger Gymnasiums fügte er noch hinzu: „Unser ehemaliger Pennäler Otto Hörth lebt noch in Berlin bei seinem Sohn und gehört zu den Semesterältesten unter den lebenden ‚Klosterschülern‘ vom Kapuzinerwinkel.“ Zum Auftakt des Festes widmete er am 1. 8. Otto Hörth fast die ganze Titelseite, indem er an die „Erinnerungen eines ehemaligen Offenburger Studenten“ anknüpfte. Er wies auf die kurzen Biographien Hörths der damaligen Professoren hin und vermerkte, daß die dem Zeichenlehrer Jüllig gewidmete Skizze nicht veröffentlicht worden sei. Erstaunlicherweise schenkt Hörth, der im November 89 Jahre alt wird, diesem Detail in seinem Brief vom 9.8. 1931 an Geck besondere Beachtung: „Daß Sie meine Erinnerungen an die Offenburger Studentenzeit ausgegraben haben, hat mich sehr gefreut. Bei diesem Anlaß muß ich Ihnen doch sagen, daß ich schon lange den Verdacht habe, daß ich nicht im Besitze der vollständigen Erinnerungen bin. Ich habe die Nummern I bis VIII, aber ich glaube, ich habe noch mehr geschrieben.“ Dabei hatte er diesen Zeichenlehrer im Auge: „Sie haben damals den Absatz nicht gedruckt, weil er zu derb und persönlich war und weil der Zeichenlehrer Jüllig noch am Leben war. Sie haben das Manuskript natürlich nicht mehr, das ist schade. Die Sachen lesen sich heute so frisch, und ich wäre beinahe versucht, sie nebst anderen Erinnerungen (ich habe solche aus Achern, aus Frankfurt und aus Schwaben) herauszugeben, wenn ich nicht so alt wäre, daß ich die Arbeit mir nicht mehr zutraue. Und da dürfte das Stück von Jüllig natürlich nicht fehlen; es aus dem Gedächtnis zu ergänzen, ist mir heute unmöglich.“ Als Geck in seinem Blatt am 26.11. 1932 Hörth zum Neunzigsten

gratuliert und ihm zu Ehren einen Ausschnitt „Aus der Mappe eines durchgefallenen Reichstagskandidaten“ bringt, geht er indirekt auf Hörths Brief ein: „Im ‚Alt Offeburger‘ befinden sich Zeugnisse für die Anhänglichkeit Otto Hörth's an Offenburg. Seine Charakteristiken einiger Professoren des Gymnasiums und des Schuldieners erfreuten die Leser aus der alten Generation. Noch blieb ein Kapitel unveröffentlicht: Der Zeichenlehrer Jüllig. Damals geschah's aus Rücksicht für dessen Wittib ‚Mathilde.‘ Die Veröffentlichung kann vielleicht noch ermöglicht werden. Indessen sendet der Schüler seinem geliebten Lehrer dankend den Gruß und Glückwunsch zum Eintritt in das 10. Jahrzehnt.“ Hörth bedankte sich am 7.12. 32 herzlich für den schönen Geburtstagsartikel und steckt sein Interesse an der Jüllig-Skizze nun doch zurück: „ich weiß nicht, ob es sich heute lohnt, auf so alte Sachen zurückzukommen.“

Nach diesem Intermezzo über den unterbliebenen Druck des Kapitels Jüllig bleibt die Frage, was Hörth bewogen haben könnte, das angeblich von ihm verfaßte „Neue Wintermärchen“, dessen literarischer Wert nicht zu bestreiten ist, gänzlich zu verschweigen. Hätte Geck davon gewußt, so darf mit Sicherheit angenommen werden, daß es dieser eingefleischte Demokrat nicht unterlassen hätte, bei irgendeiner Gelegenheit im „Alten“ darauf hinzuweisen.

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch darauf verweisen, daß Friesen zur Erhärtung seiner These von der Autorschaft Hörths ein Gedicht in Knittelversen heranzieht, das erstmals 1875 in Zürich-Hottingen unter dem Titel und mit dem Hinweis erschien: „Vom Verfasser des ‚Neuen Wintermärchen.‘ Daniel in der Löwengrube. Von Heinrich Heine II.“. Im Prolog habe der Verfasser auf poetische Ambitionen verzichtet, aber angedeutet, daß er Journalist sei. Sachverständige Kenntnisse der Bibel und ausgeprägte Zweifel an ihrer Autorität kennzeichneten den Verfasser; aber solche Charakteristiken treffen auch auf andere Publizisten zu. Wer auch immer der Verfasser sein mag, so bleibt es jedenfalls bemerkenswert, daß man die Verfasserschaft Otto Hörth zuschreibt. Sollte der Forschung dieser Nachweis noch gelingen, werden wir das gerne zur Kenntnis nehmen. Dabei reicht allerdings für den notwendigen wissenschaftlichen Beweis nicht aus, was Herbert Clasen<sup>41</sup> angeführt: „Das relativ breite Eingehen auf die altkatholische Bewegung. . . ist ein deutlicher Beleg für die Autorschaft Hörths des ja anonym erschienenen ‚neuen Wintermärchens‘; denn gerade ihr hat er sich mit besonderem kritischem Interesse zugewendet.“

#### *Anmerkungen*

- 1 Gerhard Friesen, Heine II. In: Raymond Immerwahr und Hanna Spencer (Hrsg.), Heinrich Heine. Dimensionen seines Wirkens. Ein internationales Heine-Symposium, Bonn 1979, S. 108.

- 2 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) N Geck No. 964. Otto Hörth an Adolf Geck, Offenburg, 15.6. 24; 2.8. 1928. Alle weiteren Briefe von Hörth an Geck stammen aus dem gleichen Bestand.
- 3 Wilhelm Kosch, Biographisches Staatshandbuch, Bd. 1, Bern 1963, S. 548 (falscher Geburtstag, o.J.).
- 4 Franz Sales Hörth, geb. 8.4. 1815 in Neusatz, gest. 2.3. 1889; Franziska Krum, geb. 1819, gest. 23.6. 1881, Achern. Ihr Vater Matthäus stammte aus Bühl. Großvater Franz Hörth war mit Maria Streile verheiratet (frdl. Mitt. v. Hugo Schneider, Achern, v. 16.4. 85).
- 5 Theo Schäfer (Hrsg.), Frankfurter Dichterbuch, 1905, S. 485.
- 6 Geschichte der Frankfurter Zeitung 1856-1906, Verlag der Frankfurter Zeitung, Frankfurt a.M. 1906, S. 140, — Der Stadt- u. Universitätsbibliothek Frankfurt sei für frdl. Unterstützung gedankt.
- 7 Dieter Fricke (Hrsg.), Deutsche Demokraten. Die nichtproletarischen demokratischen Kräfte in Deutschland 1830 bis 1945, 1981, S. 79.
- 8 Friesen, a.a.O., S. 108.
- 9 Erich Schneider, Die Feier zum 40. Jahrestag des Hambacher Festes 1872. In: Walter Grab (Hrsg.), Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte, XI 1982, Universität Tel Aviv, S. 233. - Die Publizisten Joh. Georg August Wirth (1798-1848) und der aus Lahr stammende Philipp Jakob Siebenpfeiffer (1789-1845) hatten das Hambacher Fest vorbereitet, wo Wirth nicht nur „leise die Fahne gegen Frankreich“ erhoben hatte (vgl. Walter Grab, Ein Mann, der Marx Ideen gab -Wilhelm Schulz, 1979, S. 84, 184). Zu Wirths polit. Haltung ausführlicher bei Norbert Deuchert, Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution, 1983.
- 10 Otto Hörth, Gedenkfeiern 1873/1898/1923, Frankfurt/M. 1925, S. 9.- Zur Problematik der „Revolution von oben“:  
Theodor Schieder und Ernst Deuerlein, Reichsgründung 1870/71. Tatsachen-Kontroversen-Interpretationen, Stuttgart 1970; Ernst Engelberg, Die politische Strategie und Taktik Bismarcks von 1851 bis 1866. In: Horst Bartel und Ernst Engelberg (Hrsg.), Die großpreußisch-militaristische Reichsgründung 1871, Berlin 1971; Ernst Engelberg, Otto von Bismarck. Die Revolution von oben. In: Gustav Seeber (Hrsg.), Gestalten der Bismarckzeit, Berlin 1978; Ernst Engelberg, Bismarck. Urprouße und Reichsgründer, Berlin 1985.
- 11 Walter Grab, Heinrich Heine als politischer Dichter, 1982, S. 142. Herwegh, der 1839 zusammen mit J.A. Wirth in Konstanz die „Deutsche Volkshalle“ redigierte (Deuchert, a.a.O., S. 110), 1841 durch seine in Zürich erschienenen „Gedichte eines Lebendigen“ im Sturm die deutschen Herzen eroberte (Franz Mehring, Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte, 1972, S. 217), am 24.4. 1848 mit seiner „deutschen Legion“ über den Rhein zog (Das Markgräflerland, Heft 3/4, 1973, S. 115 ff.), um Hecker seine Hilfe anzubieten und sich mit seinem „Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“ einen „dauernden Platz in der sozialistischen Lyrik“ sicherte (Mehring), war nach der Amnestie im Januar 1866 nach Deutschland zurückgekehrt, wo er in Baden-Baden lebte. Er starb am 7. April 1875 in Lichtenental und wurde in Liestal (Schweiz) begraben. Zur Trauerfeier in Baden-Baden hatten sich Hörth, Ferdinand Freiligrath und viele alte Demokraten aus der Revolutionszeit versammelt; „von Offenburg waren auch junge Republikaner mit den alten dort vereint, wo aus Frankfurt, Mannheim, Stuttgart etc. eine zahlreiche Leichenbegleitung sich eingefunden hatte und Kränze mit schwarz-rot-goldenen Schreifen auf's Grab des unentwegten Bekenners des republikanischen Einheitsreiches niedergelegt wurden“ (DaO 12.4.1925).
- 12 Grab, Heinrich Heine, S. 142.
- 13 Geschichte der Frankfurter Zeitung, a.a.O., S. 280.
- 14 Hörth kandidierte außerdem in Pforzheim, wo die Sozialdemokraten auf einen eigenen Kandidaten zu seinen Gunsten verzichteten (Jörg Schadt, Die Sozialdemokratische Partei in Baden von den Anfängen bis zur Jahrhundertwende 1868-1900, 1971, S. 73); er wurde auch 1881 im 9. bad. Reichstagswahlkreis (Durlach, Ettlingen, Pforzheim) aufgestellt. — Zu den Wahlen: Heiner Raulff, Von der Reichsgründung 1870/71 bis zur Jahrhundertwende. In: Kurt Klein (Hrsg.), Land um Rhein und Schwarzwald, 1978.
- 15 Fricke, a.a.O., S. 88; Ernst Engelberg, Das Verhältnis zwischen kleinbürgerlicher Demokratie und Sozialdemokratie in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. In: Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches. Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 2 (Hrsg. Otto Pflanze), München 1983, S. 35.
- 16 D'r alt Offeburger (DaO), 4.8. 1928.
- 17 Die Revolution von 1848. Eine Dokumentation. Hrsg. Walter Grab, 1980, S. 308: Kein Denkmal für hingerichtete Revolutionäre, 24.11.1874.



- 18 DaO, 21.5. 1927.
- 19 GLA N Geck 964, Hörth an Geck, 2.8. 1928.
- 20 DaO, 29.12. 1928.
- 21 Unsere Lieder. Lieder, Gedichte, Knittel- und Verse aus dem Alten Bund. Gesammelt und zum 12. Stiftungsfest dargebracht von Hagai, Offenburg 1880, S. 31., 36 f.
- 22 DaO, 19.3. 1922. Am 21.8. 1881 war auf einer Sitzung der Vertrauensmänner die Organisation für den Wahlkreis in die Wege geleitet worden (DaO 5.9. 1931). Nachdem der „Volksfreund“ (Offenburg) zu einem Blatt der Sozialdemokratie geworden war, gründeten die bürgerlichen Demokraten im Februar 1890 in Offenburg die „Freisinnige Bürgerzeitung.“
- 23 Fricke, a.a.O. S. 89.
- 24 DaO, 26.11. 1932.
- 25 DaO, 17.10. 1931.
- 26 DaO, 14.5. 1932.
- 27 DaO, 19.12. 1931.
- 28 DaO, 28.9. 1913; 5.10. 1913; 26.11. 1932.
- 29 Ernst Engelberg, Deutschland 1871-1897, Berlin 1967, S. 381 ff.
- 30 Friedrich Stoltze, geb. 21.11. 1816 Frankfurt a.M. gab neben der im Dialekt geschriebenen „Frankfurter Kriebelzeitung“ seit 1860 zusammen mit dem Maler Ernst Schalck die „Frankfurter Latern“ heraus. Beide Blätter wurden 1866 nach dem Einzug der Preußen unterdrückt; später wurde die Redaktion wieder von Stoltze übernommen. Stoltze und Schalck gaben zusammen auch die „Skizzen aus der Pfalz während der Erhebung im Mai 1849“ heraus.
- 31 George W.F. Hallgarten, Imperialismus vor 1914. 1.Bd. 1963, S. 449; Erwerbung von Kiautschau, S. 450 f.
- 32 DaO, 25.11. 1921.
- 33 In der Reihe der Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags erschien 1901: Der Kampf um die Kongregationen in der frz. Deputiertenkammer. Nach d. stenogr. Bericht des „Journal officiel“ unter Benützung eines Referats der „Frankfurter Zeitung“ bearb., übers. sowie mit Vorw. und Einl. versehen von Otto Hörth; Friesen (a.a.O. 112, Anm. 78) fand bei Kießling, Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reich, Freiburg 1911-1916, Bd.3, S. 193, eine Abhandlung von Hörth erwähnt: „Der Kulturkampf“, Frankfurt 1875. Das in einer Bibliographie Otto Hörth zugeschriebene Bändchen „Heimat, für die wir kämpfen, Konstanz 1915, stammt von dem Schriftsteller Otto Hoerth (1879-1966). Dessen Lebensdaten werden auch im Gesamtregister 1910-1981 der „Ortenau“ (1983, S. 29) irrtümlich dem Redakteur Otto Hörth in Frankfurt als Verfasser des aus der „Frankfurter Zeitung“ entnommenen Aufsatzes „Rings um die Hornisgründe“, erschienen in der „Ortenau“, 1. u. 2. Heft 1910/11 (S. 81-88), zugeschrieben. — Von Otto Hörth erschien am 21.7. 1901 im „Alten Offeburger“ ein Gedicht in Acherner Mundart „Wie der Hermesbur g'schorwen isch.“
- 34 Heinrich Hansjakob, Zwiegespräche über den Weltkrieg, Stuttgart 1916, S. 23, 38. Vgl. dazu: Wolfgang Wipprecht, Aufrechter Gang. Versuch einer Annäherung an Heinrich Hansjakob. In: Badische Heimat, Heft 2, Juni 1980; Manfred Hildenbrand, Heinrich Hansjakob als Pazifist. In: Allmende, Heft 3/1983.
- 35 Genauer Wortlaut: „Wer Theologen-Blut im Leibe hat, steht von vornherein zu allen Dingen schief und unehrlich“ (Friedrich Nietzsche, Bd.II., Hanser Verlag München, 1967, S. 491).
- 36 Friesen, a.a.O., S. 107: „Thus, in the light of the philological, biographical, and literary evidence presented, credit for the ‚Neues Wintermärchen‘ is due not to Karl Heinzen but to Heine II alias Otto Hörth.“ — Karl Heinzen, „wohl der entschlossenste und tätigste deutsche Republikaner der vierziger Jahre“ (Veit Valentin, Geschichte der deutschen Revolution 1848-1849, I.Bd., 1970, S. 286), gehörte dem im April 1848 gebildeten „Republikanischen Zentralausschuß“ (Basel, Straßburg) sowie dem am 15.6. 1849 in Karlsruhe gegründeten „Club des entschiedenen Fortschritts“ an. Emigrierte in die Schweiz (Walter Grab, Ein Mann, a.a.O., S. 261-267). Auswanderung in die USA.
- 37 Walter Grab, Heinrich Heine, S. 143 f.
- 38 In Baden-Baden wird der höchstgelegene Thermalwasseraustritt als Höllquelle benannt, der auch der heißeste ist (Rudolf Metz, Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald, 2. Aufl., Lahr 1977, S. 287).
- 39 Wilhelm Blos, Die Deutsche Revolution, Geschichte der Deutschen Bewegung von 1848 und 1849, Stuttgart 1893, S. 304.
- 40 Grab, Heinrich Heine, S. 144. Im Anschluß an das Kapitel „Otto Hörth und sein ‚Neues Wintermärchen‘ bringt Grab den Wortlaut des Gedichtes (S. 150—185).

- 41 Herbert Clasen, *Heinrich Heines Romantikkritik. Tradition-Produktion-Rezeption*, 1979, S. 291 (frdl. Hinweis von Walter Grab, Tel Aviv, 4.8. 85). Clasen führt in dem Abschnitt „Otto Hörth: ‚Ein neues Wintermärchen‘ (1872)“ die bei Grab genannte letzte Ausgabe von 1919 nicht auf. Daß Hörth eine grundsätzliche Änderung der Verhältnisse von der Sozialdemokratie erwartete (Clasen, 290), verträgt sich nicht unbedingt mit Hörths Haltung auf der Vertrauensmännerkonferenz der südd. Volkspartei am 8.6. 1878 in Würzburg.

Zu ganz besonderem Dank bin ich dem Stadtarchiv Offenburg verpflichtet, das mir die Auswertung der Zeitschrift „D'r alt Offeburger“ ermöglichte.

# Das mittlere Kinzigtal zur Stunde Null — Kriegsende und Besatzung 1944/45

*Manfred Hildenbrand*

*„Ein Wort habe ich nie kennengelernt,  
es heißt: Kapitulation . . . Ein November  
1918 wird sich niemals mehr in der  
deutschen Geschichte wiederholen.“*

*Adolf Hitler am 1. 9. 1939*

## *Vorbemerkungen*

Vierzig Jahre nach Ende der NS-Gewaltherrschaft und des Zweiten Weltkrieges — das ist kein Grund, ein Jubiläum zu feiern, aber doch ein berechtigter Anlaß, sich zu erinnern, was damals im mittleren Kinzigtal und besonders in Haslach i. K. geschah; denn schließlich richteten die braunen Machthaber gegen Ende des Krieges gerade in der Hansjakobstadt Haslach ihre berüchtigten Stätten des Grauens, der Versklavung von Menschen ein, erstellten sie zwei Konzentrationslager, in denen Menschen zu Tode geschunden, auf unmenschliche Weise getötet wurden.

Zusammenbruch, Befreiung und Besatzung haben auch die politische und soziale Situation der Menschen im mittleren Kinzigtal geprägt, freilich in einem sehr unterschiedlichen Ausmaß. Für die rund 1000 Häftlinge der beiden Haslacher KZ-Lager und die Hunderte von ausländischen Zwangsarbeitern im mittleren Kinzigtal war der Einmarsch der französischen Truppen eine wirkliche Befreiung, für die Mehrheit der Kinzigtäler Bevölkerung aber dürfte zunächst die Erfahrung bestimmend gewesen sein, daß das Jahr 1945 ein Sturz in die Tiefe mit einer großen sozialen Verelendung, persönlichen Unsicherheit, politischen Ohnmacht und Abhängigkeit von der allmächtigen französischen Besatzungsmacht war. Die damals geprägte Formel von der „Stunde Null“ gibt eine doppelte Erfahrung wieder: Für die einen bedeutete sie totalen Zusammenbruch und Perspektivlosigkeit für die Zukunft, allenfalls die Aussicht, noch einmal ganz von vorn anfangen zu müssen, für die anderen erschien sie auch als eine Chance, etwas völlig Neues zu beginnen und dafür sorgen zu können, daß sich eine Katastrophe wie die des Nationalsozialismus niemals wiederholen würde.

Wie kein anderes Themenfeld der Zeitgeschichte bedarf das Ende der NS-Gewaltherrschaft und des Zweiten Weltkrieges als „Politik von oben“ die leben-

dig-anschauliche Ergänzung durch den lokalen und regionalen Aspekt als „Politik von unten“. Ziel dieser Untersuchung will es sein, die „Geschichte vor Ort“, also die letzten Wochen und Tage des „Dritten Reiches“, die Besetzung und Befreiung durch die Militärstreitkräfte der Alliierten auf lokaler Ebene, in der Heimat, in der Region am Beispiel des mittleren Kinzigtals darzustellen und auch geschichtliche Tatsachen zu schildern, die uns heute noch erschrecken und wehe tun. Auch die Lokal- und Regionalgeschichte kann wenig erfreulich, ja, grausam sein. Dies gilt im besonderen Maße für die Zeit des Endes der Hitler-Diktatur.

Neben den Quellen aus den verschiedenen Archiven und Zeitungsberichten wurden zu dieser Untersuchung vor allem Erinnerungen von Zeitzeugen herangezogen. An erster Stelle seien hier die Tagebuchaufzeichnungen von Wilhelm Engelberg<sup>1</sup> genannt, der in den Jahren 1944 bis 1946 mit wachen, kritischen Augen fast täglich die Ereignisse im mittleren Kinzigtal aufgezeichnet hat. Aber auch die Aufzeichnungen des katholischen Stadtpfarrers von Haslach August Vetter<sup>2</sup> und die schriftlichen Erinnerungen von Wilhelm Schille<sup>3</sup> über die letzten Kriegstage und die Besatzungszeit wurden als wertvolles Quellenmaterial für diese Untersuchung benutzt.

### *Bomben fallen im Kinzigtal*

Das Ende des zweiten Weltkrieges kündigte sich bereits im Herbst 1944 an. Damals erreichten die Angriffe der alliierten Bombenflugzeuge auf die Bahnanlagen der Schwarzwaldbahn ihren Höhepunkt. Im mittleren Kinzigtal wurden vor allem die Bahnhofsgebiete von Hausach, Haslach, Steinach und Biberach immer wieder von Bomben schwer getroffen. Die meisten Angriffe hatte jedoch nicht etwa der Bahnknotenpunkt Hausach zu erleiden, sondern das Bahnhofsgebiet von Haslach. Die alliierten Bomber versuchten offensichtlich, die Materiallieferungen, die Woche für Woche für den Ausbau der Vulkan-Stollen in Haslach zu bombensicheren unterirdischen Fabrikationsstätten für die Rüstungsindustrie auf dem Haslacher Bahnhof ankamen, zu unterbinden<sup>4</sup>. Von Oktober 1944 bis April 1945 flogen die alliierten Bomber, vor allem die Jabos (Jagdbomber) 21 Angriffe auf Haslach, bei denen 27 Personen getötet und etwa 80 Häuser zerstört oder beschädigt wurden<sup>5</sup>.

Hausach suchten die vornehmlich französischen und amerikanischen Flugzeuge in der gleichen Zeit vierzehnmal heim. Ungefähr 100 Häuser wurden dort zerstört oder beschädigt und sieben Personen getötet<sup>6</sup>. Besonders schlimm traf es Hornberg, wo am 8./9. Februar 1945 der größte Teil der Innenstadt in Trümmer gelegt wurde und vierzehn Personen umkamen<sup>7</sup>. Selbst im kleinen Hofstetten hagelte es am 15. Januar 1945 Spreng- und Brandbomben<sup>8</sup>. In Steinach gingen am 17. April 1945 sieben Häuser durch Phosphorbomben in Flammen auf<sup>9</sup>. Die Kreisstadt Wolfach erlebte vier Tage vor ihrer Besetzung durch fran-

zösische Truppen ihren schwersten Luftangriff, bei dem das Schloß und das Rathaus beschädigt wurden und zwanzig Personen ums Leben kamen<sup>10</sup>.

Der „totale Krieg“, den Hitlers Propaganda-Trommler Goebbels nach der Niederlage von Stalingrad am 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast verkündet hatte, erfaßte in der letzten Phase des Krieges auch das bisher so ruhige Kinzigtal und brachte Not und Schrecken unter die Zivilbevölkerung. Am Beispiel von Haslach soll gezeigt werden, wie die Bevölkerung unter dem totalen Bombenkrieg zu leiden hatte. Haslach, wo im August 1944 ein Konzentrationslager, das KZ „Kinzigdamm“<sup>11</sup>, eingerichtet wurde, war seit dieser Zeit das bevorzugte Angriffsziel der französischen und amerikanischen Bomber im mittleren Kinzigtal. Am 8. Oktober 1944 gab es auf dem Haslacher Bahnhof die ersten sechs Toten, als ein französisches Flugzeug in die Westseite des Bahnhofsgebäudes stürzte und das Gebäude schwer beschädigte<sup>12</sup>. Beim Bombenangriff auf Haslach am 8. Januar 1945 erlitt das Haus Göhringer in der Gebelestraße einen Volltreffer, sechs Frauen und ein zweijähriges Kind wurden getötet<sup>13</sup>. Am 3. Februar 1945 fielen sechzehn Bomben auf das Haslacher Bahnhofsgebiet. Sie richteten großen Schaden an und töteten drei Kriegsgefangene, zwei Russen und einen Franzosen<sup>14</sup>. Den schlimmsten Angriff erlebte Haslach am 2. März 1945. 50 französische Flugzeuge warfen einige hundert Bomben, darunter viele Zeitzünder, auf das Bahnhofsviertel und verwandelten das Gebiet von der Eisenbahnstraße bis zur Bahnunterführung in ein einziges Trümmerfeld. Vier Angehörige der Gärtnersfamilie Winterer sowie eine polnische Hausgehilfin wurden dabei getötet<sup>15</sup>. Bei einem erneuten Bombenangriff auf Haslach am 4. April 1945 verloren fünf Menschen, zwei siebenjährige Jungen aus Offenburg, eine Frau und zwei Kriegsgefangene, ein Franzose und ein Belgier, das Leben<sup>16</sup>.

Rund um Haslach waren Flakbatterien aufgestellt, die versuchten, die alliierten Flugzeuge von ihren Angriffen abzuhalten — in der Regel ohne Erfolg.



*Dieser Bombentrichter auf dem Gelände der Gärtnerei Winterer in Haslach zeugt von dem schweren Angriff am 2. März 1945, bei dem fünf Menschen ums Leben kamen.*

*Repro.: M. Hildenbrand*

Über dem Steinbruch am Artenberg in Steinach, in Schnellingen sowie in der Haslacher Leimengrube war die Flak stationiert<sup>17</sup>. Flakgeschützte Orte waren jedoch auch Biberach, Gutach, Hausach und Wolfach<sup>18</sup>. Die Bevölkerung versuchte, sich so gut, wie es ging, vor den fortwährenden Angriffen der Bomber und Jabos zu schützen, und suchte Zuflucht in ihren Kellern und in den öffentlichen Luftschutzräumen. In Haslach waren beispielsweise 80 Prozent der Häuser in der Altstadt nicht unterkellert, so daß die Einrichtung von Luftschutzräumen dort nicht möglich war<sup>19</sup>. Aber auch die öffentlichen Luftschutzräume reichten bei weitem nicht aus. In Haslach wurden für 4400 Personen Luftschutzräume benötigt, jedoch nur für 2500 Personen waren sie vorhanden<sup>20</sup>. Zum Teil waren die vorhandenen Luftschutzräume sehr unzureichend und boten kaum Schutz. Öffentliche Luftschutzräume befanden sich in Haslach im „Fürstenberger Hof“, im Brauereigebäude Riegeler, im Kastenkeller, in den Felsenkellern Otto Haser und Josef Aiple am Herrenberg, im Felsenkeller am Stricker, in den Felsenkellern Alfred Krämer und Robert Vollmer am Schänzle sowie im Felsenkeller der Stadtgemeinde an der Hofstetter Straße<sup>21</sup>. Man plante, sogar die Vorhalle des Rathauses zu unterkellern, um dort einen öffentlichen Luftschutzraum einzurichten<sup>22</sup>. Dieses Vorhaben konnte vor Kriegsende ebenso wenig verwirklicht werden wie der Luftschutzstollenbau bei der Ziegelei Bühner<sup>23</sup>. Ende 1944 wurden an den Ortseingängen von Haslach sogenannte „Einmannlöcher“ angelegt, die Schutz vor Jagdbomberangriffen bieten sollten. Sie waren im Winter 1944/45 allerdings ständig unter Wasser, zum Teil zugefroren und kaum benutzbar<sup>24</sup>. Bei der Benutzung der öffentlichen Luftschutzräume hatte die deutsche Zivilbevölkerung den Vorrang. Die zahlreichen ausländischen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen<sup>25</sup> durften sie nur aufsuchen, solange der Raum reichte<sup>26</sup>.

### *Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene*

Eine der schlimmsten und bedrückendsten Erscheinungen der NS-Gewaltherrschaft war die Verschleppung von Millionen Menschen zur Zwangsarbeit in Deutschland. Sie sollten die Lücken schließen, die die Einberufungen zur Wehrmacht gerissen hatten. Am Ende des Zweiten Weltkrieges befanden sich ungefähr 10 Millionen Zwangsarbeiter als Arbeiterinnen und Arbeiter in der deutschen Industrie und Landwirtschaft. Die meisten kamen aus Osteuropa<sup>27</sup>. Rücksichtsloses Vorgehen gegen diese Zwangsarbeiter kennzeichnet die letzte Phase des Krieges — auch im Kinzigtal.

Im Raum Haslach waren Anfang 1945 etwa 500 Ausländer in Betrieben und in der Landwirtschaft beschäftigt. Im Raum Hausach befand sich etwa die gleiche Anzahl ausländischer Arbeitskräfte. Im Stadtgebiet Haslach waren 1944/45 122 Russen, 40 Polen, 96 Franzosen, 23 Holländer und 6 Belgier in Industrie und Landwirtschaft eingesetzt<sup>28</sup>. Ihre Situation in den letzten Mona-

ten vor Kriegsende verschlechterte sich zusehends. Waren die Lebensumstände der deutschen Bevölkerung gegen Ende des Krieges schon schlecht genug, so waren sie für die Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter noch wesentlich schlechter. Ihre Unterbringung in Konzentrationslagerähnlichen Behausungen und Baracken war ebenso unzureichend wie die Nahrung, die sie erhielten. Am besten hatten es die ausländischen Zwangsarbeiter, die in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Die meisten Landwirte im Kinzigtal dachten: Wer mit uns arbeitet und fleißig ist, der genießt unser Vertrauen, gleichgültig, ob er Deutscher, Russe oder Pole ist.

Die fanatischen Nationalsozialisten dachten jedoch anders. Bereits am 24. November 1942 wurde durch die Haslacher Nazis beim Schießstand im Bächlewald ohne Gerichtsurteil der 31jährige Pole Jan Ciechanowski gehängt, weil er mit einer deutschen Frau ein Liebesverhältnis eingegangen war. Zwei Polen mußten ihren Landsmann aufhängen. Sämtliche Polen aus Haslach und Umgebung wurden gezwungen, diesem schrecklichen Schauspiel beizuwohnen. Die Frau wurde verhaftet und ins Gefängnis eingeliefert<sup>29</sup>. Im Februar 1946 wurde an der Hofstetter Landstraße in Höhe der Hinrichtungsstelle durch die damals in Haslach noch anwesenden Polen ein Gedenkstein aufgestellt, der vom Haslacher Bürgermeister Julius Münzer<sup>30</sup> in Auftrag gegeben worden war<sup>31</sup>. Der Gedenkstein für Jan Ciechanowski stand nur für kurze Zeit. Eines Morgens war er verschwunden. Offensichtlich hatte jemand seinen Anblick nicht länger ertragen können. Er wurde niemals wieder ersetzt<sup>32</sup>.

Glimpflich kamen zunächst die russischen Gefangenen davon, die in einem Haslacher Betrieb beschäftigt waren. Als man in ihren Unterkünften im Mai 1944 selbstgefertigte Dolche entdeckte, wurden sie „nur“ verprügelt<sup>33</sup>. Über ihr weiteres Schicksal ist nichts Genaueres bekannt. Einige von ihnen wurden später jedoch in „Schutzhaft“ genommen, was bei ausländischen Arbeitern und Kriegsgefangenen meistens bedeutete, daß sie in ein Konzentrationslager eingeliefert wurden. Ein solches war im August 1944 von der SS in Haslach eingerichtet worden, in dem sich unter seinen Hunderten von Häftlingen ständig etwa 50 bis 60 russische Kriegsgefangene befanden.

Beim Herannahen der französischen Truppen verloren die Nazis vielerorts die Nerven. Am 17. April 1945, sechs Tage, bevor die Franzosen Wolfach besetzten, wurden auf dem Kreuzberg bei Wolfach ohne vorheriges Gerichtsurteil sechzehn politische Häftlinge, dreizehn französische Widerstandskämpfer, zwei Italiener und ein Pole, die im Wolfacher Amtsgerichtsgefängnis eingesperrt waren, auf Befehl der SS von Mitgliedern einer Volkssturmeinheit aus dem Raum Rastatt/Gaggenau/Baden-Baden erschossen. Unter den Ermordeten befand sich auch der katholische Pfarrer Josef Stamm aus Thann im Elsaß<sup>34</sup>.

Kurz vor dem Eintreffen der französischen Truppen am 22. April 1945 kam es in der Nähe von Triberg (die Stadt wurde am 24. April besetzt) zu einem ähnlichen Verbrechen: 46 russische Kriegsgefangene wurden dort erschossen, nachdem sie zuvor noch ihr eigenes Grab hatten schaufeln müssen<sup>35</sup>.

Die schlimmsten Exzesse der NS-Gewaltherrschaft im Kinzigtal ereigneten sich 1944/45 jedoch in den beiden Haslacher Konzentrationslagern.

### *Die beiden Haslacher Konzentrationslager*

74 Konzentrationslager gab es von 1933—1945 allein auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg<sup>36</sup>, auf dem Gebiet des heutigen Ortenaukreises nur zwei, beide auf Haslacher Gemarkung.

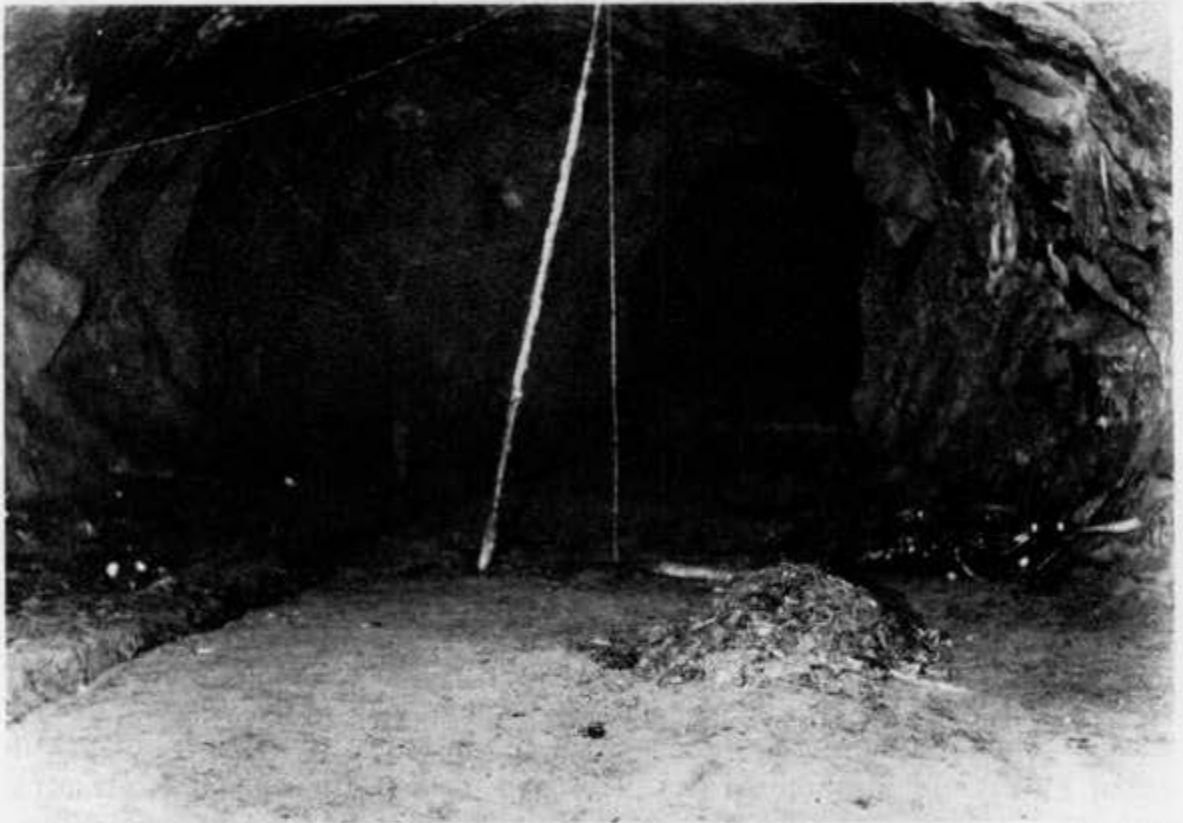
Ihre Entstehungsgeschichte fiel in die Endphase des Zweiten Weltkrieges. Im Sommer 1944 wurden die Luftangriffe der Alliierten auf deutsche Industrieanlagen und Rüstungsbetriebe immer heftiger. Damals plante man, in die tiefen Stollen der Hartsteinwerke „Vulkan“ am Urenkopf in Haslach einen Rüstungsbetrieb bombensicher zu verlagern<sup>37</sup>. Aus diesem Grunde wurde das Vulkangelände vom Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion beschlagnahmt<sup>38</sup>. Zunächst sollten die Stollen für die Mannesmann-Werke hergerichtet werden, welche dort Teile von V-Waffen herstellen wollten<sup>39</sup>. Auch die Messerschmidt-Flugzeugwerke zeigten für die mächtigen Stollen Interesse<sup>40</sup>. Schließlich verfügte das Rüstungsamt in Berlin, daß die gewaltigen Stollen, die zum Teil eine Länge von 400 Metern erreichten, für einen Fertigungsbetrieb der Daimler-Benz-Werke (Gaggenau) ausgebaut werden sollten<sup>41</sup>.

Zur raschen Ausführung der Bauarbeiten wurden den beiden Baufirmen, die die Stollen zu unterirdischen Fabrikationsstätten ausbauen sollten, KZ-Häftlinge zur Verfügung gestellt<sup>42</sup>. Das Projekt trug den Tarnnamen „Barbe“ und wurde von der Organisation Todt geleitet<sup>43</sup>. Im August 1944 wurde in einem großen Wehrmacht-lagerschuppen in der Nähe des Haslacher Sportplatzes von der SS ein Konzentrationslager eingerichtet, das als Außenkommando dem KZ Natzweiler (Elsaß) unterstellt war<sup>44</sup>. Durchschnittlich 600—700 Häftlinge<sup>45</sup> aus den Konzentrationslagern Struthof-Natzweiler und Dachau<sup>46</sup> waren dort auf engstem Raum zusammengepfercht. Es waren vorwiegend französische Widerstandskämpfer, aber auch Deutsche, Belgier, Luxemburger, Polen und Russen. Das KZ „Kinzigdamm“, wie das Lager beim Haslacher Sportplatz genannt wurde, war mit Stacheldraht umgeben und wurde von 30 SS-Männern streng bewacht. Die KZ-Häftlinge wurden unter Anleitung der Organisation Todt beim Ausbau der Vulkan-Stollen beschäftigt. Bis zu zwölf Stunden am Tag mußten sie in den eiskalten unterirdischen Stollen arbeiten. Dürftige Nahrung und Kleidung, schlechte Behandlung und das Fehlen von Medikamenten ließen Krankheiten, wie Ruhr, Typhus und Tuberkulose, im





gestorben, zehn seien erschossen worden, 350 Häftlinge seien ständig krank gewesen<sup>51</sup>. Der Ausbruch einer Flecktyphusepidemie ließ die Zahl der Toten in den Stollen auf über hundert ansteigen. Sie sind nur zum Teil in einem Massengrab beim Haslacher Friedhof beigesetzt worden, viele wurden unter Geröllschutt in den Stollen verscharrt. Das KZ „Vulkan“ wurde von den Häftlingen das „Höllennlager“ genannt<sup>52</sup>. Als die Zahl der arbeitsfähigen Häftlinge immer weniger wurde, kam noch einmal ein Transport von 93 Häftlingen aus dem Freiburger Gefängnis in das unterirdische „Höllennlager“. Sie waren alle französische Widerstandskämpfer<sup>53</sup>. Insgesamt sind in den beiden Haslacher Konzentrationslagern etwa 400 Häftlinge umgekommen<sup>54</sup>. Erst Mitte März 1945 wurden die Überlebenden des „Höllennlagers“ aus ihrem unterirdischen Gefängnis weggebracht und in das Lager „Kinzigdamm“ verlegt. Dort wurden sie am 21. April 1945 von den französischen Truppen befreit.

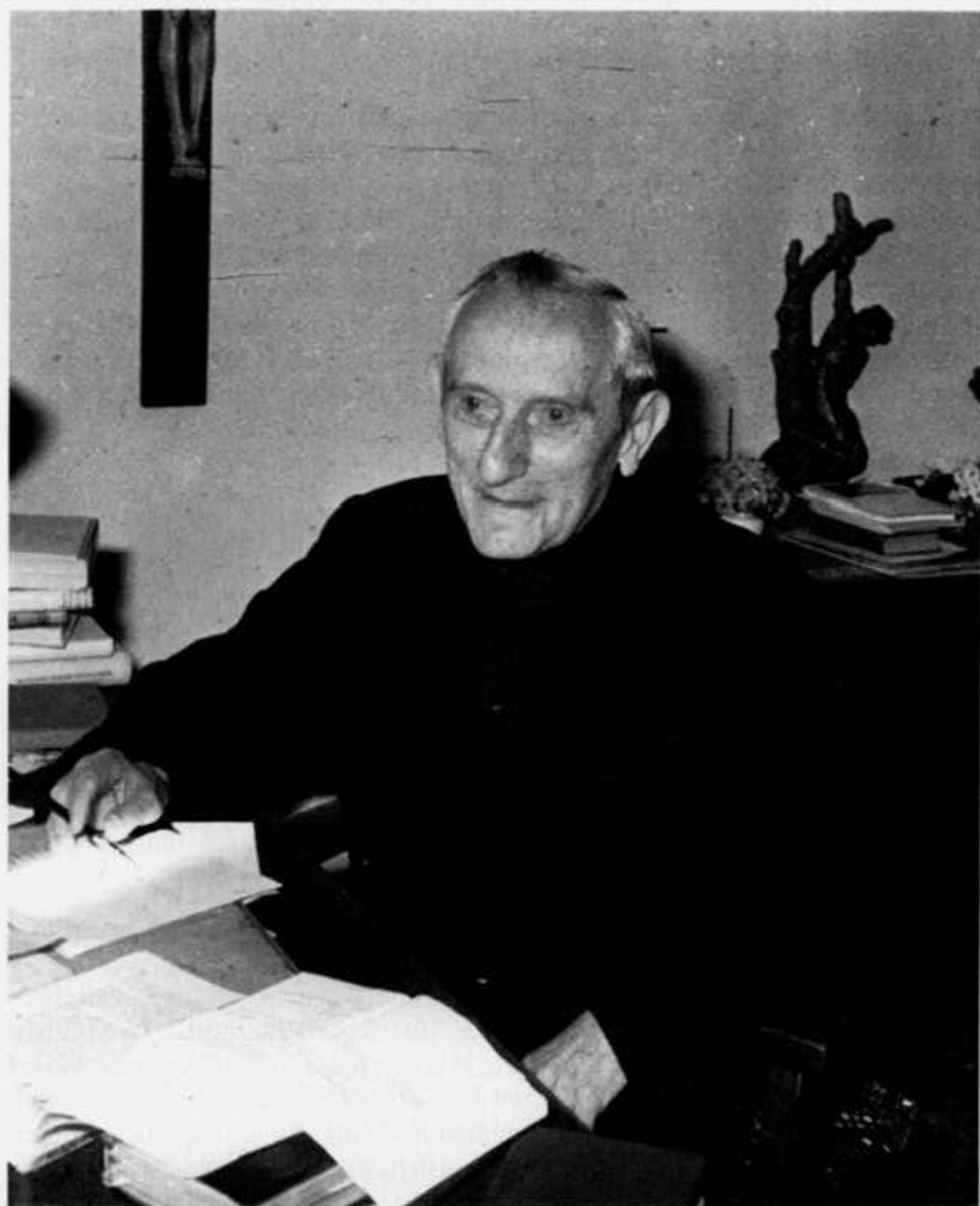


„Höllennlager“ Vulkan.

*Repro.: M. Hildenbrand*

Viele Haslacher Bürger versuchten immer wieder, den KZ-Häftlingen zu helfen, manchmal unter der Gefahr, selbst verhaftet zu werden. So legten sie oft Nahrungsmittel und Obst an den Weg- oder Straßenrand, wenn der Zug der Häftlinge am frühen Morgen oder späten Abend herannahte. Zuweilen gelang es den Häftlingen, die Nahrungsmittel aufzuheben, ohne daß es die SS-Wachleute bemerkten<sup>55</sup>. Besonders der damalige katholische Stadtpfarrer von Haslach August Vetter war der „gute Engel“ der Häftlinge. Er tat alles, was in seiner Macht stand, um den Häftlingen zu helfen. Er erreichte vor allem, daß

mehrere elsässische Geistliche, die in den beiden KZ-Lagern inhaftiert waren, zuweilen in das Pfarrhaus gehen und Nahrungsmittel sowie Medikamente mitnehmen durften. Pfarrer Vetter sorgte auch dafür, daß nach Abzug der SS-Wachmannschaften am 13. April 1945 die Schwerstkranken unter den Häftlingen in das Städtische Krankenhaus aufgenommen und dort gepflegt wurden. Weitere schwerkranke Häftlinge ließ er im katholischen Kindergarten von den Ordensschwestern pflegen<sup>56</sup>.



*Stadtpfarrer August Vetter.*

*Repro.: M. Hildenbrand*

Am 17. September 1946 wurden die im Massengrab am Rande des Haslacher Friedhofes aufgefundenen 210 Leichen der KZ-Häftlinge von französischen Soldaten exhumiert. Ehemalige Haslacher Nazis mußten ihnen dabei helfen<sup>57</sup>. Sofern man die Toten identifizieren konnte, wurden sie in ihre Heimatorte überführt. Heute befinden sich noch 75 Tote der ehemaligen Konzentrationslager „Kinzigdamm“ und „Vulkan“ auf einem neuen Feld des Haslacher Friedhofes. Die Inschrift auf dem Gedenkstein an ihrem Grabe lautet: „75 Söhne vieler Völker Europas ruhen hier. Opfer der Gewaltherrschaft in dunkler Zeit. Ihr Tod mahnt uns alle, das Recht zu tun, dem Unrecht zu wehren und die Würde des Menschen zu achten.“

Im Oktober 1970 trafen sich an der ehemaligen KZ-Baracke am Haslacher Sportplatz 300 Mitglieder der Vereinigung der Verfolgten des NS-Regimes und ehemalige KZ-Häftlinge sowie französische Widerstandskämpfer, um der Opfer der NS-Gewaltherrschaft zu gedenken, die 1944/45 in den beiden Haslacher KZ-Lagern umgekommen waren. An der früheren Häftlingsbaracke wurde damals eine von der Stadt Haslach gestiftete Gedenktafel enthüllt, die jetzt an der dort neu errichteten Markthalle angebracht wurde. Die Gedenktafel trägt die Inschrift: „Vom September 1944 bis Februar 1945 befand sich hier ein Außenkommando der NS-Konzentrationslager Schirmeck und Struthof. Hunderte von Häftlingen aus ganz Europa litten und starben hier. Dies darf niemals mehr geschehen“<sup>58</sup>.

### *Kriegsschauplatz Kinzigtal*

Die letzten Monate des Zweiten Weltkrieges waren auch im Kinzigtal geprägt von den Durchhalteparolen der Nazi-Partei und ihrer Organe, die die Widerstandskraft der Bevölkerung bis zum Letzten steigern sollten. Mit dem Näherücken der Front lenkten die Propagandaparolen der Nazis von den Realitäten der sich abzeichnenden Niederlage ab oder überspielten sie mit dem Hinweis auf das Feldherrngenie Hitlers und die in Vorbereitung befindlichen Wunderwaffen. Propaganda- und Durchhalteparolen sowie Schönfärberei der Kriegseignisse wurden auch von der einzigen noch erscheinenden Lokalzeitung im Kinzigtal, der „Offenburger Gemeinschaftszeitung“, verbreitet<sup>59</sup>.

Als die alliierten Truppen bereits an der Grenze des Elsasses standen, wurde am 14. September 1944 in Haslach eine Ortskommandantur der Wehrmacht eingerichtet, die für die militärische Verteidigung der Gemeinden Welschensteinach, Steinach, Bollenbach, Haslach, Hofstetten, Fischerbach, Mühlentbach, Einbach und Hausach zuständig war<sup>60</sup>. Ortskommandant war Major Dr. Niedermeyer. Allein im Stadtgebiet Haslach waren etwa hundert Soldaten stationiert. Dazu kamen noch die Einheiten des Volkssturms, die im mittleren Kinzigtal im November 1944 aufgestellt wurden. Zum Volkssturm wurden alle Männer vom 16. bis 60. Lebensjahr verpflichtet, sofern sie nicht schon zum Heeresdienst eingezogen waren<sup>61</sup>. Am 17. Dezember 1944 fand in der Hasla-

cher Markthalle die Vereidigung des Volkssturms im Raum Haslach auf Hitler statt<sup>62</sup>. Auch in den übrigen Gemeinden des mittleren Kinzigtals wurden diese Verteidigungsfeiern veranstaltet, wobei vor allem die Hitlerjugend und der Bund Deutscher Mädels erscheinen mußten.



*Überall im Kinzigtal waren Plakate mit Durchhalteparolen zu sehen.*

*Repro.: M. Hildenbrand*



*Volkssturmmann mit Panzerfaust.*

*Repro.: M. Hildenbrand*

Im September 1944 begann man im Oberrheingebiet und im Elsaß mit dem Anlegen von Verschanzungen<sup>63</sup>. Zu den Schanzarbeiten wurden die Männer vom 14. bis 65. Lebensjahr, teilweise auch die abkömmlichen Frauen vom 16. bis 50. Lebensjahr aufgefordert<sup>64</sup>. Am 5. September 1944 mußten im mittleren Kinzigtal alle Jungen vom 14. bis 16. Lebensjahr für zwei Tage ins Elsaß abrücken, um dort zu schanzen<sup>65</sup>. Am 17. September wurden alle älteren Männer aus Haslach und Umgebung mit sechs Bussen zum Schanzen fortgefahren<sup>66</sup>.

Durch die Einquartierung der deutschen Soldaten und die zahlreichen Evakuierten herrschte in den Gemeinden des Kinzigtals qualvolle Enge. Seit Mitte 1944 wurden vor allem viele Bewohner aus dem Ruhrgebiet ins Kinzigtal evakuiert<sup>67</sup>. Im Februar 1945 kamen weitere Evakuierte aus dem Raum Kehl, die in Massen- und Notquartieren untergebracht wurden<sup>68</sup>. Die Amerikaner hatten am 23. November 1944 bereits Straßburg besetzt.

Vom 7. bis 28. Januar 1945 wurde von der Nazi-Partei und ihren Organisationen die letzte große Sammelaktion durchgeführt. Sie stand unter dem Motto „Volksopfer-Sammlung 1945“. Gesammelt wurden vor allem Kleidungs- und Uniformstücke, Waffen und Ausrüstungsgegenstände für die Volksturmheiten<sup>69</sup>. Am Vorabend und Abend des 30. Januars 1945 wurde überall im Kinzigtal des zwölften Jahrestages der „Machtergreifung“ Hitlers gedacht. Bei der „Nationalen Feier“ am 29. Januar im Saal des „Bayrischen Hofes“ in Haslach feierte der neuernannte NS-Ortsgruppenleiter von Haslach Otto Herrmann<sup>70</sup> in Anwesenheit von NS-Kreisleiter Schweighardt (Wolfach) den 30. Januar als einen „Tag der Schicksalswende des deutschen Volkes, der alle Volksgenossen die Verpflichtung auferlegt, treu zum Führer zu halten“<sup>71</sup>. Am 4. Februar 1945 wurden alle Ortsbauernführer des Landkreises Wolfach nach Haslach einberufen. Der NS-Kreisgefolgschaftswart Raff und der NS-Kreisbauernführer Blum forderten die Anwesenden auf, die ausländischen Arbeiter im verstärkten Maße zur Arbeit heranzuziehen<sup>72</sup>. Einen Monat, bevor die Franzosen das Kinzigtal besetzten, wurden überall im Kinzigtal noch Feiern abgehalten, um die vierzehnjährigen Jungen und Mädchen in die Hitlerjugend beziehungsweise in den Bund Deutscher Mädels aufzunehmen. Die Rede, die NS-Ortsgruppenleiter Herrmann in Haslach aus diesem Anlaß hielt, stand unter dem Motto „Alles für den Kampf, alles für den Sieg!“<sup>73</sup>

Anfang März 1945 begann man an den Ortseingängen der Gemeinden des mittleren Kinzigtals Panzersperren zu errichten und Verschanzungen anzulegen. Letzteres wurde vor allem von den Frauen und Mädchen durchgeführt<sup>74</sup>. Die Nahrungsmittelzuteilungen an die Bevölkerung verschlechterten sich im März und April 1945 zusehends. Die Brot-, Fleisch- und Fettzuteilungen waren stark gekürzt worden. Aber auch kleine Artikel des Haushalts, wie Hefe, Backpulver, Salz, Malzkaffee und Streichhölzer, waren kaum noch zu bekommen<sup>75</sup>. Als bekannt wurde, daß Offenburg am 14. April 1945 von den französischen Truppen besetzt worden war, räumten viele Einzelhändler ihre

Warenlager und verkauften zu Niedrigpreisen an die Bevölkerung<sup>76</sup>. Mitte April 1945 kam der Post- und Bahnverkehr vollkommen zum Erliegen<sup>77</sup>. Nachts zogen zahlreiche militärische Kolonnen nach Osten. Der Rückzug der deutschen Truppen hatte bereits begonnen. Gerüchte kursierten in den letzten Kriegstagen im Kinzigtal: Werwolfseinheiten seien aufgestellt worden, die als Partisanen auch nach der Besetzung durch den Feind den Kampf für „Volk und Führer“ weiterführen sollten<sup>78</sup>.

Inzwischen war die Front ins Kinzigtal vorgerückt. Schwere Kämpfe zwischen deutschen und französischen Truppen fanden Mitte April im Raum Ortenberg und Gengenbach statt. Getreu Hitlers Befehl von der „verbrannten Erde“ vom 19. März 1945<sup>79</sup> wurden kurz vor dem Eintreffen der Franzosen am 19., 20. und 21. April 1945 alle Brücken im mittleren Kinzigtal von Steinach bis Wolfach von deutschen Pionieren gesprengt. Sogar die neue Stadtbrücke in Wolfach flog in die Luft<sup>80</sup>. Entschlossen widersetzten sich die Haslacher und Hausacher Bürger der Sprengung ihrer Elektrizitätswerke; denn nach dem Willen des NS-Kreisleiters Schweighardt, der zugleich Reichsverteidigungskommissar für den Landkreis Wolfach war, sollten sowohl das Haslacher Elektrizitätswerk als auch die Kraftanlagen des Mannesmann-Werkes und der Stadtmühle in Hausach in die Luft gesprengt werden<sup>81</sup>. Als am 19. April 1945 in Haslach die Parole ausgegeben wurde, die Stadt müsse verteidigt werden<sup>82</sup>, fand der große Exodus der Bevölkerung in Richtung Vulkan statt. Wo vor wenigen Tagen noch die KZ-Häftlinge ihre Sklavenarbeit verrichten mußten, fanden jetzt viele Haslacher ihren letzten Unterschlupf. In den Vulkan-Stollen wurden Holzwolle und Stroh verteilt, um für die neuen Vulkanbewohner Lagerstätten einzurichten<sup>83</sup>.

Am 18. April 1945 hatten die französischen Truppen Biberach erreicht, um das einen Tag lang gekämpft wurde. 28 Häuser gingen in Flammen auf. Ihre Zahl wäre noch größer gewesen, wenn die französischen Soldaten nach der Einnahme des Dorfes nicht mitgeholfen hätten, die ausgebrochenen Brände zu löschen<sup>84</sup>. Auch in Welschensteinach wurde erbittert gekämpft. Ein Volksturmabteilung versuchte, die französischen Truppen, die vom Schuttertal her kamen, aufzuhalten. Der Kampf zog sich mehrere Stunden auf den Höhen zwischen Schweighausen und Welschensteinach bis Hofstetten hin. Die Volksturmeinheiten zogen sich schließlich über Hofstetten in Richtung Prechtal zurück<sup>85</sup>. Am 20. April war Welschensteinach in französischer Hand, am gleichen Tag fuhren französische Panzer, über Lachen kommend, auch in Steinach ein. Die Panzersperren auf der Kinzigtalstraße wurden von ihnen einfach umfahren. Auch Bollenbach wurde am 20. April von den Franzosen besetzt. Die französischen Soldaten kamen über das Eckle, den Katzenstein und den Barberast und nahmen das Dorf ein<sup>86</sup>.

In Haslach war am Morgen des 19. Aprils an die Volksturmänner der Befehl gegeben worden, sie sollten nach Villingen marschieren. Er wurde jedoch

am Abend widerrufen<sup>87</sup>. Der Volkssturmführer, der SA-Führer und der NS-Ortsgruppenleiter von Haslach hatten die Stadt bereits verlassen und sich in Sicherheit gebracht<sup>88</sup>. Am 20. April verließ auch das Rückzugkommando der Wehrmacht, das im Gasthaus „Ochsen“ untergebracht war, die Stadt<sup>89</sup>. An eine Verteidigung von Haslach dachte man nicht mehr. Als die Franzosen in Steinach waren, begann ein schweres Artillerieduell über Haslach. Deutsche Artillerie war im Bärenbach in Mühlenbach und in Eschau in Fischerbach aufgestellt. Die Geschütze der Franzosen standen zunächst in Steinach, schließlich am Strickerwald, an der Sommerhalde und am Schänzle in Haslach. Den Franzosen gelang es, die deutschen Geschütze in Mühlenbach auszuschalten. Deutsche Granaten zerstörten, kurz bevor die Franzosen Haslach besetzten, die Senffabrik Schaettgen, die Ziegelei Bühler und das Haus Kern in der Mühlenbacher Straße<sup>90</sup>.

Gegen Mittag des 21. April 1945 rückten die Soldaten der 9. Coloniale-Infanterie-Division, Panzer, Infanterie, Truppen zu Pferd, Maultierreiter, letztere Marokkaner, in Haslach ein<sup>91</sup>. Am Nachmittag des gleichen Tages wurde Hausach besetzt, am 22. April Wolfach<sup>92</sup>.

### *Die Besatzungszeit 1945*

Die französischen Truppen hatten zwar alle Gemeinden des Kinzigtals besetzt, sie wagten sich jedoch bis Mitte Mai 1945 nicht auf die Höhen des Schwarzwaldes; denn dort hielten sich noch wochenlang Wehrmachtseinheiten und vor allem Waffen-SS versteckt. So befand sich noch in den ersten Maitagen eine schwer bewaffnete SS-Einheit in den Wäldern Hofstettens beim Schneithof im Schneiben und beim Fehrenbacher Hof<sup>93</sup>. Nachts suchten die SS-Leute die abgelegenen Hofstetter Bauernhöfe auf und baten um Lebensmittel. Die Hofstetter Bauern wagten es nicht, sie zu verraten.

Das Zusammenleben der Kinzigtäler Bevölkerung mit den französischen Besatzungstruppen gestaltete sich in den ersten Tagen nach ihrem Einmarsch als sehr problematisch. Die Ausschreitungen der vornehmlich marokkanischen Soldaten gegen die Bevölkerung wurden als Vergeltungsmaßnahmen empfunden. Plünderungen und Requirierungen waren in den ersten Tagen der Besetzung überall im Kinzigtal üblich. Die marokkanischen Soldaten waren als gläubige Moslems vor allem hinter den Hühnern, Stallhasen und Schafen der Kinzigtäler Bevölkerung her<sup>94</sup>. In den ersten Tagen der Besatzungszeit wußten sich auch die Frauen und Mädchen vor den französischen Soldaten nicht sicher. In den letzten Apriltagen 1945 kamen beispielsweise in Haslach etwa dreißig Vergewaltigungen vor<sup>95</sup>. Doch bereits im Mai 1945 wurde den französischen Soldaten streng untersagt, sich gegenüber der deutschen Bevölkerung ungebührlich zu verhalten. Übergriffe gegenüber Frauen wurden sogar mit standrechtlicher Erschießung bestraft. Am 10. Mai wurde in Haslach ein



marokkanischer Soldat von der französischen Besatzung standrechtlich erschossen, weil er eine deutsche Frau vergewaltigt hatte. Die Frau mußte sogar Zeugin der Erschießung sein<sup>96</sup>. Für die marokkanischen Soldaten richteten die französischen Militärbehörden im Juni 1945 in mehreren Gemeinden des Kinzigtals, so in Gengenbach, Biberach und Haslach, Freudenhäuser ein, in denen marokkanische Freudenmädchen untergebracht waren<sup>97</sup>.



*Überall waren im mittleren Kinzigtal marokkanische Soldaten als Besatzungstruppen stationiert.*  
*Repro.: M. Hildenbrand*

Auch das Requirieren wurde bereits im Mai 1945 von der französischen Besatzungsmacht verboten. Am 31. Mai wurde durch Anschlag in deutscher und französischer Sprache in den Gemeinden des Kinzigtals bekanntgegeben, daß jedes Requirieren von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Fahrrädern, Motorrädern und Autos verboten und unter strengster Bestrafung durch die französische Militärbehörde gestellt worden sei. Dies gelte nicht nur für die französischen, sondern auch für die ausländischen Arbeiter<sup>98</sup>. Am 26. Juni 1945 wurde die Bevölkerung des mittleren Kinzigtals von der französischen Besatzungsmacht aufgefordert, für die ehemaligen französischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in Deutschland eine Kleiderabgabe zu machen. Jeder Haushalt hatte einen vollständigen Zivilanzug, Leibwäsche und ein Paar Schuhe abzuliefern<sup>99</sup>.

Als Konsequenz für die Behandlung vieler ausländischer Zwangsarbeiter in der NS-Zeit mußte die Bevölkerung des Kinzigtals das ganze Jahr 1945 über

gerade durch die polnischen und russischen Arbeiter, die sich teilweise noch monatelang im Kinzigtal aufhielten, zahlreiche Übergriffe hinnehmen<sup>99a</sup>. Am 1. November 1945 wurde in Hofstetten von Polen sogar ein Bauernhof angezündet<sup>100</sup>. Zu größeren Ausschreitungen kam es in Welschensteinach, wo der NS-Ortsgruppenleiter, der NS-Bürgermeister, der Oberlehrer, der zugleich stellvertretender NS-Ortsgruppenleiter war, sowie der Wirt des „Badischen Hofes“ von Polen in den letzten Apriltagen 1945 schwer mißhandelt wurden<sup>101</sup>.

Für die ehemaligen Nazi-Größen des Kinzigtals begann eine schwere Zeit. Viele wurden verhaftet und teilweise monatelang in einem Internierungslager in Lahr-Dinglingen eingesperrt. Anfang Mai 1945 wurden die ehemaligen führenden Nazis aus dem Raum Haslach, die von den Franzosen in Haft genommen worden waren, auf dem Klosterplatz in Haslach von den französischen Insassen der beiden KZ-Lager „scharf exerziert“, wie ein Augenzeuge berichtete<sup>102</sup>.

Abgesetzt wurden von den französischen Militärbehörden sofort alle NS-Bürgermeister und NS-Gemeinderäte und durch politisch unbelastete Männer ersetzt. In Haslach wurde der Landmaschinenvertreter Julius Münzer zum Bürgermeister ernannt. Er war mit einer Französin verheiratet<sup>103</sup>. In Hausach wurde von den Franzosen als Bürgermeister der Lehrer und Hitlergegner Paul Rist eingesetzt<sup>104</sup>. In den ersten Tagen der Besatzungszeit wurde die Bevölkerung durch Anschläge von den Anordnungen der französischen Militärbehörden in Kenntnis gesetzt<sup>105</sup>; denn es gab monatelang im Kinzigtal keine Zeitungen. Ausgangs- und Sperrzeiten wurden bekanntgegeben. Niemand durfte seine Gemeinde verlassen. Die erste Anordnung der französischen Besatzungsmacht, bereits einen Tag nach der Besetzung lautete: „Alle Partei- und Uniformstücke, alle Waffen und Munition, alle Ausrüstungsgegenstände, Radioapparate, Photoapparate, Ferngläser sind im Rathaus abzugeben. Es betrifft dies auch die versteckten und eingegrabenen Gegenstände. Wer bei Kontrollen mit diesen Gegenständen gefaßt wird, wird erschossen<sup>106</sup>.“

Die wildesten Gerüchte kursierten in den Mai- und Junitagen des Jahres 1945 im Kinzigtal. So wurde unter vorgehaltener Hand erzählt, Kämpfe zwischen amerikanischen und französischen Truppen fänden in Stuttgart, Karlsruhe und Freiburg statt. Ein Krieg zwischen den USA und der UdSSR stünde kurz vor dem Ausbruch. Alle Kinder zwischen acht und vierzehn Jahren würden nach Sibirien verschleppt; dafür kämen französische Kinder nach Deutschland. Noch größere Blüten der Phantasie sind in den folgenden Gerüchten zu erkennen, sie legen aber auch Zeugnis ab für das damalige deutsche kollektive schlechte Gewissen: Alle Deutschen der Jahrgänge 1910–1925 würden zwangssterilisiert. Heiraten in Deutschland werde verboten. Entsprechende Plakate seien in Stuttgart gesehen worden. Die deutsche Kultur werde vernichtet. Die deutschen Bürgermeister würden durch Juden ersetzt, die aus Konzen-

trationslagern befreit wurden. Urheber dieser haarsträubenden Gerüchte waren, wie man vermutete, unverbesserliche Nazis. Anfang Juni 1945 wurde durch Anschlag in allen Gemeinden des mittleren Kinzigtals durch die französischen Militärbehörden bekanntgemacht, daß die Verbreitung von unwahren Behauptungen und Gerüchten verboten sei und streng bestraft werde<sup>107</sup>.

Eine schlimme „Köpenickiade“ ereignete sich in den ersten Tagen der Besatzungszeit in Welschensteinach. Dort übte der zweiundzwanzigjährige französische Ortskommandant René Ungar-Klein, ein angeblicher elsässischer Jude, der sich auch „Kommissar“ nannte, ein Schreckensregiment aus<sup>108</sup>. Er beschlagnahmte einen großen Teil der Wertgegenstände der einheimischen Bevölkerung und der in Welschensteinach untergebrachten Evakuierten im Wert von einigen hunderttausend Mark und verschob sie. Helfersdienste leisteten ihm nach Abzug der französischen Soldaten die ehemaligen polnischen Zwangsarbeiter. Unter Anleitung von Ortskommandant Ungar-Klein raubten, plünderten und verprügelten sie die Einwohner Welschensteinachs. Das Schulzimmer im Dorf war stets mit Gefangenen belegt. Am 28. April 1945 ließ Ungar-Klein sogar einen Regierungsobersekretär des Straßenamtes Offenburg, der in Welschensteinach evakuiert war, auf dem Friedhof erschießen. Alle Beschwerden der Welschensteinacher beim französischen Ortskommandanten in Haslach blieben erfolglos. Erst ein Oberst der amerikanischen Luftwaffe, der am 30. April 1945 nach Welschensteinach kam, um das Grab eines am 9. Dezember 1944 abgestürzten US-Fliegers zu ermitteln, setzte dem Treiben von Ungar-Klein ein Ende. Er alarmierte Anfang Mai die französische Militärpolizei, die Ungar-Klein zwang, Welschensteinach sofort zu verlassen. Als die französische Militärbehörde dann noch feststellte, daß Ungar-Klein der Waffen-SS angehört hatte, kam er ins Internierungslager Lahr-Dinglingen. Von dort soll er über Straßburg nach Israel geflohen sein<sup>109</sup>.

Schwer belastet wurde die Bevölkerung des mittleren Kinzigtals durch die Beschlagnahmung von Wohnraum. Zahlreiche Häuser und Wohnungen, besonders Villen, mußten vor allem in Haslach und Hausach für die Offiziere der französischen Besatzung geräumt werden. Von diesen Beschlagnahmungen besonders betroffen war Haslach. Dort wurde nämlich im Sommer 1945 der Hauptsitz der UNO-Flüchtlingsorganisation UNRRA<sup>110</sup> für die französische Besatzungszone in Baden eingerichtet<sup>111</sup>. Dies bedeutete zusätzliche Beschlagnahmung von Wohnungen und Häusern für das UNRRA-Personal, was die Wohnungsnot in der Stadt noch vergrößerte.

Die Hauptsorge der Kinzigtäler Bevölkerung galt damals der Ernährungslage. In den ersten Wochen nach der Besetzung durch die Franzosen war die Lebensmittelversorgung sehr provisorisch. Die deutschen Stellen hatten nichts mehr zu sagen, und die Besatzer ließen sich Zeit. Wer nicht bei einem Landwirt „hamstern“ konnte, war schlimm dran. Für Personen über 18 Jahren gab es zunächst pro Kopf und Woche 1000 Gramm Brot, 100 Gramm Fleisch

und 50 g Butter<sup>112</sup>. Die Kalorienmenge für einen Erwachsenen betrug von Mai bis September 1945 in den Gemeinden des mittleren Kinzigtals etwa 600 Kalorien<sup>113</sup>. Sie stieg später auf etwa 900 Kalorien an<sup>114</sup>. Der Kampf gegen den Hunger hielt in der französischen Besatzungszone bis weit ins Jahr 1946 und teilweise bis 1947 an.

Bereits Ende 1945 begannen die sogenannten Entnazifizierungen<sup>115</sup>. In den Gemeinden des Kinzigtals wurden Entnazifizierungsausschüsse gebildet, welche die Bevölkerung nach ihrer NS-Vergangenheit durchleuchten sollten<sup>116</sup>. Es begann die Zeit der langen Fragebogen mit den bis ins Persönliche gehenden Fragen. Die französischen Militärbehörden wollten es genau wissen, wer was im Nazi-Deutschland gewesen war.

Schon im Monat Mai begann man mit den Aufräumungs- und Aufbauarbeiten. Die Panzersperren in den Gemeinden des mittleren Kinzigtals wurden beseitigt<sup>117</sup>. Die Bahnstrecke der Schwarzwaldbahn war im Juli 1945 weitgehend wiederhergestellt. Am 26. Juli fuhr der erste „Probezug“ mit französischen Offizieren die Strecke Radolfzell — Offenburg und zurück<sup>118</sup>. Auch die Wiederherstellung der Kinzigbrücken wurde Ende Mai 1945 in Angriff genommen. Die Leitung dieser Arbeiten hatten amerikanische Ingenieure übernommen. Als Arbeiter wurden zum größten Teil deutsche Kriegsgefangene eingesetzt<sup>119</sup>.

Den ganzen Monat Mai 1945 über zogen lange Kolonnen deutscher Kriegsgefangener durchs Kinzigtal talabwärts Richtung Frankreich<sup>120</sup>. In den Gemeinden des mittleren Kinzigtals wurden im Oktober 1945 „Hilfskomitees“ zur Unterstützung der deutschen Kriegsgefangenen in den französischen Lagern gegründet. Die Mitglieder dieser Komitees durften nicht in der NSDAP oder in einer NS-Organisation gewesen sein<sup>121</sup>. Sie führten Sammlungen durch. Gesammelt wurden Geld, Bekleidungsstücke, Decken usw. In Haslach wurden am 10. Dezember 1945 durch das dortige Hilfskomitee 89 Pakete in die französischen Kriegsgefangenenlager weggeschickt<sup>122</sup>.

Im Oktober 1945 hörte im Kinzigtal die zeitungslöse Zeit auf. Am 9. Oktober erschien die erste Nummer der „Ortenauer Zeitung“, die bei der Firma Reiff in Offenburg gedruckt wurde<sup>123</sup>. Auch das politische Leben erwachte allmählich wieder. Im Oktober 1945 wurden die Gewerkschaften von den französischen Militärbehörden wieder zugelassen<sup>124</sup>. Als erste politische Vereinigung wurde in den Städten des Kinzigtals Ende 1945 die „Antifa“, die Antifaschistische Bewegung, gegründet, die von Mitgliedern der ehemaligen Zentrums- partei, der SPD und der KPD ins Leben gerufen wurde<sup>125</sup>. Die politischen Parteien wurden im mittleren Kinzigtal erst im Frühjahr 1946 neu- beziehungsweise wiedergegründet. Es wurden damals von den französischen Behörden zugelassen: die Badisch-Christlich-Soziale Volkspartei (die spätere CDU), die Sozialistische Partei (die spätere SPD), die Kommunistische Partei (die spätere KPD)<sup>126</sup>.



*Lange Kolonnen von deutschen Kriegsgefangenen zogen im Mai 1945 durchs Kinzigtal Richtung Frankreich.*  
*Repro.: M. Hildenbrand*

Ende 1945 lebte auch das kulturelle Leben im mittleren Kinzigtal wieder auf. Konzerte und Vereinsfeste fanden wieder statt. Theaterstücke wurden aufgeführt. Das erste Theaterstück, das nach Kriegsende von der Haslacher Kolpingsfamilie am Dreikönigstag 1946 gespielt wurde, hieß bezeichnenderweise „Im Hungerjahr“<sup>127</sup>. In der Tat war das Jahr 1945 nicht nur das Jahr der Befreiung von der Nazi-Herrschaft und von den Schrecken des Krieges gewesen, sondern es war auch ein Jahr der Not und Entbehrungen, ein wirkliches Hungerjahr, doch ging es allmählich überall aufwärts. Man wollte überleben und hat überlebt.

*Anmerkungen:*

- 1 Die Tagebuchaufzeichnungen sowie der gesamte schriftliche Nachlaß von Wilhelm Engelberg befinden sich seit 1979 im Stadtarchiv Haslach. Über das Leben und Wirken von Wilhelm Engelberg vgl. Ernst Engelberg, *Kleine und große Welt im Leben und Wirken des Haslacher Bürgers Wilhelm Engelberg (1862—1947)*. Über Traditionen der badischen Revolution 1848/49. *Die Ortenau* 59/1979, S. 69—118.
- 2 Kath. Pfarrarchiv Haslach. August Vetter (1888—1976) war von 1935—1968 Stadtpfarrer in Haslach.
- 3 Privatarhiv Wilhelm Schille, Haslach.
- 4 Vgl. *Die beiden Haslacher Konzentrationslager*, S. 256.
- 5 Aufstellung der Fliegerschäden, Verwaltungssachen IX/142, Stadtarchiv Haslach, im folgenden abgekürzt StAH.
- 6 *Badische Zeitung* v. 26. 4. 1946.
- 7 Karlleopold Hitzfeld, *Hornberg an der Schwarzwaldbahn*. Bühl 1969, S. 234 f.

- 8 Kurt-Erich Maier, Hofstetten. Haslach 1983, S. 334.
- 9 Tagebuch Engelberg 17. 4. 1945. StAH.
- 10 Badische Zeitung v. 26. 4. 1946.
- 11 Bild, S. 257.
- 12 Tagebuch Engelberg 8. 10. 1944. StAH; Verwaltungssachen IX/142, StAH; Offenburger Tageblatt v. 8. 10. 1964.
- 13 Tagebuch Engelberg 8. 1. 1945, StAH; Bericht Pfarrer Vetter v. 12. 8. 1945, Kath. Pfarrarchiv Haslach; Verwaltungssachen IX/142. StAH; Offenburger Gemeinschaftszeitung v. 18. 1. 1945.
- 14 Tagebuch Engelberg 4. 2. 1945, StAH; Verwaltungssachen IX/142, StAH.
- 15 Tagebuch Engelberg 3. 3. 1945, StAH; Bericht Pfarrer Vetter v. 12. 8. 1945. Kath. Pfarrarchiv Haslach; Verwaltungssachen IX/142 sowie IX/164a, StAH; Ratsprotokoll v. 11. 4. 1945, StAH.
- 16 Tagebuch Engelberg 5. 4. 1945, StAH; Verwaltungssachen IX/164a, StAH.
- 17 Tagebuch Engelberg 2. 12. 1944, 14. 2. 1945, 5. 4. 1945, StAH; Bericht Pfarrer Vetter v. 12. 8. 1945. Kath. Pfarrarchiv Haslach.
- 18 Schreiben des Landratsamtes Wolfach v. 5. 4. 1945, Verwaltungssachen IX/183, StAH.
- 19 Protokoll der Besprechung der Stadtverwaltung mit der OT-Bauleitung v. 24. 10. 1944, Verwaltungssachen IX/202, StAH.
- 20 Schreiben der Stadtverwaltung Haslach an die OT-Bauleitung v. 6. 1. 1945, Verwaltungssachen IX/202, StAH.
- 21 Ebenda.
- 22 Schreiben des Dipl. Ing. W. Schlenker an die Stadt Haslach v. 31. 1. 1945, Verwaltungssachen IX/202, StAH; Ratsprotokoll v. 31. 1. 1945 sowie v. 11. 4. 1945, StAH.
- 23 Ratsprotokoll v. 31. 1. 1945, StAH.
- 24 Brief der Stadtverwaltung Haslach an das Landratsamt Wolfach v. 24. 1. 1945, Verwaltungssachen IX/183, StAH.
- 25 Vgl. unten, S. 254.
- 26 Bekanntmachung der Stadt Haslach v. 28. 2. 1945, Verwaltungssachen IX/186, StAH.
- 27 Stanislaus Stepién, Die Ausländer im Nachkriegsdeutschland. Zur Erforschung der Geschichte ehemaliger Zwangsarbeiter in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands. In: Jugendliche erforschen die Nachkriegszeit. Hrsg. v. D. Galinski u. W. Schmidt, Hamburg 1984, S. 47.
- 28 Verwaltungssachen IX, 2/37, StAH
- 29 Tagebuch Engelberg 24. 11. 1942, StAH; Verwaltungssachen VIII, 6/19a, StAH. Das, was in Haslach damals passierte, ereignete sich vielerorts, so z. B. in Brombach bei Lörrach. Die Ereignisse dort hat Rolf Hochhuth in seinem Buch „Eine Liebe in Deutschland“, Reinbek 1983, beschrieben. Von 2,8 Millionen Polinnen und Polen, die während des Zweiten Weltkrieges als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt wurden, überlebten nicht einmal eine Million. Vgl. Hans-Adolf Jacobsen, Zur Lage der Nation. Deutschland im Mai 1945. Aus Politik und Zeitgeschichte B 13, 1985, S. 16.
- 30 Über Julius Münzer vgl., S. 266.
- 31 Schreiben des Bürgermeisters Münzer an Steinhauer Maier v. 9. 1. 1946, Verwaltungssachen IV, 1/20. StAH.
- 32 Auf Beschluß des derzeitigen Haslacher Gemeinderats soll an der Hinrichtungsstelle wieder ein Gedenkstein aufgestellt werden.
- 33 Tagebuch Engelberg 13. 5. 1944, StAH.
- 34 Information v. Rektor Otto Schrempp, Wolfach; vgl. auch Badische Zeitung v. 17. 4. 1946. Bereits am Karfreitag, dem 30. März 1945, waren auf dem Kreuzberg bei Wolfach vier französische Widerstandskämpfer von der SS erschossen worden.
- 35 Thomas Armbruster u. a. (Hrsg.), Jahresringe. Geschichte und Geschichten um Triberg. 2. Aufl., Freiburg 1981, S. 87.
- 36 Julius Schätzle, Stationen zur Hölle. Konzentrationslager in Baden und Württemberg 1933—1945. Frankfurt 1974, S. 12.
- 37 Vgl. Manfred Hildenbrand, Der „Vulkan“ in Haslach im Kinzigtal. Hartsteinwerke — Konzentrationslager — Munitionslager — Mülldeponie. Die Ortenau 57/1977, S. 326—332; Jochen Thies/Kurt von Daak, Südwestdeutschland Stunde Null. Geschichte der französischen Besatzungszone 1945—1948. Düsseldorf 1979, S. 66.
- 38 Schreiben der Berliner Zentrale der Organisation Todt an die Hartsteinwerke Vulkan v. 22. 5. 1944. Firmenarchiv Lefferenz, im folgenden FAL abgekürzt.

- 39 Schreiben des Planungsamtes des Reichsministeriums für Luftfahrt an die Hartsteinwerke Vulkan v. 14. 4. 1944; Schreiben der Rüstungsinspektion Oberrhein Straßburg v. 6. 4. 1944; Bericht von Karl Neureither an die Heidelberger Leitung der Firma Leferenz v. 20. 6. 1947. FAL.
- 40 Schreiben der Hartsteinwerke Vulkan an die Firmenleitung v. 28. 4. 1944. FAL.
- 41 Schreiben der Organisation Todt an die Hartsteinwerke Vulkan v. 15. 11. 1944; Schreiben des Oberkommandos des Heeres an die Firma Daimler-Benz AG, Stuttgart-Untertürkheim, v. 11. 1. 1945. FAL.
- 42 Vertragsentwurf mit der Baufirma Wayss und Freytag AG, Straßburg, v. 4. 7. 1944. FAL.
- 43 Erlaß des Reichsministeriums für Rüstung und Kriegsproduktion v. 14. 4. 1944; Aktennotiz von Dr. Johannes Leferenz v. 22. 6. 1944; Schreiben der OT an die Hartsteinwerke Vulkan v. 15. 11. 1944. FAL; Wochenbericht des Arbeitslagers „Barbe“ v. 25. 9. 1944. Bundesarchiv Koblenz, Akten KZ Natzweiler; Schreiben des Kommandanten des KZ Natzweiler v. 31. 10. 1944. Bundesarchiv Koblenz.
- 44 Archiv des Internationalen Suchdienstes Arolsen, Akten KZ Natzweiler, Außenkommando Haslach OCC, 17/64; vgl. auch Tagebuch Engelberg 17. 9. 1944. StAH.
- 45 Bericht über den Rastatter Prozeß gegen das Wachpersonal des KZ Haslach. Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947.
- 46 Als im Herbst 1944 amerikanische Truppenverbände auf die französische Stadt Metz vorrückten, wurde das KZ Struthof in der Nähe des elsässischen Städtchens Natzweiler evakuiert. Die KZ-Häftlinge wurden zunächst in das berüchtigte KZ Dachau gebracht. Von dort wurden sie bald darauf auf verschiedene kleinere Konzentrationslager verteilt.
- 47 Bericht vom Rastatter KZ-Prozeß. Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947.
- 48 Bericht des René Thalmann, ehemaliger Häftling des KZ „Kinzigdamm“ Haslach, über die Zustände in diesem Lager, S. 7. Archiv des Internationalen Suchdienstes Arolsen, Akten KZ Natzweiler.
- 49 Bericht vom Rastatter KZ-Prozeß. Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947.
- 50 Seit April 1933 war Karl Buck Kommandant des Konzentrationslagers Heuberg (Württemberg). Von November 1933 an war er Kommandant des Konzentrationslagers Oberer Kuhberg (bei Ulm). Von Juni 1935 an war er Kommandant des Konzentrationslagers Welzheim (bei Schwäbisch-Gmünd). Seit 1941 war Buck Kommandant des Konzentrationslagers Vorbruck-Schirmeck (Elsaß). Buck wurde für seine Verbrechen als Kommandant des KZ Vorbruck-Schirmeck und des KZ „Vulkan“ Haslach von einem französischen Gericht 1947 dreimal zum Tod verurteilt. Er wurde bereits 1946 wegen Teilnahme an der Exekution amerikanischer und englischer Fallschirmspringer von einem englischen Gericht zum Tod verurteilt. Die Urteile wurden jedoch nicht vollstreckt. 1955 wurde Buck den westdeutschen Behörden übergeben. Diese ließen ihn frei. Er wurde in der Bundesrepublik Deutschland nicht mehr vor Gericht gestellt. Vgl. Julius Schätzle, a. a. O., S. 18 ff.
- 51 Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947.
- 52 Bericht des Abgeordneten der französischen Nationalversammlung A. Daul, der Häftling im KZ „Vulkan“ war, S. 41. Archiv des Internationalen Suchdienstes Arolsen, Akten KZ Vorbruck-Schirmeck, Außenkommando „Vulkan“ Haslach, OCC 17/64.
- 53 Henri Büttner u. a., Verfolgung, Widerstand und Neubeginn in Freiburg 1933—1945. Freiburg o. J. (1980), S. 182.
- 54 Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947.
- 55 Vgl. Gabriele Krämer, Magnolien und Zigarren. Lahr 1983, S. 107 f.
- 56 Bericht von Pfarrer Vetter v. 22. 1. 1947, Kath. Pfarrarchiv Haslach.
- 57 Ortenauer Zeitung v. 19. 6. 1946; Tagebuch Engelberg 10., 12. und 17. 9. 1946. StAH; Verwaltungssachen VIII, 6/19a; Spezialakten Ausländerfriedhof 750/5. StAH.
- 58 Offenburger Tageblatt v. 12. 10. 1970.
- 59 Papierknappheit in den letzten Kriegsmonaten erzwang die Zusammenlegung des „Offenburger Tageblattes“, der „Kehler Zeitung“ und des NS-Organs „Der Führer“ zur „Offenburger Gemeinschaftszeitung“. Ihre letzte Ausgabe erschien am 13. 4. 1945. Am 15. 4. 1945 besetzten die Franzosen ihren Druckort Offenburg.
- 60 Verwaltungssachen IX/152b. StAH.
- 61 Hans Kissel, Der Deutsche Volkssturm 1944/45. Eine territoriale Miliz im Rahmen der Landesverteidigung. Berlin/Frankfurt 1962, S. 97 f.; Der deutsche Südwesten zur Stunde Null. Zusammenbruch und Neuanfang im Jahre 1945 in Dokumenten und Bildern. Hrsg. v. Generallandesarchiv Karlsruhe. Karlsruhe 1975, S. 75 ff., bes. S. 88; Johnpeter Grill, The Nazi Movement in Baden 1920—1945. The University of Carolina Press 1983, S. 456 ff.

- 62 Offenburger Gemeinschaftszeitung v. 23. 12. 1944.
- 63 Grill, a. a. O., S. 456.
- 64 Der deutsche Südwesten zur Stunde Null, a. a. O., S. 74.
- 65 Tagebuch Engelberg 5. 9. 1944. StAH.
- 66 Tagebuch Engelberg 17. 9. 1944. StAH.
- 67 Krämer, a. a. O., S. 106.
- 68 Der deutsche Südwesten zur Stunde Null, a. a. O., S. 84; Bekanntgabe des Bürgermeisteramtes Haslach v. 7. 12. 1944, Verwaltungssachen IX/212. StAH.
- 69 Der deutsche Südwesten zur Stunde Null, a. a. O., S. 90; Offenburger Gemeinschaftszeitung v. 19. 1. 1945.
- 70 Am 16. 10. 1944 trat Wilhelm Krafft als NS-Ortsgruppenleiter von Haslach zurück. Über W. Kraft vgl. Manfred Hildenbrand, Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ in einer Kleinstadt — Haslach i. K. im Jahre 1933. Die Ortenau 63/1983, S. 187—233.
- 71 Offenburger Gemeinschaftszeitung v. 1. 2. 1945.
- 72 Offenburger Gemeinschaftszeitung v. 7. 2. 1945.
- 73 Offenburger Gemeinschaftszeitung v. 29. 3. 1945.
- 74 Offenburger Gemeinschaftszeitung v. 17. 3. 1945; Tagebuch Engelberg 5. 4. 1945, StAH.
- 75 Tagebuch Engelberg 5. 4. 1945, StAH.
- 76 Thies/von Daak, a. a. O., S. 26; Tagebuch Engelberg 17. 4. 1945, StAH.
- 77 Ebenda.
- 78 Genährt wurden diese Gerüchte durch entsprechende Artikel im „Völkischen Beobachter“, so etwa in der Ausgabe vom 31. 3. 1945, die auch in der „Offenburger Gemeinschaftszeitung“ abgedruckt wurden. Vgl. auch Tagebuch Engelberg 16. 4. 1945. StAH.
- 79 Dieser Befehl, der auch „Nero-Befehl“ genannt wird, ordnete an, „alle militärischen Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebiets, die der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann . . . zu zerstören.“ Vgl. Joachim Fest, Hitler, Bd. 2, Frankfurt 1976, S. 996; Der deutsche Südwesten zur Stunde Null, a. a. O., S. 55 f.; Jacobsen, a. a. O., S. 5 f.
- 80 Tagebuch Engelberg 20. und 21. 4. 1945; Erinnerungen Schille v. Dezember 1950; Badische Zeitung v. 26. 4. 1946.
- 81 Erinnerungen Schille, a. a. O., Badische Zeitung v. 26. 4. 1946.
- 82 Erinnerungen Schille, a. a. O.; Krämer, a. a. O., S. 116; Bericht Pfarrer Vetter v. 12. 8. 1945, Kath. Pfarrarchiv Haslach.
- 83 Tagebuch Engelberg 20. 4. 1945. StAH; Krämer, a. a. O., S. 118; Erinnerungen Schille, a. a. O.; Bericht Pfarrer Vetter, a. a. O.
- 84 Tagebuch Engelberg 16. 6. 1945; Badische Zeitung v. 26. 4. 1946; Marlis Jahn, Biberachs schwerste Tage. Die Ortenau 51/1971, S. 138—142 ff.
- 85 Kurt-Erich Maier, Geschichte von Welschensteinach. Waldkirch 1966, S. 70 f.
- 86 Erinnerungen Schille, v. März 1960; Kurt-Erich Maier, Bollenbach. Aus der Geschichte eines Dorfes im Kinzigtal (als Manuskript vervielfältigt). Bollenbach 1963, S. 98.
- 87 Tagebuch Engelberg 19. 4. 1945. StAH.
- 88 Bericht Pfarrer Vetter v. 12. 8. 1945. Kath. Pfarrarchiv Haslach.
- 89 Erinnerungen Schille v. Dezember 1950.
- 90 Tagebuch Engelberg 21. und 24. 5. 1945. StAH; Erinnerungen Schille v. Dezember 1950; Bericht Pfarrer Vetter v. 12. 8. 1945, Kath. Pfarrarchiv Haslach.
- 91 Hermann Riedel, Auswegslos . . . ! Letzter Akt des Krieges im Schwarzwald, in der Ostbaar und an der oberen Donau Ende April 1945. Villingen-Schwenningen 1975, S. 2; Tagebuch Engelberg 21. 4. 1945. StAH.
- 92 Badische Zeitung v. 26. 4. 1946.
- 93 Informationen von Bürgermeister Franz Josef Krämer, Hofstetten, und Elisabeth Borho, Hofstetten.
- 94 Tagebuch Engelberg 22. 4. 1945; Bericht Pfarrer Vetter v. 12. 8. 1945; Erinnerungen Schille v. Dezember 1950.
- 95 Bericht Pfarrer Vetter v. 12. 8. 1945, a. a. O.
- 96 Tagebuch Engelberg 10. 5. 1945. StAH.
- 97 Tagebuch Engelberg 16. 6. 1945, StAH. Das marokkanische Freudenhaus befand sich in Haslach in der alten Landwirtschaftsschule in der Mühlenbacher Straße.
- 98 Tagebuch Engelberg 3. 6. 1945; Verwaltungssachen IV, 1/20. StAH.
- 99 Tagebuch Engelberg 27. 6. 1945. StAH.



- 99a Erinnerungen Schille v. Dezember 1950; Tagebuch Engelberg 1. 5. 1946, StAH.
- 100 Tagebuch Engelberg 7. 11. 1945. StAH; K.-E. Maier, Hofstetten, a. a. O., S. 334.
- 101 Tagebuch Engelberg 3. 6. 1945. StAH.
- 102 Tagebuch Engelberg 5. 5. 1945, vgl. auch 13. 5. und 29. 7. 1945. StAH.
- 103 Verwaltungssachen IV, 1/20. StAH.
- 104 Hermann Schneider-Strittmatter, Chronik der Stadt Hausach. Karlsruhe 1966, S. 233.
- 105 Thies/von Daak, a. a. O., S. 61.
- 106 Verwaltungssachen IV, 1/20. StAH; Tagebuch Engelberg 22. 4. 1945. StAH.
- 107 Thies/von Daak, a. a. O., S. 62 ff.; Tagebuch Engelberg 3. 6. 1945. StAH.
- 108 K.-E. Maier, Welschensteinach, a. a. O., S. 71.
- 109 Ebenda.
- 110 Im Lichte der sich abzeichnenden deutschen Niederlage wurde bereits auf der Konferenz von Atlantic City 1943 die Organisation UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) ins Leben gerufen, der die Betreuung all jener oblag, die durch deutsche Kriegsmaßnahmen oder Verfolgung verschleppt worden waren. Aus diesem Grunde betreute die UNRRA die ehemaligen ausländischen Zwangsarbeiter in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands. Deutsche Flüchtlinge waren von den Diensten der UNRRA ausgeschlossen. 1947 hat die UNRRA ihre Arbeit eingestellt. Vgl. Stepień, a. a. O., S. 47.
- 111 Erinnerungen Schille v. Dezember 1950.
- 112 Ebenda.
- 113 Ebenda. Zum Vergleich: Ein erwachsener Mensch braucht täglich etwa 2400—3000 Kalorien.
- 114 Die Ernährungslage war Ende 1945 in der französischen Besatzungszone am schlechtesten, was aus der Kalorienzuteilung in den vier Besatzungszonen im Dezember zu ersehen ist: Amerikanische Zone 1330 Kalorien, russische Zone 1083 Kalorien, britische Zone 1050 Kalorien, französische Zone 900 Kalorien. Vgl. Der deutsche Südwesten zur Stunde Null, a. a. O., S. 165; Thies/von Daak, a. a. O., S. 67 ff.
- 115 Thies/von Daak, a. a. O., S. 95 ff.
- 116 Verwaltungssachen IV, 2/99. StAH.
- 117 Ratsprotokoll v. 22. 6. 1945. StAH.
- 118 Erinnerungen Schille v. Dezember 1950; Tagebuch Engelberg 30. 7. 1945. StAH.
- 119 Erinnerungen Schille v. Dezember 1950; Tagebuch Engelberg 13. 5. 1945. StAH.
- 120 Tagebuch Engelberg 5., 7., 11., 13. und 16. 5. 1945, StAH.
- 121 Verwaltungssachen IV/139. StAH.
- 122 Ebenda.
- 123 Tagebuch Engelberg 10. 10. 1945. StAH.
- 124 Schreiben des Landratsamtes Wolfach v. 26. 10. 1945, Verwaltungssachen V, 2/107. StAH.
- 125 Ratsprotokoll 3. 1. 1946. StAH; Tagebuch Engelberg 7. 1. 1946. StAH.
- 126 Verwaltungssachen XI, 3/25, 26. StAH.
- 127 Tagebuch Engelberg 7. 1. 1946. StAH. Vgl. Werner Scheurer, 125 Jahre Kolpingsfamilie Haslach im Kinzigtal 1859—1984. Haslach 1984, S. 22 f. sowie Veronika Scheurer, Das Laienspiel in der Kolpingsfamilie Haslach. In: Ebenda, S. 33.

# Zur Geschichte des Klosterwaldes Allerheiligen<sup>1</sup>

*Hellmut Gnädinger*

## *Lage und Grenzen*

Als Klosterwald Allerheiligen bezeichnet man das ausgedehnte Waldgebiet zwischen dem Sohlberg und den Liebacher Grinten, das Uta von Schauenburg 1192 dem Kloster Allerheiligen bei seiner Gründung geschenkt hat. Der Bach, der es durchfließt, heißt von den Allerheiligen Wasserfällen abwärts Nordwasser, aufwärts der Grindenbach. Die Grenze<sup>2</sup> verlief ursprünglich im Osten entlang dem Grintberg („monte grinto“)<sup>3</sup>, dem Kamm des Schwarzwaldes zwischen Schliffkopf und Vogelskopf, weiter über den Melkereikopf zum Steinernen Brunnen, in dessen Nähe später die Melkerei des Klosters gebaut wurde, dann die Wasserscheide zwischen Acher- und Renchtal entlang zum Kapellensattel, an dem jahrhundertlang die Ursulakapelle stand. Von hier aus lief sie entlang der Waldulmer Gerichtsgrenze, deren Verlauf etwa der heutigen Sohlberg-Waldstraße entspricht, vorbei am Eselsbrunnen<sup>4</sup> zum Knappeneck.

Von hier aus führte sie westlich des Eselskopfes den Langackerweg, einen vielbegangenen Wanderweg, entlang zum Braunbergrücken, den Eselsteig hinunter zum Braunbergsattel und das Seltenbächle hinab ins Liebachtal, von hier



*Allerheiligen mit Klosterruine.*

*Aufn.: Photo Käshammer, Ottenhöfen*

den Hirschbach und das Haselbächle aufwärts durch den Lierbacher Schliff zum Steinmauerle<sup>5</sup> am Schliffkopf.

### *Erwerbungen*

Während der Zeit seines Bestehens konnte das Kloster sein Waldgebiet durch drei Erwerbungen allerdings nur wenig vergrößern: Bischof Konrad von Hüneburg schenkte im Jahre 1202 dem Kloster das dem Bischof von Straßburg gehörende Landgut Crisbom (Griesbaum, heute Forsthaus Kriesenhof<sup>6</sup>), das zwischen dem Bosensteinischen Besitz und der Grenze des Klosterwaldes im Unterwassertal lag. Vermutlich hatte er damit auch einen Teil des von der Ulmer Mark beanspruchten Allmendwaldes in Unkenntnis vorhandener Allmendrechte mitverschenkt, was zu einem jahrhundertelangen Rechtsstreit, dem „Streitwaldprozeß“, führte<sup>7</sup>.

1291 erwarb das Kloster von den Fürstenbergern durch Kauf den östlichen Teil des Rotenfelsgutes im Lierbachtal<sup>8</sup>, den angrenzenden sog. Windschläger Wald und im 17. Jahrhundert ebenfalls durch Kauf den Neuensteiner Wald am Sohlberg<sup>9</sup>.

Im 18. Jahrhundert verpfändete zudem der Inhaber des Schlosses Bosenstein, Ritter Stein zu Reichenstein, den im oberen Unterwassertal gelegenen Kolbenlochwald gegen einen jährlichen Canon von 60 Gulden an das Kloster<sup>10</sup>.

Einschließlich des Klostersgeländes und der unmittelbar daran anschließenden gärtnerisch und landwirtschaftlich genutzten Flächen, an die sich der Wald bis an seine Grenzen anschloß, war der Allerheiligenwald mit seinen wenigen angrenzenden Erwerbungen etwa 750 ha groß. Im Gegensatz zu früheren Klostergründungen des Schwarzwalds bzw. des Oberrheingebietes wie Schuttern, Gengenbach, Kloster Reichenbach oder St. Blasien, die von ihren Stiftern mit Gebieten von mehreren 1000 Hektaren ausgestattet worden waren, muß Allerheiligen als ausgesprochen kleiner Besitz angesehen werden.

### *Die Rodungen*

Als das Kloster Allerheiligen zu Ende des 12. Jahrhundert gegründet wurde, war es für umfangreiche Rodungen unbesiedelter Gebiete zu spät. Das Lierbachtal war zu dieser Zeit bis zur Buntsandsteingrenze bereits in Hufen aufgeteilt, die den verschiedensten Herrschaften gehörten. Auch die Nordostseite des Sohlbergs war mit Höfen besetzt. Daß das gestiftete Waldgebiet nicht zur Rodung bestimmt war, geht aus der Tatsache der Stiftung von 5 Höfen hervor, die das Kloster zu versorgen hatten. Das gestiftete Gebiet war ja nicht groß, allseits begrenzt und besaß nur sehr beschränkte Rodemöglichkeiten. Es konnte von der Stifterin also nur zur Anlage des Klosters selbst, im übrigen

nur zur Wald- und Weidenutzung gestiftet worden sein wohl in der Annahme, seine Steilhänge seien ebenso wie die benachbarten Allmendwäldungen der Hochlagen des Liehbachtals nur hierzu geeignet. Vermutlich waren die Steilhänge des Schliffkopfes und Vogelskopfes zur Zeit der Klosterstiftung zwar bewaldet, wiesen jedoch zahlreiche natur- und unwetterbedingte Blößen auf, die genug Raum für die Viehweide ließen; auch die Hochmoore der Höhenrücken waren unbewaldet. Leider gibt es keine Aufzeichnungen über die Beschaffenheit und Bestockung der Klosterwäldungen des Allerheiligen Talkesels, der aus topographischen und klimatischen Gründen nur die Möglichkeit bot, die Talsohle des Grindenbachtals zu roden, Kirche und die Klostergebäude anzulegen und sie mit wenigen Wiesen und Ackerflächen, auch einigen Gärten zu umgeben, wobei diese weiterreichten als die das ehemalige Klostergebäude heute umgebenden Wiesen. Einige aus dem 18. Jahrhundert stammende Ansichten<sup>11</sup> lassen dies z. T. erkennen. Auch die terrassierte Bodengestaltung einiger dem Kloster zunächst liegender, nach der Säkularisation aufgeforsteter Waldteile deuten darauf hin, daß sie jahrhundertlang einer wahrscheinlich kümmerlichen klösterlichen Landwirtschaft oder gar dem Gartenbau dienten. Gewiß haben die Mönche in der ersten härtesten Zeit ihres Daseins mit diesen Rodungen versucht, dem Wald in nächster Nähe des Klosters landwirtschaftliches Gelände abzutrotzen, um ihre, auf weit abgelegene Güter angewiesenen Ernährungsmöglichkeiten zu heben. Erst durch diese Rodungen kam Licht ins Tal und schwand die Sumpflandschaft, die es dort gegeben haben muß.

In seinem eigenen Waldgebiet nützte das Kloster daher zunächst jede Rodungsmöglichkeit aus. So rodete es vermutlich schon in frühester Klosterzeit im Gebiet des Eselskopfes bis zum Braunbergrücken die wenigen dort für eine Landwirtschaft geeigneten, relativ ebenen Flächen. Noch heute heißt das Gebiet Langacker, das sich als Rodungsgebiet zwischen Zimmerplatz und Braunbergrücken bis zum Rehbrünnele und in die ehemals Neuensteinischen Wäldungen hinein erstreckt haben muß, was aus Funden, aus der Überlieferung und aus der Namensgebung nachgewiesen werden kann. Es sind dies die einzig möglichen zusammenhängenden Flächen des Klosterareals, die — nach heutigen Gesichtspunkten — landwirtschaftlich noch einigermaßen sinnvoll genutzt werden konnten, sehr abhängig natürlich von den in mehreren Jahrhunderten wechselnden klimatischen Verhältnissen.

Das Rodungsgebiet am Eselskopf stimmt in groben Zügen überein mit der nur wenige Meter mächtigen unteren Buntsandsteinschicht. Als schmaler Streifen liegt sie zwischen der aus mittlerem Buntsandstein bestehenden Kuppe des Eselskopfes und den mächtigen Massen des darunterliegenden Granits. Die einigermaßen ebene Lage und der hohe Feldspat- und Glimmeranteil der lehmig-sandigen Böden gestatteten wohl eine bescheidene Fruchtbarkeit. Die Qualität der Böden dürfte derjenigen entsprochen haben, wie sie die auf Ottenhöfener Gemarkung danebenliegenden Böden des Knappen- und Schlitzhofes heute noch aufweisen.

Nach mündlicher Überlieferung sind die auf dem Sohlberg damals gegründeten — heute verschwundenen — Güter durch Laienbrüder angelegt und auch bewirtschaftet worden. Sie seien immer wieder eingegangen, wenn sie in fremde Hände, an Lehensleute des Klosters kamen<sup>12</sup>, die offenbar weder den Eifer, die Zähigkeit, noch den Opferwillen der um Gotteslohn wirkenden Klosterbrüder aufbrachten. Trotz der geringen Zinsleistungen der Pächter oder Lehensträger, die aus Naturalien wie Fastnachtshennen, Erntehühnern, Ziegen- und Schafskäse und sonstigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen bestanden und damit auch den bescheidenen Erträgen angepaßt waren, konnten sich die Pächter nur jeweils kurze Zeit halten. Vermutlich waren die Flächen zu klein, um eine Familie zu ernähren. Sicher trugen auch die klimatischen Bedingungen in der Höhenlage zwischen 750—800 Meter ebenso wie die daraus resultierenden mageren Ernten dazu bei. Im Vergleich zu den benachbarten Schauenburgischen Sohlberghöfen lagen die sogenannten Bruderhöfe höher als diese und recht ungeschützt. Es ist auch nicht bekannt, wie groß die einzelnen Flächen der Höfe waren und um wieviele es sich handelte. Insgesamt dürften im Langackergebiet auf diese Weise etwa 20—30 ha landwirtschaftlich genutzt worden sein.

Je nach Zeitläuften scheinen sich Güter- und Bewirtschaftungsgrenzen immer wieder verschoben zu haben. Vermutlich ging das Interesse an der Bewirtschaftung der Güter zurück, nachdem das Kloster aus Meier- und Lehenshöfen in günstigeren Lagen besser versorgt wurde und seine Existenz somit gesichert war.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die klostereigene Hochfläche des Sohlbergs nach unseren Erkenntnissen lange Zeiten hindurch größtenteils unbewaldet war und landwirtschaftlich genutzt wurde. Bewaldet waren seine steilen Hänge, die auch beweidet wurden, soweit dies möglich war. Außer dem Sohlberg war irgendwann — in späterer Zeit<sup>13</sup> das Gebiet um das Hirschbächle gerodet und dort der Hirschbachhof angelegt worden, der sich durch die Jahrhunderte hielt und als sog. Halbmeierhof bewirtschaftet wurde. Der Hof bestand noch zur Zeit der Säkularisation und ging dann durch Kauf in das Eigentum der Familie des Meiers über.

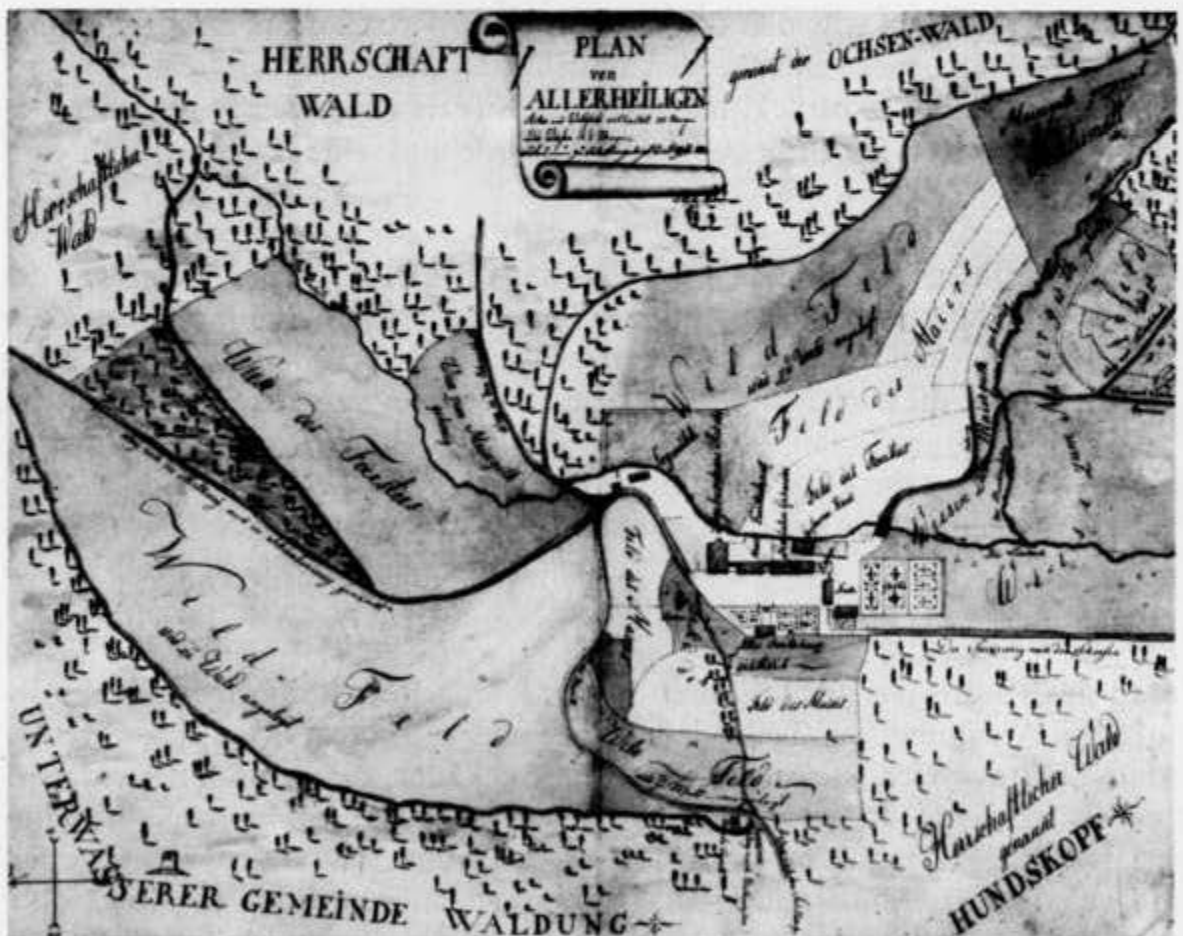
Daß das Kloster versuchte, durch Rodung an seinen Randgebieten sein begrenztes Areal über die fließenden Grenzen auszudehnen, ist aus den Streitigkeiten mit den Genossen der Ulmer Mark bekannt, die Jahrhunderte dauerten. Es versuchte aber auch in den angrenzenden schauenburgischen Waldungen im Norden des Sohlbergs noch im 18. Jahrhundert zu roden, nicht für den eigenen Bedarf, sondern um dort zumindest einigen seiner Klosterknechte Siedlungen zu verschaffen. Diese sind wieder verschwunden, nachdem das Kloster aufgelöst wurde und die Klosterknechte ihre Verdienstmöglichkeiten verloren hatten.

Ob die Höfchen am Wahlholz außerhalb des gestifteten Klostereigentums vom Kloster gerodet worden sind, ist umstritten.

### *Wald und Weide*

Wald und Weide gehörten bis weit in die Neuzeit hinein eng zusammen. Vielfach spielte der Wald im Verhältnis zur Versorgung des Weideviehs nur eine untergeordnete Rolle.

Es ist anzunehmen, daß der Klosterwald mit seinem Naturalertrag, dem Holz, dem Sandstein als Baustein und seinen Weideflächen, in den ersten Jahrhunderten dem Kloster allein diene. Rechte anderer gab es nicht. Holz und Sandstein waren für den Bau von Kirche und Klostergebäuden das notwendige Baumaterial. Die ausgedehnten Weideflächen dienten gleichermaßen der Ernährung von Mensch und Vieh. Wie weit die Weideflächen auch noch von dem Vieh der benachbarten klostereigenen Hofgüter mitbenutzt wurden, läßt sich heute nicht mehr feststellen, da über Wald und Weiden in den früheren



Die von Allerheiligen bewirtschafteten Wiesen und Felder im Klosterbereich (nach dem Plan von 1824). GLA 391/2417.

Klosterzeiten keine Aufzeichnungen existieren. Daß die sogenannte „Melkerei“<sup>14</sup> am Fuß des Vogelskopfes in erster Linie dem Klostervieh zur Verfügung stand, ist allgemein bekannt. Das Melkereigebäude war nicht groß, seine Spuren sind im Bereich der damaligen vom Vieh benutzten, heute von der Gemeinde Ottenhöfen zur Wasserversorgung der Gemeinde dienenden Quelle, noch zu erkennen. Es ist heute Wasserschutzgebiet.

Vermutlich dienten sowohl die blockfreien Hänge zwischen Melkerei und Melkereikopf als auch die Hänge des Schwabenkopfs als Weidefläche des Milchviehs. Es konnte täglich von hier aus zum Melken beigetrieben werden, während die entfernteren flacheren Hänge zwischen Schliffkopf und Vogelskopf der Sommerweide des Jungviehs vorbehalten wurde. In den Wintermonaten wurden, soweit noch witterungsmäßig möglich, auch die Reutfelder der angrenzenden Meierhöfe beweidet, wobei sich zwangsläufig Schwierigkeiten mit den angrenzenden Waldungen und Weiden des Bosensteiner Kolbenlochwaldes und des umstrittenen Kapellenwaldes ergeben mußten.

Auch die jenseits des Gebirgskamms liegenden Hänge des Langenbachtals, die heute Wald sind, dienten sehr wahrscheinlich dem Kloster als Waldweide. Auf diese Annahme deuten hin die Abteilungsnamen Allerheiligenloch, Allerheiligenbühl, Allerheiligenweg und Allerheiligenschleif im heutigen Staatswald Schön Münzach, die nicht anders zu erklären sind. Diese Gebiete waren seinerzeit Eigentum des Franziskanerklosters Kniebis, später des Benediktinerklosters Alpirsbach, die sie wohl dem Kloster Allerheiligen gegen Entgelt zur Verfügung gestellt hatten, nachdem für sie der großen Entfernungen wegen eine Nutzung nicht möglich war. Die fraglichen Örtlichkeiten liegen etwa 4—5 km Luftlinie vom Kaysersteigle an der Nordgrenze des Klosterwaldes und 7—8 km vom Kloster entfernt. Das Vieh brauchte nur über die unbewaldeten Höhen des Seekopfs getrieben werden, an dessen Westseite das Vieh der Schauenburgischen Lehenshöfe, ostseits das der Baiersbronner Bauern weidete.

### *Die Bewirtschaftung des Waldes*

Über die Bewirtschaftung der Klosterwaldungen ist aus dem Archiv des Klosters nichts zu entnehmen. Ob der Wald planmäßig bewirtschaftet wurde und ob es Grundsätze gab, nach denen er beholzt und beweidet wurde, ist nicht feststellbar. Wenn es welche gab, sind sie beim Klosterbrand 1470 zugrunde gegangen und nicht mehr erneuert worden. In den später aufgestellten Kopialbüchern ist der Wald gelegentlich im Zusammenhang mit Rechtsgeschäften, Verträgen, Untergängen usw. erwähnt; es sind jedoch nirgends Aussagen über seine Bewirtschaftung zu finden, nichts über Alters-, Vorrats- und Zuwachsverhältnisse, über Holzarten oder die Nutzung des Waldes. Erst im 17. und 18. Jahrhundert erhalten wir über Verträge Kunde von einzelnen Holzverkäufen und die Holzabgabe an im Klosterdienst Stehenden. Man kann aus ihnen

schließen, daß der Wald in seinen unteren Lagen zu etwa der Hälfte aus Buchen bestand, zur anderen Hälfte aus Tannen, beide Holzarten zumeist in wohl sehr unregelmäßiger Mischung, während die Bestände oberhalb des Quellhorizonts, also auf den mittleren Buntsandsteinböden auch mit Tannen, überwiegend jedoch mit Fichten bestockt waren. Die günstige Zusammensetzung des Waldes bildete anscheinend Jahrhunderte hindurch die Voraussetzung für eine gesunde wohlgeordnete Wirtschaftsführung, wie sie von anderen Historikern auch der allgemeinen Wirtschaftsführung des Klosters nachgerühmt wird. Einer nachhaltigen Holzversorgung war man sich jedenfalls bewußt. Die Inhaber der Meierhöfe konnten auch ihren Bauholzbedarf im Klosterwald decken<sup>15</sup>, wenn es auf ihren Reutfeldern, die neben der Weide hauptsächlich ihrer Brennholzversorgung dienten, keines gab.

Der Wert des stetig und über den Eigenbedarf hinaus zuwachsenden Holzes als Einnahmequelle dürfte wohl erst dann erkannt worden sein, als sich die *Verkehrsverhältnisse* verbesserten. Es bestanden ja nur wenige Wege, die unzweifelhaft nur den bescheidensten Ansprüchen genügten. Seit der Klostergründung gab es die Hauptverbindung in „die große Welt“ zunächst über Lautenbach nach Oberkirch über den Sohlberg, die heute noch Allerheiligen Steig heißt. Der zweite wichtige Weg von der Ebene nach dem Kloster führte durch das Kappler- und das Unterwassertal, dann durch den Waldulmer Allmendwald zur Ursulakapelle, wo sich die beiden Wege vereinigten. Der dritte Weg führte nach Oppenau, aber nicht durch das Lierbachtal, sondern ebenfalls über die Ursulakapelle, den Eselskopf und den Langen Acker, den Braunbergrücken und den Rinkehof, von wo aus dann das Lierbachtal begangen wurde oder von wo man auch entlang des Ramsbachs unterhalb von Oppenau ins Renchtal gelangen konnte. Nördlich des Rinkehofs dürfte das Lierbachtal kaum befahrbar gewesen sein. Wollte man vom Kloster aus ins Lierbachtal oder nach Oppenau, mußte man über den Hirschbachhof die Barriere der Büttensteiner Wasserfälle überwinden. Dieser Weg kann nur wenig benutzt worden sein. Von ihm wie von den übrigen Talwegen des Oppenauer Tales heißt es bei Börsig<sup>16</sup> „Trotz Wegemeistern in den Talrotten befand sich ein solcher Talweg gewöhnlich in einem Zustand, der das Bett des streckenweise unmittelbar neben ihm hinfließenden Talbaches, bei geeignetem Wasserstand zum Flößen dienend, bei geringerem für das Befahren mit Pferden oder Ochsen gespannen geeigneter machte, als der Weg daneben“. Vielfach dürfte dabei dem Bachbett der Vorzug gegeben worden sein, wobei auf solcher Wegstrecke ein Pferd vor das andere gespannt wurde.

Wohl auf den meisten Wegen war der Steigungsverhältnisse und ihres schlechten Zustandes wegen das Fahren schwierig, der Holztransport, vor allem über größere Entfernungen ein mühsames und für die Zugtiere ein qualvolles Unterfangen. Für Steigungen brauchte man Vorspann, abwärts mußte man ketschen, d. h. mit einem Holzstück bremsen. Aus diesen Gründen ist anzu-



nehmen, daß in der früheren Klosterzeit wohl auch kein Holz auf größere Entfernungen außerhalb des Klosterbereichs transportiert worden ist. Schon im Klosterwald, der in den höheren Lagen der Weide, in den unteren der Eigenversorgung mit Holz diente, blieb der Transport des Holzes mit Schwierigkeiten verbunden. Ochsen schleiften das Holz heran; sie waren den Sommer über in einem Stall des „Ochsenwaldes“ untergebracht. Nach dem Inventarverzeichnis anlässlich der Säkularisation besaß das Kloster fünf Paar Ochsen, von denen zumindest 1 Paar ständig dem Holztransport, dem Schleifen des Holzes und dem Beibringen zum Kloster dienten. Daß es wie im benachbarten Oppenauer Allmendwald mit Bohlen belegte Lottwege gab<sup>17</sup>, ist anzunehmen; technische Neuerungen setzten sich ja zumeist auch bald in der Nachbarschaft durch, sobald sie sich als zweckmäßig erwiesen. Vielleicht wurden sie auch wie anderwärts mit Seife geglättet, um die Reibung beim Holzschleifen zu vermindern, was heute nicht mehr feststellbar ist.

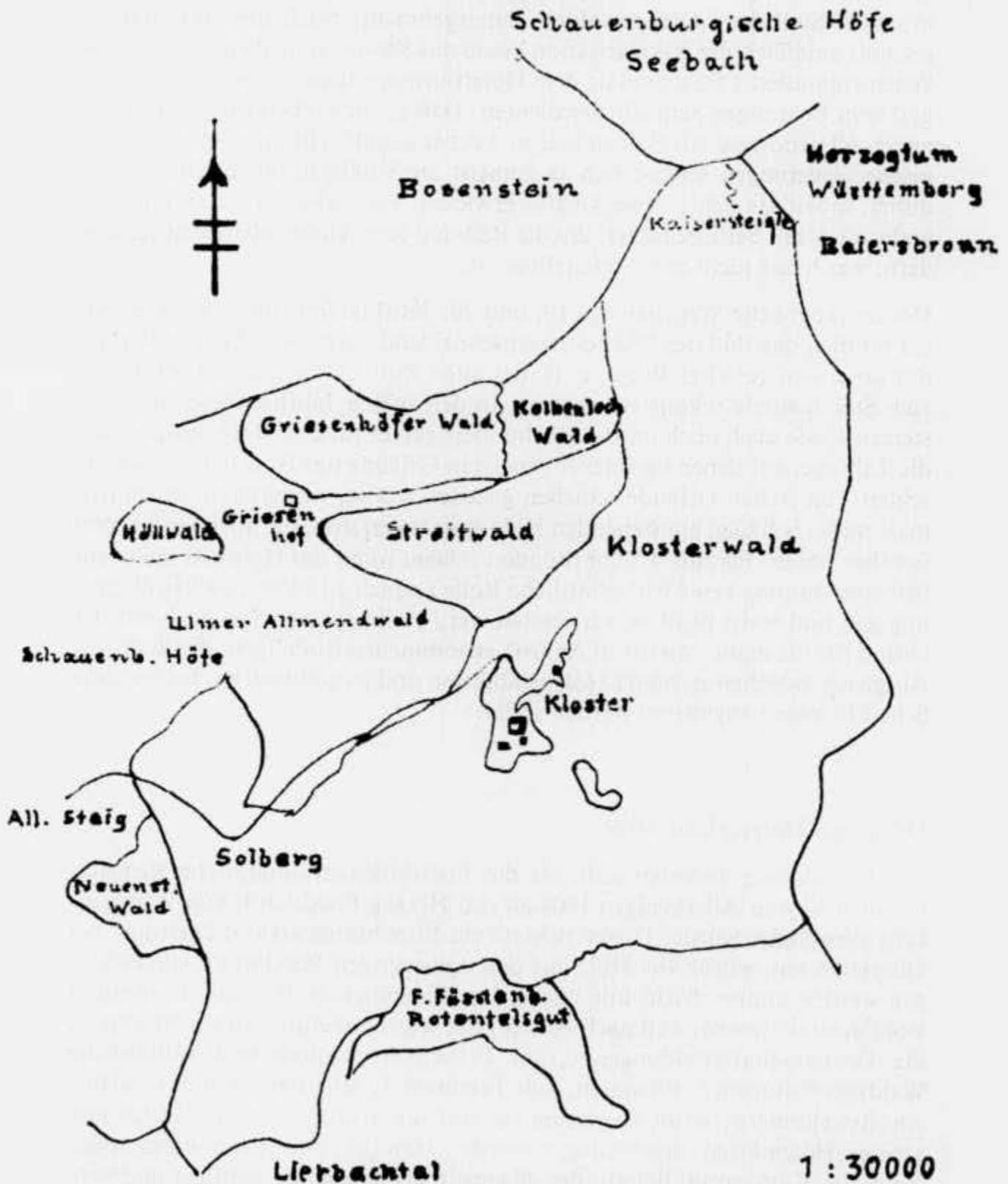
Der umfangreiche Wegebau des 19. und 20. Jahrhunderts hat mit seinen vielen Straßen das Bild des Waldes so einschneidend verändert, daß der Verlauf nur noch weniger alter Wege, z. B. des alten Zufluchtsweges und des Weges zum Steinmauerle rekonstruierbar ist. In den späten Jahrhunderten der Klosterzeit sowie auch noch im 19. Jahrhundert gab es für den Holztransport nur die Talwege, auf denen im flacher geneigten Gelände das Holz mit Ochsen geschleift, im steilen Gelände schießen gelassen wurde, wodurch natürlich oftmals starke Schäden am stehenden Holz entstanden sind, die noch vor kurzem sichtbar waren. Bis zum 17. Jahrhundert scheint somit das Holz hier außer zur Selbstversorgung keine wirtschaftliche Rolle gespielt zu haben, weil es übergenug gab und sonst nicht zu verwenden war. Vielleicht war dies auch mit der Grund für die immer wieder in Angriff genommenen Rodungen, durch die ein Ausgleich zwischen zu hoher Holzproduktion und zu geringen landwirtschaftlichen Erträgen angestrebt werden sollte.

### *Der große Holzverkauf 1609*

Die Verhältnisse änderten sich, als das bischöflich-straßburgische Renchtal mit dem Kloster Allerheiligen 1604 an den Herzog Friedrich I. von Württemberg verpfändet wurde. Dieser richtete ein Eisenhüttenwerk in Oberdorf bei Oberkirch ein, wofür viel Holz aus den umliegenden Waldungen eingeschlagen werden mußte. Nicht nur wegen des Widerstandes der Bauern, sondern wohl auch deswegen, weil nach Ansicht der württembergischen Forstbeamten die Gemeinschaftswaldungen „zum Erbarmen planlose und willkürliche Waldverwüstungen“<sup>18</sup> aufwiesen, sah Friedrich I. ein, daß in den Gemeinschaftswaldungen, wenn überhaupt, so nur unter großen Widerständen nur geringe Holzmassen eingeschlagen werden könnten. Die Hauptmasse sollte daher der Klosterwald liefern, der allgemein als ungenutzt, gepflegt und vor-

Langenbacher  
Weiden

# Der Klosterwald Allerheiligen



ratsreich gegolten haben muß, was nach der jahrhundertlangen Selbstversorgungsbewirtschaftung des Klosters auch der Fall gewesen sein dürfte. Wenn die seinerzeitigen Bedarfsangaben für den Bergbau und Verhüttung richtig waren, sollte danach das Kloster 3000 Klafter pro Jahr, alle übrigen Waldungen 2000 Klafter aufbringen.

Ein im Jahr 1609 abgeschlossener Vertrag<sup>19</sup>, vermutlich der erste Holzverkaufsvertrag des Klosters, sieht den Einschlag dieser Holz mengen vor.

Nach diesem Vertrag gestattet das Kloster dem markgräflich-badischen Amtmann Georg Byhler in Staufenberg sowie dessen Schwiegersohn Lucas Zelling zu Steinbach für die nächsten 15 Jahre jährlich in den Allerheiligen Waldungen, im Rossgrund, im Hirschbach, im Unterwasser und am Bosenstein 3000 Klafter Holz zu schlagen. Dafür bezahlen die Käufer im voraus 1500 Gulden als Sicherheit und für jedes Klafter Holz 5 Kreuzer oder 10 Pfennige, wobei ihnen jedoch gestattet war, an der jährlichen Entschädigung den Betrag von 100 Gulden a conto der im voraus bezahlten 1500 Gulden abzuziehen.

Ob der Vertrag zwischen Amtmann Byhler und Zelling einerseits und dem Kloster andererseits auf Druck Herzog Friedrichs und auf Grund seiner Zusage über die Einrichtung von Transportanlagen an der Rench und ihren Zuflüssen zustande gekommen ist oder ob das Kloster in Erkenntnis seine bisher gehorteten Holz mengen in klingende Münze umzusetzen gehandelt hat, verkaufte, ist aus dem Vertragstext nicht zu entnehmen.

Es ist anzunehmen, daß die in 15 Jahren eingeschlagenen 45 000 Klafter Holz die Vorräte des seinerzeit etwa 750 ha großen Waldes so stark vermindert haben, daß sie jahrzehntelang spürbar blieben. Dabei hat das Kloster so fürsorglich gehandelt, daß es die kloster nahen Waldungen von der Lieferung ausgeschlossen hat, da sie zur Versorgung des Klosters und des örtlichen Bedarfs notwendig waren. Die in dem Vertrag genannten Waldteile Unterwasser, Rossgrund, Hirschbach und Bosenstein müssen sehr hohe Vorräte gehabt haben, daß die vereinbarten Mengen überhaupt geliefert werden konnten. In den klosterfernen Waldungen hatten sich wohl deshalb so hohe Holz mengen ansammeln können, weil dort vermutlich überhaupt noch nie planmäßig Holz eingeschlagen worden war, da der Aufwärtstransport des Holzes ins Kloster mit allzu großen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre.

Rückschließend von dem heute in den genannten Abteilungen stehenden Holz war es von guter Qualität. Es mußte des schwierigen Flößens (Driftens) wegen in möglichst kleine Teile zerlegt werden. Für den Transport des Holzes aus den Gewannen Rossgrund und Hirschbach ließ der Herzog aufwendige Floßanlagen am Lierbach und an der Rench bauen. Dies wird in einem anderen Vertrag<sup>20</sup> erwähnt, den Herzog Johann Friedrich, der Nachfolger Herzog Friedrichs († 1608), mit dem staufenbergischen Amtmann Byhler und seinem Schwiegersohn Zelling im Jahre 1615 abgeschlossen hatte.

Das Bergwerksholz wurde auf dem Stock verkauft und von Holzhauern geschlagen, die die Unternehmer mitgebracht hatten, da das Kloster hierfür keine Holzknechte zur Verfügung stellen konnte. Diese waren für die Eigenver-

sorgung notwendig. Möglicherweise verwendeten sie hierfür auch schon Tiroler, die ihres Glaubens wegen geflüchtet und im Freudenstädter Raum angesiedelt worden waren. Über die Floßanlagen sind keine Aufzeichnungen vorhanden. Sie lagen nach Erinnerung der Bevölkerung etwa in der Gegend des Wasserfallhotels im Lierbachtal, wo der Nordwasserbach günstig gestaut werden konnte. Hierher konnte von allen Seiten das Holz gut zu den Floßanlagen gebracht werden. Entweder hat man es hierher schießen lassen oder wurde es „gewahlt“, wie man heute noch im Renchtal für wälzen sagt.

Das Holz aus den Waldabteilungen Bosenstein und Unterwasser mußte wesentlich schwieriger und umständlicher per Achse entweder über Bosensteiner und Cappeler Gebiet oder zunächst bergauf über den Sohlberg und dann über die Steige nach Oberkirch gebracht werden.

Es muß als ein Glück für den Wald angesehen werden, daß zu Ende der 1620er Jahre entweder aus Mangel an Erz, Holz oder Menschen während des 30jährigen Krieges der Verhüttungsbetrieb eingestellt werden mußte. Der Mangel an Holz war wohl ausschlaggebend. Bei den großen zu liefernden Mengen dürfte man im Klosterwald alles irgendwie greifbare Holz mit Ausnahme der Vorwüchse und des Unterwuchses ohne Rücksicht auf das Alter genutzt haben, um die vereinbarten Mengen überhaupt liefern zu können. Auf die Qualität dürfte es kaum angekommen sein, da das Holz überwiegend Brennholzqualität für die Bedienung des Schmelzofens haben mußte. Dem Kloster ist die Lieferung keinesfalls schwergefallen, da das Holz aus den genannten Forstorten wegen des Mangels an Wegen nicht oder nur sehr schwer zum Kloster gebracht werden konnte und es im übrigen in den klosternahen Distrikten ausreichend Holz zur Eigenversorgung gegeben haben mußte. Der große Holztrieb kann daher die nachhaltige Versorgung des Klosters nicht beeinträchtigt haben.

Man kann ihm auch nicht den Vorwurf eines Raubbaus machen. Im Gegenteil kann man behaupten, daß der Einschlag nicht nur eine für das Kloster einträgliche Einnahme, sondern auch eine waldbaulich notwendige und finanziell willkommene Maßnahme war, das Kloster von überalterten Beständen und nutzlosen Übervorräten zu befreien und zuwachsreichere Jungbestände zu schaffen.

Trotzdem ist Probst Paulus Klein (1601—1613), der den Vertrag mit Byhler und Zelling abgeschlossen hatte, in den Augen des Konvents und der Bevölkerung angesichts des Einschlags ungeheurer Holzmengen als Verschleuderer des Waldes und Schädiger des Klostereigentums angesehen worden<sup>21</sup>. Da ihm noch andere Delikte, wie Wilderei, Verfehlungen sittlicher Art und Ausschreitungen gegen die Bevölkerung vorgeworfen wurden, wurde er 1613 abgesetzt. In der Volkssage lebt er als Bruder Pauli weiter, als böser unruhiger Geist, der

dazu verdammt sein soll, einsame Wanderer und beerensuchende Frauen im Allerheiligenwald zu erschrecken.

Leider sind im Holzverkaufsvertrag keine Angaben über Holzarten, Alter und Art des Holzes und Art der Bestände oder über Sortimenten vorhanden, so daß keine Möglichkeit besteht, Schlüsse über die seinerzeitigen waldbaulichen Verhältnisse zu ziehen.

Über geplante Wiederaufforstungen ist weder im Vertrag etwas gesagt, noch in den Akten des Klosters etwas zu finden, so daß angenommen werden muß, daß man die Aufforstung der gesamten Fläche der Natur überlassen hatte, die sich hierfür auch die nötige Zeit ließ.

Bis wieder größere Holzverkäufe in den — nur hier — sogenannten klosterfernen Waldungen zustande kamen, mußten — soweit die Akten dies kundtun — indes an die 200 Jahre vergehen. Dies bedeutet nicht, daß dort überhaupt kein Holz gehauen wurde. Sicher wurde in diesen Forstorten von Meiern und Bediensteten des Klosters benötigtes Holz gehauen, vielleicht auch von Händlern, wovon wir nichts wissen. Möglicherweise sind die vorhandenen Floßeinrichtungen im 17. und 18. Jahrhundert noch gelegentlich benutzt worden. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß das Kloster sie aufrechterhalten hat, da es nach dem großen Holztrieb zu Beginn des 30jährigen Krieges im Liezbachtal zunächst wohl kaum flößbares Holz gab, das verkauft werden konnte. Man muß schließen, daß die Anlagen bald verfielen und später auch nicht mehr wieder hergestellt wurden. Die große Vorratsabnutzung durch den Holztrieb an Byhler läßt nur den Schluß zu, daß die nächsten 100—200 Jahre praktisch nur Holz für den Eigenbedarf aus den oberhalb der Wasserfälle liegenden Waldungen geschlagen wurde und daß sparsam gewirtschaftet werden mußte, um die Eigenversorgung des Klosters zu gewährleisten. Die klosterfernen Bestände wurden hierzu nicht benötigt, sie konnten wieder gehortet werden.

### *Die „Beförderung“*

Zumindest seit dem 18. Jahrh. war in der bischöflich-straßburgischen Herrschaft eine Beförderung der Waldungen bindend vorgeschrieben. Aktenkundig gab es ab 1783 in Allerheiligen, vielleicht schon vorher einen *Waldinspektor*, wozu Pater Clemens Bauer berufen worden war. Er hatte alle ökonomischen Geschäfte des Klosters zu verantworten und war im Auftrag des Prälaten für diese zuständig. „Mit dero Erlaubnis konnte und durfte er handeln und wandeln, wenn es nur zum allgemeinen Nutzen des Klosters gereicht“.<sup>22</sup>

Unklar ist, wie weit sein Aufgabengebiet und seine Kompetenzen reichten und wie weit er sein Amt mit dem des Großkellerers in Oberkirch zu teilen hatte.

Es ist im übrigen anzunehmen, daß er keine forstliche und im übrigen wohl auch keine besondere ökonomische Ausbildung hatte, die es zusätzlich zur theologischen wohl auch kaum gab. Sein Auftrag und seine Tätigkeit dürfte sich auf die Erfüllung der praktischen wirtschaftlichen Bedürfnisse des Klosters und seines Waldes beschränkt haben, wozu auch die Verantwortung für die — zumindest — umliegenden Meierhöfe gehörten. Für die darüber hinausgehenden wirtschaftlichen Verantwortlichkeiten, zeichnete der Pater Großkellerer in Oberkirch.

Dem Pater Kellerer von Allerheiligen war für die praktischen Geschäfte im Wald ein *Waldknecht* zugeteilt, der zugleich auch Nachtwächter und Weinschenk des Klosters war. Man kann sich kaum vorstellen, wie dieser Mann diese 3 Tätigkeiten gleichzeitig bewältigen konnte. Zu seinen Aufgaben, die ausführlich im Jahre 1782 fixiert sind<sup>23</sup>, gehörte es, dreimal wöchentlich in die Waldungen zu gehen und festzustellen, „ob jemand im Holz oder im Weidgang dem Klosterbesitz Schaden zufüge“. Dieser sei dem Pater Kellerer anzuzeigen. Seine Aufgabe war es außerdem, „den oder die Frevler von der Freveltat zu überzeugen“, die Höhe des Schadens festzustellen, dies dem Richter mitzuteilen und diesen zu bitten, den überzeugten Frevler zu verurteilen und darum besorgt zu sein, daß der dem Kloster zugefügte Schaden ersetzt werde. Als dann in den unruhigen Revolutionszeiten zusätzlich 6, später 3 bischöfliche Jäger zur Sicherheit des Klosterwaldes und gegen die Überhandnahme der Waldfrevler eingestellt wurden, geschah dies wohl deshalb, weil der Waldknecht offenbar mit seinen vielen Geschäften nicht mehr zurecht kam. Möglicherweise sind später außer den Überwachungsaufgaben auch andere forstliche Aufgaben auf die Jäger übergegangen, was anzunehmen ist, da die wirtschaftlichen Aufgaben des Waldknechtes mit der schon geschilderten Nachfrage nach Holz entsprechend zugenommen hatte.

Der Waldknecht hatte den Auftrag, das vom Kloster zumeist auf dem Stock verkaufte Holz „eigenhändig“ anzuweisen, sofern dies der Pater Kellerer nicht selbst tat.

Er sollte im Beisein von Pater Kellerer oder eines dazu Beordneten alles Brennholz pflichtmäßig und ohne Rücksichtnahme darauf, ob er mit dem Käufer bekannt oder verwandt sei, abmessen und abzählen, „desgleichen gelte auch für Rebstecken“.

„Auch habe er acht zu haben auf die großen Klötze, welche die Holzmacher aus Faulheit und Gewinnsucht ohngespalten in die Holzbeugen setzten, er habe selbe zu zählen oder zu schätzen auf das Klafter, um den vereinbarten Lohn notfalls entsprechend kürzen zu können.“

Es war ihm verboten, selbst Holz zu verkaufen, was Sache des Herrn Kellerer sei, auch nicht an die Meyer und Tagelöhner des Klosters, es sei denn, er habe die ausdrückliche Erlaubnis dazu. Dann könne er das Waldzeichen des Klosters auf das verkaufte Holz schlagen und bestimmen, in welcher Zeit der Käufer das Holz abzufahren hätte. Hierauf hätte er „fleißig acht zu geben“. Ebenso habe er darauf zu achten, daß das einzelnen Käufern während des Jahres verkaufte Holz bezahlt werde. Er sei verpflichtet „das dafür eingesetzte Geld einzuziehen, ebenso wie er auch das Geld einzuziehen habe, das für gefreveltes Holz zu bezahlen wäre“. Die Gesamtsumme sei dann alle Jahre „auf Weihnachten dem Herrn Kellerer abzuliefern. Rückstand wird ihnen ohne erhebliche Ursach keiner zugelassen“. Insbesondere habe er auf Meyer und Tagelöhner zu achten, welche

„sich einbilden, unsere Waldungen zu beholzen und öfters ohne Erlaubnis und Anweisung, wenn sie von hier nach dem Frohndienst zurückfahren, Brennholz kätschen oder Holtz zu Sperrdrögen mit anheimführen“.

Alle Geschehnisse seien „fleißig und getreu in das dazu gegebene Waldbuch einzuschreiben“. Aus diesem müsse zu ersehen sein, wieviel Brenn- und Bauholz eingeschlagen, wieviel Sägklötze, Rebstecken, an wen und wann dies geliefert worden sei. Auch der Namen des Waldes, in dem das Holz geschlagen wurde, sei festzuhalten. Es sei genau zu verzeichnen, wann das Holz gefällt und aufgenommen wurde. Auch wäre in gleicher Weise das an Pfarreien, Reb- und Meyerhöfe oder an die Großkellerei Oberkirch abgegebene Holz zu verzeichnen, aber auch das gestohlene und versteckte Holz sei „umständlich“ der Kellerei auf Weihnachten nachzuweisen.

Außer diesen den Waldknechtsdienst betreffenden Richtlinien seien noch die über den Nachtwachdienst und den Ausschank und Verkauf des Weines und die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Klosterschänke zu beachten, die hier nicht erörtert werden.

Für seine Tätigkeiten erhält der Waldknecht Holz und Wohnung im Kloster frei, für den ihm zur Benutzung zugewiesenen Garten werden ihm 12 Karch Dung mit hiesigem Ochsenzug unentgeltlich zugeführt. Er erhält zur Bebauung je ein Feld für Frucht und für Kartoffelanbau. Er kann eine Kuh des Klosters nutzen, die im Sommer von Sennen gehütet und im Winter vom Kloster gefüttert wird; das Kalb gehört jedoch dem Kloster. Er kann ein Schwein halten, das vom Kloster gehütet wird, er erhält ein Sester Korn aus der Klostermühle, jeden Sonntag ein halbes Maß Wein und einen halben Laib Brot. In bar sind ihm auszuzahlen 24 Gulden, für das Licht zur Nacht 15 Gulden samt 3 Pfund Unschlitt-Lichter. Für jedes verkaufte Ohm Wein werden ihm vom Kloster 24 Kreuzer bezahlt. Es ist nicht gesagt, daß er für das verkaufte Holz auch eine besondere Vergütung erhält, lediglich in einigen Großverträgen, wie z. B. an Schrempp ist eine solche erwähnt. Zu Ende der Klosterzeit<sup>24</sup> jedoch betrug nach dem Bericht Lassolayes die Vergütung des Waldknechts 33 fl, zusätzlich wurden ihm je verkauften Holzstamm 6 Kreuzer bezahlt.

In diesem Bericht ist ein 2. Waldhüter nicht erwähnt, den es anderen zeitgenössischen Aufzeichnungen zufolge<sup>25</sup> gegeben haben soll. Demzufolge seien zur Zeit der Prälatur des vorletzten Abts Felix Kemmerle, (1766—1797) in Allerheiligen Zigeuner heimisch geworden, die man zu Tagelohnarbeiten und sonstigen Verrichtungen eingesetzt habe. Einer dieser, Josef Reinhard, der im Kloster die Taufe empfangen und den Abt in der Christnacht 1780 vor einem Raubüberfall bewahrt hatte, sei danach aus Dankbarkeit als Waldhüter beschäftigt worden. Ihm wurde gestattet, mit seiner Familie am Griesenhof zu wohnen; er dürfte demnach den nördlichen Teil des Klosterwaldes, den Griesenhöfer Wald, die Streitwaldungen und den Kolbenlochwald betreut haben. Vermutlich ist er dafür, wenn überhaupt — im Taglohn bezahlt worden. Die Abrechnungen des Klosters geben keinen Aufschluß darüber. Dem Bericht und der Überlieferung zufolge, sollen die Zigeuner vorher in der sogenannten Zigeunerhöhle im Bereich der Wasserfälle gehaust haben, wo noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts ihre Spuren zu sehen gewesen seien.

### *Dienst- und Arbeitsverhältnisse*

Aus Aufzeichnungen und zahlreichen Verträgen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ist zu entnehmen, daß das Kloster genötigt war, mit seinen Haushaltsmitteln und seinem Vermögen sparsam umzugehen, obwohl es auf Grund seiner zahlreichen Besitzungen und Pfründen als wohlhabend gegolten haben muß. Die Dienst- und Arbeitsverhältnisse wurden schriftlich festgelegt; man hat den Eindruck, daß das Kloster sich bemühte, aus Ersparungsgründen nur wenige, jedoch gute Arbeitskräfte zu halten.

Das Kloster mußte schließlich darauf bedacht sein, sich von den vielen Arbeitswilligen frei zu machen, die seine sprichwörtliche Freigebigkeit ausnützten und ihre Stelle als Pfründe betrachteten.

Es fällt auf, daß alle Arbeiten nun verakkordiert wurden, sowohl die des Holzschlagens wie auch die des Bauens und Unterhaltens von Wegen, des Rodens, des Neubaus und der Erhaltung von Be- und Entwässerungsgräben. Hierfür wurde sowohl Geldlohn als auch Lohn in Naturalien wie z. B. in Schwarzbrot, Mehl und Wein festgelegt. Wir wissen im übrigen nicht, ob die Arbeiten vielleicht auch schon früher verakkordiert wurden, jedenfalls gibt es vordem keine schriftliche Kunde hierüber.

Ein Holzhauereivertrag für Hauen des Holzes mit den beiden Brüdern Lehmann vom Sohlberg<sup>26</sup> regelt z. B. im Jahre 1777 den Einschlag des Holzes für den Eigenbedarf des Klosters aller, einschließlich der dazugehörigen Schleif- und Transportarbeiten aus den klosternahen Waldungen. In ihm ist bestimmt darauf zu achten, daß kein gefällttes oder Windfallholz im Wald ungenutzt liegen bleibe, daß nur vom Kellerer oder vom Waldknecht bezeichnetes Holz eingeschlagen werden dürfe und dies auch so gehandhabt werden müsse, „daß es weder verderbe, noch hinweggeflözet werde“. Sowohl Stumpen als auch Dolden müßten aufgearbeitet und ins Maß gesetzt werden. Es sollen von den beiden Unternehmern keine anderen Holzhauer eingestellt werden als die, die dem Kloster genehm und mit dessen Erlaubnis eingestellt worden seien. Sägeholz sei von den Holzhauern dorthin zu schaffen, wo es von Ochsen abgeholt werden könne. Klafterholz sei bis in den Klosterhof zu bringen oder dorthin, wo es verlangt werde. Aus dem Vertrag geht im übrigen hervor, daß es im Nachtigallenwald bereits eine Holzriese gab, die anscheinend nach Bedarf und Nutzungsverhältnissen parallel verschoben wurde. Den Holzhauern wurde auch gestattet „zu ihrem Besten“ 2 neue Holzriesen zu bauen, bei denen sie die Stangen der vorhandenen benutzen sollten. Von beiden sollte eine im Nachtigallenwald bis an die Grinden führen, die andere von dem oberen Nachtigallenweg über das Herrenmättel hinunter bis an den Bach. Für jedes Klafter erhalten die Holzhauer einschließlich des Setzens im Klosterhof oder an einem beliebigen Ort 1 Gulden und 2 Schilling, wobei sie für den Transport des Holzes bis zum Kloster selbst sorgen mußten. In diesem vom Kellerer Pater Isfriedus Christ und den beiden Holzhauern unterzeichneten Vertrag wird



diesen für jeden durch Ochsenzug abfuhrbereiten Klotz Sägeholz ein Lohn von 3 Schilling und 2 Pfennig festgelegt. Dieser Vertrag scheint von grundsätzlicher Bedeutung gewesen zu sein und war für längere Zeit, bzw. mehrere Jahre, abgeschlossen worden.

Neben ihm gibt es aber auch Arbeitsverträge über bestimmte Mengen wie z. B. die Aufbereitung von Windfällen oder über die Aufarbeitung von einer bestimmten festgelegten Holzmenge wie 100 gezeichnete Tannen zu Sägeholz, worin, wie im Vertrag mit den Brüdern Lehmann, der Lohn pro Klotz festgelegt ist. Jedoch ist zugleich bestimmt, daß das Holz zur Erhaltung seiner Qualität „Auf Bengel oder was sonst liegen müsse“. Die geendigte Arbeit wird zu meist mit der Lieferung von etlichen Maß Wein und einigen Laib Brot aus dem Kloster abgeschlossen, was bereits im Vertrag festgelegt ist.

Von Interesse ist auch noch ein Akkord über das H a r z e n mit 4 Bürgern von Oppenau v. 6. 6. 1778<sup>27</sup>, noch bevor es die fürstbischöfliche Harzordnung gab, die für das Oppenauer Tal erst 1785 erlassen und mit der das wilde Harzen verboten wurde. Mit diesem Akkord wurde das Harzen und „das auf die Hütte Tragen“ unter Aufsicht des Waldknechts Tritschler im Klosterwald gestattet, wobei sich die Harznutzung auf angebrochene Bäume beschränken mußte, da der waldbauliche Schaden des Harzens auf Grund langer Übung wohl bekannt war. Die Nutzung mußte bis zum 24. August beendet sein, wobei so sachgemäß gearbeitet werden sollte, daß das Harzen wiederholt werden könne. Offenbar sollten keine neuen Bäume angerissen werden. Die letzten geharzten Fichten standen übrigens noch nach dem 2. Weltkrieg in der Abteilung Steinmäuerte.

Das Kloster behielt sich vor, einen ihm genehmen Harzsieder einzustellen. Für den gewogenen Zentner erhielt es 1 Gulden 6 Kreuzer. Die Harzer erhielten zusätzlich unentgeltlich Nachtquartier im Kloster, so lange sie harzten, sowie gegen Bezahlung Brot und Mehl aus der Klosterbäckerei. Dem Gotteshaus stand es jedoch frei, nach vollendeter Arbeit den Harznutzern Essen und Trinken zu geben. Die Abrechnung mit dem Kloster ergab nach Verrechnung mit den Sammlern und dem nicht namentlich genannten Harzsieder 99 Zentner Harz; nach Verrechnung von 158 fl für die Anfertigung von Ständern wird ein Reinerlös von 191 fl und 9 Kreuzern genannt. Auch in den darauffolgenden Jahren wurden etwa die gleichen Mengen genutzt.

Über Akkordverträge während der letzten Klosterzeit ist man zwar auf Grund mehrerer vorliegender Verträge im Bild, nicht jedoch darüber, was für Tagelöhne gezahlt wurden, weder anlässlich von Arbeiten im Kloster noch im Wald.

Am Rande sei erwähnt, daß das Kloster bzw. der Kellerer auch Verträge über „Waldverkäufe“, d. h. Holznutzungen auf dem Stock der den jeweiligen Meierhöfen zugehörenden Waldungen, wie z. B. des Rooswaldes auf Gemar-

kung Ottenhöfen im Jahre 1775 oder im gleichen Jahr des Heidenhofes an Bürger oder Händler der umliegenden Kirchspiele abschloß, wobei der Kaufpreis in Gulden und eine „Arbeitszeit“ von z. B. 2 oder 4 Jahren festgelegt wurde. Während dieser Zeit ist Zwischenfruchtpflanzung vorgesehen, wobei das Kloster die Hälfte des Samens stiftet und die Hälfte des Schnittes und des Aufbindens zahlt. Eigenartigerweise ist nirgends davon die Rede, ob auch dem Kloster die Hälfte der Ernte gehörte, was jedoch angenommen werden muß.

Während sich anscheinend in früheren Zeiten die Meier des Klosters hinsichtlich ihres Brennholz- und Baubedarfs im Klosterwald nach Bedürfnis oder Belieben bedienen konnten, wurden diese Rechte im 18. Jahrhundert weitgehend beschränkt. In zahlreichen Verträgen mit Meiern und Halbmeiern wurden um die Mitte des Jahrhunderts deren Rechte und Pflichten, insbesondere ihre Beholzungsrechte neu festgelegt.

So heißt es z. B. 1775 im „Verhaltensbrief“ für die Halbmeier im Hirschbach, am Wahlholz, am Sohlberg und im Dickteich<sup>28</sup>, daß sie in den Waldungen des Gotteshauses kein frisches Holz hauen dürften, sondern sich mit abgängigem Holz und Reisig begnügen müßten. Widrigenfalls hätten sie das gehauene Holz doppelt zu ersetzen. Daß Holz nur über das Kloster abgegeben, also der Verkauf wertvollen Holzes nur über den Kellerer erfolgen durfte, ist aus dem Verhaltensbrief von 1777 für den Knecht auf dem Griesenhof zu entnehmen. Hier heißt es, daß er unter Strafe nicht befugt sei, etwas abzuhauen. Brennholz könne er nur im Griesenhöfer Wald suchen, jedoch nur abgängiges und im Wald „hin und her liegendes“. Im übrigen solle er frühzeitig mit seinen Hof- und Holzarbeiten fertig werden, damit er den Winter hindurch zu des Gotteshauses Nutzen etwas zu tun und zu arbeiten habe. Andererseits gab man ihm — vielleicht war er Schnitzer oder Schnefler — gegen ein geringes Entgelt Holz aus dem Klosterwald, „womit er verschiedenes handieren und sich durch den Verkauf Geld machen könne“.

Im Akkord wird der Hauptweg nach Lautenbach, die „Allerheiligensteig“ neu gebaut. Vermutlich erhielt sie damals etwa die Gestalt, die jetzt noch als alter Weg über die „Sattelleiche“ erkennbar ist. Der heutige Wegverlauf mit seinen zahlreichen Kurven stammt aus dem 20. Jahrhundert. Der Weg sollte so fest „an Steinen“ gemacht werden, daß er nicht durch schwere Fahrzeuge beschädigt werden könne. Alle 30—60 Fuß seien Wasserfallen aus Stein einzubauen, dies nicht, wo der Akkordant dies wolle, sondern wo der Aufseher es bestimme. Der Weg wurde am 4. Juni 1780 vom Kellermeister Laurentius Knab abgenommen, nachdem er „von einigen unparteiischen Bürgern beaugenscheinigt und für gut befunden worden“ war. Hierfür sind dem Akkordanten wie vereinbart insgesamt 460 fl ausgezahlt worden, wovon ihm jeden Sonntag 25 fl als Abschlag ausgehändigt worden waren, zuzüglich einem halben Studentenbrot und einem halben Maß Wein sowie einer Buche zu Brennholz.

Von erheblicher Bedeutung auch für den Holztransport zur Säge des Meierhofs war der Neubau eines Weges 1777 von der Liebacher Brücke über die Neumatt und das sog. Büttenkreuz zum Kloster, womit dieses erstmals eine Fahrverbindung mit dem oberen Liebachtal erhielt, das bisher umgangen werden mußte, wenn man vom Kloster aus — über den Sohlberg — nach Oppenau kommen wollte. Damit wurde die Barriere der Büttensteiner Wasserfälle überwunden, und der Liebacher Meierhof konnte mit Fahrzeugen erreicht werden. Der Weg wird heute nicht mehr benutzt, seine Trasse durch die Abteilung Obk. IV 10 u. 11 ist noch erkennbar. Er ist heute durch die Liebachtalstraße ersetzt.

### *Der Klosterwald im 18. Jahrhundert*

Größere Holzverkäufe im Allerheiligenwald waren erst wieder zu Ende des 18. Jahrhunderts möglich, nachdem es wieder schlagbares Holz auf den riesigen Kahlfächen gab, die durch die Holzhiebe während der Zeit der württembergischen Pfandschaft entstanden waren. So ist ein Vertrag mit 4 Kappler Bürgern bekannt, die 1775 größere Holz mengen kauften, weniger zur Versorgung der Bürger des Kappler Kirchspiels als der Bürger von Achern und der Ortschaften der Ebene, denen es immer wieder an Bauholz fehlte, da in ihren eigenen ortsnahen Waldungen fast nur Hartholz wuchs<sup>29</sup>. Der Bau des Kück'schen Floßkanals und seine spätere Nutzung durch die beiden Acherner Floßkompanien gab zweifellos den Anreiz, Brennholz aus dem weitab gelegenen, offenbar vorratsreichen Klosterwald das Achertal hinabzuflößen. Dabei mußte zunächst der schwierige Transport auf schlechten Wegen durch das Unterwasertal oder den Griesenhöfer Wald in Kauf genommen werden. Ein Teil des Holzes kam dabei aus dem verpfändeten Bosensteinischen Kolbenlochwald. Das Holz wurde ebenso wie vor fast 200 Jahren auf dem Stock verkauft, d. h. der Käufer mußte sich selbst um die Aufarbeitung des Holzes bemühen, dessen Menge vor dem Einschlag geschätzt und das entweder bis Georgi 1776 bezahlt oder bis 1777 landläufig verzinst werden mußte<sup>30</sup>. Die Kappler Bürger, die einen Kaufvertrag über Nutz- und Brennholz im Wert von 3000 Gulden abgeschlossen hatten, mußten sich verpflichten, das Holz in der vereinbarten Einschlagzeit von 8 Jahren tatsächlich einzuschlagen. Ferner mußten sie dies unter „Schonung der Besamung des Neuwaldes“ tun. Erstmals kann hier eine waldschonende Vertragsbestimmung festgestellt werden. Dem Kaufpreis entsprechend dürfte es sich hier um 10000—15000 fm Buchen- und Tannenholz gehandelt haben, wobei die Tanne als Bauholz, die Buche als Brennholz in Frage kam.

Im Achertal allein konnte das Kloster sein herangewachsenes Holz nicht unterbringen. Die Hofbauern der Umgebung waren mit eigenen Waldungen Selbstversorger. So mußte es sich zunächst noch um Käufer in entfernteren Gebieten umsehen, die es zu dieser Zeit im Gebiet der Markgrafschaft Baden

fand. Es gestattete 1785 einem markgräflichen Jäger, große Mengen von Nutz- und Brennholz zum Hauen selbst anzuweisen. Dieser berichtete auch seinem Dienstherrn, dem markgräflich-badischen Oberjägermeister von Geusau, daß das Kloster schöne Waldungen und viel entbehrliches Holz habe<sup>31</sup>.

Das Kloster verkauft zu dieser Zeit ferner 18000 Rebstecken an einen Baiersbronner Händler<sup>32</sup>, vermutlich Kastanien und Eichen. Es muß nach den damaligen waldbaulichen Verhältnissen angenommen werden, daß es diese nicht im Klosterwald, sondern in den Waldungen seiner Meierhöfe gab.

Unter vielen anderen Verkäufen sei noch ein Verkauf aus dem Höllwald im Unterwassertal an Kappler Bürger zur Verkohlung auf dem dort vorhandenen Kohlplatz erwähnt<sup>33</sup>.

Der größte und letzte Holzverkauf des Klosters wird 1798 mit dem Gerichtszwölfer und Handelsmann Schrempp in Oberkirch abgeschlossen<sup>34</sup>. Er ist mit den Holzhieben in den „Schremppenschlägen“ im Lierbachtal, wie die Waldabteilungen zwischen dem Lierbach und dem Braunbergrücken seitdem im Volksmund heißen, in die Geschichte des Klosters eingegangen. Schrempp hatte 1796 dem Kloster Gelder vorgeschossen, damit es seine hohen Kriegskontributionen an die französische Besatzungsarmee zahlen konnte. Da das Kloster nicht in der Lage war, seine hohen Schulden zurückzuzahlen, es außerdem hohe Schulden für gelieferte Waren und vor allem auch Zinsen für alle diese Schulden zu zahlen hatte, überließ es Schrempp und seinen Gesellschaftern um die Summe von 28000 Gulden Reichsgeld die Nutzung fast derselben Waldteile, die nahezu 200 Jahre vorher zur Eisenerzverhüttung nach Oberkirch verkauft worden und jetzt wieder hiebsreif waren. Der Holztrieb sollte innerhalb von 15 Jahren durchgeführt werden. Allerdings konnte zur Zeit des Bestehens des Klosters nur mehr ein Teil eingeschlagen werden, die Hauptmenge erst nach der Säkularisation, nachdem die neue badische Forstverwaltung die Holztriebe zunächst eingestellt hatte, weil Devastationen befürchtet wurden. Erst nach gerichtlichen Auseinandersetzungen wurden die Schremppschen Nutzungen 1818 abgeschlossen, nachdem die Hiebe z. T. in andere Waldabteilungen verlegt, das Stehenlassen von Samenbäumen vereinbart und weitere waldpflegliche Maßnahmen angeordnet worden waren.

Außerdem wurden zu Ende des Jahrhunderts seitens des Klosters vermutlich in allen hiebsreifen Waldteilen erhebliche Holzmengen eingeschlagen, da in der bewegten Zeit der Französischen Revolution und der nachfolgenden Kriege und den damit verbundenen Kriegsschäden im mittelbadischen Raum viel Holz benötigt wurde. Dazu kam die Auferlegung von immer höheren Kontributionen an die französische Besatzung. Aufgrund der Anordnungen der französischen Rhein- und Moselarmee im rechtsrheinischen Gebiet waren die an Fürsten, Herrschaften, Klöster und Kirchen zu zahlenden Zinsen, Renten,

Zehnten, Gefälle und sonstigen Abgaben nämlich nicht mehr an diese, sondern an die Einnehmer der Besatzungsarmee zu zahlen. Diese Anordnung hatte das Kloster hart getroffen. Als es im Jahre 1797 3600 Gulden Kriegssteuer nicht zahlen konnte, wurde der Oberkircher Kellerer des Klosters als Geisel genommen und nach Straßburg abgeführt<sup>35</sup>. Die Folge war der genannte große Holzverkauf an Schrempp.

Mit den zahlreichen Holzverkäufen der letzten Klosterzeit hatten auch die hohen Holzvorräte abgenommen. Dazu dürften auch umfangreiche Holzdiebstähle geführt haben, die in den ausgedehnten und offenbar schlecht überwachten Waldungen wohl seit jeher üblich waren, in den Kriegs- und Revolutionszeiten jedoch überhandgenommen hatten. Auch der Eigenbedarf des Klosters an Brennholz war durch die zahlreichen Flüchtlinge größer geworden. So kamen vom Personal des Fürstbischofs Rohan aus Ettenheim 6 Jäger ins Kloster, die als Waldschützen eingesetzt wurden und zur Waldhut willkommen waren. Daß ihre Tätigkeit zur Verminderung der Holzdiebstähle beitrug, darf wohl angenommen werden<sup>36</sup>.

Willkommen als Flüchtling dürfte dem Kloster der aus Prémontré geflohene Professor der Mathematik Adalbert Eisenmann gewesen sein, ein früherer Klosterschüler. Das Kloster nutzte die Gelegenheit, den Klosterwald durch ihn erstmals vermessen zu lassen<sup>37</sup>. Leider ist die wertvolle Arbeit verloren gegangen.

Die Notlage des Klosters scheint seinerzeit allgemein bekannt gewesen zu sein. Nach zeitgenössischen Berichten wollte es sogar Wald verkaufen, wozu der Karlsruher Hofjude Jakob Hirschel nach Allerheiligen gekommen war<sup>38</sup>. Zu Verkäufen von Wald kam es jedoch nicht mehr.

### *Die Säkularisation*

Nach Aufhebung des Klosters im Jahre 1803 wurde der Klosterwald zunächst von dem damaligen markgräflichen Forstamt Mahlberg übernommen, doch bald darauf dem neuerrichteten Oberforstamt Oberkirch in Gengenbach zugeteilt.

Der Übernahme des Klosterwaldes durch die markgräfliche Verwaltung verdankt die nachmalige großherzoglich badische Forstverwaltung die ersten, allerdings nur geschätzten und oftmals sehr ungenauen Angaben über seine Größe, Zusammensetzung und die Namen der Waldteile bzw. Abteilungen. Der mit der Aufhebung des Klosters beauftragte Kommissar v. Lassolaye hatte den Auftrag erhalten, den gesamten Klosterbesitz und seine Erträge abzuschätzen, wozu natürlich auch die Waldungen und Klosterhöfe gehörten.

„Was aber den jährlichen reinen Ertrag der Waldungen, dieses wichtigen Teils des Klostervermögens anbelangt, dieses auszumitteln bleibt der Untersuchung erfahrener Forstmänner vorbehalten.“

ten, welche nach genauer Kenntnis des Flächeninhalts und Holzbestands bestimmen werden, ob die um das Stift herumliegenden Walddistrikte mehr oder weniger als jährlich 600 Klafter Brennholz abwerfen können, welche Quantität das Stift allein seither alle Jahre zu eigenem Hausbedarf konsumiert hat; und ob noch mehr oder weniger als für 2980 Gulden an Blöchern, Nutz- und Brennholz jährlich bezogen werden können.

Der Befund dieser Forstverständigen wird als dann auch beweisen, ob die verkauften und sonst abgeholzten Strecken ein verhältnismäßiger Teil des Ganzen seyen oder nicht, ob mithin gut oder devastierend seither gewirtschaftet worden.

Andere Nebennutzungen eines Waldes, als die der Jagd und des Harzreißens hat das Stift keine bezogen. Erstere ist dermalen sehr unbedeutend, die zweite hat man nur noch auf jährlich 77 fl ohngefähr angegeben, weil nämlich seit vielen Jahren keine frischen Harztannen mehr angebrochen — und nur von denen schon längst angerissenen Bäumen das Harz an Sammler verkauft worden.

Zur Aufsicht dieser Wälder haltet das Stift einen Waldknecht, welcher nebst der Kost 33 fl Jahrlohn und von jedem verkauften Holzstamm 6 Kreuzer zu beziehen hat. Von Abgaben und Lasten der Waldungen ist nichts bekannt, außer die 60 fl Canon von dem Steinichen Wald an die gnädigste Herrschaft. Nebst den 15 beim Kloster befindlichen Walddistrikten . . . ist noch ein Stück Waldes beim Stift befindlich . . . der sog. Gemeindewald, welcher vermöglich Reichskammergerichtsspruch mit der Gemeinde Waldulm, Kappler Gerichts gemeinschaftlich benutzt werden solle, wovon aber das Stift, dessen ohngeachtet, seither keinen Nutzen bezogen, weil sich die Waldulmer allzeit tätlich widersetzt haben, welche ganz allein diesen Wald praetendieren.

Item der sogenannte Streitwald, von der Ursulakapelle anfangend, bis zur Melkerei und von da herunter bis an den Griesenhof gehend. Dieser Wald wird von den 3 Kirchspielen Ulm, Waldulm und Renchen angestritten, worüber schon seit sehr vielen Jahren ein Rechtsstreit beim Kaiserlichen Kammergericht anhängig ist. Das Stift hat seither Holz darin gefällt, wogegen sich die Waldulmer widersetzt, das abgehauene Holz weggeführt und den darauf verursachten Schaden ohnerachtet des deswegen ergangenen Spruches nicht ersetzt haben. Seit der militärisch-provisorischen Inbesitznahme des Klosters hat sich erst die Gemeinde Waldulm zum Ersatz dieses Schadens beim Stift angemeldet, ist aber nicht mehr angenommen worden<sup>39</sup>.

Soweit der Bericht Lassolayes, der sich hinsichtlich des obengenannten „Gemeindewaldes“, des heutigen Genossenschaftswaldes Ottenhöfen, irrt, da dessen Eigentumsrechte der Kappeler Bauern „waldulmerseits“ seitens des Klosters niemals umstritten war.

Die von Lassolaye geforderte „Untersuchung erfahrener Forstmänner über den Reinertrag des Klosterwaldes und über die Nachhaltigkeit des Waldes“ ist leider nirgends aufzufinden. Es existiert lediglich ein umfassender Bericht über den Stand des Einschlags in den an Kaufmann Schrempp verkauften Abteilungen, aus dem hervorgeht, daß sich das für 1805 zuständige Forstamt in Gengenbach Sorge um den Waldbau in den betroffenen Abteilungen macht<sup>40</sup>.

#### *Anmerkungen:*

- 1 Für die Arbeit verwendete der Verfasser seine Schrift „Zur Geschichte des Klosterwaldes Allerheiligen und des aus ihm hervorgegangenen Staatswaldes Ottenhöfen“. Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg Bd. 58. Stuttgart 1982.
- 2 Den Grenzverlauf bezeichnet mehr in großen Zügen die Gründungsurkunde. Genau beschrieben ist er in einem wohl aus dem 18. Jahrhundert stammenden undatierten Bericht (GLA 65/1906) — Über die Gründung vgl. H. Schneider, Geschichte des Klosters Allerheiligen, in: Die Klöster der Ortenau, hrsg. von W. Müller. Ortenau 58/1978.
- 3 grint: ahd. nutzloser Bergrücken, Kopf.
- 4 Der erst vor einigen Jahren wiederhergestellte Eselsbrunnen erinnert an die Sage der Klostergründung durch Uta von Schauenburg. Die dahinter angebrachte Sandsteinplatte mit dem

- Esel trägt die Inschrift: Anno 1191 ward hier ein Esel durchgeführt von dessen Huf der Brunn herrührt. Renoviert 1791.
- 5 Das Steinmäuerele, das seinerzeit die Weide zwischen den Bürgern des Oppenauer Tals, den Baiersbronnern und den Bergweiden des Klosters abgrenzte, ist heute verschwunden; als Örtlichkeit ist es unter diesem Namen jedoch allgemein bekannt.
  - 6 GLA 67/13.
  - 7 E. Beck, Der Strittwald bei Allerheiligen, in: Ortenau 43/1963, S. 172—176.
  - 8 Fürstenbergisches Urkundenbuch I 169.
  - 9 GLA 67/13.
  - 10 GLA 229/11608 und GLA 84/115.
  - 11 Z. B. Ch. L. Hugo, Sacri et canonici Ordinis Praemonstratensis Annales, t. II. Nancy 1736.
  - 12 J. Börsig, Geschichte des Oppenauer Tales. Oppenau 1951, S. 172.
  - 13 Adalbert Metz, Das Kloster Allerheiligen von der Zeit seiner Gründung bis in die beginnende Neuzeit (Manuskript).
  - 14 An der Stelle der Melkerei befindet sich heute ein Wanderparkplatz.
  - 15 GLA 67/20.
  - 16 J. Börsig, a.a.O., S. 33.
  - 17 J. Börsig, a.a.O. S. 35.
  - 18 J. Börsig, a.a.O., S. 326.
  - 19 GLA 34/34.
  - 20 GLA 33/40.
  - 21 GLA 84/60.
  - 22 GLA 229/59156.
  - 23 GLA 67/20.
  - 24 GLA 391/2413.
  - 25 GLA 391/29783 Historische Notizen von Richard Castorp.
  - 26 GLA 67/20.
  - 27 GLA 67/20.
  - 28 GA 67/20.
  - 29 Stadtarchiv Achern IV. 3 Nr. 385.
  - 30 GLA 84/16.
  - 31 GLA 84/22.
  - 32 GLA 67/20.
  - 33 GLA 67/20.
  - 34 GLA 391/2421.
  - 35 GLA 84/79.
  - 36 GLA 391/2421.
  - 37 GLA 409/527.
  - 38 Karl Sachs, Schicksal des Klosters Allerheiligen und Mittelbadens während der Koalitionskriege, in: Ortenau 12/1925.
  - 39 GLA 391/2421.
  - 40 92 A 391/2413.

# Die Seelsorger der Riedpfarrei Ottersdorf seit der Gründung der Pfarrei im Jahre 1415 bis nach dem Dreißigjährigen Krieg

*Franz Ruf*

## *Einführung:*

Der heute etwa 2200 Einwohner zählende Rastatter Stadtteil Ottersdorf im Westen der Stadt war bis zum Jahre 1971 eine selbständige Gemeinde. Der Ort dürfte noch in der ersten Ausbauzeit bald nach der germanischen Landnahme ebenso wie seine Nachbarorte Plittersdorf und Wintersdorf gegründet worden sein. Diese beiden Nachbardörfer wurden bereits im 8. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt und lagen damals auf der linken Seite des Rheins im Elsaß und im Einflußbereich des Klosters Weißenburg. Dasselbe darf man für das zwischen beiden Orten gelegene Dorf Ottersdorf annehmen, das allerdings erst am 11. Mai 1318 zum erstenmal in einer datierten Urkunde genannt wird.

Als um 990 Kaiserin Adelheid, die Witwe des Kaisers Otto des Großen, im benachbarten elsässischen Selz (franz. Seltz) ihr Grabkloster gründete, kam Ottersdorf offensichtlich auch bald danach zusammen mit den anderen Riedorten Plittersdorf, Wintersdorf, Dunhausen und Muffenheim in den Besitz der Reichsabtei Selz. Dieser Besitz wurde später oft „Sankt Adelheids Eigen“ genannt, wozu auch regelmäßig die genannten Riedorte gerechnet wurden.

Nachdem aber die Markgrafen von Baden Vögte des Klosters Selz geworden waren, gerieten die Riedorte immer mehr in den Einflußbereich und schließlich in den Besitz der Markgrafen. Seit etwa 1400 bis 1790 gehörten sie zum markgräflichen Amt Stollhofen und kamen anschließend zum Oberamt Rastatt.

Auch kirchlich vollzog sich ein Übergang von der ursprünglichen Zugehörigkeit zur elsässischen Pfarrei Selz innerhalb des Kapitels Unterhagenau zur selbständigen Pfarrei Ottersdorf, die später zum badischen Dekanat Ottersweier der Diözese Straßburg kam. Aber das Recht zur Besetzung der Pfarrei Ottersdorf und die Pflicht zur Unterhaltung des Pfarrers, des Pfarrhauses und des Chorgebäudes der Kirche verblieben weithin bis zum Jahre 1790 der Abtei Selz, bzw. seit dem Jahr 1481 dem dortigen Chorherrenstift und später der Kurpfalz als dessen Rechtsnachfolgerin.

Aus diesen recht unterschiedlichen Zuständigkeiten ergaben sich immer wieder Spannungen, deren Austragung sich in zahlreichen Akten niederschlug, wodurch heute noch ein guter Einblick in die früheren Verhältnisse der Pfarrei Ottersdorf möglich ist. Ottersdorf war bis zum Jahre 1780 die einzige Pfarrei





*Die Kirche des ehem. Benediktinerklosters Selz. 1940 durch Beschießung zerstört. Zeichnung von Francois-Joseph Sandmann (um 1839).*

im Ried bei Rastatt und gleichzeitig die nördlichste Pfarrei der Ortenau. Die Riedorte Plittersdorf und Wintersdorf wurden 1780 und 1807 selbständige Pfarreien. Die früher ebenfalls zur Pfarrei Ottersdorf gehörigen Dörfer Muffenheim und Dunhausen waren um 1500 und 1583 untergegangen, weil sie zu nahe am Rhein lagen.

Der Rhein hatte im Mittelalter durch Verlegung seines Laufes die fünf Rieddörfer zunächst vom Elsaß losgerissen und auf eine große Insel verlegt. In mehreren Urkunden aus der Zeit zwischen 1310 und 1464 wird diese Insellage bezeugt. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde wegen Zollstreitigkeiten der rechte Rheinarm durch einen Querdamm abgesperrt, wodurch die Riedorte seither rechtsrheinisch liegen.

Die Riedorte bei Rastatt, von denen Plittersdorf schon vor mehr als 1250 Jahren (731) erstmals erwähnt wurde, hatten bis weit ins späte Mittelalter hinein keinen eigenen Seelsorger, sondern wurden von der linksrheinischen Benediktinerabtei Selz aus kirchlich betreut. Sie gehörten also zur elsässischen Pfarrei Selz und zum Landkapitel (Dekanat) Unterhagenau innerhalb der Diözese Straßburg. Im Jahre 1371 wurde die Gründung einer Kaplanei für die damaligen fünf Rieddörfer Ottersdorf, Plittersdorf, Wintersdorf, Dunhausen und Muffenheim im zentral gelegenen Ottersdorf angeregt. Diese Kaplanei erhob man im Jahre 1415 zur Pfarrei<sup>1</sup>.

### *Die Pfarrer von Ottersdorf*

Erstmals im Jahre 1419 wird der Name eines Ottersdorfer Pfarrers genannt. Es war der Leutpriester „in dem inner riet“ namens *Johannes Hertenberg*. Er dürfte schon seit der Pfarreigründung im Jahre 1415 Pfarrer in Ottersdorf gewesen sein und stammte wahrscheinlich aus dem Elsaß. Hertenbergs Einkünfte im Jahre 1418, von denen er im folgenden Jahr dem König Sigmund den zehnten Teil abzugeben hatte, bestanden in 30 Viertel (etwa Malter) Roggen. Das Viertel Roggen kostete damals dreieinhalb Schilling Pfennig. Außerdem hatte Pfarrer Hertenberg von Opfern, Seelenmessen und anderen kirchlichen Gebühren im Jahre 1418 sechs Pfund und drei Schilling Pfennig eingenommen. Das ergab ein Jahreseinkommen von elf Pfund und acht Schilling Pfennig, wovon die Zehntabgabe für den König Sigmund ein Pfund, zwei Schilling und neun Pfennig ausmachte<sup>2</sup>.

Aus den folgenden 75 Jahren fehlen leider alle Angaben über die jeweiligen Ottersdorfer Pfarrer. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts wird wieder ein Name eines in Ottersdorf wirkenden Geistlichen genannt. In späteren Zeiten erachtete man nämlich die schriftlichen Unterlagen über die früheren Geistlichen für wertlos und warf viele davon eben weg. So steht in einer Zusammenstellung der für die Riedorte aufschlußreichen Selzer Akten und Urkun-

den aus dem Jahre 1568: „Item ein Bundtle allerley Vertrags Brieff zwischen Seltz und etlichen Pfarhern . . . nicht nutz“<sup>3</sup>.

Laut Urkunde vom 2. Januar 1415 stand aber dem Abt zu Selz das Recht zu, den Ottersdorfer Pfarrer zu ernennen und ihn in sein Amt einzusetzen<sup>4</sup>. Möglicherweise sind nun im Jahre 1568 beim „Aufräumen“ die darüber noch vorhandenen Unterlagen als „nicht nutz“ betrachtet und fortgeworfen worden. Vielleicht waren aber auch schon während des Bauernkrieges im Jahre 1525 viele der damals noch in Selz vorhandenen Aufzeichnungen über die Pfarrei Ottersdorf verlorengegangen.

Erst im Jahre 1494 erscheint in den noch erhaltenen Akten der Name eines weiteren Ottersdorfer Geistlichen. Er hieß *Konrad Süberlich* (Säuberlich) und vereinbarte am 15. Dezember 1494 mit dem Stift Selz, welches im Jahre 1481 durch Papst Sixtus IV. von einer Abtei in ein Chorherrenstift umgewandelt worden war, daß dieses ihm jährlich auf Lebenszeit zwölf Viertel Korn als Kompetenz (Jahresgehalt) reichen soll<sup>5</sup>.

Im Jahre 1525 amtierte *Johannes Stahell* (Stachell) als Pfarrer zu Ottersdorf. Er hatte sich schon mehrfach bei Markgraf Philipp I. von Baden beklagt, daß seine Einkünfte aus Opfern, Seelenmessen und anderen geistlichen Diensten, auf die seine Vorfahren und er bisher angewiesen waren, in wenigen Jahren gewaltig zurückgegangen seien. Das war sicherlich eine Folge der reformatorischen Anschauungen, die sich auch unter dem einfachen Volk in den Riedorten rasch verbreiteten. Zugleich hatte der Pfarrer im Ried den Markgrafen gebeten, ihm zu helfen, damit ihm das Stift Selz eine ausreichende Kompetenz (Gehalt) festsetze. Daraufhin wurde am 29. November 1525 in Baden-Baden mit dem Stift Selz vereinbart, daß von den Zehnteinkünften des Stiftes in den Riedorten dem Ottersdorfer Pfarrer jährlich 34 Malter Weizen, 40 Malter Korn (Roggen) und 30 Malter Hafer zu geben sind. Die Lieferung hatte im Zeitraum von zwei Wochen vor bis zwei Wochen nach dem Martinstag zu erfolgen. Wenn aus irgendwelchen Gründen der Weizen oder der Hafer nicht in Natur gegeben werden konnte, waren je Malter Weizen zehn Schilling Pfennig und je drei Malter Hafer ein Gulden zu bezahlen, und zwar die erste Hälfte am Georgstag (23. April) und der Rest zum Martinstag (11. November). Die 40 Malter Korn sollten in jedem Fall mit Früchten geliefert werden und durften nicht mit Geld vergütet werden. Außerdem sollte künftighin jeder Ottersdorfer Pfarrer jährlich fünf Gulden als „kleine Zinsen“ erhalten und dazu noch drei Viertel Wiesen, die der Pfarrei gehörten, benutzen dürfen, wie das bisher schon die jeweiligen Pfarrer der für das ganze Ried zuständigen Pfarrei Ottersdorf getan hatten<sup>6</sup>.

Welche Stellung der im Jahre 1525 erwähnte Ottersdorfer Pfarrer Johannes Stahell gegenüber der Reformation einnahm, ist nicht überliefert. Doch darf man annehmen, daß er gehorsam dem Willen seines Markgrafen folgte, der

ihm ein festes Jahresgehalt verschafft hatte. Markgraf Philipp I. von Baden erließ in den Jahren 1525 bis 1528 zahlreiche reformatorische Vorschriften. Seit 1528 wandte er sich jedoch wieder mehr der katholischen Lehre zu und setzte die evangelischen Geistlichen ab. Dieser Zustand änderte sich aber nach Philipps Tod im Jahre 1533 gleich wieder.<sup>7</sup>

Einem Bericht aus dem Jahre 1534 über die kirchlichen Verhältnisse im elsässischen Landkapitel (Dekanat) Unterhagenau, zu dem damals die Pfarrei Ottersdorf immer noch gehörte, kann man entnehmen, daß seinerzeit der Pfarrer im Ried alles andere als vorbildlich katholisch war. Die entsprechende Stelle lautet: „Item zu Beinheim, ist markgräffisch, der pfarrer und der fryemesser (Hilfsgeistlicher, der sonntags die Frühmesse hielt) hant ewiber (Ehefrauen) und seindt weder meinem gnädigen Herrn noch dem Ertzpriester (Dekan) . . . gehorsam, und desglichen Otterßdorff der pfarrer . . .“<sup>8</sup>

Unter Markgraf Bernhard III., der nur von 1533 bis 1536 die Markgrafschaft Baden-Baden regierte, wurde also die Reformation in der Markgrafschaft wieder eingeführt. Doch seine minderjährigen Söhne Philibert und Christoph standen von 1536 bis 1556 unter katholischen Vormündern, welche die Reformation bekämpften. Aber noch am 30. Januar 1538 berichtete der bayerische Rat Hans von Sandizell aus der Markgrafschaft Baden-Baden nach München, daß in fast allen badischen Pfarreien die Geistlichen der neuen Lehre zugetan seien. Nur in der Stadt Baden und in Bühl zähle der alte Glaube noch zahlreiche Anhänger.<sup>9</sup>

Von 1556 bis 1569 regierte in der Markgrafschaft Baden-Baden der protestantische Markgraf Philibert.<sup>10</sup> Während seiner Regierungszeit gab es in Ottersdorf einen Pfarrer, der wegen seiner „zwinglianischen und kalvinischen Ketzereien“ den Unwillen des lutherischen Markgrafen erregte. Er soll *Peter Leonius* (Leuinus oder Levinus?) geheißen haben und wurde durch Erlaß des Markgrafen Philibert von Baden-Baden vom 27. April 1563 abgesetzt und des Landes verwiesen.

Der Markgraf schrieb dem für die Riedorte zuständigen Amtmann von Stollhofen, es sei ihm berichtet worden, daß der jetzige Pfarrer im Ried die vergiftete Lehre des Zwingli und des Calvin nicht nur angenommen und gepredigt habe, sondern daß er noch viel Ärgeres als diese beiden in seine falsche Lehre aufgenommen und den Leuten gepredigt habe. Er habe sich unterstanden, die Leute zum Verzicht auf ihr Seelenheil zu verführen. So habe er über das hochwürdige Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi lästerlich und schrecklich geschrieben. Diese lästerliche Büchlein habe er auch noch drucken lassen wollen.

In seinem Erlaß vom 27. April 1563 schrieb der Markgraf dem Amtmann von Stollhofen unter anderem auch, daß die Lehre dieses Pfarrers in seinem Land gänzlich ausgerottet werden solle. Dagegen solle die wahre, prophetische,

apostolische und evangelische Religion unverfälscht verkündet und gelehrt werden. Der Amtmann habe „jenen Petern“ vorzuladen und ihm seine „falsche kalvinische Lehre“ vorzuhalten. Der Markgraf äußerte sein großes Mißfallen an dieser seiner Meinung nach „ketzerischen Lehre“. Er könne den Irrlehrer an Leib und Leben strafen lassen. Doch gebe er sich zufrieden, wenn sich der „Ketzer“ innerhalb von acht Tagen mit Hab und Gut aus der Markgrafschaft entferne und sich nie mehr darin blicken lasse. Andernfalls hätte er mit einer „scharfen Leibesstrafe“ zu rechnen.

Der Markgraf gab seinem Amtmann zugleich Anweisungen für die Gemeinde im Ried, die damals noch eine Einheitsgemeinde der vier Dörfer Ottersdorf, Plittersdorf, Wintersdorf und Dunhausen (1583 untergegangen) war. Der Amtmann sollte die ganze Gemeinde zusammenrufen lassen und ihr den Erlaß des Markgrafen bekanntgeben. Die Rieder durften nicht mehr gemeinsam mit dem „ketzerischen“ Pfarrer essen oder trinken und mußten auch jeden anderen Kontakt mit ihm abbrechen, wenn sie nicht schwer bestraft werden wollten.

Wenn nun einige von den Riedern die „falsche Lehre“ angenommen haben und durch sie vergiftet worden sein sollten, müßten sie sofort wieder davon ablassen und die in den Augen des Markgrafen richtige Religion übernehmen. Der Markgraf wollte auch eine Inquisition (Untersuchung) des Glaubens der einzelnen Rieder vornehmen lassen. Wer dann als irrgläubig ertappt würde, der sollte nicht nur an Hab und Gut, sondern auch am Leib bestraft werden<sup>11</sup>. Danach schrieb der Markgraf am 29. Mai 1563 an den Propst zu Selz und schlug ihm vor, den *Thomas Culsamer* von Bischofsheim an der Tauber als Pfarrer nach Ottersdorf zu berufen. An Pfingsten (30. Mai) antwortete der Selzer Propst Georg von Weikersheim dem Markgrafen, daß er Thomas Culsamer als Pfarrer in Ottersdorf annehme. Er versprach, bei Bedarf das Pfarrhaus reparieren und dem Pfarrer eine zeitgemäße Besoldung zukommen zu lassen<sup>12</sup>. Da die meisten lutherischen Geistlichen verheiratet waren, brauchten sie nun ein höheres Einkommen als ihre ledigen katholischen Vorgänger vor der Reformation.

Thomas Culsamer stammte aus Werbach bei Tauberbischofsheim und war mit einer Tabitha verheiratet. Am 1. August 1554 war er durch den Straßburger Reformator Johann Marbach nach Lützelstein bei Zabern geschickt worden. Seit 1556 wirkte er als lutherischer Pfarrer in Lauterecken in der Pfalz. Dann wurde er mit Zustimmung des zur Reformation übergetretenen Propstes zu Selz Pfarrer in Ottersdorf, von wo er am 30. April 1565 als Diakon an die Spitalkirche in Baden-Baden berufen wurde. Dort hat ihn 1571 der katholische Statthalter entlassen. Anschließend bis zu seinem Tode im Jahre 1598 wirkte er als evangelischer Pfarrer in Wörth im Elsaß. Seines hohen Alters wegen war er schließlich unfähig, sein Amt weiter zu verwalten und verzichtete gegen ein Gnadengeld darauf<sup>13</sup>.

Inzwischen war *Isaak Weber* evangelischer Pfarrer in Ottersdorf geworden. Es war offensichtlich der gleiche Isaak Weber, der in Straßburg geboren war und von 1565 bis 1567 als evangelischer Pfarrer in Eckartsweier bei Kehl gewirkt hatte<sup>14</sup>. Weber trat im Jahre 1571, zwei Jahre nach dem Tod des evangelischen Markgrafen Philibert, zum katholischen Bekenntnis über. Er rühmte sich, er habe durch seine Predigten seine Pfarrkinder im Ried für die Rückkehr zum katholischen Glauben vorbereitet. Doch der Propst zu Selz beschimpfte ihn wegen seines Glaubenswechsels als „des Teufels Sackpfeifer“. Weber hatte eine dreizehnköpfige Familie und wurde nun katholischer Organist an der Stiftskirche in der markgräflichen Landeshauptstadt Baden-Baden<sup>15</sup>.

Webers Nachfolge als Seelsorger in Ottersdorf trat der katholische Pfarrer *Konrad Schelling* an. Im Jahre 1575 schrieb ihm der Markgraf Philipp II., er möge dem Pfarrer von Iffezheim, Johannes Seitz, der schon lange mit ziemlicher Leibesschwachheit behaftet war und seiner Gemeinde nicht nach Gebühr vorstehen konnte, an Sonn- und Feiertagen und auch zu gelegener Zeit unter der Woche aushelfen, da augenblicklich im Stift zu Baden-Baden kein Geistlicher abkömmlich sei. Der Markgraf fuhr fort mit den Worten: „Ihr werdet ein gar löbliches Werk verrichten, und wird auch gedachter Pfarrer von seinen jährlichen Opfergefällen Euch gebührende Ergötzlichkeit tun“<sup>16</sup>. Wohl derselbe Konrad Schelling wird 1580 und 1584 als Pfarrer von Durmersheim erwähnt<sup>17</sup>.

Nach Auskunft der Selzer Stiftsrechnung des Jahres 1580 hieß damals der Ottersdorfer Pfarrer *Gregor Vögelin*<sup>18</sup>. Er bat am 10. Februar 1582 um eine „Addition“ (Aufbesserung) seiner Kompetenz (Gehalt) aus dem Wintersdorfer Heiligenfond (Kirchenvermögen). Die Regierung in Baden-Baden lehnte das ab und verwies den Pfarrer an das Stift Selz als Patronatsherr der Pfarrei Ottersdorf. Aber auch der Selzer Propst schlug ihm seine Bitte ab. Um die Jahreswende 1583/84 verstarb Pfarrer Gregor Vögelin<sup>19</sup>.

Um den Nachlaß des verstorbenen Ottersdorfer Pfarrers Gregor Vögelin vor dem Zugriff des Fiskals (kirchlicher Finanzbeamter) der Diözese Straßburg zu sichern, wurde am 7. Januar 1584 vom „Geistlichen Rat“ in Baden-Baden beschlossen, daß der „Geistliche Verwalter“ das Erbe wegführen und in Verwahrung nehmen lassen sollte. Am 30. Januar 1584 verfügte der „Geistliche Rat“, daß der Bruder des Pfarrers eine Bescheinigung seiner Obrigkeit vorlegen solle, die bestätigt, daß er wirklich der Bruder des verstorbenen Pfarrers Vögelin sei und sonst keine erbberechtigten Geschwister mehr vorhanden seien. Anschließend habe er alle Schulden des Verstorbenen zu begleichen, und erst dann dürfe ihm das Erbe gegen Quittung ausgehändigt werden<sup>20</sup>.

Zum Nachfolger Vögelins als Pfarrer in Ottersdorf wurde am 7. Januar 1584 dem Propst zu Selz der Rastatter Kaplan *Paulus Holtzmann* vorgeschlagen, der sich am 15. Oktober 1583 schon vergeblich um die Pfarrei Kappelwindeck be-

worben hatte<sup>21</sup>. Wieso Karl Reinfried seinen Namen mit Paulus Zirlemann angibt, kann wahrscheinlich nur mit einem Lese- oder Schreibfehler erklärt werden<sup>22</sup>.

Nachdem im Jahre 1594 der evangelische Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach die hochverschuldete Markgrafschaft Baden-Baden des katholischen Markgrafen Eduard Fortunat gewaltsam besetzt hatte, wurde die Lage für die katholischen Geistlichen immer schwieriger. Im Jahr 1605 werden zwei Ottersdorfer Pfarrer erwähnt, zunächst *Michael Breyt* und dann als sein Nachfolger *Michael Waltz*<sup>23</sup>. Aus den Unterlagen des Jahres 1605 ist jedoch nicht zu ersehen, ob die beiden Geistlichen katholisch oder evangelisch waren. Wie aber aus späteren Berichten hervorgeht, müssen beide katholisch gewesen sein. Denn am 28. Juli 1609 schrieb der Stollhofener Amtmann Johann Reinhard Mosbach von Lindenfels, der Markgraf möge der Kurpfalz einen evangelischen Prediger für die Gemeinde der drei Dörfer im Ried (Ottersdorf, Plittersdorf und Wintersdorf) vorschlagen. Dieser Prediger brauche nur wenig zu tun, um von den Untertanen nicht als Protestant erkannt zu werden, zumal die dortige Gegend abgelegen sei<sup>24</sup>. Gleichzeitig meldete der Vorsteher des Amtes Stollhofen, ihm seien aus den Dörfern Iffezheim, Sandweier, Ottersdorf, Wintersdorf und Plittersdorf noch keine evangelisch gewordene Einwohner bekannt<sup>25</sup>.

Laut Bericht des Martin von Remchingen und anderer vom 4. Juli 1612 an den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach scheint man damals die Ortsvorgesetzten des Amtes Stollhofen, wozu auch die Riedorte zählten, so weit gebracht zu haben, daß sie — wenn auch unter erheblichen Bedenken — um Anstellung von evangelischen Geistlichen in ihren Orten baten<sup>26</sup>. Am 8. Juni 1613 meldete der markgräfliche Rat Tuschelin Bedenken wegen der Unterhaltsregelung für den ehemaligen katholischen Pfarrer in Ottersdorf an: „Wegen deß gewesenen Meßpriester zu Otterstorff underhaltung hat Herr . . . Tuschelin ein begriffen bedenckhen abgelesen“<sup>27</sup>.

Nun stand der Berufung eines evangelischen Geistlichen für die Riedorte nichts mehr im Wege. Am 13. November 1615 wurde Magister *Johann Konrad Jung* als evangelischer Pfarrer in Ottersdorf von der Kurpfalz, welche die Rechtsnachfolge des Stiftes Selz angetreten hatte, angenommen<sup>28</sup>. Laut Auskunft der Selzer Stiftsrechnung vom Jahr 1620 war auch noch zu jener Zeit Johann Konrad Jung evangelischer Pfarrer der Riedpfarrei Ottersdorf<sup>29</sup>. Er ist höchstwahrscheinlich identisch mit dem späteren Gernsbacher Pfarrer gleichen Namens, der von 1622 bis 1660 an der dortigen evangelischen St. Jakobs-Kirche wirkte<sup>30</sup>. Nach dem Pfarrerbuch der evangelischen Kirche in Baden von Heinrich Neu (S. 302) ist Magister Johann Konrad Jung in Straßburg geboren, war 1615 Diakon in Rothfelden/Württemberg und dann in Nagold. Von 1622 bis 1660 war er Pfarrer in Gernsbach und Superintendent (etwa Bischof) der Herrschaft Eberstein. Es ist anzunehmen, daß er nach der

Schlacht von Wimpfen (1622) irgendwo einem katholischen Pfarrer weichen mußte und in Gernsbach eine neue Anstellung fand. Im Jahr 1623 wurde er noch zweimal als ehemaliger Pfarrer im Ried erwähnt. Er hatte damals noch zwei Simmer Gerste und zwei Simmer Erbsen für seine Tätigkeit als Pfarrer in Ottersdorf zu beziehen<sup>31</sup>. Auch in Gernsbach mußte Pfarrer Johann Konrad Jung zeitweise seine Pfarrei verlassen, nachdem die Katholischen nach der Schlacht von Nördlingen (1634) die Überhand gewonnen hatten, konnte aber 1639 wieder dorthin zurückkehren<sup>32</sup>.

Offen bleibt, wie lange der am 28. August 1623 genannte Magister *Christoph Kulsheimer*, der nun evangelischer Pfarrer in Söllingen bei Durlach war, als evangelischer Geistlicher im Ried gewirkt hat. Er erhob damals Anspruch auf 126 Gulden Besoldung, die ihm das Stift Selz für seine Dienstzeit als lutherischer Prädikant (Pfarrer) in Ottersdorf bezahlen sollte. Wahrscheinlich war er für kurze Zeit Jungs Nachfolger geworden. Von Kulsheimers Besoldung mußten dem Iffezheimer Pfarrer Dietrich Mair und einem „Kemmerling“ Entschädigungen für Aushilfen in der Betreuung der Pfarrei im Ried bezahlt werden<sup>33</sup>. Ein Magister Christoph „Keulschaimer“ ist von 1623 bis 1633 als evangelischer Pfarrer in Söllingen bei Durlach nachgewiesen<sup>34</sup>.

Im Jahr 1632 vertrieben die Schweden den katholischen Markgrafen Wilhelm aus der Markgrafschaft Baden-Baden. Mit ihnen kamen auch wieder evangelische Pfarrer ins Land. 1634 stritt sich der evangelische Pfarrer von Beinheim, Magister *Peter Paul Rohrfelder*, mit dem Selzer Stiftschaffner wegen seiner Besoldung für die Mitbetreuung der Pfarrei Ottersdorf. Er wandte sich hilfesuchend an seine Vorgesetzten in Straßburg. Diese baten am 29. Oktober 1634 die kurpfälzischen Kirchenräte um Abhilfe. Aber die Kirchenräte antworteten am 5. Dezember 1634 aus Frankenthal, daß Rohrfelder die Pfarrei Ottersdorf nur mitversorge und daher nicht die ganze Ottersdorfer Pfarrbesoldung, sondern entsprechend einem allgemeingültigen kurpfälzischen Beschluß nur je einen Gulden für jede gehaltene Predigt anzusprechen habe<sup>35</sup>. Offensichtlich war derselbe Peter Paul Rohrfelder von 1623 bis 1627 evangelischer Pfarrer in Leiselheim bei Emmendingen gewesen<sup>36</sup>.

Während des Dreißigjährigen Krieges werden noch zwei weitere Ottersdorfer Pfarrer erwähnt. Im Jahre 1640 war ein *Johannes Eberlin* Pfarrer im Ried<sup>37</sup>. Sein Nachfolger hieß *Claudius Dürr*. Am 15. Dezember 1645 schrieb der Straßburger Generalvikar Gabriel Haug dem Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden, daß der Ottersdorfer Pfarrer Claudius Dürr mit dem Selzer Stiftschaffner Medard wegen seiner Besoldung im Streit liege. Der Generalvikar bat Markgraf Wilhelm, daß die Untertanen im Ried dem Pfarrer so viel von den Zehntfrüchten abliefern sollten, wie er zum Lebensunterhalt brauche, damit er nicht gezwungen werde, anderswohin zu gehen und die Untertanen ohne priesterliche Versorgung zurückzulassen. In den Jahren 1646 und 1647 bekam der Ottersdorfer Pfarrer aber erneut nicht, was ihm zustand. Im Pfarr-



haus war überdies vieles teilweise zerfallen und teilweise von den Soldaten zer schlagen worden, wie Pfarrer Dürr am 6. August 1647 dem Markgrafen klagend vortrug.

Daher schrieb Markgraf Wilhelm am 29. August 1647 an die Beamten zu Selz, daß sie zwar dem Ottersdorfer Pfarrer für das ganze Jahr eine Besoldung von nur 20 Malter Korn, fünf Malter Gerste, einem Fuder Wein und 20 Gulden versprochen hätten. Aber dennoch sei noch nichts geliefert worden. Außerdem habe diese Pfarrei früher weit mehr als die jetzt versprochene Besoldung des Pfarrers ertragen. Der Markgraf bat die Selzer Beamten, die Besoldung des Pfarrers aufzubessern und noch vor dem Winter das Pfarrhaus zu reparieren. Am gleichen Tag ersuchte der Markgraf den Gouverneur in Frankenthal, dem Ottersdorfer Pfarrer Claudius Dürr einen Paß auszustellen, damit dieser unbehelligt in Landau sein dort noch ausstehendes halbes Fuder Besoldungswein abholen könne<sup>38</sup>.

Auch nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges dauerten die Klagen des Pfarrers Dürr wegen nicht erhaltener Besoldung an. Daher befahl Markgraf Wilhelm von Baden-Baden am 12. August 1649 dem Amt Stollhofen, die Zehntfrüchte der Rieddörfer so lange zu beschlagnahmen, bis der Ottersdorfer Pfarrer seine Dienstbezüge erhalten habe<sup>39</sup>. Im gleichen Jahr bat Pfarrer Claudius Dürr den Markgrafen, er möge ihn dem Straßburger Generalvikar als vorläufigen Pfarrverweser von Beinheim im Elsaß vorschlagen, damit er zu seinem kargen Lebensunterhalt noch etwas aus dem restlichen Beinheimer Pfarrzehnten hinzubekomme. Er wolle dafür neben der Pfarrei Ottersdorf auch noch Beinheim als Seelsorger betreuen. Unter Hinweis auf seine geringen Einkünfte bat Pfarrer Dürr den Markgrafen noch um etwas Wein für den Winter, damit er besser für die Wohlfahrt der Seelen sorgen könne. Markgraf Wilhelm schlug daraufhin am 11. Oktober 1649 dem Straßburger Generalvikar Georg Alban Mayer den Pfarrer Dürr in Ottersdorf als vorläufigen Pfarrverweser der damals badischen Stadt Beinheim im Elsaß vor. Die dortige Pfarrei war lange Zeit unbesetzt gewesen. Gleichzeitig befahl Markgraf Wilhelm seinem Amtmann zu Beinheim, dem Ottersdorfer Pfarrer Dürr die restlichen Zehnten unter der Bedingung auszuhändigen, daß „Er wenigst zu drey wochen ein mahl“ den Gottesdienst in Beinheim versehe und dort die anderen Aufgaben eines Pfarrers erfülle<sup>40</sup>.

Im Jahr 1650 wird Pfarrer Dürr als ein gebrechlicher Mann geschildert. Er klagte selbst über „leibs blödigkeit“ und Mangel an Nahrungsmitteln. Dennoch habe der Selzer Amtmann von ihm verlangt, er solle nach Heidelberg reisen und dort unter Vorlage eines Empfehlungsschreibens seines Markgrafen wegen seiner Besoldung verhandeln. Pfarrer Dürr bat deshalb am 25. März 1650 den Markgrafen, dafür zu sorgen, daß er auch ohne Reise nach Heidelberg wenigstens seine altgewohnte Besoldung weitererhalte. Schon am 28. März 1650 wurde das erbetene Empfehlungsschreiben des Markgrafen an den Kurfürsten von der Pfalz geschrieben.

Laut Mitteilung des kurpfälzischen Stiftschaffners Sixt Karl Böhler in Selz wurde dem Pfarrer Dürr noch im gleichen Jahr seine Besoldung auf 20 Gulden, sechs Malter Weizen, 16 Malter Korn, sieben Malter Gerste und neun Malter Hafer aufgebessert. Gleichzeitig wurde aber bemerkt, daß der Zehnt im Ried jetzt nicht mehr den vierten Teil von früher ertrage. Dem Ottersdorfer Pfarrer sei mehr als den Pfarrern in der Pfalz bewilligt worden. Dennoch habe er wieder wie früher die pfälzischen Zehnten im Ried beschlagnahmen lassen. Er habe das getan, obwohl er den ihm bis jetzt zustehenden Besoldungsanteil bereits erhalten habe.

Pfarrer Dürr antwortete am 13. November 1650 auf diese kurpfälzischen Vorwürfe, er bestehe auf der ursprünglich festgesetzten Besoldung von 42 Malter Korn, vier Malter Hafer und 43 Gulden, sowie auf den Unterhaltungskosten für Pfarrhaus und Pfarrgarten. Er habe schon über dreizehn Jahre lang diesem Land als Priester gedient und verlange die Aufrechterhaltung der Beschlagnahme der Selzer Zehnteinkünfte im Ried, bis er seine Besoldung restlos erhalten habe. Andernfalls könne er nicht länger auf der Pfarrei im Ried bleiben. Dennoch erlaubte die markgräfliche Kanzlei am 12. Dezember 1650 die Aufhebung der Beschlagnahme der Selzer Zehntfrüchte in den Riedorten. Sie ordnete aber an, daß so viel Getreide zurückbleiben müsse, wie für die Besoldung des Ottersdorfer Pfarrers erforderlich sei<sup>41</sup>.

Aus einem Schreiben des Markgrafen Wilhelm vom 13. November 1651 an das Konsistorium (oberste Kirchenbehörde) in Straßburg geht hervor, daß Pfarrer Claudius Dürr inzwischen die Pfarrei Ottersdorf wirklich verlassen hatte und sich nunmehr in Osthäusern im Elsaß (etwa in der Mitte zwischen Straßburg und Schlettstadt, südlich von Erstein) aufhielt. Damals versah der Rastatter Pfarrer *Trautwein* die Pfarrei Ottersdorf mit ihren Filialorten Plittersdorf und Wintersdorf mit. Am 22. Dezember 1651 wurde dem Amt Stollhofen befohlen, die noch unerledigten Besoldungsangelegenheiten des Pfarrers Dürr zu regeln und sich nach einem qualifizierten Priester für die Pfarrei im Ried umzusehen<sup>42</sup>.

*Anmerkungen:*

- 1) GLA 37/187
- 2) ZGO 1901/02, Seite m 199
- 3) ABR G 6528
- 4) GLA 37/186
- 5) GLA 37/186; D. Kauss, Die mittelalterliche Pfarrorganisation der Ortenau. 1970, S. 234 schreibt statt Süberlich irrümlich Gerberlich
- 6) GLA 37/186; K. Reinfried, Religionsveränderungen. . . , in: FDA 1911, S. 76
- 7) M. Krebs, Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau, in: Ortenau 16/1929, S. 141
- 8) GLA 229/82056
- 9) Badisches Tagblatt, Zwischen Murg und Kinzig, Nr. 243, Oktober 1963
- 10) vgl. Anmerkung 7, S. 143
- 11) GLA 229/81926; vgl. Anmerkung 9; K. Reinfried, in: FDA 1911, S. 80—90
- 12) GLA 229/81926

- 13) Bopp S. 109; K. Reinfried, in: FDA 1911, S. 87; Vierordt II, S. 48; Neu II, S. 103
- 14) Neu II, S. 645
- 15) GLA 47/2047; 61/310; H. Bartmann: Kirchenpolitik . . . in: FDA 1961, S. 145; Steigelmann S. 78; Vierordt II S. 52
- 16) GLA 229/81926; FDA 1911, S. 100 f. H. Bartmann: Kirchenpolitik. . ., in FDA 1961
- 17) GLA 61/310; Neumaier S. 103; Steigelmann S. 56 f.
- 18) ABR G 6503
- 19) GLA 61/310; K. Reinfried, in: FDA 1911, S. 101; Steigelmann, S. 70, 72, 76, 78, 81 und 95
- 20) GLA 61/310; Steigelmann, S. 95 ff.
- 21) GLA 61/310; Steigelmann, S. 92; ZGO 1960, S. 558
- 22) FDA 1911, S. 101
- 23) ABR G 6509
- 24) GLA 74/6874; H. Bartmann, Kirchenpolitik. . ., in: FDA 1961, S. 240 f.
- 25) GLA 74/6874; FDA 1919, S. 28
- 26) GLA 74/6874
- 27) GLA 74/6877; H. Bartmann, Kirchenpolitik. . ., in: FDA 1961, S. 259
- 28) GLA 77/3152; Zimmermann, S. 130
- 29) ABR G 6511
- 30) H. Langenbach, Gernsbacher Chronik
- 31) GLA 229/81983
- 32) Ph. Ruppert, Der Gernsbacher sog. Diakonatsfond
- 33) GLA 229/81983
- 34) Meerwein S. 398; Neu, I S. 55; II, S. 320
- 35) GLA 229/81927
- 36) Neu II, S. 497
- 37) Reinfried, Beiträge. . .; GLA 371 Zugang 1909 Nr. 36 Faszikel 2097 mit einem Hinweis auf das Ottersdorfer Dorfbuch
- 38) GLA 229/81928
- 39) GLA 229/81928
- 40) ABR E 5160
- 41) GLA 229/81928
- 42) GLA 229/81928

#### *Literatur:*

- Badisches Tagblatt, Zwischen Murg und Kinzig Nr. 243, Oktober 1963
- H. Bartmann, Die Kirchenpolitik der Markgrafen von Baden-Baden im Zeitalter der Glaubenskämpfe (1535—1622), in: FDA 1961, S. 3—352
- H. Bartmann, Die badische Kirchenpolitik unter den Markgrafen Philipp I., Ernst und Bernhard III. von 1515 bis 1536, in: ZGO 1960, S. 1—48
- M.-J. Bopp, Die evangelischen Geistlichen und Theologen in Elsaß und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart. Neustadt a.d. Aisch 1959
- H. Kaiser, König Sigmunds Einkünfte aus dem Zehnten des Bistums Straßburg, ZGO 1901 m 83—130 und ZGO 1902 m 131—240
- H. Langenbach, Gernsbacher Chronik. 3 Bde. (unveröffentlicht). Gernsbacher Rathaus
- K.F. Lederle, Zur Geschichte der Reformation und Gegenreformation in der Markgrafschaft Baden-Baden vom Tod Philiberts bis zum Ende der kirchlichen Bewegungen (1569—1635), FDA 1919, S. 1—45
- G. Meerwein, Unser Söllingen. Karlsruhe 1930
- D.H. Neu, Pfarrerbuch der evangelischen Kirche in Baden. Lahr I 1938, II 1939
- F. Neumaier, Der Marktflecken Durmersheim in Vergangenheit und Gegenwart. Karlsruhe 1938
- K. Reinfried, Beiträge zur Orts- und Pfarrgeschichte von Ottersdorf und den übrigen Riedorten, in: Echo von Baden-Baden 1895, Nr. 74 ff
- K. Reinfried, Religionsveränderungen im Landkapitel Ottersweier während des 16. und 17. Jahrhunderts, FDA 1911, S. 65—134
- Ph. Ruppert, Der Gernsbacher sog. Diakonatsfond, in: Rastatter Wochenblatt, 20. September 1877 Nr. 111

H. Steigermann, Der Geistliche Rat von Baden-Baden und seine Protokolle vom April 1577 bis 1584. Stuttgart 1962

K.F. Vierordt, Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden. Karlsruhe I 1847, II 1856

J. Zimmermann, Das sog. „Rote Buch“, Ein kurpfälzisches Pfarrer- und Lehrerverzeichnis aus dem Ausgang des XVI. Jahrhunderts. Bad Münster am Stein 1911

#### *Abkürzung:*

ABR = Archives départementales du Bas-Rhin, Straßburg

#### *Anhang*

##### *Die Einstellung der Markgrafen zur Reformation*

Philipp I., 1515—1533, bis 1525 katholisch, dann mehr reformatorisch, seit 1528 wieder katholisch

Bernhard III., 1527—1536, Anhänger der Reformation

Philibert, 1536—1569, 1536—1556 katholische Vormundschaft, 1556—1569 Regierung des protestantischen Markgrafen Philibert

Philipp II., 1569—1588, Anhänger des katholischen Bekenntnisses

Eduard Fortunat, 1588—1594, ebenfalls katholisch

Oberbadische Okkupation durch die Markgrafen von Baden-Durlach: Ernst Friedrich, 1594—1604, Anhänger der Reformation, Georg Friedrich, 1604—1622, ebenfalls evangelisch Wilhelm, 1622—1677, Anhänger des katholischen Bekenntnisses (seit 1632 zeitweise Besetzung durch evangelische Truppen)

##### *Alte Münzen, Maße und Gewichte*

Für die Riedorte bei Rastatt wird das Problem der früheren Maße, Gewichte und Münzen noch dadurch erschwert, daß hier oft gleichzeitig Straßburger, Heidelberger und markgräfliche Maßeinheiten verwendet wurden. Sogar Rastatt und Baden-Baden benutzten verschiedene Maße. Auch der Kurs der Währungen schwankte früher nicht weniger als heute.

1 Pfund Pfennig = 20 Schilling Pfennig = 240 Pfennig

1 Schilling Pfennig = 12 Pfennig

1 Gulden = 60 Kreuzer

1 Viertel = a) 9 Ar = ein Viertel eines Morgens von 36 Ar, b) etwa ein Malter (15. Jahrhundert)

1 Malter = 8 Simmer = 10 Sester (1597)

1 Fuder = 1500 Liter

# Die Schule auf dem Land im 18. Jahrhundert

— am Beispiel der Gemeinde Hofweier

*Josef Bayer*

Der Verfasser stieß bei der Erforschung der Geschichte Diersburgs unter den 12 Überlebenden des 30jährigen Krieges auch auf den „schulmaister“ Georg Benz. Diese frühe Erwähnung eines Lehrers in einem kleinen Dorf veranlaßte ihn, sich mit der Frage der Schule auf dem Dorf etwas näher zu befassen. Unter diesem Gesichtspunkt untersuchte er die Akten von Hofweier nach Angaben über Schule und Lehrer.

Hofweier gehörte zur Herrschaft Binzburg, die aus Hofweier, Niederschopfheim sowie 1/3 Schutterwald bestand. Die letzten Grundherren waren die Freiherren von und zu Franckenstein, die heute noch in Ockstadt über Friedberg/Hessen wohnen. So mußten die Urkunden gesucht werden im Franckenstein'schen Archiv in Offenburg und im Pfarrarchiv Hofweier. Im folgenden werden diese zwei zitiert mit AF und PfAH.

Da das dörfliche Schulwesen in den Händen der Kirche lag, legte es sich nahe, die „Geschichte des Landkapitels Lahr<sup>1</sup> (von Michael Hennig, 1893) nach Schulnachrichten abzusuchen, denn Hofweier gehörte zu diesem Kapitel. Darin heißt es S. 75ff.: 1361 erwarb Gengenbach zu Ichenheim 12 Viertel Korngült ab dem Hof zu Hotenwilre, „dem man spricht der schullehren Hof“; das Bürgerbuch zu Lahr führt 1356 unter anderen Örtlichkeiten ein Schulhaus auf; 1377 verkaufte ein Ulrich von Schuttern 10 Schilling Pfennig jährlicher Gült ab seinen Äckern zu beiden Seiten der Schutter, die „Schulmeisters Äcker“ genannt; das Bürgerbuch von Wolfach enthält 1470 eine ausführliche Dienstanweisung für den Schulmeister mit einer Vergütungstabelle, ebenso Gengenbach einen Diensteid eines Schullehrers von 1525; in einer Zusammenstellung der Einkommensteile der Pfarrei Ottenheim wird im 16. Jahrhundert genannt: „Der Pfarrgarten an der Schul“; und als schließlich 1538 der Inhaber der Herrschaft Binzburg, Jörg von Bach, starb, kam sein Erbe an Verwandte, u.a. an Fleckenstein, von diesem an Dalberg — „Das Patronat aber verblieb bei Thiersberg und kam an die Röder, während die Schule durch die Dalberg Bettendorf, Erthal und Franckenstein besetzt wurde“. Soweit aus Hennig.

Diese Anmerkungen zeigen doch deutlich auf, daß auch in den Dörfern unserer Heimat schon sehr früh Schulen bestanden. Es wundert daher nicht, daß in Diersburg 1645 ein Lehrer genannt wird, daß nach Bartelt in Niederschopfheim 1629 ein Severin Hildenbrand als Lehrer gestorben ist und nach dem 30jährigen Krieg schon wieder drei Lehrer erscheinen<sup>2</sup>.

### *Die Ausbildung des Dorfschullehrers*

Nachforschungen über das Schulwesen auf dem Land gestalten sich sehr schwierig. Schulakten sind keine vorhanden. Lehrer werden nur dann genannt, wenn was Besonderes vorlag. Der Lehrer war ja zu jener Zeit keine Amtsperson. Wenn vom Ludimoderator (= Lehrer) die Rede ist, darf man an keinen Lehrer von heute denken. Die Volksschulen auf dem Land waren primitiv, der Bildungsstand des Lehrers ebenso. Lehrerbildungsanstalten gab es keine. Irgendein aufgeweckter, des Lesens, Schreibens und Rechnens kundiger Handwerker, entlassener Soldat oder Schreiber übernahm den Schuldienst. Für den Nachwuchs sorgte der Lehrer selbst, indem er seinen Sohn oder sonst einen etwas gelehrigen jungen Burschen zur Beihilfe heranzog und in die Praxis des Schulhaltens einweihte. Wenn ein Lehrer angestellt werden sollte, wurde die Stelle ausgeschrieben, der Vogt und das Gericht nahmen die Bewerbungen an und leiteten sie an den Pfarrer weiter, der die Kandidaten zur Prüfung bestellte. Im Franckensteinschen Archiv sind solche „Prüfungsarbeiten“ noch erhalten. In der Regel mußte der Kandidat einen Bibeltext abschreiben und die arabischen Zahlen schreiben. Eine Prüfungsarbeit von 1721 lautet: „Der Gott libt auf Erden, ist fromb und wirdt seelig werden. Ich Andres Rohnes bekenne, daß ich bey dem vorigen Schullmeister Ignatius Hug angefangen zu schreiben, aber bei dißem, Christoph Doll genannt erst lehren zu schreiben wie obsteht“<sup>3</sup>. Es ist ja bekannt, daß der alte Fritz immer wieder ausgediente Soldaten als Dorfschulmeister anstellen ließ.

### *Die Pflichten eines Dorfschulmeisters*

Sie sind aus einer Schulordnung des Jahres 1657 ersichtlich. Braunstein<sup>4</sup> führt sie in der Dorfgeschichte Schutterwalds auf und war wohl eine Mustersatzung für viele Gemeinden<sup>5</sup>. Diese Ordnung schreibt vor:

1. Soll ein Schulmeister Juramentum fidelitatis laisten und von guter römisch katholischer apostolischer Religion seyn.
2. Soll er alle Sonn- und Feuertag das ampt der hl. Meß coraliter<sup>6</sup> singen, darzu soll er etliche Jungen gegen sonderbarer Ergözung seiner Mühen abrichten und werden ime andere gern assistieren.
3. Soll er mit und neben Pfarrherrn alle Sonn- und Feuertag der Kinderlehre beywohnen, dieselbe helfen Unterrichten, damit sie die Hauptarticul unseres Christkatholischen Glaubens ergreifen auch Zucht und Ehrbarkeit lernen.
4. Sollen sie Sommers Zeiten um 6 Uhr vor mitag bis 9 Uhren in der Schule bleiben, nachmitag umb 1 Uhr hineingehen bis wider 3 Uhren und des tags vier mahl verhördt.
5. Soll er allen muglichen Fleiß anwenden, daß die Kinder, so man ime zur schuelen schickt, wohl unterwisen werden.
6. Welche im Schreiben den Anfang machen, denen sollen ihre schriftten nachmitag übersehen, corrigiert und wider uff ein newes vorgeschrieben werden.

7. Winters Zeiten solle man die Kinder von 7—10 Uhren vor mitag zur schuelen, nach mitag aber von 1 — 3 Uhren schikhen, die werden abermal des tags 4 mal verhördt und alweg nachmitags die Schrifften übersehen werden.

8. Soll er die Jugend anweißen, daß sie Schultheißen, Meister und Rat als ihre Herren erkennen und alte betagte Leith respectieren und, wie sich gebürt, vor ihnen den huet abziehen.

9. Welcher darwider handelt, er wehre, wessen er auch wollte, denselben soll er macht haben mit der Ruethen, jedoch der gebühr nach, abzustraffen.

10. Für solche der Schulmeister muehe und arbeit setzen und ordinieren wir ime in den zwo Winterfronfasten<sup>7</sup> für jeden Knaben und Meidlein ein Quatember 4 Bazen, Sommerszeiten aber nit mehr den 3 Bazen.

1714 bis 1759 war Dr. Philipp Jakob Schmautz<sup>8</sup>, Protonotarius Apostolicus, Pfarrer in Hofweier. 1759 resignierte er zugunsten seines Neffen, Josef Schmautz. 1758 stellte er in einem „Manuale“ alles zusammen, was in Hofweier auf kirchlichem und schulischem Gebiet gang und gäbe war, für die Hand seines Nachfolgers. Da ist auch von den Pflichten und von der Vergütung des Lehrers die Rede. Die Pflichten sind ein verkürzter Auszug aus der vorhin genannten allgemeinen Schulordnung. Schmautz schreibt da: „Da ein jeweiliger Schulmeister zugleich auch Mösner ist, als erfordert:

1. Nebst deme, daß derselbe zum Gottesdienst die Orgel schlagen muß nach Verordnung eines jeweiligen Pfarrers seinen Schuldienst fleißig versehe, so von Allerheiligen an bis nach Ostern, morgens 7—10 Uhr, nachmittags von 1—4 Uhr gehalten werden muß. Dabei alle Woch 1 mal als am Freitag Vormittag die Instruction des Catechismi, in der Fasten aber alle Wochen 2 mal als Dienstag und Freitag halten von der Beicht und Communion.

2. Ist er schuldig, etliche aus der Gemeinde taugliche Buben in dem Choral, Meßdienen, in Singen und Geigen zu instruieren, wozu am Sonntag nach 12 Uhr 1 Stunde soll angewendet werden.



*Philipp Jakob Schmautz (1683—1763).*

3. Soll er in der Schule nebst fleißiger Instruction, Schreiben, Lesen, eine ordentliche Disziplin, Silentium, auch Sittenunterweisung halten, die Kinder 2 mal behört werden.
4. Soll derselbe bei Haltung christlicher Lehre, nachdem den kleinen Kindern die Instruction gegeben, und den Größeren vom Pfarrherrn die weitere Lehre vorgetragen wird, die Kleinen über die ihnen vorgetragene Lehre examinieren.
5. Den Gottesdienst im Choral, Orgelschlagen und allem anderen, wie eingeführt und von einem jeweiligen Pfarrherrn ordiniert, fortführen, auch
6. weilen derselbe zugleich Gerichtsschreiber ist, die jährliche Heiligenrechnung (heute Kirchenfondsrechnung) wie gebräuchlich verfertigen und anderes, so die Gemeindesachen betrifft, verrichten, auch den Teilungen gegen die ihm zustehenden Gebühren nach Gewohnheit beizuwohnen.

Als *Mösner* ist er schuldig:

1. nebst ordentlicher Läutung der Betglocken vor allen Gottesdiensten sich im Pfarrhof zu insinuieren, die Pfarr-Order zu empfangen, wie auch, wann die Bauerglocke<sup>9</sup> gelitten wird, solches vorher im Pfarrhof ansagen muß.
  2. Soll er monatlich die Kirch säubern, alle Quartal die Ampel, Rauchfaß, Meßkännle, wenn solche unsauber, geputzt werden, sonderbar auf Ostern und Weihnachten. Auch über alle Kirchensachen besorgt sein, Wachs und Öl besorgen und Inspektion tragen.
  3. Die Hostien, Kerzen und andere Sachen zu der Kirch und Gottesdienst nötig an Hand zu schaffen, das hl. Öl, wo es ausgeteilt wird im Kapitel, abholen, auch alle und jede ankommende Decreta Capituli auf Anordnung des Pfarrherrn dem nächsten Pfarrer zu überbringen, so circulares gemacht werden.
- Item ist sein Amt, die Krippe und das Hl. Grab aufzurichten und abzurechen, die nötigen Maien am Fest des Mai (oder für den Mai?) aufzustellen.
4. Nebst dem daß derselbe nach dem Kirchendirectorium seinen Dienst in allem übrigen versehen muß, so ist ihm nicht erlaubt, ohne spezielle Erlaubnis aus dem Dorf sich zu absentieren.
  5. Muß er Schulmeister und Mösner sich in alleweg wohl aufführen, weder er noch die Seinigen sich in kein Geschwätz einmischen noch einige Ungelegenheiten stiften.
  6. Was dessen Annehmung betrifft, ist der dessentwegen schon lange Zeit gedauerter Mißbrauch durch die bischöfliche Order gehoben und befohlen worden, daß der Mösner- und Schulmeister dem Pfarrherrn durch Vogt und Gericht soll präsentiert werden, vom Pfarrherrn examiniert und approbiert werden. Wo nit, soll derselbe zu keinem Schul- und Mösnerdienst admittiert werden. Ferner ist gehoben und vom Bischof verboten, daß kein Mösner mehr in futurum bei Cassation seines Dienstes auf Forderung des Gerichts oder jemand anderem, wie vorher der abusus gewesen, die Kirchenschlüssel nie mehr der weltlichen Obrigkeit auf den Tisch legen oder heraus geben.

Zu letzterem Punkt ist noch anzumerken: schon in seiner Anordnung des Generalvikars zu Straßburg von 1682 wurden die Pfarrer angewiesen, die Ludimoderatores an das Generalvikariat zu schicken, damit sie examiniert und unterrichtet werden „secundum ritum catholicorum“ (Henig a.a.O.).

Als der Staat im 19. Jahrhundert das Schulwesen immer stärker an sich zog und der Hand der Kirche entwand, wurde 1868 auch der Mesnerdienst vom Lehrerdienst getrennt. Das Protokollbuch der Pfarrei Hofweier — Stiftungskommission — vermerkt unter dem 15. 11. 1868: „Die Trennung des Meßner-, Glöckner- und Organistendienstes vom Schuldienst betr.: werden vor-



läufige Untersuchungen gepflogen, welche Einkommensteile dem Lehrer und welche dem Meßner zukommen. Ein endgiltiger Beschluß konnte noch nicht gefaßt werden“.

### *Die Bezahlung des „hauptamtlichen“ Schulmeisters und Mösners*

Sie war in jeder Gemeinde anders. Im allgemeinen muß man sagen: der Spruch vom „armen Dorfschulmeisterlein“ war nur zu sehr berechtigt. Unter „hauptamtlichem“ Schulmeister verstehe ich den, der den Schuldienst, den Mesnerdienst und den des Gerichtsschreibers zu leisten hatte. Diese Aufgaben ließen es nicht zu, daß der Lehrer noch einen anderen Beruf ausübte. Aber gerade in kleinen Gemeinden, wo ja oft auch keine eigene Kirche war, war er nur Schulmeister und mußte, um sein Leben fristen zu können, noch einer anderen Tätigkeit nachgehen.

In Schutterwald erhielt der Schulmeister von der Gemeinde 1722 13 fl und 10 Kr, 1724 28 fl, 1736 30 fl, dazu 20 Viertel (à 120 l) Korn zu 100 fl, die Wohnung und die Stallung für 2 Schweine und 1 Kuh<sup>10</sup>.

Aus Hofweier ist eine Aufstellung der Vergütung des Lehrers und Mösners von Pfarrer Schmautz aus dem Jahr 1728 erhalten<sup>11</sup>. Danach erhielt der Lehrer und Gerichtsschreiber von der Gemeinde:

1. die Wohnung und einen Garten.
2. acht Klafter Holz vor die Tür geliefert, wozu jedes Kind im Winter täglich ein Scheit Holz bringen mußte.
3. Von jedem Kind wöchentlich 4 Pfennig Schulgeld.
4. Von der Gemeinde jährlich nebst den 22 fl Fixum von der Herrensteuer 10 fl also insgesamt 32 fl.
5. Für die Orgel zu schlagen von jedem Bürger jährlich 1 Schilling, von einer Wittfrau 6 Pfennig (ab 1715, wo die erste Orgel angeschafft worden war).

Von der Kirche als Mösner:

6. Einen Acker.
7. Aus dem Heiligen (Kirchenfonds) 1 Viertel Korn, 3 Sester Nüsse (von den Nußbäumen um die Kirche), in Geld 4 fl und für die Heiligenrechnung zu schreiben jährlich 3 fl.
8. Von jedem Burger und auch Wittfrau 1 Laib Brot jährlich.
9. Von jedem Acker jährlich 1 Winter- und 1 Sommergarbe, die er selber einsammeln mußte. Diese Garben gaben auch die Schutterwälder Ausmärker für das Wetterläuten, sie wurden später in Geld abgelöst.
10. Von jeder Jahrzeit (hl. Messe) 1 Schilling, für ein Amt 2 Schillinge.
11. Für die Beerdigung eines Erwachsenen 3 Schilling und 1 Laib Brot, für die Kindsbeerdigung 1 Schilling.

12. Von einer Hochzeit 1 Maß Wein (damals in Baden 1,5 l), für eins zu essen und für 2 Kreuzer Brot. Für ein Hochzeitsamt 2 Schilling zusätzlich.

13. Für eine Kindstaufe 1 Maß Wein.

14. Als Gemeindeschreiber für die Gemeinderechnung zu schreiben 4 fl jährlich.

Außerdem war in allen Gemeinden der Lehrer wach- und fronfrei.

Verglichen mit anderen Gemeinden stellte sich der Lehrer und Mösner in Hofweier nicht schlecht. Als Schmautz diese Vergütungsordnung der Grundherrschaft, Baron Franckenstein in Ockstadt, meldete, machte er folgende „Aufbesserungsvorschläge“ für den Schulmeister:

1. Bey so angewachsener Jugend müßte das Schulhaus vergrößert werden<sup>12</sup>.
2. Weil so viele Eltern mangels Geld und Holz ihre Kinder nicht in die Schule schicken, sollten dem Lehrer von der Gemeinde statt 8 Klafter 10 Klafter jährlich geliefert werden, dafür entfällt das tägliche Scheit Holz pro Kind im Winter. Statt des Schulgeldes von 1 Kreuzer pro Kind und Woche sollten dem Lehrer von der Gemeinde 20 fl jährlich mehr bezahlt werden (wenn alle Kinder die Schule besuchten, betrüge das Schulgeld etwa 30 fl).
3. Solle dem Lehrer aus der Allmend 1/2 Tauen Wiese überlassen werden, damit er eine Kuh halten kann, und dafür solle er mit 20 fl mehr von der Gemeinde (statt der 30 fl) zufrieden sein. Daher rührt wohl auch die „Schulmatt“ im Bruch.

Diese Anregungen wurden von der Herrschaft übernommen und der Gemeinde zur Pflicht gemacht. Sie verrät sicher eine echt soziale Haltung des Pfarrers der armen Bevölkerung, aber auch dem Lehrer gegenüber. Sie befreite ihn von einer bedrückenden Bettlerhaltung, wenigstens teilweise.

### *Die Lehrer in Hofweier im 18. Jahrhundert*

Es muß noch einmal darauf hingewiesen werden, daß die Aktenlage bezüglich Schule und Lehrer in allen Gemeinden sehr dürftig ist. Es ist fast unmöglich, Namen von Lehrern jener Zeit festzustellen. Da und dort taucht mal einer auf in einem der Standesbücher oder auch in einem Aktenvermerk. Hinsichtlich des besagten Zeitraums sind wir in Hofweier dadurch, daß Pfarrer Schmautz in allen gemeindlichen Angelegenheiten sehr aktiv war, in einer glücklichen Lage. Er nennt einige Lehrer mit Namen, andere konnte der Verfasser in Standesbüchern feststellen.

Als frühester Lehrer konnte ein Johann Baumann im Totenbuch gefunden werden, er starb 1680. Im Taufbuch taucht dann Johann Wilhelm Mehl als Lehrer auf, der 1684 sein erstes Kind taufen läßt, dann wieder um 1700 ein Lehrer Johann Jakob Kayer. Nach 1700 bekommen wir dann festeren Boden

unter die Füße. Im Franckensteinschen Archiv taucht als erster Lehrer ein Franz Ignaz Hug auf, der sich bei der Ausschreibung der Schulmeisterstelle in Hofweier 1721 wieder bewirbt und dabei darauf verweist, daß er schon einmal 8 Jahre hindurch Lehrer in Hofweier gewesen sei. „Als aber vor 4 Jahren (muß heißen 7 Jahre, denn Schmautz kam 1714 nach Hofweier) Herr Pfarrer Keßler diese Pfarrei verlassen und Herr Pfarrer Schmautzen solche überlassen müssen, welcher ohne einziges Begehren der Burgerschaft gleich ein kleines Orgelwerkhle in alldasiger Kirchen gekauft, ich aber solches zu schlagen nicht informiert bin . . . als daß ich den Dienst allein dieser Ursachen willen verlassen müssen“, er war dann in „Ottenheimb“ Schulmeister und möchte wieder nach Hofweier zurück.

Demnach darf man annehmen, daß Hug etwa seit 1707 Lehrer in Hofweier war, denn 1715 hat Schmautz das „kleine Orgelwerkhle“ auf eigene Kosten von 120 fl angeschafft, es war die erste Orgel in Hofweier, wie aus dem „Manuale“ zu entnehmen ist.

Nach Hug war ein Christoph Doll Ludimoderator in Hofweier, dem aus unbekanntem Gründen 1721 gekündigt worden ist und der sich trotz der Kündigung noch einmal bewarb. Schmautz verwendete sich am 2. 3. 1722 für Doll, den der Amtmann und der Stabhalter verdrängen wollen. Doll sei „im Mösnerdienst, auch im Schuldienst, als Orgelschlagen, Choral singen, im Lateinischen so zur Fortpflanzung unseres Gottesdienstes nötig, auch in der Stimme item in der Kinderinstruction, wie ich in oftmaliger Visitation der Schulen gefunden . . ., daß ich auf ein Dorf ein Tauglicherer nicht wünschen könnte“. Der Stabhalter wolle „onexaminiertes übereylter weis“ den von Goldscheuer (Caspar Rudolf) annehmen, der aber eine schlechte Stimme habe, im Choralgesang gar schlecht versiert sei, an einer Hand fehle ihm ein Finger, was beim Orgelschlagen sehr hinderlich sei — ein „incapables subjectum“. Trotz dieses Einspruchs erhielt Caspar Rudolf die Stelle. Er muß aber nicht lange in Hofweier gewesen sein. Denn schon 1728 wurde der Schulmeister Franz Anton Bahr „cassiert“ und zog weg. Die Stelle wurde neu ausgeschrieben. Schmautz wurde wieder aktiv und schlug nach eingehender Examinierung einen Jacob Ernst von Waldsteeg vor, der noch ledig sei, sich noch etwas sagen lasse (was bei Schmautz sehr wichtig war), und einmal eine Tochter aus Hofweier heiraten könne (!). Es sei höchste Zeit, die Stelle wieder zu besetzen. Die meisten aus dem Gericht seien geneigt, den wirklich infamen Zapf zu behalten, desentwegen Aufstand und Unruhe unter den Bürgern zu befürchten seien. In diesem Zusammenhang schickte Schmautz die Besoldungsliste und den Verbesserungsvorschlag nach Ockstadt zu Franckenstein.

Diesmal setzte sich die Grundherrschaft über Vogt, Gericht und Pfarrer hinweg und schickte von sich aus den neuen Lehrer aus ihrem Gebiet: Johann Philipp Horadam aus Erbach (Rheingau) „in ansehung seiner ausgerühmten capacität, treu, fleiß und frommigkeit“<sup>13</sup>. Dieser Horadam ist der Stammva-

ter der Hofweierer Horadam. Mit der Anstellung des Horadam ergingen auch die von Schmautz angeregten Besoldungsverbesserungen an die Gemeinde: „Nachdeme aber wir mehrmals mißfällig vernehmen müssen, daß theils Bürger zu Ersparung des Schulgeldts und beyzutragenden Holzes ihre Kinder aus der Schule lassen, mithin selbige bey erlangenden mannbaren Jahren oftmals weder schreiben noch lesen können und wegen ermangelnder Zucht allerhand unanständige Sitten sich angewöhnet, alß wollen wir zu gänzlicher Abstellung solches Mißbrauches hierdurch ein für alle mahl verordnet haben, daß inskünftig von keinem Kind das Schulgeld mehr erhoben noch eyniges Scheidt Holz beygetragen, sondern einem zeitlichen Schulmeister an Platz des Schulgeldts von einem zeitlichen Heimbürger ohne die sonst zu bezahlenden 32 fl noch ferner 18 fl gereicht werden“<sup>14</sup>. Statt 8 erhielt er nun 10 Klafter Holz. Für seine Kuh wies ihm die Gemeinde einen halben Tauen Allmendwiese zu.

Es gab im 18. Jahrhundert schon eine *Schulpflicht*. Aber wer wollte sie durchsetzen? Die Klagen über das Schulschwänzen hörten nie auf. Es war nicht allein die Armut vieler Eltern, die sie abhielten, ihre Kinder zu schicken, sondern auch weithin die Bequemlichkeit, der Umstand, daß die Kinder sehr stark in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, und der Unverstand. Damals wie heute: was brauchen unsere Kinder das alles zu lernen? Wir habens auch nicht gelernt, sind dabei groß, stark und alt geworden und haben es zu etwas gebracht! Die Menschen ändern sich im Grunde genommen nie. Man kann die Standesbücher bis ins 19. Jahrhundert hinein nachlesen: wie viele, die ihren Namen als Braut oder Bräutigam, als Patin oder Pate oder als Trauzeugen ins Buch eintragen sollten, konnten nur ein Kreuz malen, neben dem die Bemerkung des Pfarrers steht: Hoc est signum des sowieso.

Horadam war jahrelang Schulmeister in Hofweier, auch wenn Schmautz schon am 19. 12. 1729 versuchte, ihn loszuwerden. Er schrieb an die Herrschaft<sup>15</sup>, er müsse viel Geduld aufbringen, ihn zu ertragen; er sei nicht imstande, die Orgel zu schlagen, sodaß er diesen Dienst durch andere versehen lassen und dafür auch noch bezahlen müsse. Horadam habe versprochen, sich innerhalb 1/4 Jahr hinlänglich instand zu setzen. In dieser Zeit habe er nicht einmal das Choralbuch, das eigens seinetwegen für 6 fl angeschafft wurde, angeschaut, keinem einzigen Buben Choral gelehrt, die Orgel nicht einmal angerührt, um zu lernen, die Kinder in der Schule so miserabel instruiert — das alles sei bekannt. Man könne es ihm nicht zumuten, einen solchen „faulen und negligen Kerl“ noch länger zu ertragen und das Orgelschlagen und den Gottesdienst durch andere versehen zu lassen und dafür noch bezahlen zu müssen. Er bitte um Absetzung des Horadam.

Die Herrschaft reagierte nicht darauf. In den folgenden Jahren geriet Horadam mit der Gemeinde in Konflikt, da er sich in den Leistungen der Gemeinde benachteiligt fühlte. Am 22. 8. 1733 mußte die Herrschaft den Streit schlichten, beide Seiten erhielten Auflagen<sup>16</sup>.

In den Auseinandersetzungen zwischen Vogt Mathis Bayer und Pfarrer Schmautz gerät der Vogt auch mit Horadam in Konflikt. Im Taufbuch ist die Abkühlung deutlich festzustellen: war Bayer bei den ersten Kindern des Lehrers noch Pate, so wurde ab 1737 das anders; entweder fand der Vogt keine Gnade mehr, oder er weigerte sich. Am 20. 8. 1738 reichten 11 Bürger Beschwerden gegen den Vogt ein: der Vogt habe sich gegen den Schulmeister übel benommen, weil er im Namen und Auftrag von Bürgern an die Herrschaft geschrieben habe. Am 11. 12. 1738 verwendete sich sogar der Pfarrer für den Lehrer, das Schreiben ist unterschrieben von 37 Bürgern: weil Horadam im Auftrag von „betrangten Burgern“ wider den Vogt an die Herrschaft geschrieben habe, beschimpfe der Vogt den Schulmeister öffentlich, habe ihn von der Gerichtsschreiberei verstoßen (tatsächlich stellte 1738 der Niederschopfheimer Lehrer die Hofweierer Gemeinderechnung!) und ihm gedroht, er werde ihn auf Weihnachten vom Schul- und Mesnerdienst treiben; es sei zu befürchten, daß er ihn, seine Frau und Kinder aus dem Schulhaus treibt. Er (Schmautz) und die unterschriebenen Bürger bezeugen, Horadam gebe sich „dergestalten fromb, redlich, gerecht, sowohl in seinem Schul- als Mösnerdienst fleißig, emsig, sauberlich, still, friedsam, die Kinder im schreiben und lesen, auch christlicher lehr mit solchem nutzen und frucht unterweiset, daß männiglich nit nur alleine mit ihm in allerwegen zufrieden, sondern ein sehr auferbauliches Exempel nimmt, dergestalten, daß wir uns keinen frömberen, ehrlicheren, aufrichtigeren und beßern wünschen können“ (das ganze Schreiben im AP). Vergleicht man diese Beurteilung mit der vom 19. 12. 1729, kann man über eine solche „Heiligsprechung“ nur den Kopf schütteln. Sie ist nur verständlich, wenn man berücksichtigt, daß der Lehrer inzwischen Parteigänger des Pfarrers gegen den Vogt geworden ist.

Am 14. 2. 1739 müssen Horadam und einige „aufrührerische“ Bürger zum Verhör vor den Amtmann in Offenburg: 1. was er gegen den Amtmann und Vogt habe?; 2. warum er die „höchst verbottenen conventicula fovieret . . . sogar selbige in seinem Haus gehalten?“ Horadam: ad 1 — gegen den Amtmann habe er nichts, gegen den Vogt aber vieles, z.B. stehen in der Heimburgerrechnung 1734 25 fl als „unkösten des Vogts“, in der Rechnung von 1738 aber 145 fl, die der Vogt mit seinem Anhang selbst verzehrt hat; z.T. rühren diese Spesen von dem in Straßburg anhängigen Prozeß mit dem Pfarrer her, und diese Auslagen gehen doch die Gemeinde gar nichts an; ad 2 — darin bekenne er sich als schuldig und verspreche Besserung. Von einer Bestrafung der Angeklagten erfahren wir nichts<sup>17</sup>. Einige Jahre später wird Vogt Bayer von der Herrschaft abgesetzt, dabei spielt der obengenannte Spesenmißbrauch auch eine Rolle. Wahrscheinlich hat die Herrschaft die Berechtigung der Klage der Bürger im stillen anerkannt.

Horadam hat seinem Pfarrer den Rückhalt, den er von diesem erhalten hatte, schlecht gelohnt. Am 26. 7. 1744 richtete er an die Herrschaft ein Denunzia-

tionsschreiben über den Pfarrer, das so niederträchtig ist, daß es die Herrschaft stillschweigend zu den Akten nahm<sup>18</sup>.

Horadam heiratete am 11. 1. 1731 eine Bürgerstochter aus Hofweier, Leodegard Rones, aus der Ehe gingen 7 Kinder hervor. Gestorben ist er 83jährig am 31. 8. 1771, also muß er 1688 in Erbach geboren sein.

Es wird kaum eine Gemeinde in der Lage sein, die Lehrer des 18. Jahrhunderts festzustellen. Dank Schmautz und der Standesbücher können wir das für Hofweier, wenn auch nicht lückenlos. In seinem schon einige Male herangezogenen „Manuale“ von 1758 führt Schmautz im Zusammenhang mit der Lehrerbeseoldung an: „Und haben Christoph Doll, Caspar Rudolf, Franz Anton Bahr, Philipp Horadam und Klingenmeyer und folgende sie (= die Beseoldung) genossen“. In dieser Aufzählung fehlen aber noch einige, die z.T. vor Schmautz amtierten, z.T. aber auch zu seiner Zeit. Warum diese fehlen, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Lehrerliste, soweit feststellbar, lautet:

Johann Baumann, gest. 1680;

Johann Wilhelm Mehl, 1684 Taufe des ersten Kindes;

Johann Jakob Kayer, um 1700;

Franz Ignaz Hug, etwa von 1707 bis 1715;

Christoph Doll, 1715 bis 1722;

Caspar Rudolf und Franz Anton Bahr, 1722 bis 1728;

erwähnt wird noch ein Zapf 1728;

Philipp Johann Horadam, ab 1728 viele Jahre;

Christian Lang, erscheint von 1740 bis 1750 als Zeuge bei Beerdigungen im Totenbuch; „Ludimagister“.

Christian Benz, wie bei Lang 1749;

Klingenmeyer, sicher bis 1758;

Johann Michael Röderer, gest. 1757;

Franz Anton Obert, Schwiegersohn des Röderer, Heirat 1757.

### *Staat und Schule*

Den Schluß soll eine kurze Darstellung der Entwicklung des Schulwesens bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bilden.

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts greift der Staat immer stärker in das Schulwesen ein. So wurde z.B. 1770 vom Markgrafen August Georg in Baden-Baden mit Zustimmung des Straßburger Ordinariates eine Landschulordnung eingeführt, die unter anderem verfügte, daß ein geistlicher und weltlicher Kommissar gemeinschaftlich die Lehrer prüfen (bisher der Pfarrer allein), daß sie auch die Schulen einer Prüfung unterziehen und die Gehälter verbessert werden<sup>19</sup>. Es wurden von der bad. badischen Regierung auch Lehrerseminare

gegründet. Die Ausbildung dort genügte, um kleindörfliche Jugend zum Lesen, Schreiben, Rechnen und Bibelkunde zu führen.

1771 kam die katholische Baden-Baden'sche Markgrafschaft an die evgl. Baden-Durlach'sche, die langsam, aber sicher eine starke Zentralisierung der Verwaltung und auch des Schulwesens betrieb. 1790 erließ Markgraf Carl Friedrich eine Verordnung, die die Befolgung der Schulordnung August Georgs einschärfte, aber bereits zwischen Geistlichem und Weltlichem unterschied. Nur soweit das Geistliche betroffen werde, sei Kommunikation mit den Ordinariaten zu pflegen. Die Regierung überträgt den Lehrerdienst, setzt den Lehrer ein oder ab, doch kann der Pfarrer dem Lehrer das Glaubensbekenntnis abnehmen<sup>20</sup>. Es wird deutlich das Bestreben spürbar, die Kirche allmählich ganz aus der Schule zu verdrängen. Die Kirche hat jahrhundertlang den Dienst getan. Nun kann sie gehen!

1803 erließ die für Schulsachen zuständige Kath. Kirchenkommission in Bruchsal — später die Kath. Kirchensektion in Karlsruhe (eine Abteilung des Innenministeriums) eine umfassende Schulordnung für Trivialschulen (= Volksschulen), die folgende Punkte enthielt<sup>21</sup>:

1. Der Unterricht ist fortdauernd, d.h. sommers wie winters;
2. die Schulpflicht ist bei Knaben vom 7. bis 14., bei Mädchen vom 7. bis 13. Lebensjahr;
3. Schulversäumnisse werden mit 12 bis 60 Kreuzern bestraft.
4. Schulaufseher sind die Kirchspielpfarrer, der Ortsvorstand und ein Kirchenältester;
5. Schul-Oberaufseher sind bei den Katholiken „unsere verordneten Schulvisitatoren“, bei den Evangelischen „unsere Speziale oder Inspektoren“;
6. Lehrgegenstände sind: Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, biblische Geschichte, Materialien des Religionsunterrichtes.

1807 wurden alle Schulen der Generalkommission unterstellt. Die Schulaufsicht übernahmen Kreisdirektoren. Es zeichnen sich bereits Spannungen zwischen staatlicher und kirchlicher Schulaufsicht ab. Die Kirche wurde langsam, aber sicher aus der Schule hinausgedrängt. Der Kulturkampf setzte 1876 den Schlußpunkt, indem die Simultanschule die bisherige Konfessionsschule verdrängte. Die Kirche hatte nur noch das Recht, den Religionsunterricht unter eigener Aufsicht zu erteilen. In Gemeinden mit geschlossener katholischer oder evangelischer Bevölkerung war das nicht zu spüren, da nur Lehrer dieser Konfession angestellt wurden.

1809 errichtete der Staat in Rastatt das erste Schulpräparanteninstitut. Aber es brauchte noch lange, bis die Gemeinden sich dazu verstanden, staatlich ausge-

bildete Lehrer anzustellen. Sie vergaben die Lehrerstellen lieber an den, der sich am billigsten anbot.

Mit der Übernahme der Schule durch den Staat wurde auch die Besoldung einheitlich geregelt. Aber besser wurde sie damit noch nicht. Nach 1800 wurde folgende Klassifizierung eingeführt:

1. Klasse, Gemeinden bis 500 Einwohner = 100 fl jährl.
2. Klasse, Gemeinden bis 1 500 Einwohner = 175 fl jährl.
3. Klasse, Gemeinden bis 3 000 Einwohner = 250 fl jährl.
4. Klasse, Gemeinden über 3 000 Einwohner = 350 fl jährl.

Erst 1845 erfuhr die 1. Klasse eine Aufbesserung und wurde der 2. Klasse gleichgestellt. Auf Reklamationen, daß man mit 100 fl jährlich unmöglich leben könne, wies die Schulbehörde darauf hin: der Lehrer auf dem Land hat doch den Vorteil der reinen, guten Luft, dieser Vorteil sei unschätzbar!<sup>22</sup>. 1892 wurde schließlich das Ortsklassensystem aufgehoben und das Gehalt des Lehrers nach dem Dienstalter festgesetzt.

In Hofweier läßt sich eine Lehrerliste in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht erstellen. In der zweiten Hälfte sind dann alle Lehrer greifbar.

#### *Anmerkungen:*

- 1 M. Hennig, Geschichte des Landkapitels Lahr. Lahr 1893. Der rechtsrheinische Teil der Diözese Straßburg war in 3 Landkapitel (oder Landdekanate) eingeteilt: im Norden das Kapitel Ottersweier, in der Mitte das Kapitel Offenburg, im Süden das Kapitel Lahr, das alle Pfarreien südlich der Kinzig bis zur Bleich (Bistumsgrenze) umfaßte. Die drei Landkapitel waren wiederum in einem bischöflichen Kommissariat zusammengefaßt, an dessen Spitze der bischöfliche Kommissar mit Verwaltungsvollmachten stand, in der Regel ein Geistlicher des Kapitels.
- 2 W. Bartelt, Heimatkunde von Niederschopfheim. Freiburg/Br. 1964, S. 254.
- 3 PFAH
- 4 H. Braunstein, Chronik von Schutterwald. Offenburg 1974, S. 209/10.
- 5 Sie ist auch wörtlich in der Zeller Stadtgeschichte enthalten (Zell a.H.).
- 6 In allen Ordnungen für die Schulmeister ist die Aufgabe der Pflege des Chorals enthalten. Dazu muß man wissen, daß bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts der Gottesdienst fast nur in lateinischer Sprache gehalten wurde, der gewöhnliche Sonntagsgottesdienst mit Choral des Lehrers und einer Bubengruppe, an Festtagen figuraliter, d.h. es wurde eine lateinische Messe mit Orchester aufgeführt. Erst unter dem Einfluß der Aufklärung wurden die Bestrebungen der deutschen Liturgie mit deutschen Kirchenliedern immer stärker. Das deutsche Kirchenlied war zwar nie ganz unbekannt, war aber früher in der Meßliturgie nicht erlaubt.
- 7 Gemeint sind die Quatembertage in der Advents- und Fastenzeit.
- 8 H. Brommer, Philipp Jakob Schmutz (1683—1763). Zum Leben des Hofweierer Erzpriesters, in: Ortenau 55/1975, S. 95—111.
- 9 Was mit „Bauernglocke“ gemeint ist, läßt sich nicht eindeutig klären. Rief der Amtmann oder Vogt zu einer Gemeindeversammlung, wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben. Daneben gab es aber auch das „Wetterläuten“: wenn ein Gewitter am Himmel stand, sollten die geweihten Glocken vor Schaden bewahren. Dafür erhielt der Mesner ja auch die Mesnergarbe.



- 10 H. Braunstein, a.a.O. S. 210.
- 11 PfAH.
- 12 Es handelt sich um das „alte Schulhaus“ am Fuß des Kirchbergs. Es war damals einstöckig, die Anregung des Schmautz wurde erst rund 100 Jahre später durchgeführt und das Haus aufgestockt.
- 13 PfAH.
- 14 PfAH.
- 15 PfAH.
- 16 PfAH.
- 17 PfAH.
- 18 PfAH.
- 19 M. Hennig, a.a.O.
- 20 M. Hennig, a.a.O.
- 21 H. Braunstein, a.a.O., S. 211.
- 22 H. Braunstein, a.a.O., S. 211.

*Literatur:*

O. Kähni, Aus der Geschichte des ehemaligen ritterschaftlichen Dorfes Hofweier. 1937.

*Abkürzungen:*

AF: Archiv der freiherrl. Familie von Franckenstein. Franckensteinsches Rentamt Offenburg.  
Das Archiv ist nicht nummernmäßig erfaßt.  
PfAH: Pfarrarchiv Hofweier

# Die Orgeln in der Altenheimer Kirche

*Wilhelm Marx*

Durch die häufigen Kriegshandlungen am Rhein im Vorfeld Straßburgs ist das Dorf Altenheim mit der Kirche wiederholt zerstört worden. Bis zum 16. Jahrhundert liegen darüber nur lückenhafte Aufzeichnungen vor. Nach der völligen Zerstörung des Kirchengebäudes während des Straßburger Bischofskrieges im Jahre 1600 wurde die Kirche zwei Jahre später unter Pfarrer Wolmershäuser wieder aufgebaut. Das neue Langhaus war innen 18 m lang, 8 m breit und 6 m hoch.

1721 erhielt die Kirche unter Pfarrer Christian Samuel Lotzbeck eine neue Orgel, gefertigt von dem bekannten Straßburger Orgelbauer Andreas Silbermann für 400 Gulden. Es war die erste Orgel, die in einer Altenheimer Kirche erstellt wurde. „Obgleich schon im 12. Jahrhundert Orgeln für die Dome, Stadt- und Klosterkirchen am Oberrhein gebaut worden sind, begann der Bau der Dorfkirchenorgeln erst im 18. Jahrhundert“<sup>1</sup>. In keinem der Kirchenvisitationsberichte vor dieser Zeit wird ein solches Instrument erwähnt. Auch Bernd Sulzmann schreibt: „Im Gegensatz zu Gebieten nördlich der Mainlinie weist das Land zwischen Rhein und Neckar, zwischen Bodensee und Main . . . kaum Orgeln auf, die vor 1700 entstanden sind. Durch ihre geographische Lage mußten diese Ländereien oft genug Kriegshandlungen erleiden, die Kriege Ludwigs XIV. bis 1714 mit ihren Zerstörungen ließen Land und Leute verarmen, vorhandene Orgeln waren vernichtet, in Armut und Hungersnot war ein Wiederaufbau mühsam. Eine Zeit, die selbst die Grundbedürfnisse der Bevölkerung nur unzureichend befriedigen kann, kennt keine Kunsthandwerker . . .“<sup>2</sup> So ist unwahrscheinlich, daß angesichts der häufigen Kriegshandlungen im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts vor dem Jahre 1721 in der Altenheimer Kirche eine, wenn auch bescheidene Orgel aufgestellt war. Die Stützen des Kirchengesanges waren der Geistliche, der Lehrer, die Schüler und einige sangesfreudige Kirchenbesucher.

Um so mehr dürfte dann im Jahre 1721 die Erstellung einer Orgel aus der Werkstätte Silbermanns von der Bevölkerung begrüßt worden sein. Der Schullehrer hatte von Anfang an auch den Organistendienst zu versehen. Sicher ließen die musikalischen Fähigkeiten dieser Männer manchmal zu wünschen übrig, was zeitweise in den Kirchenvisitationsberichten des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck kommt. Der Altenheimer „Schulmeisterorganist“ Johann Heinrich Leuthäuser, der mit Silbermann befreundet war und in diesem Zusammenhang später noch einmal genannt wird, scheint hiervon eine rühmliche Ausnahme gemacht zu haben.



*So sah die Altenheimer Silbermannorgel aus. Der Prospekt war der gleiche wie bei der heute noch bestehenden Orgel in Ottrott/Elsaß. Nur war in Altenheim das Werk in die Emporenbrüstung eingebaut (Brüstungsorgel) und wurde von hinten gespielt.*

### *1. Die Orgel von Andreas Silbermann (1721/22)*

Der Vater Andreas Silbermann hatte im Elsaß eine Anzahl von Instrumenten gebaut, darunter sein Meisterwerk, die Straßburger Münsterorgel. 1721 gelang es ihm, auch rechtsrheinisch ein kleines Werk zu schaffen, das übrigens sein einziges in dieser Gegend geblieben ist, die Orgel in der Altenheimer Kirche. Der zwischen der Gemeinde Altenheim und Andreas Silbermann geschlossene Vertrag liegt im Original im Pfarrarchiv Altenheim vor<sup>3</sup>. Er lautet:

„Anno 1721 den 30 ten Sept. ist zwischen der Gemeindt Altenheim und Herrn Andreas Silbermann orgelmachern in Straßburg folgender Accord gemacht worden.

Erstlich verspricht Herr Silbermann der Gemeindt Altenheim eine orgel mit ihrem geheiß sambt aller Zugehör auf Pfingsten 1722 zu verschaffen.

Zum andern soll die Orgel folgende Register haben, als

Cupel 4 Fuß thon gedeckt (= Copel 8')  
octav von Zinn im schein 4 Fuß thon;  
(mit „schein“ bezeichnet Silbermann den Orgelprospekt)  
Flött gedeckt 4 Fußthon;  
Nassau die ersten zwey octaven gedeckt 3 schuh (= Nazard 3')  
Mixtur dreyfach thon die größte Pfeife ein schuh;  
Cimbel zweyfach;  
Ein tremulant.  
Subpaß von Holtz 8 schuh gedeckt 16 schuhthon  
bestehent in 12 Pfeifen oder 3 bis 4 mehr.

Zum dritten soll die orgel in allen Stücken sein, wie zu Geidertheim außer das der Subpaß und tremulant darüber. Vor solch werk verspricht die Gemeindt zu zahlen 400 fl sage vierhundert Gulden Reichswehrung und zwahr in folgenden terminen zu bezahlen.

Auf nechst Künftig Martini hundert Gulden oder längstens auf Weyhnachten, ferner wan die orgel gestelt ist und tüchtig erfunden wird hundert Gulden.

Und dan das Dritte Hundert über ein Jahr à termina der stellung.

Endlich das letzte Hundert über zwey Jahr à termina der stellung.

Item verspricht die Gemeindt H: Silbermann und seinem gesellen den Kosten zu geben, so lang er dranaufsetzt. Item soll Herr Silbermann davon alle Zölle bezahlen. (Schiff und wagen Zoll außgenommen.)

Die Gemeindt aber will sie in ihrem Kosten herausführen. Item verspricht Herr Silbermann die gewährschaft der orgel so lang, biß der vollige Zahlungstermin verfloßen also das wan ein Hauptsächlicher fehler sich daran finden solte, er schuldig seyn wolle, die orgel wieder zurück zu nehmen. Letztlich verspricht die Gemeindt Herrn Silbermanns Frau Ehe liebsten über den Kaufschilling zu geben ein Alte Loui Dör.

Hanß Marx Schultheiß  
Hanß Ruf Heimburger  
Davitt bittner deß Gerichts  
Hanß Wurth deß gericht  
Diebolt biekert gerichtsmann  
Jacob Rinkel deß Gerichts  
Hanß Kremer gerichtsmann  
Hanß Georg Fischer gerichtsmann  
Nicklauß Martzloff deß Gerichts  
Andreas Silbermann Orgel Macher in Straßburg

Joseph Wörsching hat in seinen zahlreichen Veröffentlichungen über die süddeutsche Orgelbaukunst auch die Altenheimer Orgel von 1721/22 erwähnt und stand mit dem Altenheimer Pfarramt zwischen 1936 und 1940 brieflich in Verbindung<sup>4</sup>. Er schrieb am 6. Nov. 1936:

„Studien über die von den Straßburger Meistern Andreas und Johann Andreas Silbermann in Baden erbauten Orgeln haben mich mit Altenheim in Verbindung gebracht, wo Andreas Silbermann 1722 ein Orgelwerk erstellte, das einzige über dem Rhein, während sein Sohn J.A. bedeutend glücklicher war. Ich

habe über die Andreas Silbermannorgel zu Altenheim nun schon im Heft 2/3 (Jahrgang 1936) der Zeitschrift „Der Kirchensänger“ (Freiburg) einen Aufsatz veröffentlicht.

Ich gedenke nun nochmals einen Aufsatz zu bringen, da ich in den Aufzeichnungen des J.A. Silbermann interessante Anekdoten über den damaligen Schulmeisterorganisten Leuthäuser gefunden habe . . . Lehrer Leuthäuser scheint demnach das treibende Element beim Orgelbau gewesen zu sein, wie er vor allem Silbermann empfohlen zu haben scheint, da er später mit ihm befreundet ist.

In dieser Angelegenheit habe ich mich an Herrn Vikar Steigelmann gewendet, der aber jetzt nicht mehr in Altenheim ist . . . Er schrieb mir, daß Leuthäuser heute noch populär ist und daß von ihm in Privatbesitz ein Manuskript<sup>5</sup> existiert, in dem sich alle möglichen wichtigen Aufzeichnungen befinden . . .“

In einem Brief Wörschings an das Pfarramt in Altenheim vom 25. November 1936 ist zu lesen:

„Es ist eine Vermutung von meiner Seite, daß Leuthäuser beim Orgelbau maßgebend war oder wenigstens während desselben mit Silbermann befreundet wurde, da er später in Straßburg beim Meister einkehrte und sich dort manchen Spaß erlaubt hat, wie Silbermann in den in Paris befindlichen Tagebüchern berichtet. Über einen seiner Besuche bei Silbermann werde ich im ergänzenden Aufsatz berichten.“ In einem Schreiben vom 4. Dezember 1940 meint Wörsching: „. . . Meines Wissens wurde die Altenheimer Orgel durch Bl. Schaxel völlig neu erbaut und findet sich in der Orgel nichts mehr von Silbermann . . . Schaxel hat nicht schlecht gearbeitet.“

In Altenheim waren drei Leuthäusergenerationen als Schullehrer tätig. Es war Johann Heinrich L., der mit Silbermann befreundet war (Sippenbuch Nr. 3236). Dessen Vater, Christian L. war „Schulmeister in Obenheim/Elsaß“ und kam nach Angaben des Altenheimer Sippenbuchs erst 1723 nach Altenheim, konnte also auf die Entscheidung der Gemeinde bei der Beschaffung der Orgel im Jahre 1721 kaum Einfluß genommen haben. Demgegenüber ist aber Wörsching nach Angaben von Vikar Steigelmann der Ansicht, Christian Leuthäuser sei schon im Jahre 1719 in Altenheim gewesen<sup>6</sup>.

Nachforschungen in den Kirchenbüchern von Obenheim im zuständigen Straßburger Archiv (Département Bas Rhin) brachten keine Klärung, so daß die Frage offen bleiben muß.

Die Altenheimer Orgel von Andreas Silbermann war ein kleines Werk, das für einen Kirchenraum von 18 x 8 x 6 m ausreichte. Im Vertrag vom 30. September 1721 wünschte die Gemeinde, die neue Orgel „soll . . . in allen Stücken sein, wie die zu Geidertheim“ (Geudertheim, östlich von Brumath). Joseph Wörsching vergleicht die Disposition der Altenheimer mit der Geudertheimer

Orgel und schreibt<sup>7</sup>: „Die als Muster und zum Vergleich genannte Orgel zu Geudertheim war von Silbermann 1715 gebaut worden, stimmt aber nach diesem Vertrag nicht mit der Altenheimer Disposition überein.

<i>Geudertheim 1715:</i>	<i>Altenheim 1721/22</i>
Bourdon 8'	Copel 8'
Prestant 4'	Octav 4'
Flutte 4'	Flöte 4'
Nazard 3'	Nassau (Nazard) 3'
Doublette 2'	?
Tierce 1 3/5	?
Fourniture 3 fach	Mixtur 3 fach
Cymbale 3 fach	Cimbel 2 fach
	Tremulant
Soubasse 16'	Subbaß 16'

„Außer der entstellenden Verschreibung „Nassau“ (= Nazard 3') fehlt in der Disposition die Doublette 2', die aber laut Aufzeichnung des J.A. Silbermann tatsächlich vorhanden war. Jedenfalls kannte das Gemeindegremium, das die Orgel in Auftrag gab, das jenseits des Rheines in Geudertheim stehende Werk aus dem Jahre 1715 ganz genau. Demgemäß hätte diese Orgel anfänglich keinen Subbaß gehabt, wengleich J.A. Silbermann nirgends von dessen späterem Einbau spricht und dessen Fehlen überhaupt wenig wahrscheinlich ist. Nach den verschiedenen Aufzeichnungen und nach Vergleich des Vertrages mit der Disposition von Geudertheim ergibt sich für Altenheim die mutmaßliche nachstehende Disposition:

Wir kennen nun von der Altenheimer Silbermannorgel nicht nur die Art und die Zahl der Register (Disposition), sondern auch ihre äußere Gestalt (Orgelprospekt).

<i>Manual</i>		<i>Pedal</i>
Bourdon 8'	Doublette 2'	Subbaß 16' (gedeckt)
Prestant 4'	Fourniture 3 fach	
Flüte 4'	Cymbale 2 fach	Tremulant
Nazard 3'		

In seiner Arbeit über die Orgeln des Johann Andreas Silbermann bringt P. Albert Hohn OSB Auszüge aus dem Pariser Silbermann-Archiv über die Orgeln in Ottrott (Els.) und in Altenheim mit einer Beschreibung des Altenheimer Orgelprospekts. Es heißt dort: „Clavier von 4 octaven. Das Corpus hat 2 Seitenthürn (Seitentürme), und ein doppelt Platface, hat auch ein Trembl doux. Dieses Werk ist wie ein Rück Positiv gestelt, und wird hinten gespielt. Wurde 1721 veraccordirt und 1722 im Xber (Dezember) auf gesetzt.“ Damit gleicht das Altenheimer Werk der heute noch in Ottrott stehenden Orgel. Nach fern-

mündlicher Rücksprache mit dem Pfarramt in Ottrott am 29. 9. 1983 wurde die dortige Orgel im Jahre 1722 von Andreas Silbermann für das Benediktiner Kloster in St. Leonhard (2 km von Ottrott entfernt) gefertigt und kam im Jahre 1794 in die dortige Kirche. Ihre Disposition ist:

Prestant	4'
Bourdon	8'
Nazard	3'
Doublette	2'
Tierce	1 3/5'
Fourniture	3 fach
Cymbale	2 fach

Im Gegensatz zu Ottrott war die Orgel in Altenheim aber „wie ein Rück Positif gestellt“, d. h. sie war in die Emporenbrüstung eingebaut (Brüstungspositiv). Hohn beschreibt in der obengenannten Arbeit: „Andreas Silbermann hat gelegentlich kleine Werke mit diesem Prospekt als Brüstungspositive eingerichtet.“<sup>8</sup>

„Die Altenheimer Orgel war gleichsam der Vorposten der Silbermännischen Kunst, der lange und einsam die Stellung halten mußte. Ihr Bau war vielleicht noch mehr ein Werk des Zufalles und der praktischen Umstände als ein Zeichen bewußter Überlegung und fortschrittlicher Gesinnung. Erst nach Jahrzehnten kamen die großen und berühmten Silbermannorgeln über den Rhein“<sup>9</sup>.

„Bei diesem Orgelbau machte Silbermann Bekanntschaft mit dem Altenheimer Schulmeister Johann Heinrich Leuthäuser (Leutheußer), der vielleicht die treibende Kraft in der Beschaffung der Orgel war. Leuthäuser, der der Lehrerfamilie zu Obenheim entstammte, kam um das Jahr 1719 nach Altenheim<sup>10</sup>. Er war ein Original, wie die Leuthäuser überhaupt noch heute in Altenheim unvergessen sind, wo sie nach alter guter Art in 3 Generationen als Lehrer, Organisten und Mesner tätig waren.

Über das freundschaftliche Verhältnis zwischen Silbermann und Leuthäuser und das (gespannte) Verhältnis zwischen Silbermann und dem Orgelmacher Merckel klärt uns folgende sarkastische Anekdote auf, die J. A. Silbermann als typisch für die Beziehungen zu Merckel aufzeichnete<sup>11</sup>:

Frauenholtz, der Kapellmeister an der neuen Kirche, Ratsherr Hammel, ein guter Klavierspieler, Zornenmüller Hüttner, der bekannte Organist, und der Schulmeister — Organist Leuthäuser hatten sich zu einem Glas Wein bei Andreas Silbermann eingefunden. Da versprach Leuthäuser, der ganzen Runde und Merckel „eine Freude“ zu machen. Er ging in dessen Haus und erkundigte sich nach einem Clavichord. Dabei fragte er: „Wie heißt der andere Orgelmacher, der noch hier ist, der an der Münsterorgel etwas gearbeitet? — Merckel: Silbermann. — Leuthäuser: Er wird nichts mehr arbeiten, eben als ich durchs Münster ging, waren viele Leute da, und es hieß: Der Orgelmacher ist heruntergefallen und hat den Hals abgestürzt. — Merckel drehte sich auf dem Absatz herum und rief freudig zu seiner Frau: Der Silbermann ist von der Münsterorgel heruntergefallen und hat den Hals abgestürzt. Er befahl, sogleich ein Glas Wein zu bringen. Leuthäuser verabschiedete sich schnell. — Organist Schöttel von St. Nikolaus kommt die Gasse herauf — war

auch bei Silbermann gewesen. Merckel ruft ihm zu: „Silbermann ist von der Münsterorgel gefallen — Hals abgestürzt.“

1742 reinigte und stimmte J. A. Silbermann innerhalb von 2 Tagen „mit Georg“ die Altenheimer Orgel. Es ist das der Gehilfe Georg Wiedemer, der im September desselben Jahres in die Abtei Salem eintrat, dort den Namen Fr. Engelbert erhielt und von 1766 an bei den dortigen Orgelbauten durch Karl Joseph Riepp mithalf.

1760 erweiterte man das 1602 erbaute Langhaus durch Hinausrücken der Nordwand um 10 Schuh (etwa 3 m). Während der Bauzeit mußte die Orgel entfernt werden. In den Gemeinderechnungen ist zu lesen:

„Den 7 ten Junius (1760) bin ich den gantzen Tag Beym Orgelmacher in der Kirchen gewesen beym Orgel abrechen . . .“ „Dito: D 28 ten (September 1760) bin ich zu Straßburg gewesen bey dehme Orgel-Macher, und habe denselben hierher Beruffen, und die orgel wieder in Ordnung aufzusetzen.“

Johann Andreas Silbermann erhielt „Vor Abbrechung und Wiederaufsetzung und Stimmung der Orgel zu Altenheim“ aus der Gemeindekasse 38 Gulden, 1 Schilling, 6 Pfennig<sup>12</sup>. „Diese Arbeit besorgte J. A. Silbermann mit den Gehilfen ‚Jacob von Zittau und Georg von Dresden.‘ Es herrschte damals gerade eine große Überschwemmung durch die Kinzig und den Rhein; das Hochwasser reichte bis an den Kasten der Kutsche, die von 6 Pferden gezogen werden mußte und deren Türen man offen ließ ‚für den Fall eines Umkippens‘. Die Kinder von Altenheim ‚gingen auf Stelzten in die Schule‘.“

*Das neu Jassu Frimbürges Diabell Bildes des  
abrechnung und wieder aufsetzung und Stimmung der  
Orgel zu Altenheim, sammt den zugehörigen  
Uebereinen wegen des Reiß in allem aufzugeben  
Jahr 38 R 1/2 6d, Joseph und Simon Sauer,  
Bastig Professor  
Altenheim den 6 Febr.  
Juni 1760.*

*Johann Andreas  
Silbermann.*

Als der junge Josias Silbermann 1783 die Orgel in Lahr aufstellte, reinigte und stimmte er zum letztenmal mit Conrad Sauer und Philipp Reeb die Altenheimer Orgel<sup>13</sup>.

Für die schnell wachsende Bevölkerung war das Langhaus bald wieder zu klein. Die Silbermannorgel war 1722 errichtet worden für ein Langhaus von



18 x 8 x 6 Meter = 864 cbm. Für den geplanten Weinbrennerbau von 33 x 18 x 11 Meter = 6534 cbm genügte das kleine Werk nicht mehr, ganz abgesehen von den Beschädigungen durch den wiederholten Abbau und Wiederaufbau von 1760 und 1809 und die ungünstigen Einflüsse infolge der Schäden des Langhauses an Dach und Fenstern.

Um dem neuen Weinbrennerbau Platz zu machen, wurde 1808 das Langhaus der unter Pfarrer Wolmershäuser im Jahre 1602 erstellten Kirche abgerissen. Zuvor mußte man aber die alte Silbermannorgel entfernen, was im Januar 1808 von Conrad Sauer aus Straßburg besorgt wurde. In den Gemeinderechnungen<sup>14</sup> ist darüber zu lesen: „1808 d. 8 ten Jänner Habe ich mit zwey Gesellen die Orgel in der Kirch helfen abbrechen und 3 Kisten zu den Pfeifen einzu packen gemacht . . . ich habe ein 100 negel dazu geben . . .

Johannes Brehm, Schreiner Meister“

Der Aufbau des neuen Langhauses ging zügig voran. Die Gottesdienste fanden während des Kirchenbaus im damaligen Schulhaus (dem späteren Rathaus, heutige Kirchstraße 32) statt. Ende 1809 waren bereits wieder behelfsmäßig Gottesdienste in dem Neubau möglich. Blasius Schaxel, dem der Auftrag für die neue Orgel durch Vertrag vom 12. November 1809 zugesprochen worden war, hat sich erboten, bis zur Fertigstellung derselben die alte Silbermannorgel im neuen Kirchenschiff noch einmal aufzustellen. Das geschah in der Zeit vom 17. bis 30. November 1809. Die entsprechende Stelle des Vertrags lautet: „Da nach dem Versprechen des berühmten Orgelbauers Schaxel von Herbolzheim nach einem Accord einer neu zu erbauenten Orgell in Altenheim, Er, abgemelter die alte Orgell ohnentgeltlich aufzubauen versprochen hat; so verpflichtet sich die Gemeinde hingegen, Ihm, dem Orgelbauer seine Reiseunkosten, seine Auflage an Leder für Blaßbälge nebst Drath und s.w. zu vergüten . . .“<sup>15</sup> Bereits 5 Tage nach Abschluß des Vertrags über eine neue Orgel kam Schaxel am 17. November 1809 mit einem Gesellen in Altenheim an. Sie wohnten auf Kosten der Gemeinde im Gasthaus zur Stube.

Die Silbermannorgel wurde also in der Zeit vom 30. November 1809 bis zu ihrer endgültigen Entfernung am 6. August 1811 noch einmal benützt. An diesem Tag schließlich wurde das alte Orgelwerk endgültig abgebaut, am gleichen Tag die neue Orgel mit 7 vierspännigen Wagen angefahren und auf die Kirchenempore hinaufgetragen:

„. . . mit 7 Mann Handfröhnern in der Kirche die alte Orgel helfen abbrechen und heruntergetragen und die neue von sieben Wagen abgeladen und hinaufgetragen“<sup>16</sup>.

Wie aus dem Diätenzettel des Heimburgers vom 8. November 1808 und dem mit Schaxel am 12. November 1809 abgeschlossenen Vertrag hervorgeht, wollte die Gemeinde von Anfang an die alte Orgel dem Herbolzheimer Orgelbauer in Zahlung geben. Aus diesem Grunde wurde Kantor Bannmeyer aus Lahr be-

auftragt, das Instrument zu schätzen. Aus seinem Bericht vom 2. April 1810 ist der damalige Zustand des alten Orgelwerks zu ersehen.

„Dem großherzoglichen Oberamt in Mahlberg.  
Die alte Orgel betreffend in Altenheim.

Nachdem ich Unterschriebener am 1 ten dieses die alte Orgel in Altenheim in Augenschein genommen, untersucht und alle Theile derselben durchgesehen habe; so fand ich, daß der Vorrath an ächtem Zinn, Metal und Blei sehr gering und dazu 90 Jahr alt ist.

Die 2 Bälgen sind wenig oder gar nichts werth; denn sie sind ausgebraucht und halten beinahe nicht mehr zusammen. Sie haben auch wirklich an mehreren Orten Luft. Der alte 8 füßige, durch Deckung zu 16 fußton gemachte Subbaß muß geöffnet, und wenn man findet, daß er noch etwas brauchbar ist, zu 8 fußton umgeändert werden; weil er so, da er allein das Pedal ausmacht, nicht angibt.

Wenn nun eine Gemeinde oder Orgelmacher diese äußerst veraltete Orgel, die eine zu ihrem Gebrauch, der andere zum Verkauf annehmen will; so kann sich jeder Rechnung machen, daß er noch ein Beträchtliches darauf verwenden muß, wenn sie noch für einige Zeit in brauchbaren Zustand gebracht werden soll.

Es ist mir daher unmöglich, dieses Werkchen, so wie es dastehet, höher, und zwar im höchsten Werth, anzuschlagen, als für fl 400,—.  
Lahr den 2 ten April 1810.

Bannmeyer. Cantor.“

Natürlich interessiert das weitere Schicksal der Altenheimer Silbermannorgel nach ihrer Übergabe an Schaxel. Dieses Thema klingt schon an in einem Bericht von Mathias und Wörsching über die Orgel in Bolsenheim im Elsaß. Es heißt dort: „Der Fall Bolsenheim ist noch nicht aufzuklären. Vogeleis berichtet: ‚Orgelbauer Gries (Kriess) von Molsheim schenkte mir 1897 die in der dortigen Orgel aufgefundenen, von Silbermanns Hand geschriebene Inschrift: ‚Anno 1722 wurde diese Orgel gemacht von Andreas Silbermann zu Straßburg.‘ Aber weder im Silbermann Archiv, noch bei Lobstein findet sich irgend ein Anhaltspunkt. Es kann sich somit bei der damals abgebrochenen Silbermannorgel nur um ein 1722 vollendetes und später hierher versetztes Werk handeln. Es kämen das Positiv Nr. III (Kolbsheim) oder die Orgel von Altenheim in Betracht, die 1812 dem Orgelmacher Schaxel überlassen worden war“<sup>17</sup>.

Eine noch nicht veröffentlichte Arbeit von P. Meyer-Siat (Schiltigheim) aus dem Jahre 1980 über „Die drei Orgeln von Bolsenheim“ bringt die endgültige Klärung. Der Autor schreibt: „Nach unserer Ansicht hat kein Silbermann je eine Orgel für Bolsenheim gebaut. Die Silbermannorgel, die Kriess 1889 ent-

fernte, ist ganz einfach die Orgel von Altenheim, die Blasius Schaxel 1811 in Bolsenheim aufstellte.“

Schaxel erhielt nach den Gemeinderechnungen von Bolsenheim für die Erstellung dieses Werks

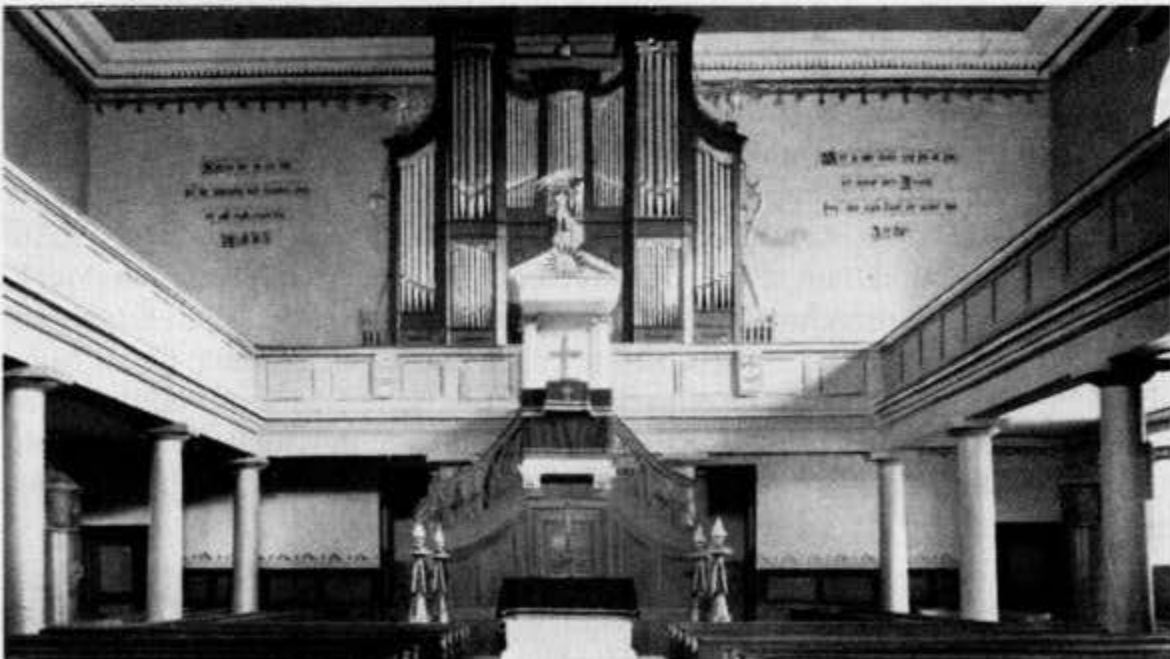
1811 550 frs als erste Rate  
1812 500 frs als letzte Rate und  
1814 einen Rest von 50 frs.

Für Reparaturen an der dort aufgestellten Orgel wurden von der Gemeinde Bolsenheim in den folgenden Jahren bezahlt:

1817 160 frs — 1819 164,45 frs — 1859 200 frs.

Als die Gemeinde Bolsenheim im Jahre 1889 eine neue Orgel erwerben wollte, wandte man sich an Orgelbauer Kriess von Molsheim „(à l'homme favorisé en haut lieu à l'époque)“. Meyer-Siat meint dazu: „Kriess übernahm ohne Skrupel die Silbermannorgel (à l'époque des 'experts', en 1889 AUCUN facteur d'orgues ne serait fait scrupule de démolir un Silbermann); er entdeckte dort den Zettel von Silbermann, den er acht Jahre später Vogeleis übergab und errichtete seine neue Orgel, die heutige Orgel.“

Damit ist das letzte Kapitel in der Geschichte der Altenheimer Orgel von Andreas Silbermann zu Ende. Ihr Schicksal unterscheidet sich insofern von dem der meisten Silbermannorgeln in Baden, als sie nicht durch einen Brand zerstört wurde, sondern, als Opfer modischer Geschmacksentwicklung in ihrem Wert gering geachtet, in der Werkstätte eines Orgelbauers endete.



*Die Orgel der Weinbrennerkirche, gefertigt von Blasius Schaxel, Herbolzheim (vor 1917 mit Originalprospektpfeifen).*

## 2. Die Orgel von Blasius Schaxel 1811

Im Jahre 1808 wurde das zu klein gewordene Langhaus der Altenheimer Kirche abgetragen und mit dem Neubau eines größeren Kirchenschiffs nach den Plänen von Weinbrenner begonnen. Kirchenbehörde und Gemeindeverwaltung beschäftigten sich schon vier Jahre vorher mit der Beschaffung eines neuen, leistungsfähigeren Orgelwerks. So führte bereits im September 1804 der „kurfürstliche Specialat“ Koch im Auftrag der Kirchenbehörde ein Gespräch mit der Gemeindeverwaltung Altenheim über die „Anschaffung einer neuen hinlänglichen, statt der alten zu kleinen und 20 Jahre lang dem Verderben ausgesetzten Orgel“<sup>18</sup>.

Bevor die Gemeindeverwaltung sich für einen bestimmten Orgelbauer entschied, bemühte man sich, zusammen mit Fachleuten die Werke verschiedener Firmen anzusehen. Vom 21. Mai 1808 liegt ein Brief des Pfarrers von Kippenheim an seinen Altenheimer Amtsbruder vor: „Wie ich vernommen habe, soll die Gemeinde Altenheim gesonnen seyn, die neue Orgel in ihrer Kirche einem Straßburger Orgelmacher zu Verfertigung zu überlassen. Da wir in unserm Vaterlande Orgelmacher haben, welche solide und gute Werke zu liefern im Stande sind, so wäre es nicht recht, den Verdienst einem Ausländer zuzuwenden, auch würde ein solcher Akkord die höchste Genehmigung nicht erhalten. . .

Orgelmacher Martin von Waldkirch ist ein sehr billiger Mann, macht gute Arbeit, wie die Orgel in Hugsweyer und Weingarten bei Offenburg zeigen können . . .“<sup>19</sup>

Trotz dieses gutgemeinten Vorschlags haben am 30. Juni 1808 „Special Hartmann mit Schultheiß Sutter und Schullehrer Leuthäuser“<sup>20</sup> Verbindung mit Orgelbauer Bürgy in Durlach aufgenommen, der einen „neuen Orgelriß für 35 Gulden 44 Kreuzer“ anfertigte, ebenso am 31. Aug. 1808 mit Orgelbauer Sauer von Straßburg. „Am 8. Nov. 1808 ist Heimburger Dürr auf Befehl von H. Schultheiß und Gericht auf Straßburg geritten zu dem Orgelmacher Sauer und fragen wie er unsere alte Orgel annimmt auf eine neue zu machen“<sup>21</sup>. Am 13. Februar 1810 verlangte die Großherzogl. Badische Regierung der Markgrafschaft „die Einsendung einer genauen Beschreibung der alten Orgel und ihres dermaligen Werths und ein Riß über die neu zu errichtende Orgel“ und am 16. März 1810 teilte das Großherzogliche Badische Oberamt Mahlberg den „Geist- und weltlichen Vorgesetzten zu Altenheim“ mit, daß Cantor Bannmaier aus Lahr den Auftrag angenommen habe, die alte Orgel zu beschreiben und zu taxieren“<sup>22</sup>.

Bereits 4 Monate vorher, am 12. November 1809 hatte die Gemeinde Altenheim mit Blasius Schaxel aus Herbolzheim einen Vertrag abgeschlossen zwecks Errichtung eines Orgelwerks für die Altenheimer Kirche. Die Gesamtkosten waren auf 2 200 Gulden festgelegt. Das Werk wird im Vertrag wie folgt beschrieben<sup>23</sup>:

„Register bey der hiesigen Orgel, welche an H. Orgelmacher Schaxel sub dato veraccordirt worden.

A. n Manual

1. Principal 8 Fuß von fein englisch Zinn
2. Prestant von fein Zinn 4 Fuß
3. Cornet von gut Zinn - 5 fach
4. groß Hohlflöth 8 Fuß 2.oct. von Holz, die übrigen von Zinn
5. Bourdon 16 Fuß, die 2 ersten Octaven von Holz, die übrigen von Zinn
6. Bourdon 8 Fuß, die erste Octav von Holz, die übrigen von Zinn
7. Flöthe 4 Fuß. Von gut Zinn, gedeckt
8. Quint 3 Fuß von Zinn
9. Octav 2 Fuß eben so
10. Terz 1 1/2 Fuß von Zinn
11. Mixtur 2 Fuß 4 fach von Zinn
12. Cimbäl 3 Fuß - von fein Zinn
13. Fagot Baß. von englisch Zinn - 8 Fuß
14. Trompet Discant - Discant 8 Fuß von fein englisch Zinn

B. m Positiv

1. Principal - 4 Fuß von fein englisch Zinn
2. Bourdon 1 Octav von Holz, die übrige von Zinn 8 Fuß
3. Flöthe von Zinn 4 Fuß
4. Salicional von Zinn 4 Fuß
5. Flagonet von Zinn 2 Fuß
6. Mixtur 3 fach von englisch Zinn
7. Krummhorn 8 Fuß von fein englisch Zinn

C. m Pedal

1. Sub Baß von Holz 16 Fuß
2. Octav Baß von englisch Zinn 8 Fuß
3. Bombarte - die Corpora von Holz, und die Größte von Zinn und Messing. 16 Fuß
4. Posaunen Baß - englisch Zinn 8 Fuß
5. ein langsamer Tremulant -

Dazu muß der Kasten von Eichen Holz 20 fr. Schuh hoch und 16 Schuh breit verfertigt werden — mit passender und trockener Windlade von bestem eichenem Holz. Die Claviatur muß aus zwey Clavier bestehn bis ins obere f. Das Pedal soll 20 Claves enthalten von schwarz Ebenholz dazu sind 4 Blaßbälge 6 Schuh lang und 3 Schuh breit mit 5 falten nothwendig. —

Für dieses Werk wurde dem gedachten Orgelmacher accordirt zwey und zwanzig hundert Gulden, nebst der alten Orgel — welche er aber so lange hier zum Gebrauch lassen muß, biß die neue Orgel aufgestellt wird. Der erste Termin wird ihm gegen Ostern mit dreyhundert Gulden, und bey Aufstellung der Orgel der 2 te mit zwölfhundert Gulden bezahlt und der Rest mit 700 Gulden bleibt stehen, biß die Orgel sich erprobt hat — wobey er sich anheischig macht für 5 fl 30 Kr. jährlich zweymal nach der Orgel zu sehen und sie zu stimmen. Er verspricht dafür möglichst solide Arbeit und die Verfertigung des Werks von jetzt an in anderthalb Jahren auch muß er sich und seine Leute bey Aufstellung der Orgel selbst verköstigen und alles dazu anschaffen.

Die Richtigkeit dieses Accords bezeugen:  
Altenheim den 12. November 1809

Orgelmacher  
Blasius Schaxel

Spec. Gartner  
Schultheiß Sutter  
Jacob Trunkenbold des Gerichts

Vorstehender Accord wird dem Großherzogl. Hochlöblichen Oberamt gehorsamst vorgelegt, um die höhere Ratification derselben bewirken und ertheilen zu können.“

Ab Jahresende 1809 bis Januar 1810 haben Altenheimer „Handfröhner“ Eichenholz für den Bau der neuen Orgel angefahren, im März 1810 wurde mit dem Unterbau begonnen. In den Gemeinderechnungen lesen wir:

„1809 Hab ich Gerichts Bott Fink der Gemein 146 Schuh Eiches Geschnittenes Holtz geliffert zu Aufrichtung der Orgel welches Holtz mir von dem Heimbürger Dürr bezahlt wurde den Schuh zu 9 Xr (Kreuzer) thutzusammen 21 fl 9 β (21 Gulden 9 Schilling)<sup>23</sup>

Zimmermeister Jacob Rauß schreibt 1809 (ohne genaue Datumangabe): „Habe ich als Meister mit zwey Gesellen den Rost unter der Orgel und Plaß Spalck gemacht . . .“<sup>24</sup>

1810 d. 16. Jänner bin ich, Heimbürger Michael Dürr mit 3 Frohnwägen in den Wald gefahren und hab die Eichen in das Dorf Lasen führen zu der Orgel.“

Vom 29. März 1810 ab datieren die Forderungen Schaxels für die von der Gemeinde während der Bauperiode zu entrichtenden Abschlagszahlungen.

Die Malerarbeiten an den Verzierungen des Orgelgehäuses und am Orgelkasten wurden dem Maler Werner in Mahlberg zugewiesen. Dieser wurde anscheinend öfter bei Schaxelorgeln in Anspruch genommen, so auch in Wasenweiler<sup>25</sup>. Der entsprechende Vertrag vom 8. Januar 1811 lautet:

„Vertrag mit dem Mahler Werner in Mahlberg:  
Verzierungen und alles Laubwerk dauerhaft vergolden, Orgelkasten auf allen Seiten mit braungelbem Lack anstreichen, für 220 fl., die Hälfte gleich bezahlt, zum Ankauf alles. Restzahlung 150“<sup>26</sup>.

Am 13. August 1811 ist in den Heimbürgerrechnungen vermerkt: „. . . in Mahlberg das Laubwerk beym Mahler Werner Abgeholt zu der neuen Orgel“<sup>27</sup>.

Von weiteren Forderungen der Handwerker seien aus den Heimbürgerrechnungen noch genannt:

„Die 4 Wägen welche um die Orgel in Herbolzheim abzuholen beauftragt waren, verursachten einen Kosten von 10 fl 1 β 8 & (10 Gulden, 1 Schilling, 8 Pfennig).

Dielen für die Orgel von Holzhändler Goepper in Kehl 30 fl 36 Kreuzer.

Zimmermeister Jacob Kautz für die Orgel hinten herum 44 fl 2 β.

Schreiner Johannes Brehm, Rechnung vom 2. November 1811: Vor die Gemein zu Altenheim habe ich bey der Orgel in der Kirch auf zwey Seiten Verdo-

belte Wänt mid zwey gestemden thiren ein jete Want 10 Schuh breit, 7 Schuh hoch. Kost vor thilen negel und Arbeitslohn 14 fl. Und Ein sitz mit einem gefach zu den Biechern vor die Orgel gemacht vor Holz und Arbeitslohn 1 fl 5 β.

Schlossermeister Böttcher für 2 Thüren an der Orgel Kammer zu beschlagen 7 fl 4 β.

Schmidmeister Georg Mild . . . zu der Orgel gemacht 3 Schlaudern, 24 Negel dazu, Zwey Stengeln zu den Engeln 8 Stützen und 4 Wendelbäum an die Blasbälg, sonstige Nägel, Bandeisen u.s.w. für die Blasbälg. Ein Handbeil gemacht wo bey dem Orgel aufschlagen verloren ist gegangen.

Maurermeister Andreas Demuth: 4 Gewichtstein auff die Blasbelck zu der Neuen Orgel für die Gemein gehauen, 2 Lecher in den Bogen gehauen das die Blasbelg ihren völligen Aufzug Bekommen.“

Ein ganzer Stab von „Handfröhnern“ und zumeist einheimischen Handwerkern war also beim Aufbau der neuen Orgel beschäftigt.

Neben den vertraglich festgelegten Kosten für die Orgel erhielt Schaxel im Juni 1812 noch eine nachträgliche Entschädigung von 50 Gulden „wegen Verbesserung der aufgestellten Orgel in Altenheim.“ Nähere Einzelheiten sind nicht angegeben. Das „Directorium des Kinzig-Kreises“ in Offenburg schreibt am 6. Juni 1812 dazu:

„Beschluß: Wird hierauf das Amt unter Rückanschluß seiner Akten authorisirt dem Petenten wegen Eintrags gedachter Orgel Verbesserung eine Entschädigung von 50 Gulden Aus der Altenheimer Gemeindekasse auszuzahlen und in ausgäbige Verrechnung bringen zu lassen jedoch unter der Bedingung, daß er von allen weiteren Nachforderungen, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, abstrahire“<sup>28</sup>.

gez. Holzmann

Am 19. November und am 12. Dezember 1812 bezahlte die Gemeinde Altenheim abermals 411 Gulden „wegen Reparation der Altenheimer Orgel.“ Den Grund für diese Reparatur des erst ein Jahr alten Orgelwerks entnehmen wir einer Aufzeichnung von Johann Jacob Schnöbel (1784—1858): „1812 d. 17. September erhob sich ein schreckliches Donnerwetter als sie den Kirchdurn bauten und schlug mit drey Streüch in den Kirchdurn und Einer davon fuhr durch die Mauer und verschlug Etliche Pfeiffen in der Orkel und fuhr hinunter in des Herrn Pfarrers sein Zimmer und verschlug Fenster und einen Pfosten“<sup>29</sup>.

Am 1. Juni 1813 ordnete Mahlberg an, einen Blitzableiter „auf der Altenheimer Kirch“ zu errichten. Bereits im vorangegangenen Jahrhundert war die Kirche am 10. August 1741 und 17. August 1781 durch Blitzschlag beschädigt worden.

Die Überprüfung der neuen Orgel am 22. Oktober 1811 durch Gerstner aus Offenburg war die erste der vielen Nachprüfungen, womit die mißtrauische Gemeindeleitung einer etwaigen Überforderung durch Schaxel entgehen wollte. Letzterer hatte die Auflage, in der folgenden Zeit regelmäßig das Instrument zu kontrollieren und zu stimmen. Eine eingehendere Prüfung am 26. April 1881 durch Hoforganist und Orgelbauinspektor Barner aus Karlsruhe soll hier kurz erwähnt werden:

„Ein Werk mit zwei Manualen u. 25 Registern. I. Man. 14 Reg. II. Man. 7 Reg. Pedal 4 Register.

Die Orgel würde ein prächtiges, auf viele Jahre brauchbares Werk werden, wenn für die vielen schreienden Register einige Achtfuß Register in die Orgel aufgenommen würden. Es ist unbegreiflich, wie wenig Achtfuß-Register in einem Werk von 25 Registern enthalten sind und daß so viele Schreiregister aufgenommen werden konnten.

Es sprechen viele Pfeifen kaum mehr, viele gar nicht mehr an. . .

Der grellen, unbrauchbaren Register sind es so viele, daß wenigstens *6 neue Achtfußregister* in das Werk aufgenommen werden sollten:

1. In das Hauptmanual:

Gambe 8' neu, Flöte 8' sehr stark, Gemshorn 8' und Cornett ganz durchlaufend.

2. In das II. Manual:

Flöte 8' statt Waldflöte 2', Quintaton 16' statt Mixtur

3. Ins Pedal:

Statt Bombard — sollte Violonbaß 16' aufgenommen werden.

Die Reparatur könnte vielleicht von dem durch die Diözese aufgestellten Orgelbaumeister ausgeführt werden, welcher sämtliche Orgeln der Diözese zur jährlichen Stimmung und Instandhaltung erhält<sup>30</sup>.

Daraufhin schloß am 12. August 1887 die Gemeinde Altenheim mit dem Orgelbauer Anton Kiene in Waldkirch einen Vertrag ab „über die regelmäßige jährliche Unterhaltung und Stimmung der Orgel in der Kirche in Altenheim“ und erneuerte diesen am 27. April 1890. Anlässlich einer Reparatur 1891 wurden neue Klaviaturen und Pedale eingebaut; bei der anschließenden Prüfung durch Orgelbaukommissär Barner beurteilte dieser die „Orgel fast wie neu“<sup>31</sup>.

Im ersten Weltkrieg, am 2. Mai 1917 mußten die Prospektpfeifen der Schaxelorgel (aus Zinn) abgeliefert werden, sie wurden nach Kriegsende aus Zink wieder ersetzt. Im zweiten Weltkrieg, am 3. April 1945 brannte die Weinbrennerkirche infolge Artilleriebeschusses völlig aus. Ortsvorsteher Georg Wollenbär



aus Dundenheim, der den Brand beobachtete, behauptet in seinen Erinnerungen, man hätte die Kirche retten können<sup>32</sup>.

Das von Schaxel gelieferte Orgelwerk war von hoher Qualität. Die vermeidbare Zerstörung dieses Instruments ist deshalb um so mehr zu bedauern.

Infolge des Artilleriebeschusses am 3. April 1945 entstand zunächst im Kirchendach des Langhauses ein Schwelbrand, der in den Abendstunden zu jener Brandkatastrophe führte, der die ganze Weinbrennerkirche schließlich zum Opfer fiel. Beherzte Bürgerinnen und Bürger versuchten noch mit Wasser-eimern die Ausdehnung des Feuers zu verhindern; angesichts der Aussichtslosigkeit ihres Unternehmens trug man noch Metall- und Holzpfeifen der Orgel und anderes Kirchenggerät heraus. Man lagerte alles auf dem Speicher des alten Pfarrhauses und brachte es später auf den Speicher der Kinderschule. Beim Umbau dieser Speicherräume als Wohnungen wenige Jahre später hat man schließlich die Metallpfeifen einem Alteisenhändler verkauft, der mit den Holzpfeifen allerdings nichts anzufangen wußte. Nach Aussagen von Augenzeugen<sup>33</sup> füllten die Metallpfeifen einen Kleinlastwagen! Übriggeblieben ist heute von der Schaxelorgel noch *eine* Holzpfeife (Ton dis', Groß Hohlflöt 8' aus Obstbaumholz, innenlabiert) (beurteilt durch Herrn Peter Vier, Orgelbau-meister aus Friesenheim/Oberweier).

### 3. Die Orgel von G. F. Steinmeyer 1952

Der Wiederaufbau der Altenheimer Kirche erfolgte in den Jahren 1949 bis 1951. Angesichts der hohen Kosten für Kirchenbau und neue Glocken gestalteten sich die Verhandlungen zwecks Beschaffung einer neuen Orgel schwierig. Es waren oft ermüdende Sitzungen, die Pfarrer Volz mit den Vertretern der politischen Gemeinde und der Kirchengemeinde abzuhalten gezwungen war. Man konnte sich für ein komplettes, modernes Orgelwerk für etwa 30000,— DM nur schwer entschließen und diskutierte lange darüber, als ersten Teilbau der Orgel das Rückpositiv zu errichten, um das Werk später etappenweise zu vergrößern (Disposition I). Schließlich einigte man sich doch auf die Erstellung eines vollständigen Werks, bei dem lediglich 5 Register nur vorbereitet sind, um sie später einbauen zu können (Disposition II). Den Auftrag für ein solches Werk erhielt die Firma G. F. Steinmeyer in Oettingen (Bayern). Es sollte bis zum 22. Juni 1952 aufgestellt sein<sup>34</sup>.

In Altenheim wirkte in jener Zeit als Vertreterin der alten Volksmedizin Frau Christine Duchilio (Lutze-Diin genannt). Sie hielt außer in Altenheim und Offenburg auch Sprechstunden im Römer in Straßburg ab; gerade im Elsaß hatte sie einen beachtlichen Kundenkreis. Dazu zählte auch eine Verwandte von Dr. Albert Schweitzer. Es war Frau Jung-Gruber in Straßburg, die sich erbot, wegen der geplanten Altenheimer Orgel mit Lambarene Verbindung aufzunehmen. Auf einen Brief von Pfarrer Volz vom 4. April 1952 antwortete

Dr. Albert Schweitzer schon am 27. April mit einem dreiseitigen handgeschriebenen Brief<sup>35</sup>.

In seinem Brief entwickelte Dr. Albert Schweitzer ein Orgelwerk, das einerseits nach den reichen Erfahrungen und dem künstlerischen Empfinden des Schreibers den Raumverhältnissen der Altenheimer Kirche entsprach, bei dem aber andererseits auch jegliche modische Neuerung in Disposition und Orgeltechnik vermieden werden sollte. Er verlangte eine mechanische Traktur, das zweite Manual als Schwellwerk und nicht als Rückpositiv und schrieb eine Disposition vor, die sich von der vom Orgel- und Glockenprüfungsamt Karlsruhe vorgeschlagenen und von der Firma Steinmeyer gelieferten Disposition wesentlich unterschied.



*Orgel von G. F. Steinmeyer in der heutigen Kirche, Opus 1824.*

Leider war die Orgel schon in Auftrag gegeben und mit der Fertigung begonnen, als Schweitzers Brief in Altenheim eintraf. So konnten seine Vorschläge nicht mehr berücksichtigt werden.

Während in der Weinbrennerkirche die Orgel am Ostende des Kirchenschiffs hinter der Kanzel aufgestellt war, errichtete man sie in der neuen Kirche auf der geräumigeren Empore am Westende.

Am 10. August 1952 schließlich wurde bei der Orgelweihe das neue Werk durch Landeskirchenmusikdirektor Rumpf der Gemeinde vorgestellt. Die da-

malige Bewertung des Instruments geht aus dem Prüfungsbericht des evang. Orgel- und Glockenprüfungsamtes Karlsruhe vom 6. September 1952 hervor.

„Künstlerisch gesehen kann die Orgel als ein Meisterwerk der Orgelbaukunst bezeichnet werden. Die Intonation ist mit großer Verantwortung, hervorragendem Können und feiner Einfühlung in den Raum ausgeführt. Die einzelnen Werkteile stehen klanglich in gutem Gegensatz, verschmelzen aber im Plenum zu einer Einheit. Die reichen Registriermöglichkeiten lassen nicht nur eine Fülle von Klängen zu, sondern ermöglichen die stilgerechte Ausführung der Orgelmusik aller Zeiten . . .“

Die Disposition heißt:

*I. Manual C — g''' (Hauptwerk)*

- |                      |                                 |
|----------------------|---------------------------------|
| 1. Gedacktpommer 16' | 6. Blockflöte 4'                |
| 2. Engprinzipal 8'   | 7. Sesquialtera 2fach           |
| 3. Rohrflöte 8'      | 8. Oktav 2'                     |
| 4. Weidenpfeife 8'   | 9. Mixtur 1 1/3' 4fach          |
| 5. Prästant 4'       | 10. Trompete 8' (z. Zt. vakant) |

Der Gesamtklang ist feierlich, kraftvoll, bleibt aber klar und beweglich. Die Trompete 8' wird einen letzten Glanz bringen.

*II. Manual C — g''' (Rückpositiv)*

- |                        |                                  |
|------------------------|----------------------------------|
| 11. Singend gedeckt 8' | 17. Jauchzend Pfeife 1'          |
| 12. Quintade 8'        | 18. Helle Zimbel 2/3' 3fach      |
| 13. Kleinprinzipal 4'  | 19. Rankett 16' (z. Zt. vakant)  |
| 14. Koppelflöte 4'     | 20. Krummhorn 8' (z. Zt. vakant) |
| 15. Schwegel 2'        | 21. Tremulant.                   |
| 16. Spitzquinte 1 1/3' |                                  |

Der Gesamtklang ist sehr hell, spritzig, klar und steht in einem feinen Gegensatz zum Hauptwerk. Die Soloregister Rankett und Krummhorn werden den Rückpositivcharakter verstärken und eine besondere Note in den Klang der Orgel bringen.

*Pedal C — f'*

- |                               |                                 |
|-------------------------------|---------------------------------|
| 22. Subbaß 16'                | 26. Bauernpfeife 2'             |
| 23. Zartbaß 16' (Windabschw.) | 27. Scharff 3fach (z. Zt. vak.) |
| 24. Metallflöte 8'            | 28. Posaune 16'                 |
| 25. Quintade 4'               | 29. Trompete 8' (z. Zt. vakant) |

Die bereits jetzt weitgehende Selbständigkeit des Pedalwerkes wird durch den Einbau der Mixtur und der 8'-Zunge noch wesentlich vervollkommnet werden.

Abschließend kann gesagt werden, daß gegen die Abnahme der Orgel keinerlei Bedenken bestehen. Das Werk ist liturgisch und künstlerisch wertvoll, und die Gemeinde Altenheim kann zu der hervorragenden Orgel herzlich beglückwünscht werden. Der Orgelbauanstalt Steinmeyer gebührt für die sorgfältige und meisterhafte Ausführung der Orgel alle Anerkennung.“

Eine endgültige Beurteilung der heute in der Altenheimer Kirche erklingenden Orgel ist nur durch den Fachmann möglich, der das Werk selbst spielt, die technischen Vor- und Nachteile kennt und nach den zahlreichen Orgelkonzerten in den vergangenen Jahren auch im Zusammenwirken mit Kirchenchor und Instrumentalmusik die klanglichen Qualitäten des Instruments bemessen kann. Es darf nicht vergessen werden, daß die durchaus positive Beurteilung der Orgel durch das Orgelprüfungsamt in Karlsruhe im September 1952 in eine Zeit fällt, in der angesichts der wirtschaftlichen Notlage nach dem verlorenen Krieg die Maßstäbe in der Bewertung bescheidener ausfielen, als es heute, dreißig Jahre später, der Fall wäre. Um so mehr interessiert eine objektive Stellungnahme in der heutigen Zeit, unabhängig von jedweden wirtschaftlichen und modischen Einflüssen.

Ich danke unserem Organisten und Chorleiter, Herrn Alfred Lauel für seine interessanten Ausführungen, die uns zweifellos ein wirklichkeitsnahes und nichts beschönigendes Urteil über die heutige Orgel vermitteln. Er schreibt:

„Vom Altar aus gesehen bieten der Orgelprospekt mit dem Kirchenfenster (Halbrundfenster in der Westwand des Langhauses) einen guten Anblick und kann als gelungen bezeichnet werden.

Die Orgel ist aber denkbar ungünstig aufgebaut, und zwar ist der Abstand zwischen Hauptwerk und Positiv (in der Brüstung der Westempore) zu groß. Dadurch erhält man in der Heizperiode verschieden gestimmte Werke (Außenwand kalt, Kirchenraum mit Positiv warm), die nicht mehr gekoppelt werden können. Die vollkommen offene Aufstellung der Werke erzeugt eine völlig diffuse Klangabstrahlung. Schon Ende der fünfziger Jahre baute auch die Firma Steinmeyer nur noch Orgeln mit nur zum Kirchenraum offenem Gehäuse (wie seit jeher üblich).

Der Kirchenchor singt äußerst ungerne auf der Empore. Durch den Blasbalg des Positivs ist ein viel zu hohes Dirigentenpodest entstanden, das nicht zu benutzen ist. Der Chor ist dadurch ca. 2,5 Meter von der Brüstung (einschließlich Positiv) entfernt. Es sind keine passenden Stufen zur Choraufstellung vorhanden. Ein kleiner Chor kommt sich verloren vor. Außerdem wollen in unserm optischen Zeitalter die Zuhörer die Musizierenden sehen, der Chor will gesehen werden. Vor dem Altar ist der Chorklang besser.

Albert Schweitzer empfahl 1952 bei einer zweimanualigen Orgel Hauptwerk und *Schwellwerk*, weil mehr Klangvariationen möglich sind. In der Blütezeit

des Orgelbaus hatte erst eine Orgel mit drei Manualen ein Rückpositiv. Die Disposition I von W. Rumpf war mit Schwellwerk konzipiert, setzte aber auf das erste Manual Rückpositiv und Brustwerk (Vergleiche die Orgel in Ottenheim). Mit getrennten Manualen wäre das vertretbar.

Albert Schweitzer wünschte eine mechanische Traktur schon wegen der Dauerhaftigkeit. Die elektropneumatische Traktur war nach 25 Jahren schon anfällig. Im ersten Manual und Pedal wurden schon 1975 alle Bälge der Windlade erneuert. Auch einige Magnete mußten ausgewechselt werden.“

Die Orgel war von Anfang an kein spezifisch geistliches oder kirchliches Instrument. Die Geschichte zeigt, daß sie ursprünglich als Instrument zur Unterhaltung in den Theatern der römischen Antike diente und erst im Laufe des Mittelalters nach und nach in die Kirchen Eingang fand. Daß man hier im Ried im Vorfeld Straßburgs eine Kirchenorgel nicht vor dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts antrifft, ist angesichts der bewegten Vergangenheit, der häufigen Kriegshandlungen und der Notzeiten in diesem Grenzland verständlich. Der möglicherweise vermeidbare Verlust der Schaxelorgel im letzten Krieg ist ein sinnfälliger Ausdruck dafür.

Um so größer war das Interesse an dem einzigen von dem Straßburger Orgelbauer Andreas Silbermann für das rechtsrheinische Land geschaffene Orgelwerk und seinem Schicksal nach dem Kirchenbau 1808/12.

Abschließend danke ich Herrn Orgelbaumeister Peter Vier aus Friesenheim/Oberweier für die instruktiven Gespräche und die Durchsicht dieser Arbeit!

*Anmerkungen:*

- 1 Martin Hesselbacher, Die Silbermannorgel in der evang. Kirche Meißenheim. Geroldsecker Land 6/1963/64, S. 63
- 2 Bernd Sulzmann, Historische Orgeln in Baden. München-Zürich 1980, S. 13
- 3 Evang. Pfarrei Altenheim, Diözese Lahr, Ordnungspl. Nr. XXXII 3 und 4, Betreff: Orgel und Glocken, Glockenseile und Uhr. Heft 1, 1721. Pfarrarchiv Altenheim
- 4 Briefe von Musikpräfekt Joseph Wörsching, Neuburg a.d. Donau, vom 6. November 1936, 25. November 1936 und 4. Dezember 1940. Im Besitz des Verf.
- 5 Leider ist dieses Manuskript seit dem letzten Krieg nicht mehr aufzufinden (der Verf.)
- 6 F. X. Mathias und Jos. Wörsching, Die Orgelbauer — Familie Silbermann in Straßburg i.E. Aus dem Nachlaß der Verfasser, von Paul Smets, I. und II. Lieferung. Mainz 1960, S. 130. (Prof. Dr. F. X. Mathias war Domkapitular im akadem. Kirchenmusik-Institut St. Leo in Straßburg.)
- 7 Joseph Wörsching, Die Silbermannorgel zu Altenheim, in: Der Kirchensänger, Freiburg i. Br. 1936 36. Jahrg. Nr. 2/3. Jos. Wörsching verwendete in seinen Arbeiten die Aufzeichnungen von J. F. Lobstein und bemerkt dazu: Das gesamte bisherige Schrifttum über die Silbermänner ist weder umfassend, noch sachlich und historisch einwandfrei dargestellt. Dies erklärt sich aus der äußersten Reserve der Silbermann-Nachkommen gegenüber Fremden, die Einsicht in das „Pariser Silbermann-Archiv“ nehmen wollten. Alle früheren Arbeiten können daher nur als Bausteine von höchst unterschiedlichem Wert angesprochen werden. Erstmalig behandelte J. F. Lobstein, Advokat in Straßburg i. E. die Familie Silbermann in seinen „Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß und besonders in Straßburg (Straßburg 1840) unter

- Benutzung der uns heute als SAP (Silbermann-Archiv Paris) bekannten Aufzeichnungen des Johann Andreas Silbermann. Lobstein brachte als erster ein einigermaßen erschöpfendes Verzeichnis der von den Silbermännern gebauten Orgeln.“ (F. X. Mathias u. Jos. Wörsching, a.a.O. S. 9)
- 8 P. Albert Hohn OSB, Die Orgeln Johann Andreas Silbermanns, in: Acta organologica Bd. 4. Berlin 1970, S. 45
  - 9 Vgl. Anmerkung 7
  - 10 F.X. Mathias und Jos. Wörsching, a.a.O. S. 130 Fußnote: „Mitteilungen der Herren Vikar H. Steigelmann und Fritz Strosack, Altenheim, an J. Wörsching
  - 11 Vgl. Anmerkung 8
  - 12 Archiv der Gemeinde Altenheim, 1760  
Die eigenhändige Quittung Johann Andreas Silbermanns war bei den „Anlagen zu den Gemeinderechnungen“, die vielfach für den Historiker wichtiger waren, als die Rechnungen selbst. Sie wurden 1939 auf Weisung vorgesetzter Behörden zwecks Entrümpelung der Rat-  
hausspeicher verbrannt
  - 13 Vgl. Anmerkung 8, S. 131
  - 14 Heimbürgerrechnungen Altenheim 1808, Gemeindearchiv Altenheim
  - 15 Vgl. Anmerkung 14, 1809
  - 16 Vgl. Anmerkung 15
  - 17 F. X. Mathias und Jos. Wörsching, a.a.O. S 131 ff.
  - 18 Evang. Pfarrei Altenheim, Diözese Lahr, Ordnungspl. Nr. XXXII 3 und 4, Betreff: Orgel und Glocken, Glockenseile und Uhr, 1804
  - 19 Vgl. Anmerkung 18, 21. Mai 1808
  - 20 Philipp Jacob Leuthäuser, (Sippenbuch Nr. 3237)
  - 21 Heimbürger Rechnungen 1808, Gemeindearchiv Altenheim
  - 22 Vgl. Anmerkung 18, 1810
  - 23 Vgl. Anmerkung 18, 1809
  - 24 Vgl. Anmerkung 21, 1810
  - 25 Bernd Sulzmann, Historische Orgeln in Baden. München-Zürich 1980, S. 188
  - 26 Vgl. Anmerkung 24
  - 27 Bei der Stimmung der Orgel unterschied man den französischen Ton und den Kammerton. „Der franz. Ton war ein Ganzton, der Kammerton ein Halbton unter dem heutigen Stimmton.“ (Rudolf Walter, Die Orgel der ehemaligen Abteikirche Schwarzach und ihr Erbauer Joh. Georg Rohrer, in: Die Ortenau 47/1967, S. 223 und Artikel Chorton/Kammerton in: Neuer Riemann, Sachband. Mainz 1966)  
Die Schaxelorgel war nach dem Kammerton gestimmt. Das war vor 1945 immer zu berücksichtigen, wenn z.B. die Orgel mit der Musikkapelle gemeinsam einen Choral intonierte, was damals öfter bei Festgottesdiensten vorkam.  
Das Pedal umfaßte 1 1/2 Oktav, von C bis f. Rudolf Walter schreibt in der zitierten Arbeit: „Der Pedalumfang wurde in Süddeutschland wiederholt so gering gebaut. Selbst J. Gabler baute für die große Orgel in Weingarten ein im Umfang so beschränktes Pedal.“
  - 28 Heimbürger Rechnungen 1812, Gemeindearchiv Altenheim
  - 29 Abschrift der Aufzeichnungen von Johann Jacob Schnöbel im Besitz des Verf.
  - 30 Evang. Pfarrei Altenheim, Diözese Lahr, Ordnungspl. Nr. XXXII 3 und 4 Betreff: Orgel und Glocken, Glockenseile und Uhr. Heft 1, 26. 4. 1881
  - 31 Vgl. Anmerkung 30, 1891
  - 32 Georg Wollenbär, Mein Lebenslauf und Lebenserfahrungen. 1983, Manuskript im Besitz der Familie Wollenbär Wilhelm, Dundenheim, Kleine Gasse 2
  - 33 Sutter Willi, Vogesenstraße 40, Altenheim
  - 34 Im Jahre 1975 wurden für die beim Orgelbau noch vorgesehenen Register fünf Zungenregister eingebaut, und zwar im I. Manual: Zart Trompete 8' — im II. Manual: Rankett 16', Krummhorn 8' — im Pedal: Trompete 8', Pedalmixtur
  - 35 Pfarrarchiv Altenheim

# Die Oberharmersbacher Glocken

*Karl-August Lehmann*

Kanonen statt Glocken . . .

Von Gründonnerstagabend bis Karsamstag schweigen die Kirchenglocken. „Sie sind nach Rom geflogen zum Hl. Vater“, hieß früher die Erklärung der Erwachsenen auf die Frage der neugierigen Kinder. Als Zeichen der Trauer über den Tod des Herrn verstummen die Glocken jedes Jahr für 48 Stunden, ehe sie in der Osternacht zu neuem Leben erwachen.

Zweimal bereits war in diesem Jahrhundert für eine wesentlich längere Zeit von den Kirchtürmen das gewohnte Geläute nicht zu hören. In beiden Weltkriegen mußten jeweils bis auf eine kleinere Läuteglocke alle abgeliefert werden, um die Rohstoffengpässe der Rüstungsindustrie zu überbrücken. Glocken, die einst zum Gebet riefen, brachten jetzt in Form von Kanonen Tod und Verderben — eine größere Perversion kann man sich kaum vorstellen.

Die Oberharmersbacher St. Gallus-Pfarrkirche, 1839—1843 erbaut, erhielt kurz nach ihrer Fertigstellung von der Straßburger Glockengießerei Ludwig Edel zu zwei noch vorhandenen, wesentlich älteren Glocken vier neue; fis, a, c, e lautete die Disposition. 1 294 kg Bronze hingen im Oberharmersbacher Glockenstuhl. Als 1877 die große Glocke (590 kg) zersprang, stellte dieselbe Firma ein neues Geläute zusammen. Am 9. Mai 1877 rief es zum ersten Mal die Gläubigen zum Gebet. Die größte Glocke wog jetzt bereits eine Tonne, das Gesamtgewicht (+ dis, + fis, a, c, + fis) betrug 2 254 kg.

Der Erste Weltkrieg raubte zum ersten Mal den Oberharmersbacher Kirchturm aus. Nur das Alter bewahrte zwei Glocken vor dem Einschmelzen, die anderen mußten abgeliefert werden. Die Pfarrgemeinde erhielt eine Entschädigung in Höhe von 4 249 Mark. Der Großherzogliche Konservator datierte in einem ausführlichen Gutachten die beiden zurückgebliebenen Glocken ins 15. Jahrhundert. Beide trugen ähnliche Schriftzeichen; auf der einen erleichterte eine Jahreszahl die historische Einordnung. Die eine etwas kleinere (69 cm Durchmesser) trug folgende Inschrift: aller. heiligen. glock. heis. ich. iost. veuer. gos. mich. in dem ior m. cccclxxxii (1482). Die andere trug die Namen der vier Evangelisten. Beide stammten nach Auffassung des Konservators vom berühmten Straßburger Glockengießer Thomas Jost.

Bereits 1920 bemühte sich die Kirchengemeinde, durch eine Haussammlung die Neuanschaffung von Glocken zu finanzieren. Stolz und eigen, wie man damals war, sollte es ein völlig neues Geläute werden. Die beiden historischen Glocken wurden nach auswärts verkauft. Fischerbach erwarb die etwas größere Glocke; die „Allerheiligenglocke“ fand eine neue Bleibe in der Nachbar-

gemeinde Nordrach-Kolonie. Bis zum heutigen Tage versehen beide Glocken ihren Dienst.

Für die Harmersbacher Kirche besorgte die Augsburger Firma Hamm für die — selbst wenn man die einsetzende Inflation berücksichtigt — stolze Summe von 320 000 Mark das neue Geläute. Im Oktober 1921 wurden drei, im Januar 1922 drei weitere geliefert, da der erste Guß für die 1., 2., und 6. Glocke mißlungen war. Die größte Glocke wog jetzt stolze 48 ztr, die kleinste gerade noch 190 kg, insgesamt wog das Geläute (H, dis, fis, gis, h, cis) 5 305 kg.

Aber auch diese Glocken wurden nicht alt. Bereits im April 1940 machte ein Erlaß des damaligen Generalfeldmarschalls Göring bei den Pfarrämtern die Runde. Es wurde von Berlin aus aufgefordert, zur „Durchführung des Vierjahresplanes über die Erfassung von Nichteisenmetallen“ die Glocken aus Bronze anzumelden und abzuliefern.

Man schien den Widerstand der Bevölkerung zu ahnen, vorerst sollte die Meldung geheim erfolgen. Gleichzeitig witterte eine Firma ein reichweites Geschäft. Die Firma Telefunken, in Verbindung mit der Calig, bot den Pfarrämtern an, zur „Erhaltung des Originalklanges der Glocken“ eine Schallplattenaufnahme anzufertigen. Billig war der Spaß keineswegs, außerdem fordert die Firma von den Interessenten, einen Teil des Rohstoffes für die Platten zu liefern. Die Bezüge von Schellack (ein indisches Produkt), das zur Herstellung der Platten benötigt wurde, waren durch den Krieg unmöglich, Für die neuen Platten sollte dieselbe Menge alter abgeliefert werden. Im März 1942 hatte den



Der „Glockenfriedhof“ am Zeller Bahnhof 1942. Aufn. Archiv Lehmann



Oberharmersbacher Glocken das letzte Stündlein geschlagen. Nacheinander wurden von der Unterharmersbacher Firma Fehrenbach die „Dreifaltigkeit“, „St. Maria“, „St. Gallus“, „St. Josef“, „St. Wendelin“ vom Turm abgeseilt, lediglich die kleinste, „Jesusknabe“, durfte ihren Platz behalten. Mit ihr läutete Otto Pfundstein den abmontierten Glocken das „Scheidzeichen“.

Der Volksmund erzählt, daß man hätte alle Glocken abliefern sollen. Da habe einer den Nazis klargemacht, daß man ja gar nicht mehr den Endsieg einläuten könne. Diesem Argument konnte man sich nicht verschließen (Anmerkung: Die Reichsleitung hatte von vorneherein verfügt, daß die kleinste oder besonders wertvolle bei der Gemeinde verbleiben dürfe, was auch jetzt die ehemaligen Harmersbacher Glocken in Fischerbach und Nordrach vor dem Einschmelzen bewahrte).

Auf dem Glockenfriedhof in Zell wurden die Glocken des Tales gesammelt, ehe ein Sammeltransport die bronzenen Glaubensboten ihrer Zweckentfremdung in den Rüstungsbetrieben zuführte.

Die Wiederbeschaffung nach dem II. Weltkrieg war nicht so einfach wie noch zu Beginn der 20er Jahre. Die zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnisse, vielmehr noch die Rohstoffknappheit verzögerte die Harmersbacher Wunschvorstellungen. Pfarramt, Gemeinde und Stiftungsrat rannten von Pontius zu Pilatus, vorerst ohne Erfolg. Auch die Bemühungen des damaligen Mesners, Gustav Winterhalter, stießen ins Leere. Obwohl man eindringlich auf die Größe der Gemeinde verwies und darauf pochte, daß die „große, domartige Pfarrkirche Oberharmersbach“ ein neues Geläute brauche, sah sich das badische Wirtschaftsministerium in Freiburg außerstande, der Gemeinde das notwendige Quantum Bronze-Metall zur Verfügung zu stellen.

Ein Funke Hoffnung glühte noch. Der Erzbischöfliche Oberstiftungsrat bemühte sich, an den auch von anderen Pfarreien begehrten Rohstoff heranzukommen. In Hamburg lagerte eine größere Menge bombenzerstörter Glocken. Als diese für den Neuguß freigegeben wurde, waren auch die angeschriebenen Gießereien in der Lage, den Wünschen nachzukommen.

Die Firma Grüniger, Villingen/Neu-Ulm, erhielt den Auftrag. Allerdings sträubte sich der Gemeinderat gegen die Anschaffung von sechs Glocken, obwohl der „Forstrat einen außerordentlichen Holztrieb genehmigt“ hatte. Der Rat begründete seine vorerst ablehnende Haltung 1948 mit der „augenblicklich so schwierigen weltpolitischen Lage“. Durch Spenden wurden daher vier Glocken finanziert. Die „Marienglocke“ (e, 1 240 kg) stiftete Stubenwirt Wilhelm Schäck, die „Josefsglocke“ (g, 647 kg) und die „Nikolausglocke“ (a, 435 kg) bezahlte man durch Spenden, die Pfarrer Tröndle und Mesner Winterhalter in Haussammlungen aufbrachten, die „Schutzengelglocke“ (h, 359 kg) stiftete Eugen Ensslin.



*Die Glocken des Geläutes von 1949.*

*Aufn. Archiv Lehmann*

An Pfingsten 1949 feierte die Kirchengemeinde Glockenweihe. Rund 18 000 DM mußten so kurz nach der Währungsreform für Lieferung und Montage des Geläutes bezahlt werden, dafür allerdings erhielten die neuen Glocken ausgezeichnete Expertisen.

Vier Jahre später hatte der Oberharmersbacher Kirchturm wieder seine volle „Besetzung“. Die Firma Schilling, Heidelberg, lieferte im Auftrag der Gemeinde die beiden großen Glocken („Dreifaltigkeit“, H, 2 927 kg; „St. Gallus“, d, 1 720 kg). Als Entschädigung für den zweiten Glockenraub — die Pfarrgemeinde hatte keine Entschädigung erhalten — bezahlte die politische Gemeinde die 34 655 DM für beide Glocken. Die kleinste Glocke mit 190 kg, die den Krieg überlebt hatte, verblieb im Turm. 7 518 kg wiegt jetzt das Oberharmersbacher Geläute, das seit dem 4. 10. 1953 die Gläubigen Sonntag für Sonntag zum Gebet ruft.

*Quellennachweis:*

Pfarrarchiv Oberharmersbach „Kirchenbaulichkeiten“ Fasc. 12

# Die geschichtliche Entwicklung des Weinbaues in Tiergarten (Ortenaukreis)

*Adolf Müller*

Soweit die Kulturgeschichte zurückreicht, kennt sie die Reben, die Trauben und den Wein. Schon im Alten Testament und in der Bibel ist von Weintrauben und Weinbergen die Rede. Die alten Ägypter kannten bereits 5000 Jahre vor Christi Geburt den Weinbau und die Weinbereitung. Von ihnen lernten die Griechen und die Römer den Umgang mit dieser Kulturpflanze. Von 15 v. Chr. bis gegen Ende des vierten Jahrhundert n. Chr. waren die Römer am Rhein und somit auch im germanischen Raum. Durch sie wurden die Reben eingeführt. Es ist bekannt, daß der Weinbau unter der römischen Herrschaft in unserem Heimatgebiet schon eine beachtliche Ausdehnung erlangte.

Nach dem Abzug der Römer führten die germanischen Volksstämme der Alemannen, Burgunder und Franken den Weinbau weiter. In Kaiser Karl dem Großen hatten sie einen großen Förderer, er ordnete 812 an, daß auf jedem seiner Rebgüter Straußwirtschaften einzurichten seien, um den Wein zum Volksgetränk zu machen. Bis zum Jahre 900 sind allein in Baden 84 Weinbauorte urkundlich erwähnt, im benachbarten Württemberg waren es 17<sup>1</sup>.

In den folgenden Jahrhunderten wurde ein intensiver Weinbau von den Klöstern betrieben. Oft ging mit Klostergründungen die Anlage von Weinbergen einher; denn man brauchte u.a. auch Meßwein. Für das Renchtal und gleichzeitig für Tiergarten bedeutete die Gründung des Klosters Allerheiligen (1192) einen Aufschwung des Weinbaus.

Die Ullenburg bei Tiergarten wurde 1070 erstmals urkundlich erwähnt. Es kann angenommen werden, daß bald danach die Hänge bei der Ullenburg mit Reben bepflanzt wurden. Das Kloster Allerheiligen hatte inzwischen im Renchtal zahlreiche Rebhöfe angelegt, so auch einen in Tiergarten. Dies geht aus einem Tauschvertrag des Klosters Allerheiligen hervor. Dort heißt es: „Im Jahre 1319 hatte das Kloster Allerheiligen im „Springe“, einem Zinken von Tiergarten auf dem Gute Tanzenberg Weinberge und noch andere Weinberge in dem Tiergarten“<sup>2</sup>. Bischof Johann I. von Straßburg tauschte dieselben mit Allerheiligen gegen die Burg Friedberg bei Oppenau.

Ein weiterer Beweis für das Vorhandensein von Weinbergen in Tiergarten ist ein bischöflicher Erlaß um das Jahr 1350<sup>3</sup>. Hier wird angeordnet: „Wer in Ulm (bei der Ullenburg) keine Spanndienste aus Mangel eines Wagens oder geeigneter Zugtiere leisten kann, muß „Handdienste“ im Ullenburg Reberg im Frondienst leisten, und zwar einen Tag „misten“, einen Tag „hacken“ und einen Tag „rühren“.



*Das Weinbaugebiet von Tiergarten im Bereich der Ullenburg.*

*Aufn.: J. Mühlau*

Eine Urkunde von 1516 berichtet folgendes<sup>4</sup>: „Konrad von Walstein bekennt, daß Bischof Wilhelm von Straßburg ihm gestattet habe, von seinem straßburgischen Lehen, bestehend in 60 Steckhaufen<sup>5</sup> Reben, gelegen am Schloß zu Ullenburg, ein Pfund 5 1/2 Schilling straßburgische Pfennige, 8 Kappen und zwei Hühner von Haus, Hof und Reben, gelegen zu Ullenburg und Tiergarten zu verkaufen.“

Im Jahre 1605 gelangte die Ullenburg unter die Pfandherrschaft des Herzogs Friedrich von Württemberg. Dieser stellte bereits 1606 einen Weingartenmeister an, ließ sogleich in Tiergarten 8 000 Reben pflanzen, die aus Reichenweier im Elsaß kamen. 1607 begann man weitere 14 Morgen neu anzulegen und benötigte dazu 40 000 Reben, wovon 30 000 aus den Weinbergen der Umgebung von Stuttgart bezogen wurden und 10 000 aus Reichenweier in den Sorten Muskateller, Walheimer und Traminer. Sie wurden bei der Ullenburg und bei der Burg Fürsteneck gepflanzt. So wurde also anfangs des 17. Jhdts. durch die Tatkraft des württembergischen Herzogs der Rebbau an der Ullenburg (Tiergarten) bedeutend gefördert<sup>6</sup>.

Leider wurden während des Dreißigjährigen Krieges und der Kriege Ludwigs XIV viele Burgen und Dörfer zerstört und die Weinberge verwüstet, so 1689 und 1693 die zur Ullenburg gehörigen<sup>7</sup>. Aber trotz solcher Rückschläge ist der Weinbau nie ganz zum Erliegen gekommen. Aus einer Beschreibung des Bannes (Gemarkung) Tiergarten von 1670/71<sup>8</sup> geht hervor, daß der Weinbau auch damals schon eine große wirtschaftliche Bedeutung für die Einwohner von

Tiergarten hatte. Es bewirtschafteten seinerzeit 20 Rebgrüter über 1 000 Steckhaufen Reben, was einer Fläche von 30—35 ha entsprach.

Auch der Weinzehnt spielte eine Rolle. Hierüber eine Urkunde von 1757<sup>9</sup>. Sie lautet: „Die Freiherrlich von Schauenburg'sche Verwaltung bezeugt auf Ansuchen des Klosters Allerheiligen, daß die Familien von Schauenburg bis 1626 den Zehnten von dem in Tiergarten wachsenden Wein bezogen, seit 1626 jedoch den Zwölften und zwar von 12 Ohm 1 Ohm<sup>10</sup>.

Aus der Weinbaugeschichte ist bekannt, daß um 1840 der Weinbau in hoher Blüte stand. Eine Folge davon war, daß an den Südhängen vielfach der Wald gerodet und Reben gepflanzt wurden. In diesen Jahren (1839—41) wurde auch der Tiergärtner Gemeinderebberg (der „Neue Rebberg“) angelegt. Doch hatte der Weinbau in Tiergarten schon große Bedeutung, ehe der „Gemeinderebberg“ angelegt wurde. Dies geht aus einem Bericht des Gemeinderates Tiergarten aus dem Jahre 1839 hervor<sup>11</sup>. Er ging an die Hochlöbliche Zentralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins nach Karlsruhe mit dem Ziel, den Weinbau in Tiergarten bei der Preisverteilung 1839 zu berücksichtigen.

Hier der Wortlaut:

„Der Gemeinderat kann es pflichtmäßig nicht unterlassen die unermüdliche Tätigkeit des Handelsmannes Franz Ignaz Goegg<sup>12</sup>, Renchen, als Rebgrüterbesitzer in der Gemarkung Tiergarten wegen Verschönerung der Rebberge — Verbesserung und Vermehrung der Landwirtschaft, insbesondere wegen neuer Rebanlagen der Hochl. Zentralstelle des landw. Vereines an den Tag zu legen. Der zum Teil öd gelegene Rebhügel, auf dem früher und bis jetzt — bis dahin nur Reisigholz kümmerlich fortkam und in 10—12 Jahren nur einen Ertrag von Wellenholz erbrachte, dessen nachhaltiger Ertrag auf 3—4<sup>13</sup> Gulden geschätzt werden kann.

Dieser Berghang ist im Jahre 1837 und 1838 mit 13 000 Rebstöcken der edelsten Traubensorten, die sich für diese Lage eignen, besetzt worden. Herr Goegg hat das Gelände mit größter Mühe und Kostenaufwand umgewandelt. Angepflanzt wurden „Glingelberger“ (Rießling) und „Klevner“ (Traminer). Die Anlage dieses Rebberges war mühsam, denn man stieß auf Granitfelsen; so daß die Pflanzlöcher mittels Stahlbügel aufgebrochen werden mußten. Große Mengen frischer Grund mußten den Berg hochgetragen und in die Pflanzlöcher gefüllt werden, ehe die jungen Rebsetzlinge gepflanzt werden konnten. Es waren das ganze Jahr über 12—15 Mann beschäftigt unter Anleitung von Herrn Goegg. Herr Goegg hatte nach seinen eigenen Angaben Auslagen von 2 200—2 300 Gulden. Erwähnt sei hierbei, daß arme arbeitssame Bürger hierdurch Nahrungsunterhalt fanden und — so hofft man — weiterhin finden werden.

Außerdem hat der hiesige Bürgersohn Melchior Kirn einen jungen Rebberg mit edlen Traubensorten in der Nähe der Ullenburg angelegt.

Weiter hat der hiesige Bürger und Gutsbesitzer (Gemeinderath) Anton Braun ebenfalls einen Reisigbosch, der bisher einen unbedeutenden Holzertrag bracht, mit Rebstöcken von edlen Trauben bepflanzt, wie es der Handelsmann Goegg tat.

Endlich kann man es nicht unterlassen, die Stärke dieser Weine hinzuzufügen. Am 19. Oktober 1838 wurden in den alten Reben des Handelsmannes Goegg durch Stabhalter Brandstetter, Ulm, Trauben abgelöst, und es wurden mit der „Aexlischen“<sup>14</sup> Mostwaage ein Mostgewicht von 94 Grad festgestellt. Von dem neuen Goeggschen Rebberg besteht Hoffnung, noch mehr Mostgewichte (Stärke) zu erhalten.“

Tiergarten, den 18. August 1839

Der Gemeinderat

Bei dem in dem vorstehenden Gemeinderatsbericht öfters angeführten Handelsmann Franz Ignatz Göegg handelt es sich um den früheren Besitzer der Weinberge, die heute noch unter der Bezeichnung „Schliphagesberg“ jedem Tiergärtner ein Begriff sind. Herr Goegg hat im Jahre 1848 auf alten Fundamenten das sogenannte „Schlöblein Gögg“ im Obertal erbaut. 1884 hat Obergerichtsrat Friedrich Schliphake, wohnhaft auf Schloß Rodeck bei Kappelrodeck, den gesamten Goeggschen Besitz für 32 490,— Mark erworben. Heute ist es im Besitz von Karl Eckenfels, bzw. von Frau Zäzilia Schächtele, geb. Eckenfels.

Ein weiterer Beweis, daß bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Weinbau in Tiergarten eine große wirtschaftliche Bedeutung hatte, geht aus einem Großherzoglichen Inspektionsbericht hervor, welcher im „Landwirtschaftlichen Wochenblatt für das Großherzogtum Baden“ am 30. August 1844 veröffentlicht wurde. Hier ist u. a. folgendes zu lesen:

„Die besten Lagen sind vorzugsweise mit meist reinem Rießlinger (Klingelberger), die besten zunächst stehenden Lagen mit Klävnern und Ruländern bestockt.

Die größeren Weinbergsbesitzer suchen stets die verschiedenen Sorten besonders zu erhalten, wie namentlich Herr Schrempp in Tiergarten, Besitzer von ca. 100 Stöck Haufen Weingut, meist einen abgesonderten Rebsatz hat.

Von Herrn Schrempp in Tiergarten wurden vor mehreren Jahren Versuche mit der Bockschnitterziehung und der Erziehung am niederen Rahmen ausgeführt, von welcher beiden Schnittmethoden er wieder auf die landübliche zurückkam, da er sich überzeugt hielt, daß erstere für jene Gegend wegen der großen Triebkraft der Reben nicht tauglich und die Stöcke dran nach und nach zu Grunde gingen, weshalb auch der Ertrag an Wein immer geringer war“.

Interessant und erwähnenswert dürfte noch der Schluß des Großherzoglichen Berichtes sein. Er lautet:

„Auf den Weinbau wird im allgemeinen viel Sorgfalt verwendet, die Weinberge sind größtenteils in einem kraftvollen, gut gehaltenen Stande. Wenige für den Weinbau nicht passende Lagen sind anzutreffen, während noch hie und da, z.B. bei Tiergarten, zwischen Rebgütern von den vorzüglichsten Rießlinglagen zu Wald niederliegende Abhänge vorkommen, welche, als Weinberge benützt, hier einen wesentlich höheren Nutzen abwerfen dürften“<sup>15</sup>.

Gerade der Schlußsatz des Großherzoglichen Berichtes dürfte an den Tiergärtnern Rebbauern nicht unbeachtet vorübergegangen sein und ihnen neuen Ansporn gegeben haben, weitere Waldflächen zu roden und Weinberge anzulegen.

Nach dem Bericht der Großherzoglichen Inspektion waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Tiergärtner Rebbauern gute und fortschrittliche Winzer, deren Weinberge in einem gepflegten Zustand angetroffen wurden. Sie blieben auch weiterhin fortschrittlich. Ein Beweis ist die Tatsache, daß in Tiergarten im Jahre 1893 eine eigene Rebschule angelegt wurde<sup>16</sup>. Am 27. Dezember 1893 war in dieser Angelegenheit der Bürgerschaft versammelt. Die Frage zur Abstimmung lautete: „Soll eine neue Rebschule angelegt werden und zwar im I. Reberg gleich hinter dem Haus des Franz Anton Maier“?

Von den anwesenden Bürgern stimmten 22 mit „ja“ und 3 mit „nein“. Der Zweck der Anlage der Gemeinderebschule war, Rebsetzlinge, oder auch Rebstöcke genannt, für die hiesigen Winzer zu ziehen. Nach einem Verzeichnis von 1896 haben 16 Bürger einen Bedarf an Jungpflanzen von 2 035 Stück angemeldet, welche auch verteilt bzw. ausgegeben wurden. Im Jahre 1897 waren es 1 935 Rebsetzlinge.

Auch in unserem Jahrhundert war Tiergarten der Standort für ein namhaftes Versuchsgut. Die Landwirtschaftskammer Karlsruhe pachtete in den zwanziger Jahren die Rebflächen des Weingutes des Oberstlt. Kurt von Kummer. Sie ließ die Flächen „umbrechen“ und legte Sortenversuche an. Heute sind die Gebäude und die Weinberge Eigentum des Valentin Schwab, Ullenburgstraße 7.

### *Die Geschichte des Gemeinderebberges*

Wenn vom „Tiergärtner Reberg“ die Rede ist, wird in erster Linie an den „Gmeinsreberg“ gedacht. Dieser Reberg war zwar bis 1974 Eigentum der Gemeinde; doch hatten die Bürger das Recht der Nutzung. Es handelte sich also um den sogenannten Bürgernutzen oder Allmend, dessen Geschichte hier kurz erwähnt werden soll.

Herzogin Uta von Schauenburg gründete 1192 das Kloster Allerheiligen. Sie schenkte zu Lebzeiten den Maiwald, den Lechwald und den Ulmhardt den Gemeinden Kappelrodeck, Waldulm, Ulm mit den ehemaligen Filialgemeinden Mösbach, Erlach, Tiergarten, Stadelhofen, Renchen und Wagshurst zu Eigentum. Ab dem 13. Jahrhundert wurde diese Schenkung gemeinsam genutzt. Doch im Laufe der Jahrhunderte kam es wegen der Anteile immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten und Streitereien unter den einzelnen Gemeinden. Nach langwierigen Verhandlungen wurden die Ländereien (Besitzungen) am 9. Oktober 1811 an die einzelnen Gemeinden aufgeteilt. Hierbei erhielt Tiergarten aufgrund seiner Kopfzahl 122 Morgen im Maiwald und 150 Morgen im Ulmhardt. Legt man dem badischen Morgen 36 ar zugrunde, erhielt die Gemeinde Tiergarten 54,0 ha vom Ulmhardt. Diese 54,0 ha sind nun die Ausgangsbasis für den Gemeinderebberg von Tiergarten.

Der Gemeinderat von Tiergarten beschloß im Jahre 1839, daß ein Teil des Ulmhardtwaldes ausgestockt, mit Reben angelegt und unter die Bürger aufgeteilt werden sollte. 1840 wurden 30 Morgen (10,8 ha) ausgestockt, in 96 Lose mit je 108 Ruthen<sup>17</sup> geteilt. Davon wurden 85 Lose unter die Bürger vergeben und 11 Lose für die Gemeinde vorbehalten und von dieser verpachtet. Die jährlichen Pachteinnahmen betragen 189 Gulden, die Genußaufgabe je Los betrug 1 Gulden. Die Art und Teilung des im Jahre 1840 ausgestockten Waldbodens wurde nach den Statuten vorgenommen, welche die Großherzogliche Regierung am 12. Mai 1840 vorgeschlagen hatte. Die Verlosung der 85 Lose unter die Bürger erfolgte 1841. Diese erste gemeinschaftliche Pioniertat der früheren Tiergärtner Rebbauern, festgehalten auf einem Gedenkstein, welcher früher oberhalb der Ullenburg am Weg zum Rebberg stand und heute beim Kreuz am Eingange des Rebberges steht.

Die Inschrift lautet: „Dieser Rebberg wurde angelegt im Jahre 1841“.

Es dürfte in diesem Zusammenhang auch interessieren, welche Ernteerträge und Verkaufserlöse in der damaligen Zeit zu erwarten waren. Nach den damaligen Berichten des „Landwirtschaftlichen Wochenblattes für das Großherzogtum Baden“ war 1842 ein gutes Weinjahr<sup>18</sup>. Der durchschnittliche Ertrag lag umgerechnet bei 18 hl/ha, und der Verkaufserlös betrug 18 Pfennige pro Liter Wein. Ein Vergleich mit einigen anderen landwirtschaftlichen Produkten: Ein Rebsetzling kostete 17 Pfennige, ein veredelter Obstbaum 68 Pfennige, 1 kg Weizen 20 Pfennige, 1 kg Roggen 14,5 Pfennige, 1 kg Hafer 7,2 Pfennige, 1 Liter Milch 19 Pfennige. Man kann also davon ausgehen, daß damals die Preise für 1 Liter Wein, 1 kg Weizen oder 1 Liter Milch etwa gleich waren.

Die 1841 vorgenommene Waldausstockung und Bepflanzung mit Reben hatte sich anscheinend bewährt. Denn 1847 wurden weitere 34 Morgen (12,2 ha) des Ulmhardtwaldes ausgestockt und in 123 Reblöse aufgeteilt. Jedes einzelne Teilstück hatte 100 Ruthen (9,0 ar). Von ihnen wurden 98 unter die Bürger



verteilt, und wiederum 25 Lose wurden für die Gemeinde vorbehalten und für 125 Gulden verpachtet. Eine Genußauflage wurde von den Bürgern nicht erhoben.

Doch gerade nachdem die Bürger von Tiergarten rd. 23 ha Wald in Reben umgewandelt hatten, mußte der Weinbau schwere Rückschläge hinnehmen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts traten in verstärktem Maße Rebschädlinge auf (in Baden 1850 zum ersten Male die Blattfallkrankheit). Solchen Rebschädlingen stand man damals machtlos gegenüber, weil zu deren Bekämpfung keine chemischen Mittel zur Verfügung standen. Die Folge waren oft totale Fehlherbste, was für solch stark weinbaubetreibende Gemeinden wie Tiergarten regelrechte Hungerjahre bedeutete. Deshalb sahen sich in jenen Jahren oftmals Bürger gezwungen, nach Amerika auszuwandern. Selbst die Gemeinde hat dies unterstützt. Sie hat im Jahre 1851 sogar ein Kapital (Kredit) über 4 000 Gulden aufgenommen, um vielen Ortsarmen die Überfahrt zu bezahlen.

Aber unsere Vorfahren ließen sich durch solche Rückschläge nicht entmutigen. 1860 wurden nochmals weitere 16 Morgen (5,76 ha) Wald ausgestockt und mit Reben bepflanzt. Die Fläche wurde in 128 Lose aufgeteilt, jedes Los zu 45 Ruthen (4,05 ar). Auch hiervon wurden 98 Lose an die Bürger verteilt, 30 Lose waren der Gemeinde vorbehalten und für 32 Gulden jährlich verpachtet.

Die Waldausstockungen im Ulmhardt wurden in drei Etappen vorgenommen und die Flächen mit Reben bepflanzt. Somit wurde 1840 das „alte Los“, 1847 das „zweite Los“ und 1860 das „neue Los“ den Bürgern zugeteilt, alles festgelegt durch Gemeinderatsbeschlüsse und Gemeindegesetzungen<sup>19</sup>. Trotzdem nimmt 1863 das Ministerium des Innern, Karlsruhe, auf die Waldausstockungen von 1840 - 1847 - 1860 Bezug und „hält es für wünschenswert, daß bei Verteilung des zu drei verschiedenen Zeitpunkten ausgestockten und zu Rebland angelegten Waldbodens unter den Bürgern von Tiergarten gleiche Grundsätze zur Anwendung gebracht werden“. Außerdem wollte die Behörde wissen, welche Gabholzmenge vor 1840, — also vor Beginn der Ausstockung —, dem Bürger zustanden. Weiterhin wollte man wissen, wieviel bei Rebland mehr an Einnahmen in die Gemeindekasse kommen, als wenn es Wald geblieben wäre. Der Gemeinderat hat hierauf seiner Oberbehörde berichtet, daß vor 1840 jeder Bürger 1/2 Klafter Scheitholz und 30 Normalwellen erhielt. Was den Holzertrag für die Gemeinde betraf, lag er in den Jahren 1830—1840 durchschnittlich bei 43 Gulden jährlich. Die Pachteinnahmen hingegen aus den einbehaltenen und verpachteten Rebgrundstücken brachten einen jährlichen Ertrag von 346 Gulden in die Gemeindekasse.

Durch die Waldausstockungen im Gewann „Ulmhardt“ um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden nahezu 30,0 ha Reben neu angelegt. Dies entsprach etwa der Rebfläche, die auf der Gemarkung bereits vorhanden war und sich

ausschließlich in Privatbesitz befand. Das Gewann „Ulmhardt“, — jetzt der „Neue Rebberg“ genannt —, war und blieb Gemeindeeigentum. Doch die Rebflächen wurden den nutzungsberechtigten Bürgern kostenlos zur Bewirtschaftung überlassen.

An diesem Zustand hat sich über 100 Jahre nichts geändert. Doch ab 1965 wurden Stimmen laut, die die Ablösung des Reballmendes forderten und den Verkauf an die Nutzungsberechtigten wünschten. Diesem Ersuchen kam der Gemeinderat nach und hat die Ablösung des bisher bestehenden Bürgernutzens zum 1. 5. 1973 beschlossen. Somit wurde ein Schlußstrich gezogen unter eine Allmendgeschichte, die rd. 800 Jahre zuvor ihren Anfang nahm.

Die Winzer von Tiergarten — gleichzeitig ein Beispiel für alle Winzer der Ortenau — haben seit Jahrhunderten mit harter Arbeit und viel Liebe ihre Weinberge bewirtschaftet. Ihre Leistungen sind um so höher zu bewerten, da ihnen bis vor etwa 50 Jahren kaum maschinelle Hilfsmittel zur Verfügung standen. Gute und schlechte Weinjahre haben einander abgelöst. Von einem schlechten Weinjahr haben sie sich nicht entmutigen lassen, für ein gutes waren sie dankbar. Das bezeugt ein Kreuz, das Rebleute von Tiergarten 1856 gestiftet haben. Es wurde seinerzeit an der Straßenkreuzung beim Friedhof erstellt. Dieses Kreuz fand jetzt einen würdigen Platz am Eingang des Rebberges. Es trägt die Inschrift:

„Dieses Kreuz wurde Gott zum Dank  
und der Nachwelt zur Erinnerung  
an den reichen Weinsegen der Jahre  
1837 und 1853 von den Rebleuten  
von Tiergarten gestiftet.“

Die Bürger waren jetzt Eigentümer ihrer Reblose. Diese lagen aber an drei verschiedenen Stellen, was für eine neuzeitliche Bewirtschaftung nicht zweckmäßig war. Es wurde deshalb in den Jahren 1974—1980 eine Rebflurbereinigung durchgeführt, so daß jeder Beteiligte heute nur noch ein Eigentumsgrundstück zu bewirtschaften hat. In dieses Flurbereinigungsverfahren wurde auch das angrenzende Gewann „Schüttelswald“ einbezogen. Dieses Gewann, bisher ebenfalls Gemeindeallmend und ackerbaulich genutzt, wurde jetzt erstmals mit Reben bepflanzt. Somit werden heute in Tiergarten von 98 Winzern rd. 70,0 ha Weinberge bewirtschaftet. Mit Ausnahme der neueren Züchtung Müller-Thurgau reifen seit Jahrhunderten an den Südhängen bester Weinbergslagen wie „In der Schloß“, „Kahlenberg“, „Obertal“, „Ochsengrund“, „Tanzberg“ und „Ulmhardt“ edelste Trauben der Sorten Klingelberger (Riesling), Ruländer, Clevner (Traminer) und Spätburgunder heran.

### Anmerkungen:

- 1 K. Müller, Geschichte des badischen Weinbaus, Lahr 1938, 2. Aufl. 1953
- 2 L. Heizmann, Tiergarten i.R. in der Geschichte. Oberkirch 1928, S. 105
- 3 Gemeindearchiv Tiergarten
- 4 GLA Karlsruhe 33/1254
- 5 Steckhaufen (Steckenhaufen): Nach römischer Gepflogenheit stellten die badischen Winzer vor Beginn des Winters 300—500 aus dem Boden gezogene Rebstecken zu einem Steckhaufen oder Haufen zusammen. Hieraus entwickelte sich ein Flächenmaß, das je nach Güte der Reblage unterschiedlich war. In der Ortenau war ein Steckhaufen im Durchschnitt 2,5 Ar (Vgl.: Becker — Götz — Kannenberg — Schön, Vinothek der deutschen Weinberglagen — Baden — Stuttgart 1979, S. 37). Im Renchtal rechnete man im allgemeinen den Steckhaufen zu 3,0 Ar. Für Tiergarten liegt durch die Aufzeichnungen des Klosters Allerheiligen für ihr Reb- gut Tanzberg eine genaue Zahl vor. Hier kommen auf einen Haufen 400 Stöcke. Die gesamte Rebfläche ist 4,5 Morgen, so daß sich je Steckhaufen eine Fläche von 3,28 Ar ergibt. (Vgl.: L. Heizmann, Tiergarten i.R. in der Geschichte. 1928, S. 107)
- 6 H.-M. Pillin, Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. 1975, S. 205
- 7 L. Heizmann, a.a.O., S. 34
- 8 GLA 66/8697
- 9 GLA 44/v. Schauenburg
- 10 1 Ohm = 150 Liter
- 11 GA Tiergarten VI/1
- 12 Franz Ignatz Goegg war der Vater von Amand Goegg (1820—1891), dem Finanzminister der badischen Revolutionsregierung 1849. Nach dem Scheitern der Revolution floh dieser in die Schweiz und wurde am 23. 8. 1850 in Abwesenheit zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe wegen Hochverrats verurteilt.  
Im Jahre 1861 hat der Vater Franz Ignatz Goegg sein Reb- gut nebst neuerbautem Wohnhaus mit Keller, Trotthaus, etwa 120 Steckhaufen Reben und sämtliches Inventar, darunter ein Weinfäß von 6 000 Liter, für insgesamt 12. 162,— Gulden seinem Sohn übergeben. Da dieser aber als Hochverräter in Genf (Schweiz) lebte, hat die Großherzogliche Verwaltung dem Übergabevertrag die Genehmigung versagt. Doch 1862 wurde durch Amnestie die Zuchthaus- strafe erlassen, und Amand Goegg konnte Eigentümer des väterlichen Besitzes werden.
- 13 1 Badischer Gulden (fl) = 60 Kreuzer. Ab 1873 einheitliche Währung im Deutschen Reich: 1 bad. Gulden = 1,71 Mark
- 14 Die „Öchslesche“ Mostwaage, — heute noch in der Praxis angewandt, — ist eine Schwimm- oder Senkwaage, benannt nach ihrem Erfinder Ferdinand Öchsle. Dieser war Goldschmied in Pforzheim, wo er 1852 starb.  
Mit der Mostwaage wird der Zuckergehalt des Mostes bestimmt. Je höher die Öchslegrade, desto höher der Zuckergehalt und alkoholreicher der spätere Wein. Im allgemeinen liegt das Mostgewicht eines mittleren Jahrganges in Deutschland zwischen 70 und 80 Grad Öchsle. Das in den Weinbergen des Handelsmannes Goegg festgestellte Mostgewicht von 94 Grad Öchsle würde nach den heute gültigen weinbaurechtlichen Bestimmungen ausreichen für das Prädi- kat: „Spätlese“.
- 15 Landwirtschaftliches Wochenblatt für das Großherzogtum Baden. Karlsruhe, Jahrg. 1844, Nr. 35 und 36
- 16 GA Tiergarten, VII/4
- 17 1 Ruthe = 3 m — 1 Quadratruthe = 9,00 qm  
108 Quadratruthe = 9,72 ar.
- 18 Landwirtschaftliches Wochenblatt für das Großherzogtum Baden, Karlsruhe, Jahrg. 1844, Nr. 47
- 19 GA Tiergarten, Bürgerrecht und Bürgernutzen, IV/4,2 und 4,7

# Judengeleit und Judeneid in der Landvogtei Ortenau im 17. und 18. Jahrhundert

*Hugo Schneider*

In der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts gehörte die Landvogtei Ortenau<sup>1</sup> als Pfand gemeinsam den Grafen von Fürstenberg und dem Bischof von Straßburg. 1551 erwarb Ferdinand I. von Österreich von Graf Friedrich den fürstenbergischen Anteil und 1556 den bischöflich straßburgischen von Bischof Erasmus von Limburg für das Habsburgerreich. Zu ihm gehörte sie jedoch „nicht eigentümlich“, sondern war „allein pfandstuck vom Römischen Reich.“ „Sie ist ain schön ansehnlich und nutzbar stuckh, welliche dem Haus Österreich gleichwie Hagenow wohl anstet und dabey zu erhalten ist“<sup>2</sup>. Die Landvogtei bestand aus den 4 Gerichten Achern, Appenweier, Griesheim und Ortenberg, von denen das Gericht Achern das größte war. Sie bildete jedoch kein einheitliches geschlossenes Territorium. Das Gericht Achern war von den übrigen 3 durch das bischöflich straßburgische Gericht Renchen getrennt, und das Afergericht Ottersweier mit dem Gericht Lauf war umschlossen von markgräfllich badischem und bischöflich straßburgischem Gebiet. In verkehrspolitischer Hinsicht besaß die Landvogtei eine gewisse Bedeutung, denn durch sie zog die Landstraße von Frankfurt nach Basel, von der sich wiederum die Straßen nach Straßburg und ins Renchtal abzweigten. In ihr gab es im Gegensatz zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg keine Juden<sup>3</sup>. In dieser saßen sie in den Ortschaften Lichtenau, Freistett, Rheinbischofsheim und Bodersweier des Amtes Lichtenau.

Die vier Gerichte waren den vorderösterreichischen Landen zugeteilt, und so galten auch in ihnen die judenfeindlichen Bestimmungen des Habsburgerreiches. Von 2 von ihnen soll im folgenden gehandelt werden.

## *Das Judengeleit*

Es war den Juden untersagt, in der Landvogtei Handel zu treiben, ja überhaupt Rechtsgeschäfte mit Christen abzuschließen. Darüber hinaus bestimmte die „Reformation und Pollicey Ordnung in den 4 Gerichten der Landvogtei“<sup>4</sup> vom Jahre 1608, daß sie das Territorium, seien sie zu Fuß oder zu Pferd, nur in Begleitung eines Bewohners und zwar „stracks“ durchziehen mußten. Wie das durchzuführen sei, gibt die Reformation eingehende Bestimmungen.

Ein Jude, der aus der Markgrafschaft Baden oder Baden-Durlach sowie der Pfalz kam, erreichte das Gebiet der Landvogtei zuerst in Ottersweier. Ab hier war der Mesner von Maria Linden, Michael Seyler, als Begleitperson zustän-

dig. Ihm mußte der reisende Jude zunächst das Ziel seiner Reise nennen, dann zur Verzollung die mitgeführten Waren (Gold, Silber, Kleider usw.). Die Aufsichtspflicht des Mesners endete zunächst in Sasbach, das dem Bischof von Straßburg gehörte, begann wieder in Achern, hörte auf in Önsbach, da dort wieder straßburgisches Gebiet begann und fing erneut an in Appenweier. Wollte der Jude weiter nach Straßburg, mußte er bis Urloffen begleitet werden, und wenn nach Oberkirch bis Fernach (heute ein Stadtteil von Oberkirch). Ein ähnliches System war für jene erdacht, die vom Oberland kommend in Richtung Bühl, Straßburg oder Oberkirch reisen wollten. So kam für eine Reise von Renchen nach Bühl Önsbach als Beginn der Begleitung in Frage, von Offenburg nach Straßburg Kittersburg usw.



*Tracht der Juden in Worms um 1600. Die Abbildung ist entnommen dem Thesaurus picturarum (Handschrift 1971 Bd. 23. der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt).*

Wenn nun der Jude in einen Ort kam, für den keine bestimmte Person als Begleiter zuständig war, dann mußte er sich einen suchen, und dieser hatte ihm sofort das Geleit zu geben. Als finanzielle Entschädigung erhielt der Begleiter pro Meile (1 deutsche Meile = 7420 m) 2 Batzen (= 4 Kreuzer). Hielt sich der Jude an einem Ort längere Zeit auf, so mußte er pro Tag 4 Batzen zusätzlich entrichten, pro halben Tag 2 Batzen. Zog ein Jude ohne Begleitpersonal durch die Landvogtei und wurde erwischt, nahm man ihn gefangen, brachte ihn samt seiner Ware nach Schloß Ortenberg, wo er eingesperrt wurde. Streng war es dem Begleiter untersagt, von seinem Schutzbefohlenen Geschenke irgendwelcher Art anzunehmen. Von seinen diesbezüglichen Einnahmen mußte er einen Teil als Steuer abführen. Zu ihrer Berechnung hatte er in einem Kerbholz die Anzahl der Juden zu Fuß oder zu Pferd einzuritzen und dieses alle Fronfasten (Quatemberfasten) dem Landvogt auf Ortenberg bez. einer Amtsperson vorzulegen, die dann die Abgabe an die Verwaltung festlegte.

Ob diese Anordnung jemals durchgeführt wurde und wenn ja wie lange, kann nicht ermittelt werden. Sie war für den reisenden Juden in diesem territorial so gespaltenen Gebiet eine große Erschwernis und dazu eine Mehrausgabe.

### *Der Judeneid*

Verletzendes für die Juden enthielten auch die Bestimmungen, die zu befolgen waren, wenn ein Jude in einem Rechtsverfahren gegen einen Christen einen Eid abzulegen hatte. Die „Reformation und Polliceordnung für die 4 Gerichte der Landvogtei Ortenau“ von 1608 enthält nur die Eidesformel, die der Jude nachzusprechen hatte, nicht aber die Formalien, die bei der Eidesleistung zu befolgen waren. Sie sind ausführlich in der „Verfassung der 4 Landgerichte“<sup>5</sup> beschrieben und zwar in den § 97—103. Wann und von wem diese Gerichtsverfassung erlassen wurde, kann nicht mehr festgestellt werden, da die ersten Seiten fehlen. Jedoch ist auf dem Einband vermerkt, daß das Exemplar 1783 dem Oberamtsrat und dem Amtsschreiber in Offenburg zugestellt wurde. Zwar gelten für den Juden immer noch andere Vorschriften, die zu befolgen sind, und ein anderer Eid, den er nachsprechen muß, als für die Christen, aber die peinlichen und entwürdigenden Formen, die im Mittelalter angewendet wurden, sind beseitigt.

So verordnete der Schwabenspiegel (13. Jahrhundert)<sup>6</sup>, daß sich der Jude, bevor er die Eidesformel sprach, seine Hüften mit einem Geflecht aus Dornen umgeben, ins Wasser steigen und dreimal sein Geschlechtsteil bespucken mußte.

Die Gerichtsverfassung von 1783 zeigt Verständnis für jüdische Eigenart und achtet die Bräuche. So nennt der Jude Gott Adonai, schwört bei der Thora und bedeckt bei der Eidesleistung sein Haupt. Diese gliedert sich in 3 Teile, wobei jeder mit einer feierlichen Anrufung Gottes als des allmächtigen und allwissenden, des Schöpfers des Himmels und der Erde eingeleitet wird.

Der Jude muß den Eid auf die Thora ablegen, von der ein Exemplar auf dem Amt vorhanden sein soll. Darum muß er zunächst bestätigen, daß das vorgelegte Buch wirklich die Thora ist. Ist er dazu nicht in der Lage, da lesensunkundig, darf er einen andern Juden, der die hebräische Schrift lesen kann, beziehen, der ihm die Richtigkeit bestätigt. Anschließend wird er eingehend über den Falscheid und seine Folgen belehrt. Er wird daran erinnert, daß sein Eid auch gültig sei, wenn er den Vorbehalt macht, er habe den Eid vor Christen abgelegt, die einen unrechten Glauben haben und einen falschen Gott anbeten. Er wird verwiesen auf die Israeliten, die auch den Männern von Gischon<sup>7</sup> den Eid gehalten haben. Wenn der Jude nun bereit ist, ohne Trug und Arglist unter Anrufung Gottes zu schwören, darf er zum Eid zugelassen werden.

Er bedeckt sein Haupt, ballt seine rechte Hand zu einer Faust zusammen und legt sie bis zum Ballen auf die Stelle Leviticus 26, 14 und spricht dem Vorsitzen-

den die Eidesformel Wort für Wort nach. Die angeführte Bibelstelle enthält all die Flüche und Strafen, die Israel treffen werden, wenn es Gottes Gebote nicht erfüllt. Nun sollen ihn die Strafen treffen, wenn er unrecht schwört. Er soll ewig vermaledet und verflucht sein, das Feuer von Sodom und Gomorrha<sup>2</sup> soll ihn verbrennen, alle Flüche der Thora ihn heimsuchen. In früheren Fassungen soll ihn der Aussatz befallen wie den syrischen Feldherrn Naaman (2 Kg. 5). Die Erde soll ihn verschlingen wie einst Datan und Abiram aus der Rotte Korach, die sich einst gegen Moses erhoben hatten (Num. 16, 31). Wenn schon der gläubige Jude aus Ehrfurcht den häufigen Gebrauch des Namens Gottes ablehnte, dann empfand er den Hinweis auf Leviticus 26, 14 als besonders verletzend, da das vorangehende Kapitel 3, 13 die Segen nennt für den, der Gottes Gebote hält.

Da in der Landvogtei Ortenau keine Juden wohnten, sie außerdem keinen Handel mit Christen treiben durften und keine Rechtsgeschäfte abschließen konnten, ist es fraglich ob die Bestimmungen der Gerichtsverfassung von 1783 jemals angewandt wurden. Zwar halten sie sich noch in den überkommenen Denkformen, aber sie sind ein Schritt hin zur rechtlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung der Juden.

#### *Judeneid*

„Ich N. Jud schwöre bei dem lebendigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, daß ich mit reiner Wahrheit ohne Einengung oder Gebrauch einer Arglist, Betruges oder Verstellung, wie auch ohne Rücksicht auf Schenkung, Gab, Neid, Haß, Feind- oder Freundschaft oder sonstigen zur Unterdrückung der Wahrheit oder Gerechtigkeit gereichenden Absichten bestätigen können, daß (hier folgt der Gegenstand des Eides) und wo ich unrecht schwöre, dann soll ich ewiglich vermaledet und verflucht sein und soll mich verzehren das Feuer, das Sodom und Gomorrha überging und alle Flüche, die an der Thora geschrieben stehen, und solle mir der wahre Gott, der Laub und Gras und alle anderen Dinge geschaffen hat, nimmer mehr zu Hilfe kommen in einigen meiner Geschäften und Nöten, wann ich aber wahr und gerecht gesagt habe in dieser Sache, dann helfe mir der wahre Gott Adonai.“

#### *Anmerkungen:*

- 1 O. Kähni, Die Landvogtei Ortenau, in: Fr. Metz, Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde. 2. A. Freiburg/Br. 1967
- 2 O. Stolz, Geschichtliche Beschreibung der ober- und vorderösterreichischen Lande. Karlsruhe 1943, S. 155
- 3 GLA 129/32 Bezirksamt Achern: Historische Beschreibung der Ortenau
- 4 GLA 119/596
- 5 GLA 119 F 87
- 6 Judeneid, in: Jüdisches Lexikon, begründet von G. Herlitz und B. Kirschner Bd. III, Spalte 420
- 7 Männer von Gischon gibt es nicht. Es handelt sich wahrscheinlich um die Männer von Gibeon, denen die Israeliten einen feierlichen Eid geschworen haben (Jos. 9, 15)

# Der Rheinbischofsheimer Judenstein

Der Begräbnisplatz des Löw Simson von Bischofsheim

*Nikolaus Honold*

Bis etwa zu Beginn des zweiten Weltkrieges standen zwei Gedenksteine (Grabsteine) im Gewann Schießrain der Gemeinde Rheinbischofsheim. Der heute noch vorhandene Grabstein ist ein roter, zum Teil verwitterter Sandstein, 95 cm hoch und 60 cm breit. Die Grabinschrift ist hebräisch, schwer leserlich und lautet<sup>1</sup>:

Hier ist begraben die ehrenwerte, bescheidene Frau Hänsche (Hanna) Tochter des geehrten Abraham und Frau des geehrten Löw Katz (Kahan) von Bischofsheim. Sie starb am Sonntag den 4. Thamus (27. Juni) 5579 (1819) T E N Z B A.

Am 20. Juli 1800 bat der Bischofsheimer Schutzjude Löw Simson die fürstliche Regierung in Darmstadt, sie möge einen Begräbnisplatz in Bischofsheim einrichten. Der Amtsvorsteher des Amtes Lichtenau wies in seinem Begleitschreiben darauf hin, daß besagter Löw Simson im Jahr 1798 oder 1799 kriegerischer Ereignisse wegen einen Sohn auf einer Wiese im Gewann Schießrain beerdigen mußte. Diese Bitte löste einen regen Schriftverkehr zwischen der Regierung in Darmstadt und dem Amt Lichtenau aus<sup>2</sup>.

Die Juden des Amtes hatten keine eigene Begräbnisstätte. Ihre Toten wurden in Kuppenheim auf dem dortigen Friedhof beigesetzt.

Auf Befehl der Hochfürstlichen Regierung wurden die Bischofsheimer Ortsvorsteher, Jakob Hauß der Schultheiß sowie die Gerichtsschöffen Ludwig Schäfer und Philipp Jakob Sebastian über die Möglichkeiten, einen Begräbnisplatz für die Judenschaft des Amtes Lichtenau zur Verfügung zu stellen, befragt. Die Vertreter der Gemeinde Bischofsheim erklärten hierzu, daß sie bereit wären, den Platz, auf dem der Sohn des Löw Simson begraben liege, in einer Größe von „1 Tag Matten“ abzugeben, „ohne der Gemeinde zu schaden“. Man müsse sich über die Bezahlung sowie über den dahin führenden Weg noch verständigen.

Von Regierungsseite wurde Amtsvorsteher Wagner beauftragt, einen kompetenten Juden nach den finanziellen Aufwendungen, die die Juden aus hiesiger Gegend für die Beerdigung in Kuppenheim einbringen müssen, zu befragen. Ferner ist die gesamte Judenschaft vorzuladen und ihre Meinung, ob ein Begräbnisplatz in Bischofsheim erwünscht sei, festzustellen.

Der Neufreistetter Jude Michael Baruch als maßgeblicher Mann für die finanziellen Aufwendungen für Friedhof und Beerdigung wurde in Bischofsheim vernommen und gab aus einer hebräischen Schrift zu Protokoll:





*Der Rheinbischofsheimer Judenstein.  
Aufn.: Hermann Kiefer*

1. Die Juden müssen sich bei jeder Beerdigung in Kuppenheim einkaufen. Von ihrem gesamten Vermögen müssen sie für die ersten hundert Gulden des Vermögens 2 Gulden, vom zweiten Hundert 1 Gulden und für jedes weitere Hundert 5 Schillinge bezahlen.
2. Müsse zur Unterhaltung des Familiengrabes jede Familie, wovon die Witwen nicht ausgenommen sind, jährlich 3 Schilling 4 Pfennig entrichten.
3. Müsse für jeden toten Juden, der nach Kuppenheim überführt werde, in Stollhofen 1 Gulden Leibzoll bezahlt werden.
4. Koste der Fuhrlohn je nach Witterung und Jahreszeit zwischen 5 und 6 Gulden, oft auch mehr.
5. Werde das Einkaufsgeld sowie der jährliche Unterhaltsbeitrag an den Obereinnehmer der Judenschaft in Bühl bezahlt.

Am 20. Januar 1801 ließ Amtsvorsteher Wagner die Juden des Amtes Lichtenau nach Bischofsheim zu sich kommen und eröffnete ihnen, daß „Serenissimus Regens“ die Erlaubnis zu einer Begräbnisstätte „gnädigst“ gebe und jeder einzelne dazu Stellung nehmen solle.

Die Neufreistetter Juden Jakob Kahn, David Simon, Michael Baruch, Salomon Oppenheimer, Jakob David Hamel und Isaak Oppenheimer sagten einmütig, daß sie sich für die gnädige Erlaubnis bedanken, daß aber kein Rabbiner im Lande wäre, obwohl er nach ihren Gebräuchen erforderlich sei, und daß der Rabbiner jährlich einmal an einem bestimmten Tag auf dem Friedhof vor versammelter Judenschaft eine Rede halten müsse. Es wäre auch zu teuer, zu jeder Beerdigung einen Rabbiner herbeizuholen. Da die hiesige Juden-

schaft, außer drei Familien, von dem Kahnschen Geschlecht sei und diesem nach jüdischen Gesetzen die Behandlung der Toten nicht nur verboten sei, sondern auch das Gesetz in der Auslegung so streng sei, daß in einem Hause, in dem ein Leichnam aufgebahrt, der Angehörige des Kahnschen Geschlechts das Haus bis nach der Beerdigung verlassen müsse. Die Neufreistetter Juden lehnten das Anerbieten auch deshalb ab, weil sie sich seit vielen Jahren, seit ihrer Verheiratung in Kuppenheim eingekauft hatten und sie dieses Einstandsgeld wohl nicht mehr zurückbekämen. Ein weiterer Hinderungsgrund, das fürstliche Angebot abzulehnen, sei die Tatsache, daß die Herbeischaffung der Grabsteine sie viel zu teuer zu stehen komme, weil die Steinbrüche zu weit von hier entfernt, in Kuppenheim aber die Grabsteine ganz aus der Nähe bezogen werden könnten.

Ähnliche Aussagen machten die Bodersweierer Juden Michel Wertheimer, Auscher Benjamin, Michel Wertheimer jr., Löw Wertheimer, Salomon Wertheimer und Salomon Marx. Sie wiesen auf ihre geringe Zahl hin und bemerkten, daß sie wenig zur Errichtung eines Begräbnisplatzes beisteuern könnten.

Die Judenschaft von Lichtenau Abraham Marx, Jakob Marx, Nathan Herz, Seligmann Herz, Abraham Heyum, Theodor Joseph und Marx Herz lehnten mit untertänigstem Dank ebenfalls ab. Sie wären, wie die Juden aus Neufreistett, zum größten Teil von dem Geschlecht Kahn, und so wären sie dann verpflichtet, bei Sterbefällen fromme Juden mit erheblichem Kostenaufwand zur Behandlung der Toten herbeizuholen. Es würde die Errichtung eines Friedhofes wie der Kaufpreis für den Platz und die dazu notwendigen Einweihungszeremonien sehr teuer sein. Sie wären durch die Kriegsergebnisse allesamt verarmt. Jost Marx und Göld Isaak, die erkrankt waren, wie Samuel Marx, dessen Kind todkrank und der das Haus nach jüdischen Gesetzen nicht verlassen durfte, wurden später vernommen. Sie erklärten sich wie ihre Glaubensbrüder aus Lichtenau mit der Errichtung eines Begräbnisplatzes nicht einverstanden.

Amtsvorsteher Wagner vernahm als letzter die Bischofsheimer Judenschaft. Erschienen waren Löw Simson, Hirsch Isaak, Löw Abraham Kahn, Löw Abraham, Isaak Samuel, Caim Kahn, Moses Löw, Isaak Abraham Kahn, Löw Lazarus, Samuel Lazarus, Isaak Meyer und Löw Simon. Löw Simson sagte, daß er von der gnädigen Erlaubnis Gebrauch mache, wenn ein Judenfriedhof hier errichtet würde. Alle anderen Bischofsheimer Juden lehnten das Angebot mit untertänigstem Dank ab. Sie argumentierten wie die Lichtenauer und Neufreistetter Juden, fügten hinzu, daß nur drei Familien in Bischofsheim wären, die nicht von dem Geschlecht Kahn stammen würden, und daß es ihr größter Wunsch sei, ihre Toten auch in Zukunft in Kuppenheim begraben zu dürfen.

Da die gesamte Judenschaft das Angebot, einen Friedhof in Bischofsheim zu errichten, ablehnte, bat Löw Simson im März 1801 ein zweites Mal die „Hochfürstliche Regierung“ in Darmstadt, einen Begräbnisplatz anlegen zu

dürfen. Er erklärte, daß in seiner großen Familie es immer wieder zu Sterbefällen komme, daß die Entfernung nach Kuppenheim sehr groß und kostspielig sei und er durch Kriegsereignisse gezwungen war, einen Sohn auf dem Schießrain zu beerdigen, und so läge der Gedanke nahe, um einen „Familienbegräbnisplatz“ zu ersuchen.

Die Regierung stimmte der Bittschrift zu. Da Regierung und Gemeinde sich über den Kaufpreis nicht einigen konnten, entwickelte sich ein weiterer Schriftverkehr. Die Regierung war der Ansicht, 50 Gulden für den Platz von 20 Quadratschuh sei zu wenig, auch müsse ein weiterer Betrag für den Weg, der zum Begräbnisplatz führe, erhoben werden. Schultheiß und Gerichtsschöffen waren aber der Meinung, daß der Preis für Hausplätze im Dorf nur 2 Kreuzer pro Quadratschuh betrage, daß 50 Gulden mehr als genug wären, und daß der Weg ohnehin dahingehe.

Die Regierung lenkte ein und bewilligte dem Schutzjuden Löw Simson auf dem Schießrain einen Begräbnisplatz von 20 Quadratschuh. Der Kaufpreis betrug 50 Gulden. Die Benutzung des Wegs sei kostenfrei. Die Friedhofsgebühren wurden festgesetzt. Jede Bestattung einer verheirateten oder verwitweten Person kostete 1 Gulden und 30 Kreuzer, die einer ledigen über 15 Jahre alten 1 Gulden und die einer ledigen unter 15 Jahren 45 Kreuzer. Diese Gebühren waren an die fürstliche Amtsschaffnei zu entrichten.

Das von dem Neufreistetter Advokaten Gochnat am 14. April 1802 gefertigte „Lichtenauer Amts-Kauf-Protocoll“ entspricht dem Dekret der Regierung. Es wurde dem Löw Simson ein Platz von 20 Quadratschuh im Gewann Schießrain zu Bischofsheim für 50 Gulden verkauft mit dem Recht, auf diesem Begräbnisplatz Familienangehörige zu beerdigen. Die Kaufurkunde wurde von dem Löw Simson in hebräischer Schrift unterschrieben. Als Vertreter der Gemeinde Bischofsheim unterschrieben der „Schultheiß Jakob Hauß, der diesjährige gemeine Bürgermeister Philipp Weik“, die Gerichtsschöffen Philipp Jakob Sebastian, Ludwig Schäfer, Andreas Bürkel und die Zeugen Eckert und König. Der Neufreistetter Advokat Gochnat hat als Verfertiger der Kaufurkunde mit unterschrieben.

Der Rheinbischofsheimer Kaufmann Moritz Kahnmann, dessen Familie die Grabstätte pflegte, erwirkte am 17. 3. 1911 ein Anschlußurteil des Kehler Amtsgerichts, das ihn zum alleinigen Eigentümer machte. Am 12. 11. 1912 hat Moritz Kahnmann durch Schenkungsvertrag den Begräbnisplatz dem israelitischen Begräbnisverband Neufreistett übereignet. Das Grundstück befindet sich heute im Eigentum des Oberrats der Israeliten Badens in Karlsruhe<sup>3</sup>.

#### *Anmerkungen:*

- 1 Übersetzung der Grabinschrift durch Herrn Soussan, Vorsitzender der Israelitischen Gemeinde Freiburg.
- 2 GLA 229/86084 + 86085
- 3 Grundbuchamt Rheinau

# Der jüdische Friedhof von Diersburg

*Naftali Bar-Giora Bamberger, Jerusalem*

## *Vorbemerkung:*

Der Autor, Bar-Giora Bamberger, entstammt einer alten jüdischen Gelehrten- und Rabbinerfamilie. Er hat den jüdischen Friedhof von Diersburg erforscht. Da die Leser der „ORTENAU“ wenig über jüdische Friedhofsbräuche wissen, werden im ersten Teil Informationen zum jüdischen Friedhof und zum jüdischen Beerdigungsbrauch mitgeteilt und im zweiten Teil die Forschungsergebnisse über den jüdischen Friedhof von Diersburg.

Die Forschungsarbeiten von Bar-Giora Bamberger sind festgehalten im Rathaus von Niederschopfheim. Dort befindet sich ein nach Reihen und Gräbern numerierter Lageplan und ein vollständiges Register aller Verstorbenen. Alle Grabsteine wurden fotografiert. Die Fotos werden ebenfalls im Rathaus von Niederschopfheim aufbewahrt.

Die im Text gezeigten Aufnahmen wurden vom Bürgermeisteramt Hohberg zur Verfügung gestellt, wofür ihm verbindlichst gedankt sei.

Besser ein guter Name als köstliches Öl,  
besser der Tag des Todes als der Tag seiner Geburt.  
Prediger Kap. 7, Vers 1

## *Der jüdische Friedhof — das „Ewige Haus“*

In der Umgangssprache der Juden wird nicht vom Friedhof gesprochen. Er wird mit Namen bezeichnet, in denen die eigentliche Bedeutung anklingt. In den deutschsprachigen Ländern war es üblich vom „guten Ort“ zu sprechen, auf hebräisch „BETH OLAM“ oder, wie in der aschkenasischen<sup>1</sup> Aussprache, der „BES AULOM“ genannt. Dieser Ausdruck wird erstmals in der Bibel angewandt: „denn bald geht der Mensch in sein ewiges Haus“ (Prediger Kap. 12, Vers 5). In Israel hat sich die aramäische Form „BETH ALMIN“ eingebürgert.

Der Grabstein ist die „MAZEWA“, hier wie „MAZEWE“ ausgesprochen (Genesis Kap. 35, Vers 20). Das Wort bedeutet ein aufgerichtetes Mal, sonst einfach mit „haEWEN“, der Stein, oder „haGAL“, der Steinhäufen (Genesis Kap. 31, Vers 51) bezeichnet. Seltener ist der Ausdruck „JAD“, eine Hand im Sinne von Wegzeichen (wie in „JAD VASCHEM“ Jeschajahu Kap. 46, Vers 5). Aus der nachbiblischen Zeit stammt der Begriff „NEFESCH“, der eigentlich Seele bedeutet, nur für das erhabene Grabmal verwendet. „Den Frommen baut man keine Seelen, ihre Worte sind ihr Andenken“ (Talmud Jer. SCHEKALIM Kap. 2,5).

Für die Grabinschrift ist auch „ZIJUN“ als Bezeichnung (Jecheskel Kap. 39, Vers 15) hier und da gebräuchlich. Obwohl alles darauf hindeutet, daß für Grabmale nur Steine verwendet wurden, kann man noch heute auf sehr alten Friedhöfen Grabmale aus massivem Holz finden. Die übliche Bezeichnung wurde in verschiedenen Redensarten gebraucht. Zu einem verkannten, aber verdienstvollen Manne pflegte man ironisch zu sagen: „Man wird Dir eine güldene Mazewe stellen“ oder „Du kannst es mir auf die Mazewe schreiben“. Dies war eine Art, einen Vorwurf abzuweisen, ohne dabei auf die Sache selbst einzugehen.

Die Beschäftigung mit einem Sterbenden bis zu dessen Ableben und alle mit der Bestattung verbundenen Handlungen gehören zu den vornehmsten Aufgaben in einer jüdischen Gemeinde. Männer und Frauen übten durch die Jahrhunderte diese Ämter ehrenamtlich aus. Um Mitglied der „CHEWRA KADISCHA“ (Beerdigungsbrüderschaft, wörtlich ‚die Heilige Gemeinschaft‘) zu werden, mußte man ein angesehenes Mitglied der Gemeinde sein. Die Aufnahme erfolgte nach Antrag oder auf Vorschlag und wurde durch die Abstimmung der Mitglieder bestätigt. Es gab an jedem Ort eine Brüderschaft (Männerchewre) und eine Schwesternschaft (Frauenchewre). Ein „Chewremann“ zu sein bedeutete auch im übertragenen Sinne als zuverlässig und vertrauenswürdig zu gelten.

Zu den wichtigsten Dokumentationen einer Gemeinde gehörten außer ihrem Protokollbuch das „CHEWRA KADISCHA“-Protokollbuch und das sogenannte „MEMOR-BUCH“. Ein solches Buch (oft auf Pergament geschrieben und mit kunstvollem Titelblatt versehen) wurde mit den Liturgien eröffnet, die vor den Seelenfeiern (Gedächtnisfeiern an den hohen Feiertagen) in der Synagoge vom Vorbeter rezitiert wurden. Darauf folgte das „MARTYROLOGIUM“, ein Register der Namen aller derjenigen, die zur „Heiligung des göttlichen Namens“ umgekommen waren, samt der Orte des Geschehens. Es schloß sich die Namensliste berühmter Rabbiner und Frommen aus allen Zeiten an, deren Andenken an dieser Stelle geehrt wurde. Dann erst folgten in chronologischer Ordnung die Namen, Sterbedaten und sonstigen Zusätze aller Verstorbenen der Gemeinde.

Der Ankauf eines Terrains für einen Friedhof war mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden. Für den „Judenacker“ wurde Gelände angeboten, das zur Landwirtschaft ungeeignet war, etwa sehr steile Hänge oder z. B. auch eine Rheininsel, die bei Hochwasser regelmäßig überschwemmt wurde. Bei Vertreibung der Juden wurden ihre Friedhöfe zerstört und als Gemeindeweiden benutzt. Sehr oft gehörte ein Friedhof mehreren Gemeinden, die nach einem vereinbarten Schlüssel den Ankauf und die spätere Erhaltung untereinander aufteilten.

Jedes Gemeindemitglied hatte Anspruch auf einen Beerdigungsplatz für sich, seine Familie und das „jüdische Gesinde“. Eine Grabstätte auf einem Fried-

hof zu kaufen oder reservieren zu lassen, war in manchen Orten möglich. An anderen Orten wurde der Bestattungsplatz erst nach dem Todesfalle von der Gemeinde oder vom Rabbiner mit Einverständnis der Familie festgelegt. Ein verstorbener „COHEN“ (Nachkomme des Stammes der Priester) wurde gewöhnlich so gebettet, daß seine Angehörigen, die ebenfalls geborene „COHANIM“ sind, seinen Grabstein von außerhalb des Friedhofs sehen konnten. Denn ein Cohen darf einen Ort, an dem sich Tote befinden, nicht betreten; er würde dadurch „unrein“ und damit untauglich für die Ausübung priesterlicher Pflichten werden. Folglich durfte er bei einer Beerdigung nur bis zum Friedhofseingang mitgehen, auch das nur bei Abstand vom Sarg. Wie bei allen jüdischen Gottesdiensten soll man bei einer Beerdigung und auch bei einem Besuch eines Friedhofs eine Kopfbedeckung tragen.

Es gehörte auch zu den Pflichten einer Gemeinde, durchreisende Juden, die am Ort gestorben waren, auf ihrem Friedhof mit allen Ehrenbezeugungen beizusetzen.

Der aufrechtstehende, möglichst nach Osten ausgerichtete Grabstein befindet sich zu Häupten der Toten. Die Fläche vor dem Stein bis zum vermutlichen Fußende (ungefähr 1 m breit und 1,80 m lang) gehört zum Grab. Früher hat man sehr oft diese Fläche mit einer niedrigen Steinmauer eingefast. Der Abstand zwischen den Gräbern beträgt ungefähr 60—80 cm.

Besucher eines jüdischen Friedhofs sollten sich bemühen, nicht auf die Gräber zu treten und genügend Abstand zu halten. Auf manchen Friedhöfen, insbesondere der sephardischen<sup>2</sup> Gemeinden und in Israel wird der Grabstein flach über die ganze Grabstätte gelegt. Mit wenigen Ausnahmen hat jeder Friedhof mannshohe Mauern und eiserne Tore.

Leichenzüge wurden in ländlichen Gegenden oft beschimpft und Beerdigungen durch Spottgesänge gestört. Es ist ein alter Ausspruch: „Zur LEWAJE (Begleitung der Verstorbenen) gehen alle mit“, auch die ihn nicht gekannt haben. Die Schirmherren des Mittelalters schickten zum Schutz oft berittene Soldaten mit. Damals blieben Frauen und Kinder im Ort, um Haus und Geschäft zu bewachen. Auch heute ist es in frommen Familien noch üblich, daß Frauen dem Leichenzug nur ein kurzes Stück hinterher gehen und dann nach Hause zurückkehren. Aus der ursprünglichen Notwendigkeit im Mittelalter ist ein Brauch geworden. Nach alter aschkenasischer Tradition sollen Söhne nicht zur Beerdigung ihres Vaters auf den Friedhof mitgehen. Die Söhne bezeugen gerade durch ihre Zurückhaltung ihre Ehrfurcht vor ihrem verstorbenen Vater. Erst nach den sieben Trauertagen werden sie an das Grab des Vaters treten. Begegnet man zufällig auf der Straße einem Leichenzug, sollte man sich, jüdischem Brauch entsprechend, mindestens drei Schritte lang anschließen.

Die „KEWURA“, das Ins-Grab-Legen, wurde durch die ehrenamtlichen „KABRANIM“, die „Beerdiger“, vorgenommen. Man „kam zu einer KWURE“, oder man „ging auf eine LEWAJE“, was ungefähr dasselbe bedeutete. „Mit Schuh' und Strümpf' zur KWURE gebracht“, bedeutete, eines unnatürlichen Todes gestorben zu sein. Der Ausdruck bezieht sich auf die Vorschrift, wonach Getötete so, wie sie aufgefunden werden, zu begraben sind. Auch soll alles noch sichtbare Blut samt der Erde im Sarg mitbegraben werden. Nach aschkenasischem Brauch soll der Grabstein bis zum Ende des 11. Monats nach dem Sterbetag aufgestellt sein. In Israel wird aus klimabedingten Gründen der Stein bis zum 30. Tag fertiggestellt.

Auf einem Friedhof soll man nicht essen oder trinken. Auch soll man den Friedhof nicht als Wegverkürzung benutzen oder Tiere dort weiden lassen. Es sollen nur Gebete abgehalten werden, die mit den Pflichten gegenüber den Verstorbenen notwendig sind. Andere Gebete werden als Verhöhnung angesehen, denn „nicht die Toten rühmen Gott, und nicht die, die in die Gruft sinken“ (Psalm 115, Vers 17).

In manchen Friedhöfen wurden Männer und Frauen in getrennten Reihen oder Reihenabschnitten begraben, Söhne nicht direkt neben ihren Eltern, Kleinkinder manchmal zu Füßen ihrer Mütter oder Großeltern. Menschen, die zu Lebzeiten in Feindschaft gelebt hatten, sollen nicht nebeneinander begraben werden. Kinder wurden gewöhnlich in besonderen Reihen gebettet. Ihre Gräber erhielten kleine Steine. Ganz am Rande des Friedhofs außerhalb der Reihen bestattete man Menschen, die sich das Leben genommen haben. Nach jüdischer Auffassung ist Selbstmord einem Mord gleich. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich eine gewisse Toleranz ausgebreitet, und man findet heute solche Gräber auch in anderen Teilen der Friedhöfe.

Zum Friedhof gehört eine Leichenhalle, die oft nur zur Leichenwaschung geeignet ist; an größeren Orten waren es Gebäude, in denen der übliche HESPED, die Trauerrede, abgehalten wurde. Alle Friedhöfe haben einen Wasserbehälter oder eine Wasserleitung für das Übergießen der Hände. Alle Teilnehmer sollen nach einer Beerdigung ihre Hände sofort waschen wie auch nach jedem Besuch auf dem Friedhof.

Auf einem besonderen Platz des Friedhofs außerhalb der Reihen werden in Tongefäßen untauglich gewordene Thorarollen und andere Bücher begraben. Außergewöhnlich berühmten Rabbinern wurde eine solche Thorarolle mit ins Grab gelegt: „er erfüllte wahrlich, was in diesem Buch geschrieben steht“ (Bab. Talmud).

Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Grabinschriften nur auf Hebräisch zugelassen. Nach und nach wurde diese Vorschrift gelockert. Zunächst wurden nur die Namen auf Deutsch eingemeißelt, sehr oft nur auf der Rückseite der Steine. Dann gab es Steine in beiden Sprachen, bis im 20. Jahr-

hundert schon ganze Inschriften nur in Deutsch auftauchten neben den vorher gebräuchlichen Formen.

### *Der jüdische Friedhof von Diersburg an der Bachstraße*

Auf Anregung von Dr. H.-J. Fliedner, Leiter von Archiv/Museum und Volkshochschule in Offenburg, wurde ich im Sommer 1984 vom Hohberger Bürgermeister H. Löffler beauftragt, eine Gesamtbestandsaufnahme des jüdischen Friedhofs vorzunehmen. Als erstes wurden alle Steine vorsichtig gereinigt, die Inschriften fotografiert und ein Lageplan von der Bauverwaltung angefertigt.

Der Friedhof besteht aus drei langen parallel laufenden Reihen und vier kürzeren. An einigen Stellen in den Reihen fehlen anscheinend einige Grabsteine. In der Nähe des vorbeifließenden Dorfbachs wurden Grabsteine versetzt; zum Teil sind sie nicht mehr vorhanden.

Im ganzen konnten 214 Gräber festgestellt werden, 105 Männer, 104 Frauen und 5 Gräber ohne Inschrift. Der älteste Grabstein (s. Reihe 2, Grab 23) ist von 1773, der letzte (7/6) aus dem Jahr 1936.

In Inschriften erwähnte Ortsnamen: DIERSBURK (3/25), FRIESENHEIM (8/8), WANGEN (3/4), BREISACH (6/2, 6/3), KARLSTADT (2/22), FÜRTH (3/12).



*Der jüdische Friedhof in Diersburg.*



Erwähnte Ämter: Vorsteher (1/14, 4/6), Rabbiner (3/1, 3/12). Lehrer (1/32), Vorbeter — Vorsänger — Lehrer (1/30, 2/19, 2/24, 2/32, 2/40, 3/8, 3/24). In Reihen 1—3 sind hauptsächlich Diersburger begraben. In Reihen 4—8 sind Verstorbene aus Friesenheim bestattet, eine Gemeinde, die ein Mitbenutzungsrecht erworben hatte.

Unter den mehr als zweihundert Steinen ist einer mit einer ganz ungebräuchlichen Inschrift. Der Verstorbene hat schon zu Lebzeiten in biblischem Hebräisch den Text für seinen eigenen Grabstein verfaßt, sei es, daß er keine Kinder hatte, sei es, daß er fürchtete, die Hinterbliebenen könnten etwas schreiben, das ihm nicht behagt:

„Hier ist meine Ruhestätte  
um Barmherzigkeit bitte ich.  
Meine Hände, die in diesem Grab begraben sind,  
haben diese Zeilen geschrieben.  
Ich erhebe meine Stimme zu Gott, dem Barmherzigen,  
so wie ich es an den Hohen Feiertagen tat.  
So möge mich Gott unter die Aufrechten und Gerechten aufnehmen,  
mich richten in Barmherzigkeit und meiner gedenken zum Guten!  
Erleuchte mich mit Deinem göttlichen Wohlgefallen,  
verbirg nicht Dein Antlitz am Tage meiner Not.  
Erhöre mich! Antworte am Tage, an dem ich Dich rufe!  
KALONYMOS, Sohn des Raphael, der Priester.“



*Grabstein vom jüdischen Friedhof in Diersburg.  
Die Hände weisen darauf hin, daß der Tote aus dem Geschlecht des Priesters Aaron stammte.*

Mit anderer Schrift wurde später hinzugefügt: „gestorben am 4. Tag der Woche, dem 23. Ijar, begraben am 5. Tag der Woche, dem 24. Ijar 620 (= 1860).“ Wie bei auffällig vielen Grabsteinen dieses Friedhofes hat auch dieser eine weitere Inschrift auf seiner Rückseite: „Ich selbst habe meinen Namen auf den Grabstein gesetzt im Jahr ‚so sollst du die Kinder Israel segnen‘ in meinem 70. Lebensjahr.“ (Reihe 2, Grab 32).

An diesem Grabstein läßt sich das allgemein gebräuchliche Schema jüdischer Grabinschriften ablesen. Auf der ersten Zeile gewöhnlich zwei freistehende Buchstaben, die in ihrer Abkürzung bedeuten: „Hier liegt begraben (oder geborgen)“. An der oberen Kante findet sich oft ein Symbol: zwei gespreizte Hände weisen darauf hin, daß der Verstorbene ein Nachkomme Aarons, des Priesters, war. Sie deuten das Segnen des Volkes durch die Priester an, das einst im Tempel von Jerusalem täglich vollzogen wurde, heute in der Synagoge nur noch an Festtagen. In Diersburg entdeckt man auch einige nach unten gerichtete Priesterhände, wahrscheinlich ein Ausdruck der Trauer über den Tod — eine unübliche Darstellung, die aber auch andernorts in Baden zu finden ist.

Hingegen fehlt in Diersburg das Symbol der Kanne, das man im allgemeinen auf Grabsteinen der Nachkommen des Stammes Levi findet. Sie versahen einst den Wachdienst im Tempel und begleiteten mit ihren Chorgesängen die Handlungen der Priester. Nach der Zerstörung des Tempels wurde in der Synagoge eine Ersatzhandlung eingeführt: die Leviten übergießen die Hände des Priesters vor der Segnung mit Wasser. So wird an ihre einstigen Dienste im Tempel erinnert. Obwohl es in Diersburg Leviten gab, wie die Grabsteine mitteilen, wird keiner durch eine Kanne hervorgehoben.

Wir finden auf einigen Steinen oben auch eine Krone eingemeißelt. Es ist die „Krone des guten Rufes“. „Rabbi Simon sagte: Es gibt drei Kronen, die Krone der Thora, die Krone der Priesterwürde und die Königskrone, aber die Krone eines guten Namens überragt sie.“ (Sprüche der Väter, Kap. 4, Abschnitt 17). Statt des Symbols findet man sehr oft in Worten geschrieben: „Er (oder sie) starben in gutem Ruf.“ Auf einigen Steinen ist das Widderhorn (Schofar) zu sehen. Es wird am Tage der Auferstehung ertönen. Sonstiger Zierat wie Rosetten oder Herzen haben nur schmückende Bedeutung.

Es gibt sehr einfache Steine, deren Schrift mit ungelinker Hand und primitiven Werkzeugen eingemeißelt wurde, und es gibt Steine mit langen Gedichten, die durch geübte Steinmetzen gemeißelt wurden wie der des Kalonymos. Auf jedem Stein soll der Name des Verstorbenen mit dem Namen des Vaters ungekürzt angegeben sein, so wie man ihn in der Synagoge zum Lesen des Thoraabschnittes aufgerufen hat. Da er nur mit dem Vornamen aufgerufen wurde z. B. Aaron, Sohn von Joseph MENACHEM (Reihe 1, Grab 10), kann man nur selten den Familiennamen finden. Erst seit Ende des 19. Jahrhunderts tau-



*Grabsteine vom jüdischen Friedhof in Diersburg.  
Auf dem Stein links das Schofar (Widderhorn).*

chen auch Familiennamen auf, wobei es wieder Ausnahmen gibt. Auch bei Frauen wurde nur der Vorname angegeben, dazu dann die Vornamen von Vater und Mann, z. B. „Miriam, Tochter von Jacob, Frau des Natanel“ (Reihe 2, Grab 3). Dies steht öfters auch auf der Rückseite des Steins. Hinzugefügt wurde häufig „jung gestorben“ oder „in hohem Alter“, „unverheiratet“ oder „die Witwe von . . .“ und ähnliches. Es muß jedoch immer mitgeteilt werden, wenn es sich bei dem Verstorbenen um einen Priester gehandelt hat; „Kohen“, „Hakohen“ oder „Kat“z“ als Abkürzung für „der gerechte Priester“. War der Verstorbene ein Levite, steht geschrieben „Levi“, „Halevi“ oder „SEGAL“ als Abkürzung für „Vorsteher der Leviten Dienstwache“. Doch gibt es auch Steine, auf denen nicht einmal der Name des Verstorbenen genannt wird, vermutlich auf dessen ausdrücklichen Wunsch hin, was aber äußerst selten ist.

Die jüdische Datierung ist für den Laien sehr schwer zu lesen, da vieles abgekürzt und umschrieben ist. Unbedingt erscheinen muß das genaue Datum des Sterbetages, da in jedem Jahr an diesem Tag eine Gedenkfeier abgehalten wird, ferner das Datum des Begräbnisses. Es wird hierbei der Tag der Woche angegeben, auf Hebräisch der 1., 2., 3., 4. und 5. Tag (= Sonntag bis Donnerstag). Der 6. Tag, also Freitag, wird mit „Vortag zum heiligen Sabbat“ umschrieben, Samstag ist „Sabbat“, und wer am Samstag nach Sonnenunter-

gang gestorben ist, erhält als Sterbedatum die Umschreibung „am Ausgang des heiligen Sabbat“. Ähnlich wird anstelle des Kalenderdatums jeder Fest- und Feiertag oder dessen Vortag oder Ausgang genannt. Dazu zählen auch die gefeierten Monatsanfänge (Neumond). Der Monat Adar, der bei Schaltjahren wiederholt wird, damit das Pessachfest in den Frühling fällt, wird entsprechend unterschiedlich vermerkt: „Adar I oder Adar II“. Eine Datierung liest sich also folgendermaßen: „. . . Sie starb am 4. Tag am Vortag des Neumond und wurde begraben am 5. Tag der Woche am Neumondtag Nissan“ (auf Deutsch: gestorben am Mittwoch und begraben am Donnerstag, am 1. Tag des Monats Nissan). Nun folgt die Jahreszahl, unter Weglassung der Tausender (die sogenannte kleine Rechnung), hebräisch abgekürzt: „LEFAK“. Diese Initialen erscheinen immer direkt nach der genannten Zahl, manchmal ineinander geschrieben, einem Notenschlüssel ähnlich. Die Jahreszahl ist sehr oft durch ein Zitat verschlüsselt. Jeder Buchstabe des hebräischen Alphabets hat einen feststehenden Zahlenwert (z. B. der erste Buchstabe Alef = 1). Es wird also für die gewünschte Jahreszahl ein Vers ausgewählt — hauptsächlich aus der Bibel —, in dem die für die Jahreszahl benötigten Buchstaben enthalten sind. Sie werden durch darübergesetzte Punkte gekennzeichnet. Bei der oben genannten Miriam steht auf der Rückseite des Steines ein Vers, der das Wort „Wohltätigkeit“ enthält, das in seinem Zahlenwert dem Todesjahr entspricht. In Diersburg ist häufig auf die Vorderseite des Steins die Jahreszahl nur in entsprechenden Buchstaben vermerkt, während sich auf der Rückseite die Versverschlüsselung befindet.



*Grabstein vom jüdischen Friedhof in Diersburg.*

*Die 2 Buchstaben der 1. Zeile bedeuten: Hier liegt begraben.*

*Über die 5 Buchstaben der letzten Zeile vgl. Seite 373 oben.*

Am Schluß einer jeden Inschrift findet man fünf, manchmal auch sechs oder mehr leicht zu erkennende, freistehende Buchstaben, die niemals fehlen. Sie sind die Abkürzung für einen Satz, der gewöhnlich übersetzt wird: „Seine (ihre) Seele soll eingebunden sein im Bunde des Lebens.“ Sollte man diese Buchstaben nicht ausmachen können, ist anzunehmen, daß der Stein abgebrochen oder einfach im Boden versunken ist. Über den zwei Buchstaben am Anfang der Inschrift: „Hier liegt begraben . . .“ kann sich noch ein zusätzlicher Spruch befinden, auch unter dem abschließenden Segensspruch gibt es manchmal noch einen weiteren Spruch, doch sind dies Ausnahmen.

Der Friedhof von Diersburg ist älter, als gewöhnlich angenommen wurde. A. Diamant schreibt in seinem Buch „Jüdische Friedhöfe in Deutschland“, über Diersburg: „. . . vor 1850 gegründet.“ Andere setzten als frühestes Datum Anfang 19. Jahrhundert.

Die ältesten entzifferten Grabsteine stammen aus den Jahren 1773/74. Eine Bestätigung dieser Datierung findet sich im Offenburger Ratsprotokoll vom 9. 2. 1774: „Sie (die Juden) haben eine eigene Grabstatt in Diersburg.“ Der älteste Stein ist ein Doppelstein für zwei Brüder: Josefel, Sohn von Hirz und Lefie (Levi), Sohn von Hirz (Reihe 2, Grab 23). Dieser Stein teilt auch mit, daß Josef den Friedhof eingerichtet hat. Übersetzt lautet der genaue Text:

P. N.  
Hier liegt begraben  
der vollkommene Mann.  
Seinem Volk hat er  
den Friedhof erbaut,  
gestorben und begraben  
am Vortag zum Sabbat  
8 Kislev 734 (= Dezember 1773)  
Josefel, Sohn des ehrwürdigen  
Hirz Brusal (Bruchsal)  
Seine Seele soll eingebunden sein in den Bund des Lebens.

P. N.  
Hier liegt begraben  
der aufrechte Mann  
. . . und gelehrt  
Lefie, Sohn des Hirz  
gestorben und begraben  
am 4. Tag 6 Elul 536 (= September 1776)  
Ruhe und auferstehe  
wie dein Schicksal es dir  
am Ende aller Tage bestimmt hat.  
Seine Seele sei eingebunden in den Bund des Lebens.

Es gibt noch einige Doppelsteine, obwohl solche verhältnismäßig selten sind. Bei allen handelt es sich um Verwandte, die ungefähr zur selben Zeit starben. In keinem Fall sind es in Diersburg Gräber von Ehepaaren.

Reihe 2, Grab 23 die schon oben erwähnten Brüder Josefel und Lefie, Söhne des Hirz.

Reihe 2, Grab 41 Ascher, Sohn des Benjamin, gestorben 1870 mit seinem Kind Schlomo.

Reihe 5, Grab 13 Chana, Frau von Jacob Wertheimer, gestorben 1891 mit ihrer jungen Tochter Klara, gestorben 1892.

In Reihe 6 befinden sich die Einzelgräber 1 und 2, die oben mit einem durchgehenden Spruchband verbunden sind. Bella Pessele, Tochter von Eliezer Weil aus Breisach, gestorben 1870 mit ihrer Mutter Rachel Reichele Weil, die im selben Jahr einige Monate später starb.

Reihe 6, Grab 9 zwei Schwestern Kela, Frau des Abraham und Hincele, Frau des Matitjahu. Beide starben im Jahr 1886 in kurzen Abständen.

Außerdem gibt es als große Besonderheit einen gemeinsamen Grabstein für drei Brüder, die kurz nacheinander starben. Reihe 4, Grab 3 die Brüder Benjamin, Jissachar und Josef, Söhne des Schmuel. Der Stein ist beidseitig beschriftet, ohne über die Todesursachen etwas auszusagen.

Sehr auffällig ist auf diesem Friedhof die Trennung von Männer- und Frauengräbern, eine Anordnung, die von den sehr alten aschkenasischen Friedhöfen in Süddeutschland übernommen wurde. Ähnliches findet sich auf dem Friedhof von Endingen-Lengnau (Schweiz), der ungefähr zur selben Zeit von badi-schen und elsässischen Juden angelegt wurde. Während in der Schweiz Männer und Frauen in Reihen getrennt begraben wurden, ist in Diersburg die Ordnung nicht so streng eingehalten worden.

Aus der Entstehungszeit des Friedhofs (1773—1830) findet sich eine kleine Gruppe gemischter Gräber, Reihe 2, Gräber 16 bis 20 und parallel dazu Reihe 3, Gräber 15 bis 26. Aus der späten Zeit des Friedhofes (30er Jahre des 20. Jahrhunderts) stammt eine weitere Anzahl von Gräbern, bei denen die alte Ordnung nicht eingehalten wurde. Möglicherweise wurden an Stellen, an denen die Männerreihen von Frauengräbern unterbrochen sind oder umgekehrt, dennoch Ehepaare nebeneinander bestattet. Reihe 2, Grab 4 ist das des Natanel, Sohn von Meier. Neben ihm in den Gräbern 3 und 5 liegen zwei Frauen, nämlich Miriam und Sara, beide waren seine Frauen. Auf beiden Seiten dieser Frauen wurden ebenfalls nur Frauen begraben.

Einige Lücken in den Reihen scheinen anzudeuten, daß es weitere Gräber gibt, deren Steine nicht mehr vorhanden sind. Auch sucht man vergeblich nach Kindergräbern, die gewöhnlich niedrige Steine haben.

Es sei auf einige Grabsteine hingewiesen, deren Inschriften ahnen lassen, wie vielfältig Worte des Gedenkens, in Stein gemeißelt, sein können. Da ist der Grabstein, nur knapp informierend: „Hier liegt Kahn, F(rau) Itzik Kat“z

s. A., gestorben am Jom Kipur 5 614“ = September 1854, (4/18). Da ist jener namenlose Stein, der über den Toten doch so viel aussagt: „Hier liegt dieser Mann, der alle seine Tage in Gottes Geboten wandelte. Er vertiefte sich in Gottes Lehre Tag und Nacht und seine Schritte wichen nicht von der Stätte des Gebets. Er übte Wohltat an jedem Menschen“ (3/7).

Und das Grab von Esther, zu deren Gedenken aus dem Buch Esther zitiert wurde: „Die vornehme und gelobte Frau liegt hier begraben. Esther wurde dem König zugeführt und stand im Hof des königlichen Palastes. Alle ihre Tage, die sie lebte, war sie voll Gottesfurcht und begnadete arme Leute. Ihre Taten waren Wohltätigkeit und barmherzige Liebe. Das Brot der Trägheit aß sie nie. Esther, die Tochter des Leib, gestorben am Vortag zum heiligen Sabbat, der 11. Tevet und wurde begraben am 1. Tag im Jahre 5 612 (= Dezember 1852). Sie wurde beweint von ihrem Mann und ihren Kindern.“ Auf der Rückseite findet sich in einem Vers verschlüsselt das Todesjahr: „Esther, die Frau des Salman“, gestorben im Jahr: „und Esther fügte hinzu und sie sprach vor Gott“. Die Jahreszahl ist verschlüsselt in den Worten „und sie sprach“, (4/15).

#### *Anmerkungen:*

1. Aschkenasim: Bezeichnung der europäischen Juden und ihrer Nachkommen. Im Mittelalter aus Deutschland vertrieben, siedelten sie sich vor allem in Polen, Rußland und auf dem Balkan an. Als Sprache entwickelten sie das Jiddische.
2. Sephardim: Bezeichnung der spanischen und portugiesischen Juden und ihrer Nachkommen, besonders seit ihrer Vertreibung von der Iberischen Halbinsel.

#### *Literatur:*

Dr. Joseph und Michael Bayer, Diersburg im Wandel der Geschichte. Herausgeber: Gemeindeverwaltung Hohberg. Offenburg 1984. — A. Diamant, Jüdische Friedhöfe in Deutschland. — Vgl. auch Elfie Labsch-Benz, Die jüdische Gemeinde Nonnenweier. Jüdisches Leben und Brauchtum in einer badischen Landgemeinde zu Beginn des XX. Jahrhunderts, in: Ortenau 60/1980, S. 252—304. — B. Rosenthal: Heimatgeschichte der badischen Juden. 1927. Reprint Stuttgart 1981. — F. Hundsnurscher/G. Taddey „Die jüdischen Gemeinden in Baden — Stuttgart 1968“. — P. Assal, Juden im Elsaß. Moos 1984.

# Das Offenburger Stadtarchiv — Aufgaben und Bestände

*Michael Friedmann*

Die wichtigste Gruppe unter den nichtstaatlichen Archiven sind die Stadtarchive. Die Abteilung Stadtarchiv Offenburg (403) mit den festen Mitarbeitern Michael Friedmann, Nikolaus Harter, Arno Maschke und Bruno Wolski besteht seit 1975. Bis zu diesem Zeitpunkt war die historische Überlieferung der Stadt in Form einer Altregistratur ohne Bestandsgliederung und Findmittel abgelegt und konnte deshalb nicht einmal die klassischen Aufgaben eines Archivs wahrnehmen. Die städtischen Bediensteten Josef Eiche und Karl Falk hatten mit der Verzeichnung des alten Aktenplans begonnen. Otto Kähni wertete erfolgreich Einzelbestände zu Publikationen aus, vor allem für den Historischen Verein für Mittelbaden. Ab dem Jahre 1977 wurde das feste Personal immer durch 4—12 Mitarbeiter(innen) ergänzt, die im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen des Bundes im Archiv beschäftigt wurden. Obwohl die Integration dieser halb- oder ganzjährig beschäftigten Kollegen des öfteren Schwierigkeiten bereitete, muß man betonen, daß der Ordnungs- und Verzeichnungsstand des Jahres 1981 ohne diese Arbeitskräfte nicht annähernd hätte erreicht werden können.

## *Aufgaben*

### 1. Verwahren

Die primäre Aufgabe jedes Stadtarchivs ist es, das von ihm verwahrte Schriftgut einer Stadt deren Verwaltung zur Verfügung zu stellen. Es bedarf zum Teil mühsamer Detailarbeit, um die zunächst nur für den Archivar erkennbaren Personen- und Sachzusammenhänge oder Rechtslagen zu finden und zu klären. In Offenburg begann zur Feststellung der Zusammenhänge einzelner Archivaliengruppen die Sichtung im Jahre 1975 nach dem Bär'schen Prinzip, das bald dahingehend erweitert wurde, daß man dazu überging, an mehreren Abteilungen gleichzeitig zu verzeichnen. Es folgte die Schaffung einer umfassenden, speziell für die Offenburger Verhältnisse abgestellten Archivordnung mit z.Z. 27 Beständen.

Die Unterbringung war lange Zeit unzureichend und entsprach nicht den für Archive geltenden Vorschriften (Feuer-, Wasserschutz, Klima-, Signalanlagen). Nachdem aber der Offenburger Gemeinderat am 18. Juli 1984 den Vorentwürfen zum Ausbau und zur Sanierung des Ritterhauses, Ritterstraße 10,



für Museum und Archiv zugestimmt hat, wird das Archiv ab 1989 eine optimale Unterbringung finden. Dabei wird das Archivmagazin doppelgeschossig unter den bisherigen Parkplatz beim Treppenturm gelegt. Der Zugang für den Archivbenutzer erfolgt dann unmittelbar aus der Vorhalle des Ritterhauses beim Hauptportal zu den Benutzer- und Bibliotheksräumen im Ostflügel des Gebäudes.

Für die Dauer der Sanierung des Ritterhauses sind Archiv und Museum ausgelagert. Die neue Adresse lautet: Wilhelm-Bauer-Straße 12 (Gelände der Spinnerei und Weberei), Tel. 8 23 41, Öffnungszeiten: Montag—Freitag 9.00—12.00 Uhr, Dienstag—Donnerstag 14.00—16.00 Uhr.

## 2. Ordnen und Verzeichnen

Das in einem Stadtarchiv aufbewahrte Schriftgut nützt wenig, wenn es nicht schnell zugänglich und für die Verwaltung greifbar gemacht würde. Die Archivbestände müssen daher unverzüglich nach der Übernahme aus der Registratur geordnet und verzeichnet werden. In diesem Sinne gehört die Anlegung von „*Findbüchern*“, sogenannten Repertorien, die Aufstellung von *Katalogen* und *Regesten* (kurzen Inhaltsangaben) neben der Betreuung und Konservierung der Bestände zu den Hauptaufgaben des Stadtarchivs. Nur mit diesen von ihm selbst angelegten Find- und Hilfsmitteln, verbunden mit Sachkenntnis und der Einsicht in die historischen Zusammenhänge und Kenntnis der Verwaltungstätigkeit früherer Zeiten, ist es dem Archivar möglich, den vielseitigen Aufgaben gerecht zu werden, die eine moderne Stadtverwaltung in ihren differenzierten Bereichen von ihm fordert.

### *Die Bestände des Stadtarchivs (Ende 1984)*

1. *Urkunden*, 583 Stück, Laufzeit 1310—1901. Urkunden des St.-Andreas-Hospitals, andere Urkunden des Stadtarchivs wie Stiftungen, Erwerbungen, Verkäufe, Verträge. — Findbuch vorhanden.
2. *St.-Andreas-Hospitalakten*, 1 133 Faszikel, Laufzeit 1310—1943. Lehensbriefe, Pfründtbriefe, Güterverzeichnisse, Spitalordnungen, Verpachtungen. — Findbuch vorhanden.
3. *Akten der Kirchenschaffneien*, 198 Faszikel, Laufzeit 1242—1934. Schriftgut der Kirchenschaffneien wie Zehntangelegenheiten, Nachlässe, Stiftungen, Dekrete. Auf Karteikarten verzeichnet.
4. *Hinterlassenschaftsakten des Amtsrevisorats*, 3 409 Faszikel, 7 810 Namen, Laufzeit 1667—1859. Verlassenschafts- und Vermögensakten. Findbuch vorhanden.
5. *Akten, Alter Aktenplan*, 10 895 Faszikel, Laufzeit 1803—1954. Vorgänge aller Dienststellen. Findbuch, bestehend aus 5 Bänden, vorhanden.

6. *Theurerscher Aktenplan*, 12 500 Akten, Laufzeit ab 1954. Zwischenarchiv mit dem Schriftgut, das seit dem Jahre 1954 aus der Stadtverwaltung ausgeschieden wird. Auf Karteikarten verzeichnet.
7. *Akten, Kommunalen Aktenplan*, noch nicht eröffnet.
8. *Personalakten*, 5 800 Einzelakten, 68 Sammelakten, Laufzeit 1810—1958. Alphabetisch geordnete Namenskartei.
9. *Nachlässe und Nachlaßakten* 90 Kartons. Schriftgut von Personen und Firmen aus Offenburg und Umgebung. Unverzeichnet.
10. *Amtsbücher*, 1 850 Bände, Laufzeit 1315—1981. Urbarien, Dekrete, Kopialbücher, Kirchenbücher, Zehnt-, Pacht-, Versicherungsbücher, Stiftungs-, Kontrakten- und Stadtratsprotokolle. Auf Karteikarten verzeichnet.
11. *Rechnungen*, 5 940 Bände, Laufzeit 1436 — 1978. Rechnungen, Beilagen, Journale, Register, Zinsbücher und Revisionsunterlagen des St. Andreas-Hospitals, der Kirchenschaffneien, Zünfte, Stiftungen, Schulen, vor allem Stadtrechnungen. Auf Karteikarten verzeichnet.
12. *Berichte, Planungen, Gutachten*, 863 Stück, Laufzeit 1824 bis heute. Schluß-, Prüfungs-, Haushalts- und Rechenschaftsberichte der Stadtverwaltung; Programme und Jahresberichte von Schulen, Betrieben, Geldinstituten und Vereinen; Planungsberichte und Statistische Berichte der Stadt und des Landkreises. Auf Karteikarten verzeichnet.
13. *Denkschriften, Prospekte*, 570 Stück, Laufzeit 1837 bis heute. Schriften zu verschiedenen denkwürdigen Ereignissen aus dem Leben der Stadt und der einheimischen Betriebe, Schulen, Vereine usw. Auf Karteikarten verzeichnet.
14. *Zeitungen, Zeitschriften*, 1 500 Bände zu 190 Titeln, Einzelstücke, Laufzeit 1775 bis heute. Lokale Wochen- und Tageszeitungen, Mitteilungsblätter und Hauszeitungen hiesiger Firmen, Schulen, Kirchen und Vereine, Zeitschriften mit Informationen für Verwaltung, Kultur, Geschichte, Heimatkunde. Titelverzeichnis auf Karteikarten.
15. *Bücher*, ca. 10 000 Stück, Laufzeit 1496 bis heute. Schwerpunkt im lokalen Bereich, Offenburg, Ortenau und Baden. Auf Karteikarten verzeichnet.
16. *Gesetzesblätter, Amtliche Nachrichten*, 2 600 Bände zu 60 Titeln, Laufzeit 1803 bis heute. Gesetzes- und Verordnungsblätter, Amtliche Nachrichten, Öffentliche Anzeiger von Land, Reich und Großherzogtum Baden, Amtsblätter der Alliierten Militärregierung. Titelverzeichnis auf Karteikarten.
17. *Plakate, Flugblätter*, ca. 4 000 Stück, Laufzeit 1801 bis heute. Plakate, Flugblätter und Bekanntmachungen der Stadt Offenburg, ab 1945 systematisch gesammelt. Kartendatei vorhanden.

18. *Karten, Pläne*, 2 200 Stück, Laufzeit 1400 bis heute. Offenburg und Umgebung, Pläne von Friedrich August Haselwander. Auf Karteikarten verzeichnet.

19. *Fotos, Filme, Dias*, ca. 30 000 Stück, Laufzeit 1860 bis heute. Vor allem Offenburg, Ortenau, Schwarzwald und Elsaß. Geordnet nach Themenbereichen.

20. *Schallplatten, Tonträger*, 20 Stück, nicht verzeichnet.

21. *Varia*. Verschiedene Unterlagen wie Urkunden, Briefe, Partituren, Siegel, Geldscheine, Aktien, Lebensmittelkarten. Ungeordnet, teilweise auf Karteikarten verzeichnet.

22. *Karteien*, 320 000 Stück, Laufzeit 1900—1981. Einwohnermeldekarteien I, II und III, Straßenkostenkartei, Hauseigentümer- und Wohnungsinhaberkartei. Verfilmt.

23. *Adelsarchiv von Neveu*, 1 503 Stück, Laufzeit 1373—1926. Familienarchiv der Freiherren von Neveu. Findbuch vorhanden.

24. *Zeitgeschichtliche Sammlung*, ca. 700 Titel in 240 Boxen, 17,5 laufende Meter. Sammlung von Artikeln aus der Lokalpresse über Themen zum Stadtgeschehen, wie z.B. Geschichte, Verwaltung, Schulen, Kultur, Soziale Angelegenheiten und Sport, Bau- und Wohnungswesen, Öffentliche Einrichtungen, Verkehr, Wirtschaftliche Unternehmen, Personen. Sachregister vorhanden.

25. *Verschiedene Massenakten*, ca. 15 000 Stück, Laufzeit 1871—1973. Einzel- und Sammelakten, vorwiegend zu Sozialhilfen. Auf 9 Listen verzeichnet.

26. *Grafiksammlung*, ca. 2 800 Stück. Stiche, Zeichnungen und Aquarelle, Skizzenbücher von ca. 730 Künstlern. Auf Karteikarten verzeichnet.

27. *Archivalien der eingemeindeten Ortschaften*, 350 Stück, Laufzeit 1982 bis heute. Akten der Verwaltung eingemeindeter Ortschaften. Auf Karteikarten verzeichnet.

Insgesamt sind bisher ca. 45 000 Aktenfaszikel, 18 000 Bücher und Zeitungen sowie etwa 200 000 Karteikarten bearbeitet worden. Die Bestände des Offenburgers Archivs ergeben zusammen eine Strecke von etwa vier Kilometern.

Es bestehen im Augenblick 10 geschriebene, überprüfte und gebundene Findbücher, von denen jedes einzelne — nur berechnet nach den jeweils dafür aufgewendeten Arbeitsstunden — einen Wert von ca. DM 30 000,— hat. Außerdem hat das Archiv ein gebundenes Verzeichnis (430 Seiten) aller im Generallandesarchiv in Karlsruhe vorhandenen Offenburgers Archivalien anfertigen lassen, um den hiesigen Benutzern einen Gesamtüberblick über die städtischen

Quellen geben zu können. Ein entsprechender Auftrag läuft für sämtliche Offenburger Ortschaften. Zettelkataloge sind notwendig bei Archivalien, die laufend ergänzt werden müssen.

### 3. Beraten

Jeder Bürger, der in eigener Angelegenheit das Archiv aufsucht oder anschreibt, erhält im Rahmen der greifenden Vorschriften die gewünschte Beratung. Neben Wissenschaftlern gehören in gleichem Maße Studenten aller Fachrichtungen einschließlich der Absolventen von Pädagogischen- und Wirtschaftshochschulen zu den Benutzern der Stadtarchive.

Erfreulicherweise kommen — angeregt durch den Geschichts- oder Gemeinschaftskundeunterricht oder durch Archivbesichtigungen — mehr und mehr auch die Schüler aller Offenburger Schulen ins Stadtarchiv, wenn sie ein die Stadtgeschichte betreffendes oder berührendes Thema zu bearbeiten haben. Doch damit ist der Benutzerkreis keineswegs erschöpft: Volkskundler, Brauchtums- und Heimatforscher und nicht zuletzt Journalisten zählen ebenfalls zu den Benutzern des Stadtarchivs.

Jeder von ihnen verpflichtet sich auf einem Formular, dem Stadtarchiv von ihren gedruckten Arbeiten kostenlos ein Belegsexemplar zur Verfügung zu stellen. Auf diese Weise trägt das Archiv zur Vertiefung der Stadtgeschichte und der Erweiterung seiner Bibliothek bei.

Der Abteilungsleiter hat mit der Universität und der Pädagogischen Hochschule Freiburg Kontakt aufgenommen, damit von dort Arbeiten zur Offenburger Stadtgeschichte vergeben werden. So entstanden seit 1975 mehr als 30 Arbeiten (Diplom-, Magister-, Zulassungsarbeiten, Referate), die — inzwischen vom Buchbinder gebunden — Teil der Archivbibliothek geworden sind.

Etwa 300 verschiedene Benutzer oder Benutzergruppen, die meisten davon viele Male, beschäftigten sich mit den verschiedensten Themen. Am häufigsten kamen dabei Aspekte der Offenburger Stadtgeschichte wie 48er Revolution, Weimarer Republik, Drittes Reich, Schicksal der Juden, wirtschaftliche Entwicklung — um nur einige zu nennen — vor. Aber auch Arbeiten, wie z.B. „Arbeitswelt und Technik“, „Glashütten im mittleren Schwarzwald“, „Bildungspolitik in Baden“, „Weinbau in Baden“, „Wahlen und Parteien in Offenburg“ fanden Interessenten. Nicht zu vergessen die umfangreiche Ahnen- und Familienforschung, die die Archive zahlreich und auf zeitraubende Art und Weise beschäftigt.

Um den Benutzerandrang in den Griff zu bekommen, arbeitete das Archiv eine Benutzungsordnung aus, die der Gemeinderat am 19. August 1980 beschloß.

#### 4. Speichern von Quellen

Während der letzten 150 Jahre haben sich die Stadtarchive über ihre Dienstleistung für die Verwaltung hinaus zugleich auch als Quellenspeicher für die allgemeine Forschung erwiesen. Was vor Jahrhunderten aus aktuellen verwaltungsrechtlichen Bedürfnissen und Notwendigkeiten heraus in Niederschriften verschiedenster Art entstanden und überliefert ist, wurde in zunehmendem Maße von der Wissenschaft als hervorragendes Quellenmaterial entdeckt. Seither dient es dem Historiker, auch dem Kunsthistoriker, dem Theologen, Germanisten, Linguisten, dem Genealogen und Soziologen, dem Architekten und Wirtschaftswissenschaftler; ja sogar Medizin- und Musikhistoriker benötigen für ihre wissenschaftlichen Abhandlungen das in den Stadtarchiven verwahrte Material.

#### 5. Dokumentieren

Wenn darüberhinaus im Stadtarchiv auch noch weiteres, nicht aus der Stadtverwaltung herrührendes Schriftgut wie Tageszeitungen, Nachlässe von Bürgern, Flugschriften, Plakate, Bild- und Fotosammlungen sowie Tonträger archiviert werden, so geschieht dies hauptsächlich in der Erfüllung von erst später hinzugekommenen Aufgaben. Sie lassen sich mit dem Ziel umschreiben, die Entwicklung der ganzen Stadt und nicht nur die der Verwaltung umfassend zu dokumentieren.

Neben eigenen Publikationen sollen Ausstellungen, Vorträge, Archiv- und Stadtführungen die Öffentlichkeit für die Arbeit am heimatlichen Archivgut interessieren. In Offenburg geschah dies durch mehrere Buchveröffentlichungen sowie durch zahlreiche Stadtführungen (ca. 25 pro Jahr).

Mehrere Bestände wurden mit Erfolg neu geschaffen: Nachlaßakten und Nachlässe (Einzelpersonen und Firmen), Denkschriften, Prospekte, graue Literatur, Plakate, Fotos, Filme, Tonträger, Zeitgeschichtliche Sammlung, Massenakten.

#### 6. Kassieren

Von größter Bedeutung ist die oft schwierige Entscheidung, die Kraft Gesetz nur das Archiv bzw. der Archivar zu treffen hat:

Was wird von der gegenwärtigen Papier- und Aktenflut der Verwaltung in Verantwortung vor der Zukunft als archivwürdig aufzubewahren sein, und was kann ohne Schaden für Stadt, Bürgerschaft und Forschung ausgeschieden und kassiert (vernichtet) werden?

Insofern ist ein Stadtarchiv nicht etwa nur der Vergangenheit zugewandt, sondern es muß auch ein Gespür dafür haben, was kommende Generationen einmal vom Geschehen aus unserer Zeit an Kenntnissen und Wissen benötigen werden. Dem Stadtarchiv obliegt die Verantwortung dafür, daß die heutige Stadtverwaltung und die sie tragende Bürgerschaft in den künftigen Jahrhunderten ebenso respektiert werden, wie sie sich heute selbst ernst genommen wissen wollen. Es ist das Gedächtnis der eigenen Stadt.

## 7. Ausstellungen

Die Archive sehen es als eine ihrer wesentlichen Aufgaben im Bildungsbereich an, durch historische Ausstellungen und Lehrschaun das Vergangene zu veranschaulichen, weil sie im größten Umfang über die historische Originalüberlieferung verfügen. Die Archive wollen diese Aufgaben wahrnehmen, obwohl das Archivgut nur beschränkt ausstellungsattraktiv ist und insofern die Vorarbeiten erheblich erschwert werden. In Offenburg fehlten bisher für archiveigene Ausstellungen die Räumlichkeiten. Die Ausstellung „Offenburg und die badische Revolution 1848/49“ während der Heimattage Baden-Württemberg 1980 fand mit etwa 4 000 — zum Großteil fachkundigen — Besuchern und Berichten in Rundfunk und Fernsehen ebenso ein unerwartet gutes Echo wie die folgenden Präsentationen „Offenburg und die Ortenau in alten Ansichten“, „Johann Michael Moscherosch“, „Offenburg und seine Fastnacht“, „Die Aufgaben des Stadtarchivs“.

# Eine Merkurstatue und Säulen von der römischen Straßenstation Brandsteig bei Schiltach

*Rolf Pfefferle*

Dort wo die wichtige römische Kinzigtalstraße von Straßburg (Argentorate) nach Rottweil (Arae Flaviae) den Schwarzwald durchquerte und in einem letzten Anstieg die Paßhöhe der Brandsteig erreichte, befand sich eine römische Straßenstation<sup>1</sup>.

Diese wurde von delegierten Legionären der benachbarten Legionen aus Mainz oder Straßburg betrieben. Der hier stationierte Benefiziarier hatte mit seiner kleinen Truppe für den Schutz und Unterhalt des ihm zugewiesenen Straßenabschnittes zu sorgen. Durchreisende, vor allem Militärkuriere, fanden hier Unterkunft, Verpflegung und frische Pferde.

## *Merkurstatue*

Im Frühjahr 1983 habe ich beobachtet, daß vor den nicht mehr sichtbaren Resten dieser Straßenstation mit dem Bagger ein Entwässerungsgraben gezogen worden war. Dieser Graben verläuft auf der badischen Seite parallel zur ehemaligen badisch-württembergischen Landesgrenze, also in einigem Ab-



*Merkurrelief von der Brandsteig.*

### *Attribute:*

*Flügelkappe, rechte Hand mit Geldsack über Ziegenbock, linke Hand Heroldstab mit Schlangen (stark beschädigt), Mantelumhang, Hahn neben linkem Standbein.*

*Statuenhöhe etwa 1.30 m.*

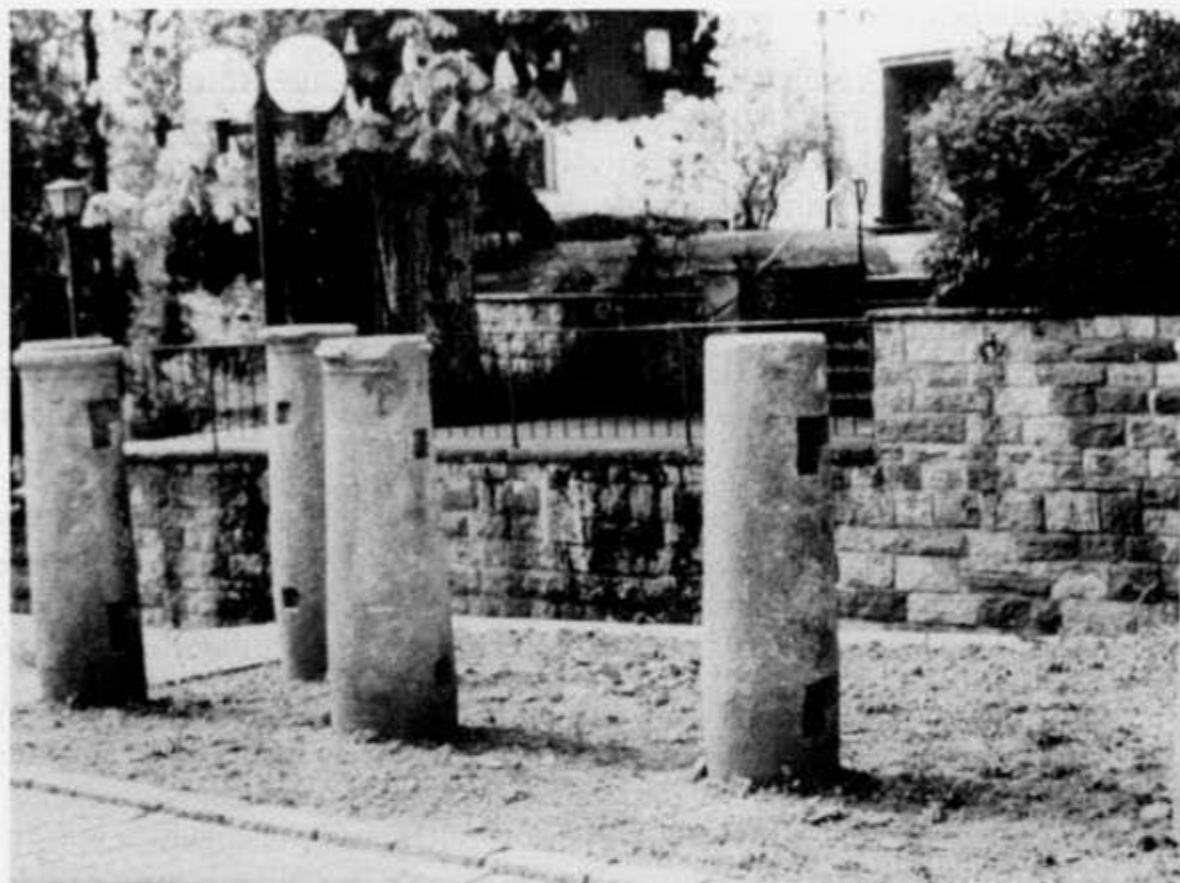
stand von den bisher festgestellten Mauerresten der Straßenstation. Im Erdaushub fand ich reichlich römisches Scherbenmaterial. Herr Hubert Kiefer aus Wolfach, der auf mein Anraten hin den Erdaushub genauer untersuchte, barg neben weiteren römischen Scherben den Sandsteinkopf einer Merkurstatue. Da es sich hierbei um ein Abbruchstück handelte, konnte mit dem Auffinden weiterer Bruchteile gerechnet werden. Es war danach der Verdienst von Herrn Wilhelm Kiefer, Vater von Hubert Kiefer, daß der von dritter Seite bereits geborgene Torso mit zahlreichen Bruchteilen dazu sichergestellt und in die Obhut des Landes überführt werden konnte. Bereits einen Tag später wurde das Fundgelände zusätzlich mit fremdem Baustellenaushub zuplanziert.

Die wissenschaftlich bedeutungsvolle Merkur-Reliefstatue kann aufgrund des Bearbeitungsstiles dem 2. Jahrhundert n. Chr. zugeordnet werden. Der Kopf des etwa 1.30 m hohen Sandsteinreliefs trägt die unverkennbare Flügelkappe des Götterboten Merkur. Der Heroldstab mit den beiden sich kreuzenden Schlangen in der linken Hand ist nur noch in Ansätzen erkennbar. Er wurde, wie auch der über die Schulter geworfene kurze Mantel, vom Bagger schwer beschädigt, wie die hellen, frischen Bruchstellen zeigen. In der rechten abgebrochenen Hand hält Merkur den Geldsack zwischen den Hörnern eines Ziegenbocks. Dieses wegen der dunklen Bruchstelle alte Abbruchstück befindet sich mit Teilen des Armes, der Beine und einiger Mantelfalten unter den Fundstücken. Der Ziegenbock und insbesondere der Hahn beim linken Standbein sind typische Tierattribute in gallisch-römischen Gebieten. Sie stammen vermutlich von der Gleichsetzung des gallischen Gottes Teutates mit dem römischen Gott Merkur, der wiederum mit dem griechischen Götterboten Hermes identisch ist.

Als Gott der Reisenden hat er die Wege von Steinen befreit und wurde vor allem als Förderer des Handels und des Verkehrs von Kauf-, Geschäftsleuten und Reisenden verehrt. Weil Merkur bzw. Hermes seinen Sohn zum Meisterdieb erzog, wurde er auch von Dieben und Betrügern geschätzt.

Der Fundort des Torso sowie der zahlreichen dazugehörigen Bruchstücke liegt deutlich außerhalb des bisher bekannten in römischer Zeit bebauten Areals, so daß vielleicht ein Hinweis auf einen separat gelegenen heiligen Bezirk vorliegt<sup>2</sup>, zumal hier der Sockel einer zweiten unbekanntenen Gottheit aufgefunden wurde. Die alte dunkle Bruchstelle dieser Statue liegt unmittelbar über deren Füßen. Die Merkurstatue wird zur Zeit im Museum für Ur- und Frühgeschichte, Colombischlößchen Freiburg, restauriert und kann danach dort besichtigt werden. Eine naturgetreue Abgüßkopie wurde für das Heimatmuseum Wolfach, das Kastellmuseum Waldmössingen und die Freianlage mit römischen Säulen beim Gemeindezentrum Röttenberg in Aussicht gestellt.





*5 römische Säulen von der Brandsteig. Freianlage bei der Kirche von Röttenberg.*



*2 römische Säulenkapitele, zwischenzeitlich als Tauf- oder Weihwasserbecken verwendet.*

### *Die 7 römischen Säulen*

Es ist ein weiteres Verdienst der Herren Erich Meng aus Röttenberg, Theo Becker, Julius Hauth und Herbert Pfau aus Schiltach, daß der Standort von insgesamt 7 römischen Säulen und zwei Säulenkapiteln von mir an das Landesdenkmalamt Freiburg gemeldet werden konnten. Auf der Suche nach Bausteinen waren diese von der römischen Straßenstation im letzten Jahrhundert durch Bauern verschleppt worden<sup>1</sup>. Heute sind davon 5 Säulen in der Freianlage des Gemeindezentrums bei der Kirche von Röttenberg aufgestellt. Aus den Bearbeitungsspuren kann man erkennen, daß sie zwischenzeitlich als Pfosten für Gartenzäune verwendet wurden. Eine Säule fand sich bei einem Umbau eines Röttenberger Hauses.

Alle 5 Säulen wurden in römischer Zeit auf einer Drehbank bearbeitet wie die beim Römerbad in Rottweil aufgestellten Steinsäulen. Die zwei Säulenkapitele sind für die spätere Verwendung in ein Tauf- oder Weihwasserbecken umgearbeitet worden. Für sie wurde noch kein geeigneter Aufstellungsplatz gefunden.

Zwei weitere Steinsäulen, deren Herkunft ebenfalls dem römischen Gebäude der Brandsteig zugeschrieben wird, sind als Stützen in dem ehemaligen Stallraum eines Anwesens in der Fuchsstraße von Röttenberg eingebaut.

#### *Literaturhinweise:*

- 1 Ph. Filtzinger, D. Planck u. B. Cämmerer, Die Römer in Baden-Württemberg. Stuttgart 1976, S. 245—248
- 2 G. Fingerlin: Ein Merkkurrelief aus der römischen Straßenstation „Brandsteig“, Gemeinde Schenkzell, Kreis Rottweil. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1983 Hrsg.: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Stuttgart, S. 139—141

## Schwanau,

verschollene Burg am Rhein

*Oskar Kohler*

„Versunken und vergessen“ könnte man ebensogut als Titel für den folgenden Aufsatz wählen, und doch ist die Burg zu geschichtlichen, um nicht zu sagen literarischen Ehren gelangt. Als Raubritterburg viel beschrien, machten die Straßburger der alten Schwanau anno 1333 den Garaus. Die Burg, die nach alten Chronikberichten als uneinnehmbar galt, unterlag damals der besonderen, in der einschlägigen Literatur öfters erwähnten Taktik der Straßburger, die nicht etwa die Mauern zu brechen suchten, sondern durch maschinell geschleuderte Steine die Dächer zerstörten, dann aber Fässer mit dem Inhalt der Straßburger Aborte nachschleuderten und so der Besatzung den Aufenthalt unmöglich machten, so daß sie sich ergeben mußte. Dieses Ereignis fand seinen Niederschlag in der Straßburger Chronik wie auch in der Zimmerschen Chronik, wo sich auch jenes Anhängsel findet, wonach die Burgherrin, der man zugestanden hatte, das, was sie tragen könne, aus der Burg zu nehmen, mit ihrem Gemahl auf dem Rücken und dem Söhnlein auf dem Arm über die Zugbrücke ging und so beide rettete.

Als Burgherren werden damals schon die Geroldsecker genannt, von denen vier nach Eroberung der Burg hingerichtet wurden, während der eigentliche Burgherr, ein Walter von Geroldseck-Tübingen, in der oben erwähnten Weise mit dem Leben davongekommen sein soll.

Der Zimmerschen Chronik zufolge ist die Burg damals nach der Einnahme vollständig zerstört worden, „wie man heute noch sieht“. Dieses „heute noch“ wäre nach den Abfassungsjahren der Chronik die Zeit um 1565. Trotz dieser Feststellung ist nicht anzunehmen, daß der Platz, wo die Burg gestanden hatte, ein Trümmerfeld geblieben ist. Alles deutete daraufhin, daß später aus den vorhandenen Mauersteinen wieder etwas Burgartiges errichtet wurde. Jedenfalls blieb das Gelände in Geroldsecker Besitz, und die Herren von Geroldseck machten auch späterhin den Straßburgern in dieser Gegend manchen Verdruß, wobei es dann 1473 wieder zu einem Zusammenstoß kam, als Diebold I., einer der unruhigsten Vertreter des Geschlechts, Berner Kaufleute „auf dem Rhein bei Ottenheim“ aufgriff. Damals hatte freilich Schuttern die Zeche zu bezahlen, wohin man die Gefangenen geschafft hatte, deren Befreiung Straßburg durch einen Angriff auf das Städtchen erzwang. Bei Ottenheim muß um diese Zeit ein festes Haus bestanden haben, von dem aus Diebold zu seinem Unternehmen ansetzen konnte.

Urkundlich läßt sich jedenfalls nachweisen, daß es auch weiterhin eine „Schwanau“ gab. Als nämlich die vertriebenen Geroldsecker nach 1504 wieder heimkehrten und in ihre alten Rechte eingesetzt wurden, begannen sie ihre Verhältnisse neu zu ordnen.

Damals wurde jenes Schwanau neu verleht und zwar an einen Ritter Jörg Marx von Eckwersheim, wobei es sich wahrscheinlich um eine Erneuerung eines bereits bestehenden Lehensverhältnisses handelte. Jener Belehnungs-urkunde lassen sich einige Hinweise entnehmen, die etwas über den damaligen Zustand der Schwanau verraten können. Verliehen wurde „der Burgstall mit dem Burgstadel“, wobei es sich beim „Burgstall“ wohl um die Wohnge-  
bäude, bei „Burgstadel“ um die Wirtschaftsgebäude handelte; verliehen wurden ferner „das halbe Brunnenwasser“. Sich selbst behielten die Geroldsecker den Wildbann in der Gegend vor, ferner das Recht der Verpfändung der Burg, wobei sie um 200 Gulden wieder einzulösen wäre.

#### *Literatur:*

*H. Schneider, Die Burg Schwanau, in: Burgen und Schlösser in Mittelbaden, Hrsg. von H. Schneider. Ortenau 64/1984, S. 294*

## Die seelsorgerliche Betreuung der Einwohner von Gutach-Turm vor der Reformation

*Ansgar Barth*

Ein bemerkenswerter Eintrag im „Geistl. Verwaltung Lagerbuch, den Staab Guttach betreffend, de Anno 1716“<sup>1</sup> erhellt die seelsorgerliche Versorgung der Einwohner von Gutach-Turm in der Zeit vor der Reformation.

„Zu wissen, daß vor alters, im währendem Pabstthum, unter dem Thurnberg<sup>2</sup>, ein Sondere Capellen geweßen, darein ist wochentlich ein Münch auß dem Klösterlen ob Haußen<sup>3</sup>, Barfüßer Ordens, herauf kommen, und hat in ermelttem Capellen eine Meß geleßen.

Wann auch eine Manns- oder Weibspersohn in den Höfen zum Thurn tödlich krankh worden — unangesehen, daß die alle samtlich in die Pfarr in der Guttach gehörig geweßen, und noch seind — hat die Krankhen ein Münch aus ermelttem Klösterlen mit den Sacramenten versehen, aber die abgestorbenen Persohnen seind in den Kirchhof in der Guttach geführt und mit Päbstischer Ceremonien zur Erden bestättigt worden.

So hat mann auch die Neugebohrene Kindlein in den Höfen zum Thurn hinab in das ermelt Klösterlen getragen und getauft.

Für solche gehabte Mühe hat ein Pfarrherr in der Guttach dem Münch von seinem gesetzten Gelt für den Heuzehenden Ein und Zwanzig batzen, Vier Pfennig Rappen, einzunehmen verordnet.

Als aber vor Jahren die Herrschaft Haußen, Küntzinger Thals, mit dem Heyligen Evangelion erleucht und die Kirchen wie im Fürstenthum Württemberg reformirt worden<sup>4</sup>, ist daß Klösterlen zerstöhrt und abgegangen.

Derowegen ein Pfarrer in der Guttach, seine Pfarr Kinder zum Thurn, mit allen Pfarrlichen Rechten wieder versehen, dargegen sein gehörig Heugellt, für den Heuzehenden<sup>5</sup>, auf amtlichen Befehls Joßen München von Roßenbergs<sup>6</sup> seel., beede Herrschaften Obervogten, der Pfarrherr in der Guttach selbst wieder eingezogen hat.“

Um 1700 „begehrten die Fürstenbergische“, die Bewohner zu Gutach-Turm sollten „dem Klösterlen ein Gült“ entrichten. Der Wolfacher Oberamtmann Johann Brantz verklagte die „Bauren zum Thurn vor Vogt und Gericht in der Guttach“, aber es wurde „alles aberkannt“. Auch ein Appell an das württembergische Hofgericht blieb erfolglos, „derowegen der Guttacher Pfarrherr diß Heugellt noch einzeucht.“

*Anmerkungen:*

- 1 Ein Auszug aus dem „Geistlichen Verwaltungslagerbuch“ von 1716 befindet sich im Archiv des evangelischen Pfarramts Gutach.
- 2 Der „Thurnberg“ ist ein Ausläufer des unteren Bühlersteins im Mündungsgebiet der Gutach. Die Herren von Hornberg errichteten hier im 13. oder 14. Jahrhundert einen Wach- und Zollturm, der 1368 und 1383 von Straßburger Truppen zerstört wurde. Vgl. A. Barth, Der Gutach-Turm, in: Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Hrsg. Hugo Schneider. Ortenau 64/1985, S. 423—424.
- 3 Das Kloster wurde 1475 gestiftet. Siehe: Kurt Klein, Das Klösterlein St. Sixt in Hausach, in: Die Klöster der Ortenau. Ortenau 58/1978, S. 445—454.
- 4 Im fürstenbergischen Kinzigtal und in den Gemeinden der Landvogtei Ortenau führte Wilhelm von Fürstenberg die Reformation ein. Nach dem Rücktritt Wilhelms machte sein Bruder Friedrich nach 1549 diese Maßnahme rückgängig. In Württemberg und damit in Gutach wurde die Reformation 1534 eingeführt.
- 5 Das Heugeld löste die im Mittelalter übliche Abgabe des Heuzehnten ab.
- 6 Jos Münch von Rosenberg war zunächst Obervogt im fürstenbergischen Kinzigtal und dann auch im württembergischen Amt Hornberg. Er trat entschieden und radikal für die neue Lehre ein.

## Der verkannte Heilige

*Kurt Klein*

Als vor Jahren die ehrwürdige Hausacher Dorfkirche, einer der ältesten Sakralbauten des Kinzigtals, endlich restauriert werden konnte, mußte zuerst das gesamte Gotteshaus ausgeräumt werden. Davon blieb auch der Glockenturm nicht verschont. Dort stand schon seit langem eine fast menschengroße Heiligenstatue, die zuvor aus einer Schranknische in der Sakristei halbversteckt hervorlugte. Im Grunde stand sie mehr oder weniger achtlos im Wege herum. Über die Herkunft und den Namen des Heiligen konnte niemand Auskunft geben, es wurde nur gerätselt und vermutet. Nur der „Welle Franz“ im Dorf, der der Holzfigur vorübergehend auf seiner Heubühne Obdach gewährte, meinte: „Die alde Litt hän als gsaid, sie wär uf äm Krizberg gstande un wär de Schächer am Kriz . . .“ Doch diesem Hinweis wurde wenig Glauben geschenkt, eher wollte man in der Statue den Auferstandenen erkennen. Dieser Annahme konnte ich wenig abgewinnen, weil die Darstellung nicht die Wundmale aufwies, dagegen am Oberschenkel und am Schienbein tiefe Einschnitte zeigte. Da es bei Johannes 19,32 heißt: „Da kamen die Soldaten und zerschlugen die Beine sowohl des einen als auch des anderen mit ihm Gekreuzigten“, wurde ich mir immer sicherer, daß es sich nur um den Heiligen Dismas, den mit Christus hingerichteten reuigen Verbrecher handeln konnte. Seine Verehrung fand vor allem im Barockzeitalter im süddeutschen Raum größere Verbreitung. Besonders in Kapellen auf sogenannten Kalvarienbergen — Kreuzbergen — fand diese Statue Aufstellung. Trifft dies alles nicht bei der Hausacher Kreuzbergkapelle zu, die zur Zeit des Barocks erbaut wurde? Trotzdem, meine Darlegungen fanden wenig Gehör. Und als ich beim Freiburger Restaurateur, der sich inzwischen der Hausacher Heiligenfigur angenommen hatte, vorsprach, war bereits die Säule fertiggestellt, an die „Jesus“ zur Geißelung mit Stricken gebunden werden sollte. Die tiefen Einschnitte an den Beinen wurden als Schürfmale gedeutet, die durch die Seile entstanden sind. Ich bat um eine Dachlatte, die schnell zu einem Kreuz gezimmert wurde. Dieses paßte genau in die rechte Hand und in eine besonders dafür vorgesehene Vertiefung am Sockel! Dann verwies ich auf eine bestimmte Stelle in der Fachliteratur, wo zu lesen war: „Als Attribut (Beigabe) hält er (der hl. Dismas) auf allen Darstellungen das Kreuz, an dem er starb, sei es in seiner Rechten . . . oder in beiden Händen“. Jetzt war man sich nicht mehr so sicher. Doch erst das Gutachten eines Sachverständigen der Freiburger Universität wandelte den Zweifel zum festem Glauben. . . . Jetzt durfte der hl. Dismas, der „heilige Schächer“, den das römische Martyrologium zunächst namenlos als „sanctus latro“ (heiliger Räuber) auswies und ihm den 25. März als Namenstag einräumte, wieder in seiner ursprünglichen Form und Bedeutung ins Hausacher Kirchspiel zurückkehren. Wohin aber mit der neuen alten Figur? Da gerade



*St. Dismas, der reuige Schächer. Barockfigur aus der Dorfkirche von Hausach.  
Aufn. Kurt Klein*



über die Ausschmückung der neuerstellten Friedhofshalle beratschlagt wurde, machte ich den Vorschlag, gegenüber dem bereits angebrachten Kreuzbalken die Dismasfigur aufzustellen. Das hätte bedeutet, daß die Verstorbenen auf ihrem letzten Gang nochmals zwischen dem Zeichen der Vergebung und der Erlösung, Dismas und Kreuz, aufgebahrt worden wären. Wurde dem schuldbeladenen Dismas nicht noch kurz vor seinem Tode aus dem Munde des gekreuzigten Gottessohnes vergeben und die ewige Seligkeit versprochen? Lassen wir kurz dem Evangelisten Lukas (23, 42) das Wort: „Und er (der reuevolle Rächer) sprach: ‚Jesus, gedenke meiner, wenn du kommst in dein Reich!‘ Er erwiderte ihm: ‚Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!‘ . . .“ Ist dies nicht die höchste Verheißung für einen gläubigen Christen? Doch zu unserem Dismas zurück. Er ist ein ausgesprochener „Todespatron“, denn die Volksfrömmigkeit verehrte ihn als Fürsprecher bei plötzlichem Tod und Schutzheiligen der Gefolterten und der zum Tode Verurteilten. Zuletzt aber sollte der heilige Schächer doch noch eine würdige Heimat in Hausach finden: Bei der Renovierung der Kreuzbergkapelle fiel die Aufmerksamkeit auch auf jene große Figur, die man bisher fälschlicherweise als Johannes den Täufer ansah. Doch die Wundmale bezeugen eindeutig den aufgestandenen Herrn. So wie einst der Auferstandene mit dem Schächer die Kreuzbergkapelle zierte, so haben beide Figuren miteinander Einzug in die Dorfkirche gehalten. Dort stehen sie unter dem gotischen Netzgewölbe im Altarraum links und rechts hinter dem großen Kreuz und wollen unaufdringlich, aber doch auch tröstlich bei den dort gefeierten Begräbnisgottesdiensten die großen christlichen Glaubenssätze von der Vergebung der Sünden, der Erlösung und der Auferstehung von den Toten anschaulich darstellen. Die vorzüglich gearbeitete Holzfigur stammt aus dem 18. Jahrhundert.

# Das Wegkreuz an der Josefskirche in Offenburg-Hilboltsweier

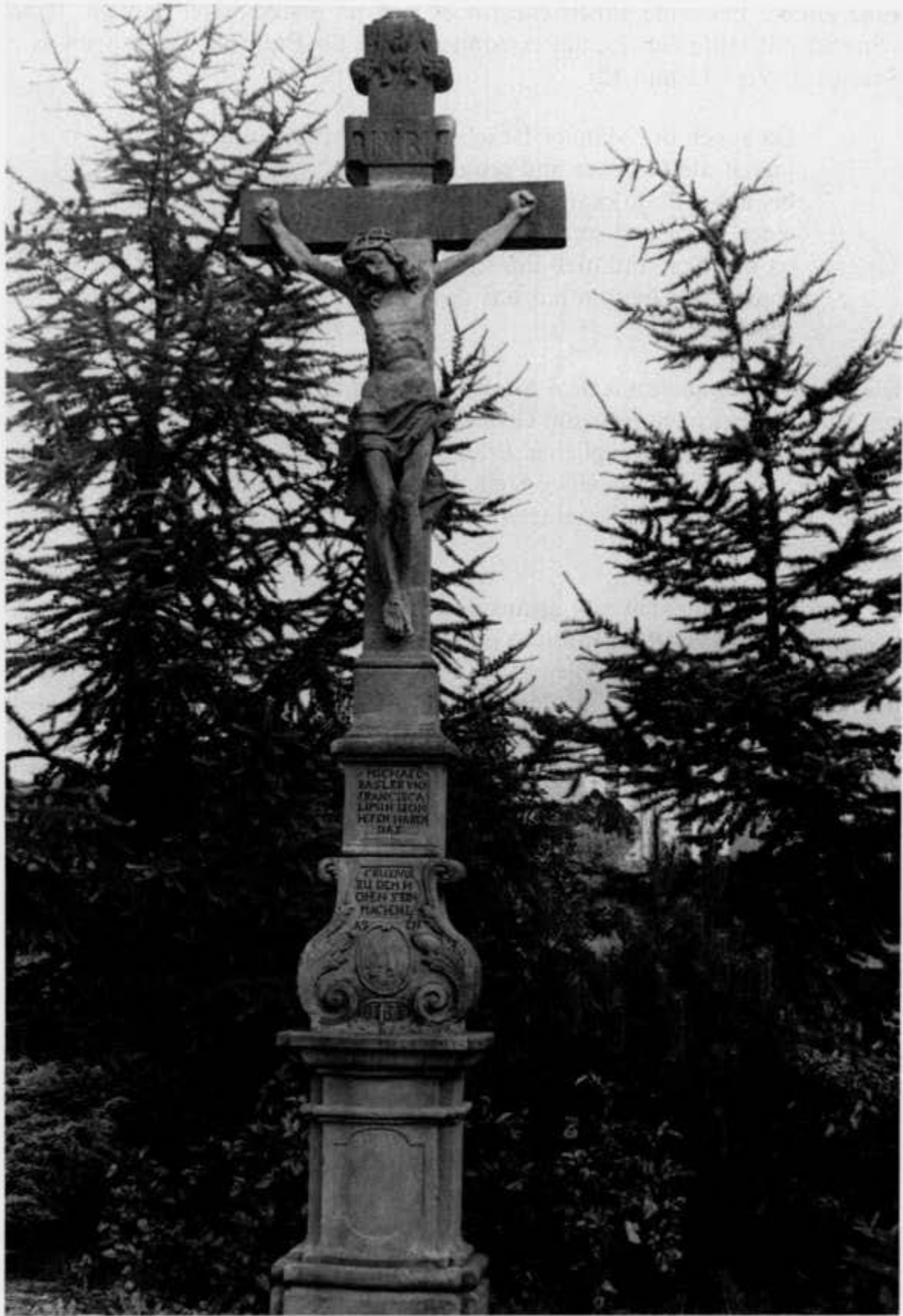
*Hans-Joachim Fliedner*

Im Jahre 1978/79 wurde die Schutterwälderstraße zwischen Offenburg und Schutterwald verbreitert. Dabei geriet das Wegkreuz, welches sich, von Offenburg kommend, etwa 150 Meter vor dem Abzweig des Banater Wegs auf der rechten Seite der Straße befand, gefährdet. Zwar war es nicht von den Baumaßnahmen unmittelbar betroffen, aber der Straßenverkehr mit seiner Unfallgefahr ließ befürchten, daß das abgestützte, aus Bundsandstein gearbeitete Wegkreuz beim Aufprall eines Autos, welches z.B. bei Glatteis über die Straßenböschung herabrutscht, schwer beschädigt, wenn nicht gar zerstört werden würde. Es wurde daher das Wegkreuz zum nahegelegenen Josefskirchlein versetzt, um es dort an einem ungefährdeten, würdigen Ort in einer gestalteten Anlage erneut aufzubauen. Die Weihe fand am 20. Mai 1979 statt. Nach einem kurzen Blick auf den Brauch des Gedenksteinsetzens — vor allem im Lichte der Bibel — sei hier die Geschichte des Wegkreuzes an der Schutterwälderstraße wiedergegeben.

In vielen Kulturen wurden Steine nicht nur als reine Grenzmarkierungen gesetzt, sondern mit einer weiterreichenden Bedeutung, z.B. der des Gedenkens verknüpft — gleichgültig, ob der Anlaß des Gedenkens in den Stein eingemeißelt wurde oder nicht. Herausragende Steine wurden sogar, ohne daß sie von Menschenhand verändert wurden, verehrt. Bekannteste Beispiele sind der Kaba-Stein in Mekka (dieser Meteorit ist heute das Zentrum der mohammedanischen Weltreligion) und jener Steinblock, über dem in Jerusalem 687 bis 691 der Felsendom errichtet wurde (von diesem Stein ritt Mohammed nach mohammedanischem Glauben für eine Nacht in den Himmel; nach anderer Überlieferung soll bei ihm die Opferungsszene des Isaak gespielt haben).

Aus biblischer Zeit sind uns verschiedentlich Gedenksteine geschildert worden. Vielen Christen und Juden ist der Traum des Jakobs gewärtig, als er die Himmelsleiter sah und Gottes Engel auf und nieder steigen. Hierzu heißt es 1. Mose 28, Vers 17 und 18, daß sich Jakob fürchtete und sprach:

Wie heilig ist diese Stätte, hier ist nichts  
anderes denn Gottes Haus und hier ist die  
Pforte des Himmels. — Und Jakob stand des  
morgens früh auf und nahm den Stein, den er  
zu seinen Häupten gelegt hatte und richtete  
ihn auf zu einem Mal und goß Öl oben drauf.



*Das Wegkreuz an der Josefskirche in Offenburg-Hilboltsweier.*

*Aufn.: H.-J. Fliedner*

Eine andere bekannte Bibelstelle findet sich im ersten Buch Samuel. Israel schreckt mit Hilfe Gottes, der es donnern läßt, die Philister. Dazu heißt es 1. Samuel 7, Vers 11 und 12:

Da zogen die Männer Israels aus von Mizpa, und jagten die Philister und schlugen sie bis unter Beth-kkar. — Da nahm Samuel einen Stein und setzte ihn zwischen Mizpa und Sen und hieß ihn Eben-Ezer und sprach: bis hierhin hat uns der Herr geholfen.

Diese beiden Beispiele aus dem Alten Testament mögen genügen. Daß das Setzen eines Steines nicht nur zum Gedenken an ein großes Ereignis dienen kann, sondern auch gelebter täglicher Brauch sein kann, zeigt die jüdische Sitte, beim Besuch eines Grabes einen Stein mitzubringen und am Grabstein, also zu Häupten des Toten, niederzulegen, — ähnlich wie Christen Blumen zu einem Grab bringen.

In unserem Kulturraum gibt es aus der Zeit vor dem Christentum Steinzeugnisse sowohl von Kelten, Römern und Germanen. Sie waren häufig auch mit einer (Gedenk)-Inscription, sei es als Rune, sei es mit lateinischen Lettern, versehen. Das Christentum hat bei den uns heute geläufigen, gesetzten Steinen eigene Kunstgattungen entwickelt wie die des Bildstockes oder des Kruzifixes. Die Anlässe für das Setzen dieser Steine entnehmen wir zumeist den eingemeißelten Inschriften. Die wichtigsten Anlässe sind die des Gedenkens (Tod durch Blitz, Mord, Unglücksfälle etc.) oder Schwures (z.B. ein Streit wurde beigelegt).-

Bei dem vorliegenden Kreuz, welches vor dem Josefskirchlein in Hilboltsweier steht, sehen wir einen schön gearbeiteten Corpus.

Mit Hefen ist sicherlich Schutterwald-Höfen gemeint. So liegt es nahe, im Totenbuch der Gemeinde Schutterwald nachzuforschen. Leider fehlt dieses jedoch für die Jahre 1733 bis 1753, so daß wir nicht feststellen können, ob im Jahre 1733 eine der beiden genannten Personen verstorben ist, oder ob sich ein Unglücksfall ereignet hat, der beide dahingerafft hat. Ausgehend von der Hypothese, daß sich die Sentenz „Cruzivix zu dem Hohen Stein“ auf einen Gewannamen bezieht, wurden die Flurnamen untersucht. Ein solches Gewann gibt es um Höfen nicht. Der Mitarbeiter im Stadtarchiv Offenburg, Herr Nikolaus Harter, fand jedoch, daß es in Fessenbach die Gewanne „Im Stein“ und „Im Oberen Stein“ gibt. Nikolaus Harter durchforschte nun die Kirchbücher von Fessenbach, da die im Kreuz eingemeißelten Zeichen Pflugschar und Rebmesser (Bild) auf die Verbindung von Bauern und Rebleuten als den Familien, denen die auf dem Kruzifix genannten Personen entstammten, hinwei-



*Die Inschrift heißt in heutigem Deutsch:*

*Michael Basler und Francisca Lipsin von Höfen haben das Kruzifix zu dem Hohen Stein machen lassen. 1733*

sen. Im Taufbuch Fessenbach findet sich nun ein Johann Michael Basler, geboren am 3. September 1682 in Fessenbach, als Sohn des Adam Basler und seiner Ehefrau Martha Filtzin. Der Johann Basler hat zwischen dem 4. und 8., wahrscheinlich am 7. Februar 1712 nach dem Ehebruch der Gemeinde Fessenbach (2/30 L) Maria Francisca Lipsin, die Tochter des Jakob Lips aus Höfen, geheiratet. Das Geburtsdatum der Francisca Lips war in den Kirchenbüchern der Pfarrei Schutterwald nicht zu finden, da diese viele Mängel aufweisen (fehlende Seiten, halbe Seiten und teilweise unleserliche Schrift).-

Dies ist die Geschichte des Kruzifixes, soweit sie sich quellenmäßig verfolgen läßt. Der Anlaß für das Setzen dieses sorgfältig gearbeiteten Steines 11 Jahre nach der Hochzeit des Johann Michael Basler und der Francisca Lipsin bleibt weiterhin offen.

## Die Ahnfrau der Freiherren von Lotzbeck

*Wilhelm Marx*

Wenn die Herren von Lotzbeck auch nicht zum Uradel gehörten, so hatten sie doch eine richtige Ahnfrau, von der man sich noch 180 Jahre nach ihrem Tode Spukgeschichten erzählte.

Carl Ludwig von Lotzbeck war bekanntlich ein Enkel des Pfarrers Christian Samuel Lotzbeck, der von 1706 bis 1713 in Nimburg und vom März 1713 bis 26. Januar 1757 in Altenheim amtierte — am längsten von allen Altenheimer Pfarrern. Nach dem Bad. Pfarrarchiv war er mit einer Tochter des Pfarrers Johann Friedrich von Batzendorf verheiratet, der in Sexau und dann in Grenzach wirkte. Diese Ehe kann aber nur von ganz kurzer Dauer gewesen sein, denn nach seinem eigenhändigen Eintrag im Altenheimer Totenbuch war Lotzbeck 45 Jahre (von 1706 bis 1751) mit Anna Christina Kast verheiratet. Diese wurde am 14. Januar 1681 in Gernsbach getauft, wo ihr Vater Philipp Jacob Kast „Schiffer“ war. Mit diesem schlichten Titel bezeichneten sich die schwerreichen Holzkönige, die Mitglieder der Murgschifferschaft, in der die Kast an erster Stelle standen. Von Anna Christinas Mutter ist nur der Vorname Maria Elisabetha bekannt. Die Trauung mit dem jungen Pfarrherrn fand nicht in Gernsbach statt; vielleicht war sie in Nimburg, wo Christian Samuel Lotzbeck 1706 als 25jähriger seine erste Stelle antrat. Leider läßt sich in Nimburg nichts darüber finden, denn das älteste dort erhaltene Kirchenbuch beginnt erst Oktober 1713. Der Nachfolger von Lotzbeck in Nimburg war der Lehrer Praeceptorsohn Johann Christoph Vulpius. Dieser verwandte große Sorgfalt bei der Führung seiner Kirchenbücher; von den ältesten, im Jahre 1642 geborenen Gemeindegliedern bis zu den jüngsten schrieb er alles auf, was er erfahren konnte. Wer aber nach auswärts verzogen war, konnte natürlich nicht erfaßt werden. Darum fehlen alle Pfarrfrauen und Pfarrkinder vor Oktober 1713, also auch die Lotzbecks. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, ob Christian Samuel Lotzbeck seine auffallende Neigung zur Sparsamkeit schon mit in die Ehe brachte, oder erst unter dem Einfluß seiner Gattin erwarb. Als er nach Altenheim kam, war er bereits ein echter „Sparhafen“, der unnötige Ausgaben für den ihm anvertrauten Kirchenfond ebenso sorgfältig vermied wie für seine eigene Tasche. Kein Pfarrer brachte so viele Einträge auf eine Kirchenbuchseite wie er mit seiner zierlichen, leicht verschnörkelten Schrift; keiner schnitt seinen Gänsekiel so spitz wie er, und bei keinem war die Tinte bleichsüchtiger als bei ihm. Das Dorf war nach den jahrzehntelangen Verwüstungskriegen unglaublich verarmt. Lotzbeck erlebte mit seiner Gemeinde die schweren Zeiten des mühsamen Wiederbeginns, der Ausrodung heckenbewachsener Äcker, des Aufbaus armseliger Häuschen, der Wiederbe-

schaffung des verbrannten Hausrats. Trotz aller Not erwarb Altenheim 1716 eine Glocke als Ersatz für das geraubte Geläute, und 1721 erstellte der berühmte Straßburger Silbermann eine neue Orgel für 400 Gulden, die 90 Jahre in der Kirche blieb. Sonstige Anschaffungen für Kirche und Pfarrhaus sind aus Lotzbecks Amtszeit nicht bekannt. Erst während seiner letzten Lebensjahre hatte sich Altenheim soweit erholt, daß von 1760 an mehr für Kirche und Dorf getan werden konnte und auch geräumigere Bauernhäuser neu entstanden.

Lotzbeck selbst war nicht arm. Er entstammte einer wohlhabenden Familie, und seine Frau besaß soviel Barvermögen, daß sie häufig größere und kleinere Summen an die Dorfbewohner auslieh zum allgemein üblichen Zinsfuß von 5 %. In einem alten beschädigten Pfandbuch aus dem 18. Jahrhundert, in dem die als Sicherheit für die Geldschuld bestimmten Äcker verzeichnet waren, trat sie als einer der häufigsten Geldgeber auf. Es war in jener Zeit etwas Ungewöhnliches, daß eine Frau bei Lebzeiten ihres Mannes ihre Geldgeschäfte unter eigenem Namen besorgte. Ob die Kapitalien ihr alle zurückbezahlt wurden, oder ob sie verpfändete Äcker als Eigentum übernahm, ist nicht ersichtlich. Im ersten um 1783 begonnenen Grundbuch sind keine Lotzbecks als Grundbesitzer genannt.

Zwei Töchter des Ehepaares starben jung in Altenheim. Die in Nimburg geborene Tochter Maria Elisabetha wurde am 10. Mai 1728 in Lahr mit dem dortigen Handelsmann Daniel Balthasar Schneider getraut. Der Sohn Christian Samuel ist in Altenheim am 18. Oktober 1717 geboren und hier auch am 22. Oktober 1743 getraut mit Salomea Eleonora Schick, einer Tochter des Diakonus Laurent Schick in Gernsbach. Am 26. September 1751 starb die Pfarrfrau an „Gallenfieber“, 70 Jahre, 8 Monate, 12 Tage alt. Die Beerdigungsfeier hielt Pfarrer Engel aus Lahr mit Beistand des Diakons Müller. Leichttext war Psalm 27, 13: „Ich glaube aber doch, daß ich sehen werde das Gute im Lande der Lebendigen.“ Der Witwer schrieb ins Totenbuch: „Durch 45 Jahre meine getreueste, züchtigste und liebenswerteste Ehefrau.“

Am 26. Januar 1757 starb Christian Samuel Lotzbeck, der zuletzt „Ephorus der Dioeces naßau Lahrischer Herrschaft“ gewesen war, im Alter von 75 Jahren, 8 Monaten, 11 Tagen. Im Kirchenbuch steht: „ . . . im amt gestanden 51 Jahr, im Ehestand gelebt 45 Jahr.“ Die Zeit des Ehestandes wird also nicht länger angegeben als die seiner Anna Christina, eine erste Ehe wird nicht genannt, kann also kein Jahr gewährt haben — wenn sie überhaupt bestand. Denkbar wäre auch eine Verwechslung mit Johann Lorenz Rheinberger, der, wie Lotzbeck, aus Weißenburg am Sand gebürtig war (Bad. Pfarrbuch S. 485) „Herr Pfarrer Engel aus Lahr hat eine wohlgemachte heilige Rede gehalten und H Diaconus Müller eine schöne Stand-Rede.“ Text: Daniel 12, 3. An der Südseite des Altenheimer Kirchturms ist der Grabstein eingemauert, ein stattliches Werk von 2,50 m Höhe mit reicher, stark profilierter Bildhauerarbeit. Als 1945 eine Granate in ein Nachbarhaus einschlug, entstanden am Grabstein einige Schäden.



*Das Pfarrhaus und die Weinbrennerkirche von Altenheim (um 1900).*



Noch lange nach dem Tode von Frau Pfarrer Lotzbeck erzählte man in langen Winternächten bei Altenheimer Lichtgängen noch Anekdoten und „grüslje Gschichte“ aus dem Pfarrhaus. „Am Abend ihres Todestages sind ihre Mägde in der Kammer gesessen, hatten ein Licht brennen und von dem Sterbefall geredet. Eine davon meinte: ‚Jetzt kann sie uns doch nimmer das Licht ausblasen.‘ Im gleichen Augenblick ist das Licht ausgegangen.“ Daß es überhaupt seither im Altenheimer Pfarrhaus nicht geheuer war, wurde dieser Pfarrersfrau zugeschrieben. Nicht ganz unschuldig daran war auch ihr Großneffe, der „Spezial“ Ludwig Jacob Hartmann, Pfarrer in Altenheim von 1808 bis 1836. Seine Mutter war ebenfalls eine geborene Kast aus Gernsbach. „Er soll ein großer Astronom gewesen sein.“ Der Kirchturm der Altenheimer Weinbrennerkirche sei darum so hoch gebaut und oben noch das kleine Türmlein draufgesetzt worden, damit er die Sterne besser beobachten konnte. Man erzählte sogar, er habe „als“ Dielen zu dem obersten Kirchturmfensterlein hinausgelegt und sei mit seinem Fernrohr draufgestanden.

Am verrufensten war das nordwestliche Eckzimmer im oberen Stock des Pfarrhauses. Pfarrer Hansult machte es — wie üblich bei Spukzimmern — zur Gaststube. Einmal kamen seine Gäste morgens in aller Frühe „ganz vergelschert“ herunter und erklärten, um keinen Preis mehr eine weitere Nacht in diesem Zimmer zu bleiben.

Am zuständigsten für die Berichterstattung dieser „Gschpängschter-Gschichte“ ist wohl Frau Kappus, die als Tochter von Pfarrer Mulsow bis 1924 selbst im Pfarrhaus wohnte. Lassen wir sie berichten:

„Noch im ersten Weltkrieg wunderten sich die Nachbarinnen über „d’Kurasch“ meiner Mutter, die es wagte, nachts durch die Pfarrscheuer zu gehen, wo doch manchmal eine riesengroße Schlange vom Gebälk herunterhinge.

Ich schlief viele Jahre in dem hübschen, hellen „Spukzimmer“ und vernahm trotz meines sehr scharfen Gehörs nur selten merkwürdige Geräusche, die nichts Bedrohliches an sich hatten. Wenn einmal unter dem Bett tiefes, ruhiges Atmen ertönte wie von einem Menschen oder einem schlafenden großen Tier, so ließ sich doch beim Hinunterleuchten nicht einmal ein Mäuslein sehen.

Etwas störender war ein Erlebnis in den Nächten um den 23. Juni 1919 herum, als unsere Nerven aufs äußerste angespannt waren durch die Frage, ob der Versailler Vertrag unterzeichnet werde oder nicht. Da waren plötzlich unzählige Franzosen da, daß die Leute im Feld glaubten, sie schlüpfen aus dem Boden. Auf den Speichern waren sie dutzendweise einquartiert. Am entscheidenden Tag standen sie marschbereit auf den Straßen mit Stahlhelm, Gasmaske und frischer Munition, Kolonnen von Motorgeschützen waren aufgestellt, und die tollsten Gerüchte machten die Runde. Solche Stimmung befähigt vielleicht dazu, mehr von den Dingen zwischen Himmel und Erde wahrzunehmen als ge-

wöhnlich. Also: Nachts um dreiviertel Zwölf Uhr hörte ich ein rasselndes Geräusch aus der Ecke des bewußten Zimmers, so etwa als werde im unteren Stock in einem eisernen Ofen geschürt. Ich knipste das Licht an und ging in die Ecke, um zu hören, was da los ist. — Alles still. Also: Licht aus, ins Bett. „Rattattattatta“ gings wieder los. Licht an — still . . . und so noch ein drittes Mal. Da schlug es Zwölf. Aber statt daß der Tanz nun erst recht begonnen hätte, blieb fortan alles ruhig. Genauso war es in einer der kommenden Nächte. Daß eine Eule die Ursache war, ist ausgeschlossen. Dann vergaß ich diese Sache. Vielleicht 10 oder 12 Jahre später, als wir schon längst nicht mehr im Pfarrhaus wohnten, fragte mich einmal eine alte Frau, die in jungen Jahren Wäscherin gewesen war, also eine kompetente Kennerin des einschlägigen Gebietes: „Jetzt saje Sie mir emol, hän Sie nie ghert, daß sich im Pfarrhüs ebbs erzejt het, dert in sellere Stub hingenüs im ewere Stock?“ Ich antwortete ausweichend, ich hätte nie etwas zwischen 12 und 1 Uhr gehört, nur vorher. Da kam sie ganz in Eifer: „Jä, jä, um drejviertel uf Zwelfi fangt's an un um Zwelfi herts uf, un wämmer e Liecht macht, hert's au uf.“ — Die rätselhaften Geräusche kann man mit Anwendung von sanfter Gewalt irgendwie „natürlich“ deuten. Aber wie erklärt sich ihre Beschränkung auf eine ganz bestimmte Viertelstunde? Und was soll die längst verstorbene Pfarrfrau damit zu tun haben? Die Lösung dieser Frage überlasse ich Lesern und Leserinnen, die wissender sind als ich.“

In einer Zeit, in der man Krankheiten noch durch Besprechen, Zauberformeln und Zaubertränke zu heilen versuchte, in der bei Diebstählen, Unglücksfällen und familiären Entscheidungen „Brücher und Brücherinnen“ zu Rate gezogen wurden, war der Glaube an übernatürliche Ereignisse „zwischen Himmel und Erde“ noch weit verbreitet. Besondere Häuser und herausragende Persönlichkeiten wie Frau Pfarrer Lotzbeck wurden bei Spukgeschichten von der Bevölkerung nicht verschont. Ja, man hat den Eindruck, daß gerade profilierte Persönlichkeiten mit all ihren Vorzügen und menschlichen Schwächen besonders häufig nach ihrem Tode zum Objekt übernatürlichen Geschehens gemacht wurden und auf diese Weise in der dörflichen Gemeinschaft weiterlebten.

# Der Streit um den Weinzoll in Lahr 1807

*Oskar Kohler*

Die Stadt Lahr war gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, begünstigt durch verschiedene Umstände, der bedeutendste Weinhandelsplatz dieses Raumes geworden. Hier, in Lahr, gab es anfangs 1807 bei den Weinhändlern eine große Aufregung, als die neuen Zollbestimmungen für die Einfuhr von Weinen aus dem Ausland bekannt wurden, die mit dem 23. Februar dieses Jahres endgültig in Kraft treten sollten. Diese neuen Zollbestimmungen vereinheitlichten die bisher ungleichmäßig auferlegten Weinzölle und setzten gleichmäßig einen Zoll von 15 Gulden per Fuder (in Baden 1 Fuder = 1500 l) auf alle vom Ausland eingeführten Weine, womit zugleich auch die Weine aus dem Elsaß betroffen waren. Der Sinn der neuen Verordnung lag neben dem Vorteil für die Staatskasse darin, den heimischen Weinbau zu schützen und nach einem offenkundigen Niedergang wieder in die Höhe zu bringen.

Nun waren die Lahrer Weinhändler in Zollsachen bisher geradezu verwöhnt worden. Sie genossen das „Privilegium freyen commercii“ (Das Vorrecht, unbesteuert Handel zu treiben) und hatten bisher keinerlei Steuer für eingeführten Wein bezahlt, außer einem Batzen Lagergeld für den Ohmen (in Baden 1 Ohm = 150 l) Elsässer Wein. Die teuren französischen Weine waren überhaupt zollfrei geblieben, und unter diesen günstigen Bedingungen war Lahr als Weinhandelsplatz groß geworden. Namen wie Scholderer, Dürr, Fingado, Liermann waren im Weinhandelsgeschäft allenthalben bekannt. Man war gewohnt, gute Geschäfte mit Wein zu machen und hielt die Zollfreiheit für eine Selbstverständlichkeit.

Als Lahr dann 1804 an Baden kam, standen auch die Weinzölle zur Sprache. Es ergab sich zunächst eine ziemlich ungleichmäßige Behandlung der Einfuhrzölle. Verzollt werden mußten zunächst nur die aus dem Elsaß eingeführten Weine. Die feinen französischen Weine wie Champagner, Muskat, Malaga blieben weiterhin zollfrei.

Dieser Zustand änderte sich durch die neuen Bestimmungen von 1806/07. Jetzt mußten unterschiedslos alle aus dem Ausland eingeführten Weine verzollt werden nach dem oben erwähnten Zollsatz. Bei den Lahrer Weinhändlern war jetzt, wie man so sagt, Feuer unter dem Dach. Sie schimpften auf die neuen Zölle und wurden bei den Ämtern vorstellig. Zu ihrem Wortführer machte sich der Weinhändler Dürr, der in zwei Bittschriften an das Finanzministerium seine Klagen vorbrachte, in denen er nicht weniger behauptete, als daß die neuen Zölle zu einer völligen Katastrophe für den Lahrer Weinhandel führen würden.

Dürrs eigenes Weinhandelsgeschäft war vorwiegend ein Transitgeschäft. Er führte vor allem die feinen französischen Weine ein und verkaufte sie nach Innerdeutschland weiter. Daher fühlte er sich von den neuen Bestimmungen besonders schwer betroffen.

In eigener Sache brachte er vor, er habe im Herbst 1806 ein größeres Quantum Wein in Frankreich gekauft, darunter 53 Pièces (Faß) Champagner und 103 Pièces Muskatwein. Die Einfuhr habe teils wegen der Beschaffenheit des Weines (Champagner brauche Zeit, bis er transportabel sei), teils wegen der Weite des Weges (Muskatweine müßten bis Chalon geschafft werden und gingen dann die Rhone hinauf) erst nach dem Stichtag, dem 4. Februar, erfolgen können. Er bitte daher dringend um Nachlaß des Zolles für diese Sendungen, da der Kauf der Weine erfolgt sei, lange bevor die neuen Zollbestimmungen ergangen seien. Er bitte auch allgemein im Interesse des Lahrer Weinhandels, die Bestimmungen überhaupt rückgängig zu machen. Sie bedeuteten den Ruin dieses Geschäfts.

Dürrs Bittschrift ging zwecks eines Gutachtens zunächst an den Rentamtman Herbst in Mahlberg. Herbst war den Lahrer Weinhändlern sowieso nicht hold und ließ an ihnen keinen guten Fetzen. So wurde sein Gutachten geradezu ein Sündenregister der Lahrer.

Herbst behauptete, die Lahrer Weinhändler richteten mit ihrer Einfuhr von Elsässer Weinen den einheimischen Weinbau zugrunde; sie seien schuld an dessen unaufhaltsamen Niedergang. Sie hätten auch das „Renommée“ des Markgräfler Weines zugrunde gerichtet, indem sie jeden Winkel mit Elsässer Wein überschwemmen. Sie hätten den Elsässer auch hinüber ins Schwäbische geliefert und so den schwäbischen Händlern schließlich den Weg ins Elsaß gezeigt. Sie, die Lahrer, künnten nichts als ihren Profit, und von ihren großen Einkommen hätten sie noch keinen Pfennig Steuer an den Staat bezahlt. Soweit Herbst in seinem Gutachten.

Um eine zweite Meinung in der Sache zu hören, ließ man von Amts wegen ein weiteres Gutachten ausfertigen, diesmal von dem Lahrer Oberamtsaktuar Gläser. Gläser nahm seine Lahrer, so gut es ging, gegen die Vorwürfe Herbsts in Schutz.

Den Rückgang des heimischen Weinbaus will Gläser nicht in Bausch und Bogen den Lahrer Weinhändlern in die Schuhe geschoben wissen. Nach seiner Ansicht sind daran die verflossenen Kriegsjahre schuld, und es hätten vor allem auch die schlechten Weinjahre von 1805 und 1806 dem badischen Wein Abtrag getan. Die „saure Brühe“ dieser Jahre sei schließlich nicht mehr wert gewesen, als an die Essigfabrikanten zu kommen.

Und wie steht es mit dem Markgräfler? Herbsts Behauptung, die Lahrer Weinhändler hätten das „Renommée“ des Markgräfler zugrunde gerichtet,

sei zurückzuweisen. „Die guten Markgräfler Weine“, meint Gläser, „werden immer ihren Wert behalten.“

Freilich könne man es niemanden verwehren, Geschmack an einem guten Elsässer Wein zu finden. Im übrigen müsse für den badischen Weinbau auch etwas getan werden. Neue und bessere Rebsorten müßten eingeführt werden, dann würde es auch bessere Weinjahre geben, und die Einfuhr ausländischer Weine werde von selber fallen.

Herbst seinerseits hatte ebenfalls auf die elende Lage der badischen Weinbauern hingewiesen, die zunächst einmal durch Zölle geschützt werden müßten, ehe sie an eine Verbesserung ihrer Weingelände denken könnten. Dies sei, nach Herbst, wichtiger, als die Geschäfte weniger „Particuliers“ zu fördern.

Bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit in ihren Ansichten waren sich Herbst und Gläser doch darin einig, daß die Behauptungen in Dürres Bittschrift übertrieben seien und daß nicht die Rede davon sein könne, der Lahrer Weinhandel werde durch die neuen Zölle zugrunde gerichtet.

Kammerrat Kaufmann in Karlsruhe, der bei der Verhandlung der Angelegenheit ein gewichtiges Wort mitzureden hatte, kam nach reiflichem Abwägen der in den beiden Gutachten entwickelten Gesichtspunkte zu dem Ergebnis, daß der Zoll beibehalten werden müsse und nicht wieder aufzuheben sei.

*Quellen:*

Generallandesarchiv Akten Lahr 2011

# Die Steinacher Klausenbigger

Ein Beitrag zur Deutung eines Nikolausbrauches

*Bernd Obert*

Im deutschen Sprachraum war bis zum 2. Weltkrieg der Vorabend des Nikolaustages durch ein ausgeprägtes und überaus lebendiges Brauchtum charakterisiert, in dessen Mittelpunkt die Gestalt des hl. Bischofs von Myra steht, dessen Verehrung seit dem 10. Jahrhundert in Deutschland nachweisbar ist. Wissenswert ist, daß in unserem Raum der Nikolauskult vom Kloster Hirsau aktiv gefördert wurde.

Die heute in unserem Gebiet noch bestehenden Nikolausbräuche (Steinach, Unterentersbach<sup>1</sup> etc.) könnten ihrem Ursprung nach auf das ausgehende Mittelalter zurückgehen. Da aber weder zu dem Steinacher Brauch, noch zu verwandten Erscheinungen in unserem Raum irgendwelche älteren urkundlichen Belege vorliegen, sind Aussagen über die Entstehung des Nikolausbrauches im Schwarzwald kaum möglich.

Was die Entstehung der Nikolausbräuche angeht, so gab es in der älteren volkskundlichen Forschung zwei konträre Lehrmeinungen. Die von K. Meisen<sup>2</sup> verfochtene Theorie leitet sämtliche Nikolausbräuche aus den christlichen Legendenüberlieferungen ab, während andere Forscher (z. B. Beitzl<sup>3</sup> und Wrede<sup>4</sup>) — vor allem in bezug auf die zahlreichen schreckenerregenden Begleitfiguren des Nikolaus — auf die außerchristlichen Bestandteile der Nikolausbräuche hinweisen.

In der neueren volkskundlichen Brauchforschung ist die Frage der Funktionen und Bedeutungen von Bräuchen gegenüber Diskussionen um Ursprungstheorien und Altersfragen stärker in den Vordergrund getreten, zumal die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung von Brauchhandlungen aufgrund lückenhaften Beweismaterials eine Hypothese bleiben muß.

Bei aller Verbindung des Nikolausbrauches mit dem christlichen Kult und der damit verbundenen Heiligengestalt existieren auch noch Formen, die nicht ohne weiteres aus den Nikolauslegenden selbst erklärt werden können. So wird man die Begleiter des hl. Nikolaus wenn nicht als vorchristlich, zumindest doch als außerchristlich bezeichnen dürfen. Dem Steinacher Brauch hat einer von ihnen den Namen gegeben.

Die beiden Nikolausfiguren mit Klausenbigger und Rubelz existieren in Steinach schon seit Menschengedenken. Genauere Angaben über Alter und Ursprung lassen sich leider nicht machen, da sich eine mündlich überlieferte Aus-

sage von einer angeblichen Erwähnung des Brauches im Pfarr-Register von Steinach am Ende des 18. Jahrhunderts weder im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen noch sonstwo belegen läßt, so daß dieser Steinacher Brauch lt. R. W. Brednich, Freiburg, trotz relativer Bekanntheit als weitgehend unerforscht gelten kann. Der 1974 vom Institut für den wissenschaftlichen Film in Göttingen unter Leitung von F. Simon in Steinach gedrehte Film und die Dokumentation von R. W. Brednich<sup>5</sup> können daher der weiterführenden Forschungsarbeit erfolgreich dienen.

Was die am Steinacher Brauchablauf beteiligten Figuren angeht, so beginnen die Forschungsprobleme schon bei den *beiden Nikolausfiguren*, die in identischer Verkleidung auftreten. Die „Verdoppelung“ dieser Brauchfigur könnte als die Lohn- und Straffunktion der Nikolausgestalt angesehen werden, oder daß man dem heiligen Gabenbringer den Transport der Ruten nicht zumuten mochte.

Als nächste und sogenannte Schreckfigur im Bund dieser Gestalten tritt der *Rubelz* in Erscheinung. Sein Name besteht aus zwei Wortteilen, und beide bedeuten soviel wie „Fell“, das im Laufe der Jahrhunderte eine Bedeutungsveränderung in Richtung „Pelz“ erfahren hat. Der erste Teil geht auf mhd. „riuhe, ruhe“ = Behaartheit, Rauheit zurück. Eine weitere in Baden häufiger verwendete Form ist die Bezeichnung Raupelz. Die Erklärung des Ursprungs



*Die beiden Nikolausfiguren*  
Aufn.: W. Kinnast



*Der Klausenbigger, neben ihm der Rubelz.*  
Aufn.: W. Kinnast

dieser Pelzgestalt liegt in den christlichen Bräuchen der Frühwinterzeit und läßt sich vor allem als sogenannter Pelzmärtel oder Belzmörde = Pelzmartin im älteren Martinsbrauch nachweisen. Überhaupt hat sich mancher Martinsbrauch und manche Martinsgestalt zugunsten von Nikolaus und Weihnachten auf spätere Termine verschoben und dürfte somit auch in Steinach dem Nikolaus diese Begleitfigur, den Rubelz, angegliedert haben. Den ursprünglichen Zeitpunkt dieser „Integration“ läßt sich lt. R. W. Brednich nicht mehr bestimmen.

Als wichtigste, ja beherrschende Begleitfigur muß der *Bigger* angesehen werden, der dem ganzen Brauchablauf nicht umsonst den Namen gab. Typologisch gehört dieser Klausenbigger in die Familie der Winterbrauchfiguren, der Tier- und Bockgestalten. Da bei der Interpretation dieses Namens das Bestimmungswort „Klaus-“ (abgeleitet von Nikolaus) in vielfältiger Art in den Nikolausbräuchen zu finden ist (Klausenabend, Klausenjagen, Klausentag usw.), gibt nur das Grundwort „-bigger“ Probleme auf. Die eine Möglichkeit wäre die Bezeichnung „Picker“ = pickende Bewegungen in Anbetracht des Vogelschnabels sowie das Ei als Fruchtbarkeitssymbol. Laut R. W. Brednich<sup>5</sup> liegt es jedoch näher, bei der Deutung dieses Grundwortes von der Bezeichnung „Bigger“ = Pferd, Esel auszugehen, was die andere Möglichkeit wäre. Somit wird es sich beim Steinacher Klausenbigger ursprünglich um eine pferde- oder eselähnliche Gestalt gehandelt haben, die am Klausenabend beim Einzug des Nikolaus als das traditionelle Reittier in Erscheinung trat.

Es ließe sich noch manche Vermutung und Deutung anfügen, doch würde dies den Rahmen dieses Beitrags sprengen.

Was die Erhaltung dieses einmaligen Steinacher Brauches betrifft, hat es sich der Historische Verein — Mitgliedergruppe Steinach — zur Aufgabe gemacht, Sorge dafür zu tragen, diesem Brauch auch heute unter neuen und sicherlich richtigen pädagogischen Erkenntnissen eine Zukunft zu geben.

#### Anmerkungen:

- 1 P. Assion, Nikolausbrauch in Unterentersbach. Der Schwarzwald 1975, Nr. 4, S. 165—167
- 2 K. Meisen, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande. Eine kultgeographisch-volkswissenschaftliche Untersuchung. Düsseldorf 1931 (Forschungen zur Volkskunde, H. 9—12).
- 3 R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Begründet von O. A. Erich und R. Beitzl. 3. Aufl. neu bearbeitet von R. Beitzl unter Mitarbeit von K. Beitzl. Stuttgart 1974 (Kröner Taschenausgabe Bd. 127).
- 4 A. Wrede, Artikel „Nikolaus“. In: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. VI. Berlin und Leipzig 1934/35, Sp. 1086—1107.
- 5 R. W. Brednich, Publikationen zu wissenschaftlichen Filmen. Sektion „Ethnologie“. Das Grundwort „Bicker“ = Pferd ist in verschiedenen Wörterbüchern belegt: bei Martin-Lienhard (9, S. 27) für das Elsaß als Bicker = Pferd; im Schweizerischen Idiotikon (17, Sp. 1080 f) als Bigger = verächtlich oder scherzhaft für ein kleines Pferd, Rößlein; im Deutschen Wörterbuch von J. u. W. Grimm (5, Sp. 1809 f) als Bickertlein = ein kleines Rößlein.



*Literatur:*

- J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854.
- L. Heizmann, Gebräuche in der Familie von St. Nikolaus bis Dreikönig in der Gegend des vorderen Kinzigtales und des Renchtales zwischen Haslach i. K. und Oberkirch. *Mein Heimatland* 15 (1928), S. 206—211.
- E. Hirsch, Zum Klausebicker in der Heidelberger von Portheim-Stiftung. In: *Beiträge zur Volkskunde*. Festgabe für Othmar Meisinger. Bühl 1932, S. 24—33.
- D. Lutz, Volksbrauch und Sprache. Die Benennung von Phänomenen der Winter- und Frühlingsbräuche Südwestdeutschlands. Stuttgart 1966 (Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart 1966. Reihe C: Volkskunde, Bd. 4).
- E. Martin und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Straßburg 1907.
- E. H. Meyer, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Straßburg 1900.
- O. A. Müller, Um die Weihnachtszeit im badischen Mittelland. *Mein Heimatland* 15 (1928), S. 212—219.
- O. A. Müller, Steinach i. K. 1139—1939. Offenburg i. Br. 1939.
- A. Reinhardt, Brauchtum im Schwarzwald. Karlsruhe 1971.
- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Frauenfeld 1901.

## Woher kommt das Wolf- und Kinzigtaler Waldbauern-Geschlecht Harder-Harter?

*Hans Harter*

Eine wohl schwierige Frage, doch berechtigen zu dieser einige interessante Anhaltspunkte.

Zunächst wäre von der Deutung des Familien-Namens (FN) auszugehen, der soweit bekannt in seiner bürgerlichen Entstehung in das 14. Jahrhundert zurückreicht.

Dem Wortstamm des FN liegt der Örtlichkeits- bzw. Flur-Name(ÖN/FlurN) Hard(t) zugrunde, womit Waldgebirge-Waldweide gemeint ist. Hieraus entwickelte sich mit der Nachsilbe (Suffix) „er“ der FN Harder-Harter, was in der Namenkunde allgemein als „Waldhüter-Waldhirte-Weidehirte“ gedeutet wird.

Diese Deutung läßt auf eine Verbindung zur frühen Waldbewirtschaftung schließen.

Für die Richtigkeit der Namendeutung spricht auch das Familienwappen der Gebrüder Harder aus Bozen, denen im Jahre 1573 von Erzherzog Ferdinand ob ihrer Verdienste um das Haus Österreich dieses „redende Wappen“ mit dem Vogel HARDELL im Schild und über der Helmzier verliehen wurde.

Außerdem läßt sich aus der „Tiroler Namenkunde“ der ÖN „hof ze harde“ urkd. aus dem Jahre 1415 entnehmen. Demnach kann der FN nicht dem häufig vorkommenden Orts-Namen (ON) Hard(t) zugrunde gelegt werden, wie vielfach geschehen ist. Es ist unumstritten, daß die ÖN und FlurN älteren Ursprungs sind. Auch andere Namensableitungen, wie zum Beispiel HARZER oder HERZER sind abwegig, weil diese nicht dem Sinn des Wortstammes (Etymologie) entsprechen.

Die Urbarmachung des Schwarzwaldes in seinem mittleren Teil wird geschichtlich in das Mittelalter gestellt. An seiner Besiedelung waren sowohl die einstigen Territorial-Herrschaften als auch die Klöster beteiligt. Zuvor dürften es aber die Holzhacker, Pottaschensieder, Glasmacher, Flößer, Harzer und Köhler gewesen sein, die mit der Rodung der „wüsten Wälder“ und somit mit der eigentlichen Urbarmachung des Schwarzwaldes begannen. Nach der verhältnismäßig späten von der Ostflanke ausgehenden Besiedelung des Schwarzwaldes ist anzunehmen, daß die angrenzenden Landschaftsgebiete bis hin zum Alpenraum bereits besiedelt waren und von dorthier mit der Waldarbeit vertraute Arbeitskräfte angeworben und seßhaft gemacht wurden. Gewißheit be-

steht darüber, daß der einstige umsichtige Landesherr des Kinzig- und Wolf-  
tales, Graf Wolfgang von Fürstenberg, Beziehungen in die österreichischen  
Lande unterhielt, wie wohl er auch in den Diensten des Kaisers Maximilian I.  
gestanden hat. In seinem Urbar vom Jahre 1493 erscheint der FN Harder erst-  
mals in Rippoldsau im oberen Wolfstal; es war Hanns Harder von Wüsten-  
grien, dem heutigen Wüsten-Gründle, einem Hochwaldgebiet nahe der Wolf-  
quelle am Kniebis. Weitere Namensträger sind in einer Urkunde vom Jahre  
1509 genannt, denen zum Teil das erbliche Harzrecht verliehen wurde.

Im Ursprungsgebiet der Murg am Kniebis betrieb ein Hans der Harder im  
Tannenfels eine Sägemühle (1414), womit einmal mehr gesagt werden kann,  
daß die Namensträger Waldfachleute waren.

Seit dem Jahre 1528 läßt sich ein Harder-Geschlecht auf dem Seßgut  
„Schmitzberg“ im Rippoldsauer- bzw. Schapbachtal feststellen. Unter diesem  
Geschlecht entwickelte sich das Seßgut in der rd. dreihundertjährigen Fami-  
lien-Tradition zum größten Hof in der weiteren Umgebung, denn zu ihm ge-  
hörten noch 475 Morgen württembergischer Hochwald, der an den Schmieds-  
berg angrenzte. Unweit der Hofgebäulichkeiten war ein Holzlagerplatz, zu  
dem eine mächtige Holzriese führte. Am Fuße des Berges neben der Wolf war  
die Flößerspannstatt, wie auch das zum Hof gehörende Leibgedinghaus.

Der Heimatschriftsteller Hermann Fautz schrieb im Jahre 1964:

„Der Schmiedsbergerhof im Schapbach (Obertal) war ehemals einer der größ-  
ten Waldhöfe im Wolfstal — Smideßberg bei Rumberg 1429, Schmitzberg  
1493. Mitte des letzten Jahrhunderts wurde der Schmiedsbergerhof verkauft.  
Große Teile des Waldes erwarb die Gemeinde Schapbach als Gemeindewald,  
den sogen. Talallmend. Der Hof besteht heute nicht mehr. Auf seinem Gelän-  
de befindet sich ein Herrschaftshaus und ein Kinderheim der Fa. Brown und  
Boveri in Mannheim.

Unten an der Talstraße liegt das Gasthaus „Schmiedsberg“ mit Sägewerk.“  
Das im Jahre 1860 erbaute Herrschaftshaus trägt den Namen „Hohenhaus“  
und wird im Volksmund „Schapbacher Schlöble“ genannt.

Zum Häuserbau im Oberen Wolfstal ist im Heimatbuch „Bad Rippoldsau“  
vom Jahre 1928 u.a. zu lesen:

„Die Bewohner des Zinken „Holzwald“ hatten ihre Häuser nach dem Vorbilde  
ihrer Stammväter in Tirol gebaut.“

Das seit dem 17. Jahrhundert im Nachbartal ansässige Waldbauern-Ges-  
chlecht Harter hat seine Herkunft vom Schmiedsberger-Hof, wie sich aus den  
örtl. Kirchenbüchern nach dem Dreißigjährigen Krieg feststellen ließ. Ein  
Nachkomme dieses Geschlechtes machte im 19. Jahrhundert von sich reden,  
der „Vogtsbur“, den der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob in seinem  
Buch „Erzbauern“ darstellte.

Hierzu schreibt auch die Chronik von Bad Rippoldsau vom Jahre 1966:

„Auch als Großherzog kam Leopold oft nach Rippoldsau, um sich mit Fürst Karl Egon von Fürstenberg zu treffen. In ihrer Gesellschaft war zumeist der Bauernfürst Andreas Harter aus Kaltbrunn, dem Heinrich Hansjakob im „Vogtsbur“ ein Denkmal setzte.“

Zieht man die eingangs angeführte Deutung des FN, das recht frühe Namensvorkommen im Alpenraum und die Schilderung des Waldbauern-Geschlechtes Harder-Harter im mittleren Schwarzwald in Betracht, ist man geneigt, sich der Meinung der Geschichtsschreiber R. Gradmann und F. Pfrommer anzuschließen, weshalb gerade in der östlichen Ortenau, — womit nur das obere Kinzig- und Wolfstal gemeint sein kann, — der alpine Menschenschlag mit seinen typischen Merkmalen auch heute noch so stark vertreten ist.

Inwieweit sich das alte Schwarzwälder Waldbauern-Geschlecht Harder-Harter in diese Frage miteinbeziehen läßt, muß dahingestellt bleiben, wenn auch Vermutungen, mündliche Überlieferungen wie auch Vergleiche zum typischen Menschenschlag in dem Alpenraum als bejahend angenommen werden können.

## Buchbesprechungen

### **Geroldsecker Land. Jahrbuch einer Landschaft.**

*Herausgeber der Ortenaukreis. Schriftleitung und Gestaltung Rudolf Ritter.*

Unter den vielfältigen Aufsätzen der mit vorzüglichem Bildmaterial ausgestatteten Hefte sei auf einige Arbeiten geschichtlichen Inhalts hingewiesen.

26/1984

Hubert Kewitz berichtet in seinem Beitrag „Aus Ettenheim im 17. und 18. Jahrhundert“ nach den Angaben in den städtischen Rechnungen und kirchlichen Eintragungen sowie den Aufzeichnungen des Arztes Machleid von den kirchlichen Festen, den Sitten und Gebräuchen während des Jahres, von den Wirtshäusern, Bruderschaften u.a. Der Leser erhält damit ein zuverlässiges Bild vom Leben in der Stadt im 17. und 18. Jahrhundert.

Ein Zeitbild um 1800 entwirft Emil Ell in seinem Aufsatz „Der Dorfschulmeister“, der das Leben des Dorfschulmeisters Johann Georg Erb in Schuttertal zum Gegenstand hat und von seinen Sorgen um die Besoldung erzählt. Zwei Beiträge sind Revolutionären von 1848/49 gewidmet. Rudolf Ritter schildert das Leben des aus Önsbach stammenden Lahrer Rechtsanwalts Hans Hofer (der „Revolutionshans“), und wie er sich vom kompromißlosen Kämpfer für Freiheit und Republik 1848/49 zum Liberalen, der im Kulturkampf für geistige Freiheit gegen den sog. Ultramontanismus kämpfte, entwickelte.

Ein anderer Revolutionärer war der in Lahr geborene Kaufmann Heinrich Wilhelm Baumann, der eine Zeitlang in Basel wohnte. Renate Liessem-Breinlinger berichtet, wie er sich von Basel aus dem Zug Struves 1848 anschloß und wie er 1849 am badischen Aufstand teilnahm.

Josefine Koerner-Baumann beschäftigt sich mit der Herkunft des Wappens und des Namens des in Rust während 500 Jahren beheimateten Böcklinschen Geschlechts.

27/85

Unter den Arbeiten dieses Heftes sei zunächst verwiesen auf die von Hubert Kewitz „Bruder Aegidius Butsch“. Aus Anlaß des 200. Todestages erinnert der Verfasser an diesen Klosterbruder des ehemaligen Stiftes Ettenheimmünster, den er als einen der bedeutendsten, allerdings zu Unrecht vergessenen Bildhauer unserer Gegend bezeichnet. Zeugnisse seines künstlerischen

Schaffens finden sich in Ettenheimmünster nur noch in der Wallfahrtskirche St. Landelin, so die 3 Altäre, Beichtstühle, das Gehäuse der Silbermannorgel, vor allem das kunstvolle Gitter vor der Orgelempore u.a.

Hermann Erbacher beschäftigt sich mit der Geschichte der 3 Allmannsweierer Kirchen, besonders der 3. heutigen nach ihrer Restaurierung, einem barocken Bau mit einem hohen durch eine Doppelzweibel abgeschlossenen Turm und mit barocker Kanzel und Altar aus Stuckmarmor.

Das Leben des Schulmannes und liberalen Politikers Dr. Karl Heimbürger, der aus Ottenheim stammte, behandelt Rudolf Ritter. Vom gleichen Verfasser ist auch eine Darstellung der Finanzverwaltung der Herrschaft Hohengeroldseck, deren Einnahmen und Ausgaben der Rentmeister Schmelzer 1729 aufgezeichnet hat.

Eine gute Einführung in die Geschichte des Weinbaues im Bereich von Schmieheim und seiner Umgebung bietet Emil Schwendemann in seinem Aufsatz „Reben und Wein“. Außer über die Geschichte des Weinbaus in der dortigen Gegend, den Weinzehnt, die Ausmaße der Rebflächen, die Herbstopfungen, die Gründung der Winzergenossenschaft nennt er auch die vielen schweren Arbeiten, die im Laufe eines Jahres früher und heute im Rebberg durchgeführt werden müssen.

H. Schneider

### **Pforzheim im Mittelalter.**

*Studien zur Geschichte einer landesherrlichen Stadt. Hrsg.: H. Becht  
Bd. 6 der „Pforzheimer Geschichtsblätter“.  
1983. 256 S., 38,— DM*

Acht Beiträge von verschiedenen Autoren stehen unter dem gemeinsamen Titel „Pforzheim im Mittelalter“. Eine grundlegende Arbeit von Sydow „Die Klein- und Mittelstadt in der südwestdeutschen Geschichte des Mittelalters“ führt in diese Epoche ein. Die Ausführungen einschließlich der weiterführenden Anmerkungen betreffen die Stadtlandschaft der Ortenau in besonderer Weise, war doch im heutigen Ortenaukreis vor der Gemeindeverwaltungsreform jede zehnte Gemeinde eine Stadt. Auch wenn namentlich aus der historischen Ortenau nur Offenburg, Gengenbach und Ettenheim erwähnt werden, ist durch diese sehr anschauliche Darstellung der mittelalterlichen Stadt-Geschichte analog das Werden jeglicher mittelalterlichen Stadt, ob sie nun Reichsstadt oder landesherrliche Stadt war, nachzuvollziehen.

Betont wird zu Recht, daß die sogenannten ersten Urkunden einer Stadt sich meist mit einem schon funktionierenden Gemeinwesen befassen. Eine vollinhaltliche Rechtskodifikation bezüglich des Stadtrechts ist erst ein späterer Schritt, wenn die Stadt schon lange mit ihren Gewohnheitsrechten gelebt hat. Eingegangen wird auf die Größe der mittelalterlichen Städte und auf ihre unterschiedlichen zentralörtlichen Beziehungen. Vorgestellt werden die einzelnen Stadttypen: Alte Bischofsstädte (Straßburg für die Ortenau); Städte auf oder bei römischen Siedlungen; Städte, die bei Königspfalzen entstanden; Klosterstädte; Residenzen. Angesprochen wird auch das politische Gewicht der Städte, ihre Verwaltungsfunktion, die soziale Struktur sowie ihre Verflechtungen mit dem kirchlichen Bereich. Hinweise auf das Stadtbild, das durch den Stadtplan und die größeren Bauten bestimmt wird, runden die Arbeit ab. — Nicht zuletzt wird der Gründer und Stadtherren gedacht, wobei die etwas strapazierten Begriffe Stauferstädte und Zähringerstädte beanstandet werden. Hierbei ist auch zu erfahren, daß sich Sydow als ein maßgeblicher Stadtgeschichtsforscher dem letztthin erneut vertretenen Forschungsergebnis anschließt, daß Offenburg als eine Gründung der Straßburger Bischöfe anzusehen ist.

Überlegungen zum Stand der Forschung über das mittelalterliche Pforzheim werden von Becht vorgetragen, wobei die schon seit langer Zeit, mindestens aber seit den Brandschatzungen im sogenannten Pfälzischen Erbfolgekrieg (bis um 1690) bestehende desolante Quellenlage bedauert wird. Zugleich gibt er Hinweise und Ausführungen über Einzelbereiche, die sich durch Quellenforschung noch erschließen lassen würden.

Diese Ausführungen leiten inhaltlich schon zum Hauptthemenkreis dieses Bandes, zu sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekten des mittelalterlichen Pforzheim. Anhand personengeschichtlicher Forschung wird in einer Arbeit das Kollegiatstift St. Michael analysiert. Den regionalen Rahmen sprengt die Familie Göldlin, deren Name in fünf dieser Beiträge immer wieder zitiert wird und deren sozialer und wirtschaftlicher Aufstieg abgehandelt wird. Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wurde durch Finanz- und Heirats-Verbindungen (*commercium et connubium*) entscheidend geprägt. „Politik bedeutete . . . damals wie heute (auch) Geld“.

Die beiden instruktiven münzgeschichtlichen Abhandlungen binden den wirtschaftlich bedeutenden markgräflichen Münzort Pforzheim an der Nahtstelle zwischen Baden und Württemberg in eine seit 1475 andauernde gemeinsame (!) Münzpolitik zwischen Württemberg

und Baden ein, die erst durch eine österreichische Münzordnung 1521 (nach der Vertreibung des württembergischen Herzogs im Jahr 1520) wirtschaftspolitisch zum Stillstand kam. Insgesamt waren es aber vier Jahrhunderte, in denen diese Währungsallianz bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts aufrecht erhalten wurde. Die damalige (1521) württembergisch-badische (!) Landesmünze hielt ihre letzte Stellung in Mittelbaden im Straßburger Wirtschafts- und Währungsraum. Der Straßburger Lilienfennig war gut ein Jahrhundert zuvor die beherrschende Kleinmünze am Oberrhein geworden. Beide geldgeschichtlichen Arbeiten geben auch eingehende Auskunft über die Vielfalt der damals gebräuchlichen Handelsmünzen im Südwesten Deutschlands.

Eine Studie von Mürle „Wappen und Siegel der Stadt Pforzheim“ beschließt den Band. Erstaunlich ist es, welche Problematik ein einfach anmutendes Wappen bieten kann, wenn der Historiker nach Herkunft und Bedeutung fragt. Vier Theorien haben diese Fragen für Pforzheim — bei Mangel an Quellen — nicht klären können.

Sehr nützlich ist die diesen Geschichtsblättern erstmals beigefügte Bibliographie sowie das Orts- und Personen-Register (leider für „Straßburg“ zu unvollständig). Wünschenswert wäre für die nächsten Folgen ein kleines Register über seltener vorkommende geschichtliche Fachausdrücke und Abkürzungen. Vor allem in einem Beitrag wird eine Fülle von zunächst nicht sofort verständlichen Fach-Fremdwörtern angeboten. Daneben findet sich das englische „network“, was ja nicht unbedingt in solch einer historischen Studie Platz finden muß. Ein erläuterndes Register würde gerade für den historisch interessierten Laien, den ja diese Geschichtsblätter ansprechen wollen und sollen, eine wertvolle Bereicherung sein.

Gernot Kreutz

## **Heimatbuch 1983 Landkreis Rastatt. 10. (22.) Jahrgang.**

*Herausgeber: Landkreis Rastatt, Landrat Dr. Würfel. Rastatt 1983*

Wieder hält der Jahresband viel fest, was für zukünftige Leser auch historische Bedeutung gewinnen wird. Das gilt nicht nur für die alljährliche Statistik des Landkreises und seiner Gemeinden und die aktuelle Leistungsschau

des Kreises in Franz Kreppelts Beitrag „Der Landkreis im Rückspiegel (S. 9-28); das gilt auch für Berichte über die Stadtkernsanierung in Gaggenau (S. 59-68) und über das „Rotherma“ in Gaggenau-Bad Rothenfels (S. 69-75) und wohl auch für Herbert Maiers Künstlerporträt „Der Maler und Graphiker Otto Birg“ (S. 77-86). Eine Reihe Arbeiten „Aus der Geschichte Mittelbadens“ sind besonders beachtenswert. Da ist zunächst die ungewöhnlich sorgfältig recherchierte Geschichte des abgegangenen Rieddarfes „Muffenheim“ (S. 87-106) von Franz Ruf. Er hat nicht nur als erster eine Geschichte dieses alten Dorfes geschrieben, er hat auch zahlreiche Fragen zum Thema zur Diskussion aufgeworfen (etwa zu den Ursachen für den Untergang des Dorfes).

Wenn über „Schloß Favorite bei Rastatt, Bau und Restaurierung“ (S. 115-132) referiert wird, dann gibt es dazu gegenwärtig ganz einfach keinen kompetenteren Mann als Dr. Wolfgang Stopfel. Er bietet in diesem ersten Aufsatz viel Neues über den Namen und die Funktion des Schlosses, über Baugeschichte und Datierung, über Vorbilder und die Bauherrin, über den Architekten und die Räumlichkeiten. Der Rastatter Stadtarchivar Wolfgang Reiß bietet einen gut fundierten Bericht über „Die »neue« Synagoge in Rastatt, 1906-1938“ (S. 107-114). In „Der Katzsche Garten in Gernsbach“ (S. 133-136) schreibt Franz Kappler (†) über ein Kleinod im Murgtal. Es ist der letzte Bericht des leider viel zu früh verstorbenen Gernsbacher Heimatforschers und Journalisten Franz Kappler.

Der Jahresband gedenkt auch freundlich des mit 83 Jahren verstorbenen Prof. Dr. Max Weber, dessen Leben „Ein Leben für die Heimat“ (S. 7) war. Wenige Heimatforscher waren so vielseitig wie er. Zahlreiche Objekte und Projekte im Landkreis Rastatt und weit darüber hinaus wurden von ihm historisch wissenschaftlich bearbeitet und aufbereitet. „Aus Wirtschaft und Industrie“ lautet ein Kapitel des Bandes, und wie immer wird auch diesmal wirtschaftsgeschichtlich Interessantes unter dieser Rubrik geboten, so von Erika Schappeler-Honnef „Die Bauernbrennküchen im heimischen Obstand“ (S. 137-148) und in dem Beitrag über ein großes Rastatter Industrieunternehmen „Die Stierlen — Maquet AG — Medizintechnik und Großkücheneinrichtungen aus Rastatt“ (S. 149-163).

Ganz besonders erfreulich für uns: Die Vorstellung unseres Vereins „Historischer Verein für Mittelbaden“ (S. 181-182).

## Heimatbuch 1984 Landkreis Rastatt. 11. (23.) Jahrgang.

Rückschau auf die Leistungen des Kreises und Statistik leiten auch diesen Band ein.

Mit Zitaten und Auszügen aus dem „Rastatter Wochenblatt“ von 1884 belegt Harald Besinger seinen interessanten Aufsatz „1884-»1984«, zum Orwellschen Jahr ein Rückblick auf die Zukunftsängste und Probleme von damals“ (S. 37-47).

Die Glanzstücke historischer Arbeiten unter der Rubrik „Aus der Geschichte Mittelbadens“ in diesem Band sind:

1. Die Fortsetzung des Referates von Dr. Wolfgang Stopfel über „Schloß Favorite“ (S. 94-118). Diesmal weiß der Kunst- und Bauhistoriker viel über den Außenbau und Außenputz, die Nebengebäude und ihre Restaurierung zu berichten und untersucht besonders eingehend die barocke Parkanlage und ihre Umwandlung in einen englischen Garten.
2. Eine Untersuchung des Stadtarchivars Wolfgang Reiß „Zur Geschichte des Kindergartens in Rastatt“ (S. 137-144), der seit 1834 besteht.

Für den historisch Interessierten lesenswert sind zweifellos auch die anderen drei Aufsätze dieser Abteilung: „500 Jahre Wallfahrtskirche »Maria-Linden« in Ottersweier“ von Erika Schappeler-Honnef, „Zu Sankt Wolfgang in Hildmannsfeld“ von Adolf Hirth und „Badischer Barbier auf morgenländischer Fahrt“, die Reisen des aus Ettlingen stammenden Rastatter Bürgers Franz Caspar Schillinger, dargestellt von Hans Leopold Zollner.

Zu weiteren Beiträgen, die auch historische Informationen bieten, gehören der von W. Winkler über Alban Stolz (S. 185-189), der von P. Güte über den Aspichhof (S. 65/66) und der Aufsatz „Der »Adler« in Rastatt, Geschichte und Gegenwart eines traditionsreichen Gasthauses“, dargestellt von seinem Besitzer Rudolf Katzenberger (S. 81-93).

Wirtschaftsgeschichtlich bringt Manfred Hornungs Beitrag „Die Dambach-Unternehmen. Vom Emailschild zu elektronischen Wegweisersystemen“ (S. 159-173) viel Interessantes über die rapide Entwicklung dieses bedeutenden Gaggenauer Industriebetriebes.

Mancher Aufsatz wird in Zukunft historische Sekundärquelle sein wie z.B. der von Erika Schappeler-Honnef „Bühler Innenstadt: »Die gute Stube, in der sich wohnlich leben läßt«“ (S. 48-64), bei dem es um die Altstadtsanierung geht, oder etwa die Würdigung der Malerin Jennifer Zeder durch Herbert Maier (S. 69-80). Es gibt Dinge, die man leider erst dann voll zu würdigen weiß, wenn sie plötzlich fehlen. So geht es auch dem Referenten. Er vermißt im

Jahresband 1984, was in den bisherigen Bänden stets da war und seiner Nützlichkeit wegen nicht genug hätte gelobt werden können: das Stichwortverzeichnis zu allen „Bühler Blauen Heften“, allen Ausgaben „Um Rhein und Murg“ und allen bislang erschienenen Bänden „Heimatsbuch-Landkreis Rastatt“ (1983 umfaßte das Verzeichnis die Seiten 193-214). Regelmäßig auf den neusten Stand gebracht, war dieses Stichwortregister eine große Hilfe, wie sie von keinem vergleichbaren Werk überhaupt angeboten wird. Ein umso größeres Lob hat der Anonymus verdient, der Jahr für Jahr diese Arbeit auf sich nahm. Man kann nur hoffen, daß 1984 eine Ausnahme war. Den Herausgebern muß man dringend empfehlen, dieses Stichwortverzeichnis wieder in ihr Programm aufzunehmen. Nichts gegen eine „Bücherecke“, in der ausgewählte Bücher mit Heimatbezug besprochen werden. Wenn es aber nur eine Platzfrage sein sollte, wäre das Stichwortverzeichnis auf jeden Fall vorzuziehen. Hoffen wir, daß es wieder kommt.

Gerhard Hoffmann

### **Gemeinde Appenweier. 1100 Jahre Appenweier 884—1984. Oberkirch 1984.**

Rechtzeitig zur 1100-Jahrfeier Appenweier im Juni 1984 brachte die Gemeinde Appenweier ein Buch zur Geschichte Appenweiers heraus, das von der Mitgliedergruppe Appenweier des Historischen Vereins für Mittelbaden konzipiert wurde. Federführend war Karl Maier, der auch die meisten Beiträge zu diesem wohlgelegenen Geschichtswerk schrieb. Es lag nicht in der Absicht der Verfasser, eine vollständige Beschreibung der elfhundertjährigen Geschichte Appenweiers zu liefern, unter anderem deshalb nicht, weil man sich auf eine bestimmte Seitenzahl beschränken mußte und weil man für einige Zeitabschnitte kein oder nur wenig Quellenmaterial zur Verfügung hatte. Trotz dieser Lücken bekommt der Leser einen sehr guten Überblick über die geschichtliche Entwicklung Appenweiers, denn die wichtigsten geschichtlichen Phasen und Ereignisse konnten zum Gegenstand historischen Forschens gemacht werden.

Von besonderer Qualität sind die Beiträge, die Karl Maier abgefaßt hat. Sie überzeugen sowohl durch ihre wissenschaftliche Prägnanz als auch durch die lebendige und sprachlich einwandfreie Darstellung. Der Fachhistoriker wird diese Beiträge insofern mit Interesse lesen, als alle Aussagen belegt werden. Nicht zuletzt aus diesen Belegen wird ersichtlich, daß

viel historische Kleinarbeit geleistet werden mußte und daß die zahlreichen neuen Erkenntnisse, die Maier gewinnen konnte, auf intensiver Arbeit mit größtenteils unediertem Quellenmaterial beruhen.

An den Beginn seiner Untersuchungen stellt Maier die Klärung der frühesten schriftlichen Verwendung des Namens Appenweier in der Honauer Urkunde vom Jahre 884; darüber hinaus wird in diesem Kapitel die vielfältige weltliche und geistliche Grundherrschaft dargestellt, die im Mittelalter im Bereich der Gemeinde und des Gerichts Appenweier angesiedelt war; aber auch der Besitz reicher Bürger aus Straßburg, Offenburg und Oberkirch in Appenweier wird unter Heranziehung der verfügbaren Aufzeichnungen genau untersucht.

Bei der Darstellung der Beziehungen zwischen Appenweier und der Korker Waldgenossenschaft faßt Maier die verschiedenen Deutungsversuche des Korker Waldbriefes zusammen, beurteilt sie mit überzeugenden Argumenten und würdigt die Rolle des Stifters Eppo; deutlich kommen in diesem Zusammenhang auch die Schwierigkeiten zum Ausdruck, unter denen sich eine genossenschaftlich strukturierte Gemeinschaft durch die Jahrhunderte hindurch ohne echte eigene Polizeigewalt gegen die Verwaltungen der Grund- und Landesherren sowie neidischer Nachbarn zu bewahren suchte und schließlich doch unterlag.

Zum Gegenstand einer detaillierten Untersuchung werden auch die Verfassung und die Geschichte des Landgerichts Appenweier gemacht; insbesondere wird abgehoben auf die Aufgabenbereiche und Kompetenzen der Schultheißen und Vögte in ihrer Entwicklung sowie auf die Abhängigkeitsverhältnisse und Mitwirkungsmöglichkeiten der Untertanen des Landgerichts Appenweier.

Interessante Gesichtspunkte enthält auch das Kapitel, in dem die Ereignisse des Bauernkriegs im Gericht Appenweier sowie die auf das Gericht Appenweier bezogenen Forschungsergebnisse zur Darstellung kommen.

Die Auswirkungen der Französischen Revolution auf Appenweier werden ebenfalls gebührend gewürdigt; Maier geht es hier vor allem darum aufzuzeigen, daß die vom Elsaß beeinflussten Unruhen eher von restaurativen Forderungen gegen die aufgeklärte Politik Kaiser Josefs II. begleitet waren: man übte nämlich nur Kritik an den unteren Behörden bei ausrücklicher Loyalität gegenüber dem absolutistischen Herrscherhaus; vor Augen geführt werden dem Leser überdies Not und Elend der Bevölkerung während der Revolutionskriege und der Kriege Napoleons.

In der Darstellung der Revolutionsjahre 1848/49 wird die konservative Grundhaltung



der Bevölkerung Appenweiers bei starken demokratischen Aktivitäten der umliegenden Städte hervorgehoben; ferner wird auf die Rolle des Bahnhofs Appenweier im Ablauf der Ereignisse des Jahres 1849 eingegangen.

Auch der Beitrag von Heinz G. Huber über Appenweier und die Staufenberg Hartwaldgenossenschaft sowie die Arbeit von Johannes Dreier bestechen durch ihre Darstellung und wissenschaftliche Genauigkeit. Dreier interessiert sich insbesondere für die baugeschichtliche Entwicklung Appenweiers, wozu er aufschlußreiche Einzelheiten beisteuern konnte. Überblickartigen Charakter hat die Arbeit von Adolf Götz, die sich vorwiegend mit den Kriegsjahren zwischen 1870 und 1945 beschäftigt. Da Götz seine Aussagen nicht belegt, bieten sie dem Historiker keine ausreichende Grundlage für weitere Forschungen auf diesem Gebiet.

Kleine Beiträge mit informativen Einzelheiten liefern schließlich Otto Bollack, der einige Episoden aus vergangenen Zeiten erzählt, sodann Helmut Grumer, der die geschichtliche Entwicklung des Bahnhofs Appenweier skizziert, und schließlich Walter Kornmeier, der die 1975 entstandene Partnerschaft Appenweier-Montlouis (Frankreich) zum Gegenstand einer kurzen Erörterung macht.

Den Abschluß bildet eine etwas lückenhafte Liste mit Worterklärungen, die für das bessere Verständnis der einzelnen Beiträge bestimmt sind.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Publikation „1100 Jahre Appenweier 884—1984“ ein gelungenes Heimatbuch geworden ist, das eine Lücke im Geschichtsbild der Ortenau schließt.

Jeder historisch Interessierte wird dieses Buch mit Freude lesen.

Hans-Martin Pillin

### **Dr. Josef und Michael Bayer, Diersburg im Wandel der Geschichte.**

*Herausgeber: Gemeindeverwaltung Hohberg. Offenburg 1984*

Im Zuge der Gemeindereform wurden 1974 Niederschopfheim, Hofweier und Diersburg zur Gesamtgemeinde Hohberg zusammenge-

schlossen. Von ihnen hatten bereits Niederschopfheim durch W. Bartelt (1964) und Hofweier durch O. Kähni (1972) eine Neubearbeitung ihrer Ortsgeschichte erhalten. Für Diersburg leisteten dies die beiden Brüder Josef und Michael Bayer in dem oben angezeigten Werk. Dr. Josef Bayer, Pfarrer i.R. bearbeitete den ortsgeschichtlichen Teil und Altbürgermeister Michael Bayer die Entstehung der Gemarkung und die dabei entstandenen Auseinandersetzungen mit Nieder- und Oberschopfheim, außerdem die Gemeindereform. Bei der Abfassung stützten sie sich auf die Vorarbeiten von Pfarrer H. Romer, der das Roedersche Archiv im Hinblick auf die Ortsgeschichte durchforscht hatte. Das mit reichem Bildmaterial ausgestattete Werk ist allerdings keine Ortsgeschichte im eigentlichen Sinn, denn es verzichtet darauf, die örtlichen Begebenheiten in einer fortlaufenden Erzählung darzustellen. Es hat mehr den Charakter eines Heimatbuches, denn es bietet den Stoff in einer Folge von Einzeluntersuchungen, die zwar in einer gewissen chronologischen Ordnung, jedoch zusammenhanglos nebeneinander stehen. Gestützt auf Quellen und die Erkenntnisse der Sekundärliteratur wird ein erschöpfende Darstellung der Themen geboten. Die geschichtlichen Themen behandeln die Anfänge des Dorfes, die Burg Tierberg und ihre Herren, die Herrschaft der Roeder in Diersburg, die schwierigen kirchlichen Verhältnisse nach der Reformation, die Zeit des 30jährigen Krieges und der Wiederaufbau danach, schließlich die neueste Zeit, in der sich Diersburg vom Bauerndorf zur Arbeitergemeinde entwickelte, dazu die Auswanderung im 19. Jahrhundert. Hinzu kommen Beiträge aus dem kulturellen Leben, so die Geschichte der dortigen Judengemeinde, deren Mitglieder den Maßnahmen des 3. Reiches zum Opfer fielen, die Geschichte der Schule, die Tracht, der Bergbau, der erst 1926 endete, die Flurnamen, die beiden Museen des Dorfes, schließlich die Gemeindereform, durch die Diersburg ein Teil der Gemeinde Hohberg wurde u.a. Die Fülle der Themen zeigt, daß der Leser, der sich über ein bestimmtes Gebiet Kenntnisse verschaffen möchte, Zuverlässiges findet. Diese Vielfalt ist demnach die Stärke des Bandes. Der Historiker muß allerdings bemängeln, daß bei den angeführten Quellen die Angaben fehlen, wo sie sich finden. Dennoch muß anerkannt werden der große Fleiß, den beiden Autoren für die Bearbeitung der zahlreichen und so verschiedenartigen Themen aufwendeten, die Gründlichkeit ihrer Arbeit, aber auch ihr Bemühen um eine gute sprachliche Gestaltung.

H. Schn.

## **Ludwig Lauppe: Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Eine heimatgeschichtliche Rückschau.**

*Hrsg. Lisbeth Lauppe und Dr. Ing. Wilhelm Lauppe. Weinheim 1984. 495 Seiten. DM 60,—. Bezug durch Lisbeth Lauppe, Hauptstraße 24, 7585 Lichtenau.*

Ludwig Lauppe (1884 - 1963) hat zwischen 1921 und 1958 in den Archiven in Karlsruhe, Darmstadt und Straßburg die Quellen zur Geschichte Lichtenaus und des Hanauerlandes ausgewertet. Das fertige Manuskript hinterließ er bei seinem Tode 1963 seiner Nichte Lisbeth Lauppe (andere Unterlagen gingen an das Generallandesarchiv Karlsruhe), und ihr Verdienst ist es in erster Linie, daß das umfangreiche Werk gedruckt wurde.

Ludwig Lauppe ließ sich anregen, die Arbeit von Johannes Beinert (1877-1916) zur Geschichte des Hanauerlandes und Kehls fortzuführen und ihr etwas Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Beide haben einander gekannt. Lauppe hat versucht, auch von Beinert erkannte Forschungslücken zu füllen und neue Quellen zu erschließen.

Während sich Beinert die Geschichte des ganzen Hanauerlandes (erstmalig seit 1855) vorgenommen hatte, bildet sie bei Lauppe vielfach den Hintergrund für die Geschichte Lichtenaus, ähnlich in der Gliederung, aber in weniger Kapiteln, denen er mit detailreichen Quellenauszügen Farbe gibt.

Das Kapitel Vorgeschichte setzt ein mit den Suebenfunden von Diersheim (Schlörer 1930/39, Nierhaus 1966) und dem Fund des Jupitergigantenreiters bei Lichtenau (Flur Benschurst) mit Hinweisen auf Spuren keltisch-römischer Vorgänger der Alemannen und Versuchen zur Deutung von Flur- und Ortsnamen.

Die wechselvolle Geschichte der Reichsabtei Schwarzach, der Scherzheimer Wald, die Markgrenze und die Geschichte des Herren von Lichtenau geben Stichworte zur Geschichte der Stadt Lichtenau.

Zur Stadt-Geschichte — Ludwig Lauppe setzt das Gründungsjahr mit 1298 später an als bis dahin angenommen — mit Verleihung der Hagenauer Stadtrechte, Freiheitsbrief, Einzelheiten über die Burganlage, die Stadt und ihre Entstehung, Besitzurkunden, Herrschaftsverhältnisse, Verpfändung an Straßburg, Streitigkeiten mit der Abtei Schwarzach gehört auch ein Blick auf die Geschichte der Grafen von Lichtenberg. Ihre Beziehungen zu Lichtenau werden urkundlich belegt, wichtig hierzu das Salbuch (Grundbuch) von 1492; ausführlich zitiert werden Angaben über Zoll- und Geleitschutz, Münzrecht, Abgabewesen, Wasserrecht u.a.

Bauernkrieg und Reformation mit Pfarreigeschichte fallen in die Zeit der Hanauer Grafen, die das Schloß wie die Befestigungen erneuerten und die Kirche erbauten (hierzu ausführliche Aktenauszüge aus der Regierungszeit Johann Reinhards).

Über die Rechtsverhältnisse informieren Berichte über Gerichtsfälle, so über Todesstrafen (mit dem erhaltenen Richtschwert des Straßburgers Großholz), über Hexenprozesse sowie die neue Fassung der Stadtfreiheiten, Pflichten und Rechte der Bürger. Ein eigenes Kapitel behandelt Marktwesen, Handwerk und Zünfte mit Abschrift verschiedener Zunftordnungen sowie des Schankrechtes, Judenrechts, Apotheken- und Hebammenrechts.

Umfangreich ausgefallen ist der Abschnitt, in dem die Grundlagen der bäuerlichen Wirtschaft dargelegt werden mit Beschreibung der rechts- und linksrheinischen Ländereien und Hinweisen auf Wasserwirtschaft, Goldwäscherei, Fischerei, Flößerei und Dreifelderwirtschaft. Ein besonderes Kapitel der Hanauer Geschichte stellt das Münzwesen dar, wie in Willstätt auch in Lichtenau faßbar, hier in der Person des Münzmeisters Herrmann aus Straßburg.

Salbuch, Schuldbriefe, Weistum, Bannbuch, Grundbuch und Bannbeschreibung werden ausgeschöpft zur Darstellung der Besitzverhältnisse u.a. für Scherzheim, Helmlingen, Schwarzach, Lichtenau und den Straßburger Besitz. Die folgenden Abschnitte schildern ausführlich die Veränderungen durch die Kriege des 17. Jahrhunderts und die Gegenreformation bis zum Westfälischen Frieden, ebenso die anschließende Wiederaufbauzeit und die Periode der Einwanderung. Danach müssen erneut die für die Einwohner verheerenden Folgen der Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und Habsburg anhand der Akten geschildert werden. Das 18. Jahrhundert, als zweite Wiederaufbauperiode, ist gekennzeichnet durch eine neue Welle schweizerischer Einwanderer, auch die in Friedenszeiten auflebende Prozeßstätigkeit. Jetzt geht es um den Aufbau des Dorfschulwesens, den Übergang des Hanauerlandes an Hessen 1736 und die kostspielige Schwäche Ludwigs IX. für das Militär bis zur Auflösung der Truppe 1790 nach seinem Tode. Bis 1762 war Kork für die Verwaltung Lichtenaus zuständig.

Kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Themen sind Hochzeitsbräuche, Gemeindeverwaltung, Neuerungen in der Landwirtschaft, Allmenteilungen bis hin zu Auswirkungen der französischen Revolution mit den 1789 vorgebrachten Landesbeschwerden. Deutlichere Spuren hinterließen die Einfälle der Revolutionsheere, die badische Teilnahme an den napoleonischen

Kriegen bis zur Übergabe des Hanauerlandes an Baden 1802. Ebenso fanden die Zeit des Rheinbundes, der russische Feldzug und die Befreiungskriege ihren Niederschlag in der Ortsgeschichte. Eine Lebensbeschreibung des Heinrich Medicus ist hier eingefügt (dessen Sammlung von Sagen aus dem Hanauerland an die Badische Landesbibliothek gelangte). Nach wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Hungersnot mit Auswanderung als Folge brachten die Ablösung von Fron und Zehnten und Einführung der Seidenweberei Erleichterung und einen gewissen Aufschwung.

Der Eisenbahnbau dagegen ließ Lichtenau — selbst verschuldet — abseits liegen.

Die Sturmjahre 1848/49 werden anhand der Aktionen der Bürgerwehr und der Gegenmaßnahmen der Preußen geschildert, die sich damals keine Freunde machten. Die Zeiten des Krieges 1870/71 und des späteren Übergangs vom Hanf- zum Tabak-Anbau sind kurz, die beiden Weltkriege mit Zwischenkriegszeit noch kürzer abgehandelt, gefolgt von einigen Angaben bis in die fünfziger Jahre.

Eine Anlage mit Übersichten über Pfarrer, Schulmeister, Schulordnung, Mesner (Sigrist) und Begräbnissitte, über Amtsleute, Bürgermeister etc. und eine kurzgefaßte Chronik von 1610 bis 1877 sowie eine kleine Sammlung von Ortssagen bilden den Abschluß.

In vielerlei Hinsicht erweist sich diese Lokalgeschichte auch als ergiebige Quelle allgemeiner Art zur Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeschichte vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit. Damit beschränkt sich das Interesse nicht auf die Stadt Lichtenau allein oder das Hanauerland, sondern geht darüber hinaus. Ludwig Lauppe gelang neben seiner Quellensammlung zur Zeitgeschichte mit einer Fülle von Material (der Leser würde sich ein Register und Signaturen als Hinweise auf Fundstellen gewünscht haben) ein Werk von grundlegender Wichtigkeit. Am Zustandekommen von der Quellenforschung bis zur Drucklegung ist der Name Lauppe dreimal beteiligt. Ludwig Lauppe steht mit seiner Geschichte Lichtenaus nicht isoliert da, er hat sich eingereiht unter die Namen von Johannes Beinert, Wilhelm Gräßlin, Wilhelm Schadt, Wilhelm Mechler und zuletzt Klaus Hornung. Die Reihe wird sich, so hoffen wir, fortsetzen. Die Geschichte des Hanauerlandes in den letzten hundert Jahren bliebe nun zu schreiben.

Carl Helmut Steckner

### **Hildegard Kattermann, Das Ende einer jüdischen Landgemeinde. Nonnenweier in Baden, 1933-1945. Freiburg/Br. 1984.**

Bereits in der Ortenau 60/1980 hat Elfie Labsch-Benz das Leben und Brauchtum der jüdischen Gemeinde Nonnenweier eingehend beschrieben. Die Arbeit von H. Kattermann zeigt nun ihr gewaltsames, schreckliches Ende. Die Verfasserin stützt ihre Ausführungen auf die Unterlagen des Hauptstaatsarchivs in Stuttgart und das Gemeindearchiv in Nonnenweier. Doch gewinnt die Darstellung ihre erschütternde Eindringlichkeit durch die Mitteilungen von Bewohnern von Nonnenweier sowie jüdischen Bürgern, die jene Zeit erlebten und noch leben, und die Frau Kattermann befragte. Sie beschreibt zunächst das gute Einvernehmen, das zwischen Christen und Juden damals in Nonnenweier bestand, das Aufkommen der Judenfeindschaft, was schon vor 1933 einige jüdischen Nonnenweierer veranlaßte, die Heimat zu verlassen und das harte Los der Auswanderung auf sich zu nehmen, die Auswirkungen der judenfeindlichen Gesetze und Maßnahmen des 3. Reiches, das Los der nach dem Dorf Gurs in den Pyrenäen Verbannten sowie das Schicksal der wenigen Überlebenden. In einem Anhang führt die Verfasserin die Dokumente an, die ihre Ausführungen bestätigen, sowie eine Namensliste jener jüdischen Familien und ihrer Angehörigen, die im 20. Jahrhundert in Nonnenweier lebten. Die Bedeutung der Schrift liegt u.a. darin, daß sie die antijüdischen Maßnahmen des 3. Reiches auch für ein kleines Rieddorf bezeugt, dessen Bevölkerung überwiegend der Meinung war, „sie (die Juden) gehörten zu uns“.

H. Schn.

### **Tagebuch des Abtes (Georg) Michael Gaisser der Benediktinerabtei St. Georg zu Villingen \* 1595 † 1655.**

*Bd. 1 1621-1635. Villingen, 1971, 1980.*

*Bd. 2 1636-1655. Villingen, 1978.*

Wie das vorangestellte doppelseitige Vorwort anmerkt, geht die vom Stadtarchiv Villingen vorgelegte Übersetzung dieser wichtigen Quelle der Landesgeschichte auf die lebenslangen Bemühungen Otto Stemmlers zurück. Er ist der „Ortenau“ kein Unbekannter, da er unter anderem in Band 29/1949 einen Aufsatz über die Bezüge des Gaisser'schen Tagebuches zur Ortenau veröffentlicht hat (O. Stemmler, Die

Ortenau in Abt Gaissers Tagebüchern (1621-1655) in: Ortenau 29/1949, S. 43-68), in dem bereits auf jene Teile verwiesen wird, die uns heute die Neuherausgabe dieser Quellenschrift so wertvoll machen. Es sind vor allem die Aufenthalte Gaissers in Bad Rippoldsau, bei denen die Ortenau in den Gesichtskreis tritt. Von dort beginnt er seine durch unser Gebiet führenden Reisen nach St. Johann bei Zabern, wo er in dem damaligen Frauenkloster seelsorgerlichen Verpflichtungen nachgeht. Doch auch von Bad Rippoldsau selbst und seiner Umgebung erfahren wir interessante Einzelheiten, die uns unlängst Adolf Schmid in einem Aufsatz nahegebracht hat (Georg Gaisser (1595-1655) Prior von St. Nikolaus und Herr im Klosterbad Rippoldsau. Ortenau 61/1981, S. 87-102).

Die von Gaisser lateinisch geschriebenen und von Mone in seinen Quellenschriften auf 369 Seiten veröffentlichten Kalendereinträge (Georg Gaissers Tagbücher. Von 1621-1655, in: F.J.Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, 2.Bd. Karlsruhe 1854, S. 159-528) wurden, wie das Vorwort berichtet, von Stemmler während des 2. Weltkrieges ein erstes Mal und nach dem Verlust des Manuskriptes noch ein zweites Mal ins Hochdeutsche übersetzt. Es war den Bemühungen des Bühler Landrats Trippel zu verdanken, daß die von ihm geförderte zweite Übertragung durch das Stadtarchiv Villingen 1971 bereits nach dem 1961 erfolgten Tod Stemmlers veröffentlicht werden konnte. Diese erste Auflage geschah mit 160 Exemplaren im Lichtdruckverfahren eines von Trippel maschinenschriftlich erstellten Manuskripts. Die zweite Auflage des ersten Bandes von 1980, über deren Höhe wir im Vorwort nicht unterrichtet werden, ist mit einer anderen Schreibmaschinentype geschrieben, behält jedoch Seitenzahlen und Umbruch bei. Der Wert der Veröffentlichung liegt nicht nur in der durch die Übersetzung ermöglichten breiteren Zugänglichkeit des Textes, dessen Bedeutung bereits in der Einführung Mone gewürdigt wurde. Stemmler ergänzt dessen im Anhang gebotenen Anmerkungen durch eigene, die sich zuweilen auf textkritische Fragen unter Heranziehung der Gaisserschen Handschrift beziehen, meistens aber sachliche Erläuterungen oder Ergänzungen sind.

Umfangreichere Teile des Tagebuches, vor allem in den Jahren von 1632 an, faßt Stemmler in einem dem jeweiligen Monat vorangestellten Regest zusammen.

Große Bedeutung für die Erschließung der Quelle durch den Leser haben die im Anhang gebotenen Register. Während bereits Mone ein Ortsnamenregister angefügt hatte, finden wir nun bei Stemmler auch ein Register der Perso-

nennamen. Beide Register werden zudem noch unter verschiedenen Rücksichten differenziert, so daß z.B. bei dem häufig genannten Villingen eine ganze Stadtbeschreibung herauskommen kann. Vergleichbares gilt für Personennamen, die z.B. unter Titeln wie „Kommandant“ oder Parteizugehörigkeit, wie „Kaiserlich“ aufgelistet werden.

Keine Entsprechung findet das noch bei Mone gebotene Sachregister, so daß man sich auch weiter mit diesem wird behelfen müssen.

Ein noch wichtigeres Desiderat, das jedoch auch dem noch vor der Drucklegung erfolgten Tod Stemmlers zuzuschreiben ist, wäre eine die Person und das Werk Gaissers neu würdigende Einleitung gewesen. Einen gewissen Ersatz hierfür kann man in dem schon oben genannten Aufsatz der „Ortenau“ von 1949 sehen. Ergänzendes hätte aus anderen Veröffentlichungen eingearbeitet werden können. Auch wird man fragen dürfen, warum beim Druck der zwei Bände das unhandliche Format (DIN A 4) gewählt wurde.

So erschließt diese erneute Veröffentlichung der bereits vor über hundert Jahren gedruckten Quelle einem breiten geschichtlich interessierten Leserkreis das Lebenswerk eines Mannes, dem Mone in seinem Vorwort zu den etwa gleichzeitigen Tagebüchern Thomas Mallingers nicht nur Bildung sondern auch die Fähigkeit zusprach, „die Ereignisse in ihrem Zusammenhang zu durchschauen“.

Gleichzeitig wird dieses zweibändige Quellenwerk zum Denkmal eines Heimatforschers, dessen Leben mit seinen Höhen und Tiefen uns bereits der Nachruf Fritz Kobers (Ortenau 41/1961, S. 7ff.) nahe gebracht hatte. Mit diesen Tagebüchern hat er sich in Stunden, die ihn seine schulische Berufsarbeit freigab, an der Hand Gaissers in die Welt des Dreißigjährigen Krieges zurückversetzt und auch für uns jene Kraft zu schöpfen gesucht, die das Vorbild eines glücklichen Lebens weckt.

Gerhard Silberer

**Dieter Klepper, St. Georgen den Hauptpässen nahe gelegen.**

**Ein Buch von alten Straßen. Sammlung einschlägiger Nachrichten.**

*Herausgeber: Verein für Heimatgeschichte St. Georgen im Schwarzwald.*

*1983. Manuskript*

Das Werk erschien aus Anlaß der 900 Jahrfeier der Gründung des Klosters St. Georgen im Schwarzwald. Sein Gegenstand ist jedoch nicht so sehr die Geschichte des Klosters, seine Entwicklung, seine religiöse und kulturelle Bedeutung für die dortige Gegend, sondern sind die Hauptpässe des Schwarzwaldes, die in seiner Nähe liegen und die alten Straßen, die über sie zogen. Im I. Teil bietet es darum historische Rückblicke in die Entwicklungsgeschichte alter Wege und Straßen im Raum St. Georgen, im 2. Teil berichtet es von der Entwicklung der Poststraßen und dem Postwesen im dortigen Raum. In einem Anhang handelt es von alten Handwerksberufen, die mit dem Straßenverkehr zu tun hatten.

Das Kloster St. Georgen war ursprünglich für Königseggwald (Kreis Saulgau) geplant, wurde aber auf Veranlassung des Abtes Wilhelm von Hirsau an die Brigach verlegt in die Nähe des Übergangs von der Baar in das Kinzigtal. Doch keine der alten Straßen zog durch den Ort, da die Hauptpässe, die sie überqueren mußten, in der Nähe lagen. Als Hauptpässe jener Gegend kamen zunächst die Sommerau in Betracht, die jedoch bis ins letzte Jahrhundert verkehrstechnisch keine bedeutende Rolle wegen der Enge und der Felsen des Gutach- und Nußbachtals spielte, ferner der Brogenpaß (897 m) zwischen St. Georgen und Buchenberg gelegen, einst nach Meinung des Verfassers ein bedeutender Verkehrsknotenpunkt, heute fast vergessen, da ihn die Wanderwege des Schwarzwaldvereins nicht berühren. Diesem Paß gilt das Hauptinteresse Dieter Kleppers. Der Brogenpaßstraße und der Stadt St. Georgen hat der Verfasser sein Werk gewidmet.

Seine Einsichten in die geschichtlichen und geographischen Zusammenhänge hat der Verfasser wohl nach langjährigen Studien gewonnen, in die er nicht nur die einschlägige Literatur, sondern auch Urkunden und Akten sowie alte Karten einbezog. Außerdem hat er die Gegend eingehend durchwandert, wobei er noch Zeugnisse fand, die seine Theorie stützten. Seine Auffassung von der Brogenpaßstraße und ihrem ehemaligen Verlauf ist demnach gut begründet, wobei er selbst weiß, wie fraglich manches ist. Doch begnügt sich Klepper nicht bloß mit dem möglichen Verlauf der Straße. Er beschreibt darüber hinaus die allgemeinen Wegverhältnisse des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, befaßt sich mit den Straßen- und Gasthausnamen, behandelt den Bau von Brücken und Stegen, erwähnt das Botenwesen, das ja für ein Kloster wegen der Beziehungen zu andern Klöstern von großer Wichtigkeit war, schließlich sogar jene Handwerker, die man benötigte, wenn etwa an einem Wagen etwas zu Schaden ging. So weitete

sich das Buch zu einer allgemeinen Geschichte der Verkehrsverhältnisse aus, jedoch immer bezogen auf die dortigen Verhältnisse. Das Berichtete wurde anschließend an jedes Kapitel mit reichem Bildmaterial illustriert (198 Abbildungen), nicht bloß Zeichnungen aus früheren Zeiten sondern auch Photographien von Anwesen, die der Entwicklung weichen oder sich verändern mußten.

Worum geht es nun bei der Brogenpaßstraße?

Die erste Straße durch den Schwarzwald bauten die Römer. Sie verlief von Straßburg über Offenburg das Kinzigtal hinauf bis Schiltach und von dort die Brandsteig hinauf nach Waldmössingen und weiter bis Rottweil. Immer wieder werden Funde gemacht (z.B. Brandsteig), die ihren Verlauf bezeugen. Angeregt durch Ergebnisse der Heimatforschung nimmt Klepper an, daß die Römer zur Verkürzung der Strecke auch einen Weg benutzten, der bei Hausach von der Kinzigtalstraße abzweigte, das Gutachtal bis Hornberg hinaufzog und dann dem Lauf des Schwanenbaches bis zur Benzebene folgte und über Langenschiltach den Brogenpaß erreichte. Beide Römerstraßen gerieten nach dem Einbruch der Alemannen in Vergessenheit und verfielen.

Eine neue Bedeutung erlangte der Brogenpaß, als Kaiser Heinrich IV. 1083 den Herren von Althornberg den Auftrag erteilte, eine Ost-West-Verbindung durch den Schwarzwald zu schaffen. Dieser Weg führte wieder von Hornberg aus über die Benzebene und Langenschiltach zum Brogenpaß. Dort fand er Anschluß an die Straße, die über Peterzell nach Villingen führte, aber auch an die Straße nach Schramberg. Damit aber war eine Verbindung geschaffen, die von Villingen aus in das Kinzigtal führte. Sie war nach Meinung des Verfassers zu einer europäischen Hauptverkehrsader geworden. Allerdings darf man sich über ihren Zustand keine übertriebenen Vorstellungen machen. Sie war ein ausgefahrener Feldweg, verhältnismäßig schmal, voller Tücken und Gefahren, da sich niemand um ihre Ausbesserung kümmerte. Auf diesem Weg zogen die Wagen der Handelsherren, aber auch die Kriegsheere zur Zeit des 30jährigen Krieges und die Ludwigs XIV.

Ihre bedeutendste Zeit erlebte die Brogenpaßstraße im 19. Jahrhundert, als sie zur Route der fahrenden Post Wien-Paris wurde. Wegen ihrer Wichtigkeit erhielt sie die Auszeichnung „bedeutende Poststraße.“

Ihre Bedeutung endete als 1839 die neue Poststraße Hornberg — Triberg — St. Georgen-Peterzell eröffnet wurde. Der Brogenpaß geriet in Vergessenheit. Fortan gewann der Sommeraupaß seine zentrale Bedeutung als Verbindung des Kinzigtales mit Villingen und weiter

zum Bodensee. Sicherlich hat schon in früheren Zeiten eine Wegverbindung durch das Nußbachtal hinauf bestanden, aber bei dem steilen Anstieg kann es vermutlich nur ein Karrenweg gewesen sein.

Der 2. Teil des Werkes befaßt sich mit der Postgeschichte von St. Georgen. Doch beschränken sich die Ausführungen nicht auf die rein örtlichen Verhältnisse. Eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit der Entwicklung des Postwesens überhaupt sowie dem Reisen mit der Postkutsche besonders zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Wenn man den Titel des Buches liest und den Band oberflächlich durchblättert, ahnt man nicht, wieviel und vielerlei Stoff er enthält, fast zuviel, so daß die Übersichtlichkeit infolge der umfangreichen kulturgeschichtlichen Einschübe oft Schaden leidet. Es muß anerkannt werden, mit welcher Gründlichkeit und welchem Verständnis der Verfasser den Stoff bearbeitet und auch dargestellt hat. Das Werk bietet nicht nur Unbekanntes und Ungeklärtes den Ortsansässigen, sondern auch viel Wissenswertes dem Wanderer und dem Kurgast, der sich für die Gegend interessiert. Zwar steht dem Rezensenten nicht zu, in Unkenntnis der speziellen Probleme Bedenken zu äußern oder eine andere Meinung zu vertreten, doch wäre ein Register für den Band sehr zu empfehlen, damit man sich leichter einzelnen Fragen zuwenden könnte. Außerdem wäre drucktechnisch zu raten, daß die dünne Schreibmaschienschrift durch eine Druckschrift ersetzt werde und auf einer Seite nur eine Spalte sich findet. Eine solch fleißige Arbeit hat auch eine entsprechende äußere Aufmachung verdient.

H. Schn.

### **Thomas Kopp, Die Zeller Fasend.**

*Chronik der Narrenzunft e.V. Zell a.H. 1984 Zell a.H.*

1984 erschien im Eigenverlag der Narrenzunft e.V. Zell am Harmersbach eine von Thomas Kopp mit viel Sorgfalt verfaßte Chronik über die traditionelle Fastnacht, die Fasend, in Zell. Thomas Kopp bemühte sich die „Zeller Fasend“ zunächst als einen Teil des „Alemannischen Frühjahrsbrauchtums“ zu betrachten. Darum beschäftigt sich die Einleitung der Chronik mit den frühesten Anfängen der Fasend, nämlich mit dem germanischen Frühjahrsbrauchtum, das untrennbar mit den Sitten und Gebräuchen des alemannischen Fasendbrauchtums verbunden ist.

Im Hauptteil des Werkes befaßt sich der Autor dann mit der eigentlichen Zeller Fasend. Hier geben Auszüge aus alten Ratsprotokollen ausführlich Aufschluß darüber, wie rege die Zeller schon in der Vergangenheit ihre Fasend betrieben und wie sich die Narrenzunft entwickelte. Da ist auch die Rede von den großen Fasendspielen, wie zum Beispiel das aus dem Jahr 1982, das die „Große Historie“ aus dem 30-jährigen Krieg zum Thema hatte und das vor der historischen Kulisse des Städtchens Zell aufgeführt wurde.

Doch nicht nur mit der Vergangenheit der Zeller Fasend setzt sich die Chronik auseinander, sondern ebenso mit ihrer Gegenwart und Zukunft. Es werden die heute bestehenden Fasendgemeinschaften von Zell a.H. in Wort und Bild vorgestellt, und natürlich fehlen auch die traditionellen Fasendgestalten nicht, das Bändele, der Schneckenhiisli-, der Welschkorn- und der Spielkartennarro.

Zahlreiche Fotos, darunter mehrere Farbaufnahmen, lockern den Text der umfangreichen Chronik (326 Seiten) immer wieder auf. Alles in allem kann man sagen, daß es sich lohnt, die Zeller Narrenchronik als volkskundliches Werk daheim im Bücherschrank zu haben. Die Fachzeitschrift „Schwäbisch-alemannischer Narrenbote“ nennt das Buch „ein echtes Kleinod der Zeller Heimatliteratur“.

Angelika Schmider

### **Unsere Mundart.**

*Gesammelt von Angelika Schmider, Kurt Kussi, Thomas Kopp und Arbeitsgemeinschaften aus Zell am Harmersbach, Nordrach und Oberharmersbach. Zell a.H. 1983*

Der Gedanke, die Eigentümlichkeiten der Sprache des Harmersbacher Tales, von Zell, Nordrach und Oberharmersbach zu sammeln und zu erklären, entsprang dem Bedürfnis, den vielen Gästen, die im Laufe des Jahres das Tal besuchen, einen Sprachführer zu geben, der die ihnen unbekannteren oder unverständlichen Ausdrücke und Wendungen ins Hochdeutsche übersetzt und ihnen so die Möglichkeit eines besseren Umgangs mit den Talbewohnern bietet. Hinzu kam aber auch die Freude an der eigenen Sprache und ihren Besonderheiten. So entstand zwar kein wissenschaftliches Werk, jedoch eine fleißige, lehrreiche, ja vergnügliche Arbeit. Die besondere Schwierigkeit lag wie bei jedem Wörterbuch in der Fixierung und Wiedergabe des Lautwertes. Die Verfasser begnügten sich mit der Regel von J.P. Hebel, die Wörter in der hochdeutschen Aussprache wie-

derzugeben und verzichteten auf eine den Wortlaut möglichst genau erfassende Umschrift.

Das kleine Werk, von handlichem Format, bietet keine systematische Darstellung des Stoffes etwa in der Art eines Wörterbuches, sondern richtet sich in der Anordnung nach den Fragen des Gastes. Es nennt die umgangssprachlichen Bezeichnungen der Festtage, der Personennamen, auch der dortigen Bauernhöfe, vergißt nicht die Spott- und Schimpfnamen, zählt die Ausdrücke auf, die aus dem Französischen stammen u.a. Den Hauptteil bildet eine Sammlung von rund 1400 taleigenen Ausdrücken aus den verschiedensten Lebensbereichen in alphabetischer Ordnung. Schließlich erfährt der Benutzer auch einiges über die Syntax. Er lernt "sein" und "haben" konjugieren auf Zellerisch und wird belehrt über den „badischen Akkusativ“ sowie daß man beim Erzählen kein Imperfekt verwendet sondern das Perfekt und daß der Genetiv mit einer Präposition gebildet wird. Eine Zusammenstellung der sprachlichen Besonderheiten von Nordrach und Oberharmersbach ergänzt das obige. Doch ist diese Arbeit nicht nur hilfreich für den Fremden, sondern auch anregend für den, der aus einem andern mittelbadischen „Gäu“ stammt. Er trifft viel Bekanntes, vermißt auch manches. Vor allem freut er sich an Ausdrücken und Wendungen, die die Großmutter noch gebraucht hat, nun aber verschwunden sind, da sie meist aus der bäuerlichen bez. der kleinstädtischen Welt stammen, während die technisch orientierte Gesellschaft sich eine neue Sprache schafft. Darum ist das angezeigte Werk so wertvoll, weil es das sammelt und zu bewahren sucht, was in sprachlicher Hinsicht eine Gegend geprägt hat.

H. Schn.

### **Robert Feger, Burgen und Schlösser in Südbaden.**

*Eine Auswahl mit 75 Schwarz-Weiß- und 8 Farbtafeln. Verlag Weidlich, Würzburg 1984. 312 Seiten.*

Auf Grund der Nachfrage im Buchhandel läßt sich gegenwärtig ein wachsendes Interesse an den Burgen und Schlössern des südwestdeutschen Raumes feststellen. Während der Band „Burgen und Schlösser in Mittelbaden“ des Historischen Vereins für Mittelbaden (Ortenau 64/1984) eine Erfassung womöglich aller Bauten dieser Art anstrebt, begnügt sich das oben angezeigte Werk mit einer Auswahl (12 Bur-

gen, 19 Schlösser) und zwar aus dem südbadischen Raum, dem Gebiet zwischen Bodensee, Hochrhein und Schutter. Jeder Auswahl haftet natürlich etwas Willkürliches an. So werden bei den Burgen vor allem jene beschrieben, die das Ziel von Wanderern und Reisegruppen sind wie der Hohentwiel, die Küssaburg am Hochrhein, die Burg Rötteln bei Lörrach, die Hochburg bei Emmendingen sowie die Hohen-geroldseck, daneben auch einige weniger besuchte, die ihre besonderen Reize haben, so die Kastelburg bei Waldkirch, die Landeck bei Emmendingen, die Lichteneck bei Hecklingen, schließlich der Wildenstein im Donautal. Diese Burgen, abgesehen vom Wildenstein, sind Ruinen und darum jederzeit zugänglich. Anders ist der Fall mit den Schlössern. Da sie sich meist in privatem Besitz befinden und bewohnt sind, ist ihr Besuch nicht überall möglich. Natürlich sind weithin bekannt Mainau und Schloß Bürgeln, aber um die Kenntnis der meisten andern steht es schlecht, sofern sie nicht von einer öffentlichen Stelle verwaltet werden wie das Colombi-Schlößchen in Freiburg, das Schloß in Schmieheim u.a. Dennoch ist es reizvoll, etwas über das Schloß der Fürstenberger in Donaueschingen zu erfahren, über das Schloß in Mahlberg und Munzingen am Kaiserstuhl u.a. Als einzige Schloßruine vertreten ist das Schloß des Lazarus von Schwendi mit seinen hohen Giebeln in Burkheim am Kaiserstuhl.

Die einzelnen Stichworte sind ohne Bezug zueinander in alphabetischer Ordnung aneinander gereiht. Ihrer Bearbeitung lag das gleiche Schema zugrunde. Zunächst wird die Lage des Bauwerks bestimmt. Dann beschreibt der Verfasser genau den Zugang zu ihm, auch unter Angabe der Parkplätze. Nun gilt die Betrachtung dem Außenbau. Im Umgang werden seine einzelnen Teile aufgezeigt, auf die Türme, Fenster und Portale hingewiesen und die Schmuckformen erklärt.

Nachdem so ein Eindruck vom Äußeren gewonnen wurde, gilt der Besuch dem Innern. Von den Schlössern werden die einzelnen Räume und Treppenhäuser mit ihren Besonderheiten erklärt. Bei der Besteigung der Burgruinen erkennt man an Hand der Baureste die frühere Gestaltung des Raumkörpers, sieht die Rauchfänge in den Wänden und erfährt vieles, was einem Unkundigen verborgen bleiben muß.

Eine knappe Darstellung der Baugeschichte wie auch der Geschichte der früheren Herren schließen die Beschreibung ab. Zwar ist der Text mit vorzüglichen Abbildungen illustriert, jedoch wäre ein Plan sehr hilfreich gewesen, um das Bauwerk besser zu erfassen.

Es ist kein einfaches Buch, nicht geeignet, um sich rasch über das Bauwerk zu orientieren und

nachzuprüfen, ob es „stimmt“. Wer dagegen sich Zeit läßt und sich in den Inhalt vertieft, wer auch die erforderlichen kunstgeschichtlichen Kenntnisse besitzt, wird das Werk mit großem Nutzen gebrauchen können. Sicherlich werden solche, die sich speziell mit dem betreffenden Bau beschäftigt haben, dies oder jenes an der Darstellung oder an der Funktion einzelner Bauteile kritisieren, aber das mindert den Wert des Buches in keiner Weise.

H. Schn.

**Francois-Jacques Himly, Dictionnaire Ancien Alsacien-Francais XIII-XVIII siècles. Strasbourg.**

*Archives départementales du Bas-Rhin 1983*

Seit einer Reihe von Jahren gilt im Elsaß verstärkt das Interesse der Heimatforscher der Zeit vor der Französischen Revolution 1789, den damaligen politischen Verhältnissen, dem religiösen und kulturellen Leben sowie der Lebensweise der Bewohner. Dieses Interesse wird getragen von 56 Geschichtsvereinen im ganzen Elsaß und den zahlreichen Museen, die über das ganze Land zerstreut sind. Allerdings wird die Forschung der Geschichtsfreunde dadurch erschwert, daß die Kenntnis der deutschen Sprache, in der viele Texte dieser Zeit verfaßt sind, im Schwinden ist und auch der Gebrauch des elsässischen Dialektes zurückgeht. Ohne genaue Kenntnis der Wortbedeutungen kann ein geschichtlicher Text nicht richtig erschlossen werden. Diesem Mangel will das oben angezeigte Werk von Francois-Jacques Himly abhelfen. Er hat die deutsch-sprachigen Urkunden und Akten, auch in gewissem Umfang die Erzeugnisse der Literatur und anderer Sachgebiete, nach Ausdrücken durchsucht, die in der Zeit vom 13. bis Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiet der Verwaltung, des Rechtswesens, des handwerklichen und bäuerlichen Lebens usw. gebraucht wurden und dem Forscher nicht mehr oder nur ungenau bekannt sind. 12500 Stichworte enthält das Werk, die jedoch nur eine Auswahl darstellen. Jedem Stichwort ist eine knappe, treffende Erklärung meist mit Belegen beigegeben, allerdings in Französisch. Die Ausdrücke stammen aus dem ganzen Elsaß sowohl aus dem alemannischen wie auch aus dem fränkischen Sprachgebiet. Sie sind in alphabetischer Reihenfolge angeordnet. Da es bis ins 18. Jahrhundert im Deutschen keine festgelegte Schreibung für die einzelnen Worte gab, die Phonetik auch nicht als Grundlage verwendet werden konnte, werden die Wörter

gewöhnlich in der heute üblichen Schreibweise angeführt, häufig auch in einer modifizierten Form des Elsässischen (z.B. Husrat, Husrot; Fürst, Vierst, Vurst usw). Vielfach handelt es sich bei den Ausdrücken um Komposita. So sind mit dem Grundwort Fron gegen 40 Wörter gebildet, mit Juden 20 usw.

Dieses Werk kann auch dem Heimatforscher aus unserer rechtsrheinischen Gegend sehr hilfreich sein, denn sehr viele von den Ausdrücken finden sich auch hier in den Urkunden, Akten, und in der Umgangssprache. Es erspart dem Benutzer das Suchen im Deutschen Wörterbuch von den Gebrüdern Grimm, im mittelhochdeutschen Wörterbuch von Lexer sowie im Deutschen Rechtswörterbuch, zumal dieses erst beim Buchstabe K trotz seiner 7 Bände angelangt ist. Auch das Hilfswörterbuch für Historiker von E. Haberkern und J.F. Wallach ist für heimatgeschichtliche Forschungen wenig hilfreich. Für sie kann der angezeigte dictionnaire von Himly ein hilfreicher Ersatz sein. Allerdings um das Werk zu gebrauchen, muß man Französisch können.

H. Schn.

**Unter dem Greifen. Altbadisches Militär von der Vereinigung der Markgrafschaften bis zur Reichsgründung 1771 — 1871.**

*Hrsg. Vereinigung der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums Schloß Rastatt e.V., Rastatt 1984.*

*219 Seiten, mit über 40 Farb- und 130 Schwarz-Weiß-Abbildungen.*

In den 50 Jahren seit Eröffnung des Badischen Armeemuseums im Karlsruher Marstallgebäude haben sich weitsichtige Männer für das Fortbestehen und für einen neuen Anfang des Museums eingesetzt, dessen Sammlungen abenteuerliche Umwege zurücklegen mußten, bis sie zum Wehrgeschichtlichen Museum im Rastatter Schloß zusammengefaßt werden konnten — so wie es sich heute und mit dem Ausblick auf künftigen Raumzuwachs darbietet. Ein Abriß dieser Museumsgeschichte findet sich in dem zum 50jährigen Bestehen erschienenen Führer durch die badische Militärgeschichte, veranschaulicht durch Bestände dieses Museums, herausgegeben vom Museumsverein und der Stadt Rastatt, eine Jubelschrift zu verdientem mehrfachem Gedenken.

Nach Blick auf die im 16. Jahrhundert gebildete Grundlage der Reichsverteidigung und die kriegerischen Verwicklungen des 17. Jahrhunderts werden die Etappen zur Bildung des ste-



henden Heeres nach Vereinigung der Graf-schaften Baden-Baden und Baden-Durlach und seine Beteiligung an den beiden ersten Koalitionskriegen dargelegt mit Angaben über Uniformierung, Ausrüstung und Bewaffnung von Infanterie, Kavallerie, Husaren und Artillerie.

Für Abtretung der linksrheinischen Gebiete mit 25.000 Einwohnern gemäß Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhielt Baden 250.000 neue Untertanen und die Kurwürde. Als Zwangsverbündeter Napoleons hatte das Großherzogtum die Aufgabe, seine Armee zu vergrößern — nach preußischem Muster.

Der Beitritt zum Rheinbund 1805/06 verlangte die erneute Reorganisation der Armee, in Truppenteilen, Verwaltung und Versorgungswesen. Neben dem Auxiliar-Corps von 1805 werden die aus diesem Anlaß z.T. neu aufgestellten Einheiten von Infanterie, Garde du Corps, Dragonern, Husaren, Jägern und Fußartillerie mit Detailangaben zur Ausrüstung aufgeführt.

1808 erhielt die bis dahin nach preußischem Muster organisierte Armee eine neue badische Heeresverfassung nach französischem Muster, die sich auf Rekrutierung, Truppenorganisation und Militärverwaltung auswirkte.

Im gleichen Jahr begann Napoleon den Feldzug gegen Spanien. Der „King's German Legion“ auf englischer Seite stand die „Deutsche Division“ auf französischer Seite gegenüber. Von dem Corps de Bade kehrten die letzten Gefangenen erst 1814 heim. 1809 stellte Baden 6.300 Mann zum Feldzug gegen Österreich auf, 1812 über 7.000 gegen Rußland, deren Reste den Übergang über die Beresina verlustreich sicherten.

Wie für die bereits zu Beginn des Jahres 1813 für Napoleon neu aufzustellenden Truppenkontingente in der Völkerschlacht bei Leipzig hielt Baden die französische Heeresorganisation auch beim Übertritt zu den Gegnern Napoleons bei. Mit der 1813 neu geschaffenen Landwehr und dem Landsturm standen Anfang 1814 16.000 Mann badische Truppen für den Winterfeldzug der Verbündeten bereit, die Badener im VIII. Korps waren eingesetzt vor Straßburg, Pfalzburg und Landau. Wie für diese Phase finden sich für den Abschnitt 1815 bis 1849 ausführliche Angaben zu Uniformen, Bewaffnung, Feldzeichen, Orden usw.

In jener kurzen Epoche des Vormärz entstand ab 1842 die Bundesfestung Rastatt, deren Bau aus französischen Kontributionszahlungen finanziert und die nach Ablösung durch die Festungen Straßburg und Metz ab 1890 wieder geschleift wurde.

Nach dem 48er-Aufstand wurde das badische Heer mit wenigen Ausnahmen aufgelöst. Basis

der Neuaufstellung 1850 bis 1867 war die allgemeine Wehrpflicht unter Anlehnung an preußische Heereseinrichtungen, und die Eingliederung selbst wurde bereits Ende 1870 beschlossen.

Aus der letzten Etappe der badischen Militärgeschichte werden im Einzelnen behandelt die Modernisierung der Bewaffnung, die Uniformierung, Ausrüstung, Dienstausszeichnungen und Feldpostwesen. Den alten badischen Greifen löste nun der preußische Adler ab.

Ein ausführliches Kapitel über Aufgaben und Arten der Blankwaffen umfaßt die ganze behandelte Zeit. Den Abschluß bilden in tabellarischer Übersicht die Formationsgeschichte der badischen Truppenteile bis 1849 bzw. 1872, eine Zeittafel und eine Literaturzusammenstellung.

Carl Helmut Steckner

### **Hellmut G. Haasis, Spuren der Besiegten.**

*Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek b. Hamburg, 1984. 1146 S.*

In drei Bänden geht der Verfasser den Spuren der Besiegten in den Freiheitsbewegungen unserer Geschichte nach. Hier werden die Ereignisse aus der Sicht der Verlierer dargestellt, denen bei ihren „Bestrebungen für mehr Freiheit, Rechte und Lebensmöglichkeiten keine Kränze geflochten, aber Flüche nachgeschickt“ wurden. Dabei stellt er die weniger bekannten Bewegungen des deutschsprachigen Raumes dar und greift dabei, wo immer möglich, auf unveröffentlichtes Archivmaterial zurück. Band 1 umfaßt die Freiheitsbewegungen von den Germanenkämpfen bis zu den Bauernaufständen im Dreißigjährigen Krieg, Band 2 jene gegen den Absolutismus bis zu den republikanischen Freischärlern 1848/49, und der 3. Band die Bewegungen nach 1848 bis zu den Atomkraftgegnern.

Haasis widmete der Ortenau das Kapitel „Bewaffneter Aufstand von Bürgern und Bauern der Reichsstadt Zell am Harmersbach (1760). Im Verlauf jener Opposition gegen den Magistrat wurde im Dezember 1760 das Rathaus besetzt und ein neuer Rat gewählt, „bestehend aus Franz Josef Fahrländer, Joseph Knäble, Gottfried Mertz, Johannes Schneider, Hans Georg Wolff und Celeste Hihn“ (S.559). 1764 entschied das Reichskammergericht in Wetzlar teilweise im Sinne der bürgerchaftlichen Forderungen, belegte aber auch die Anführer des Aufruhrs mit Freiheits- und Arbeitsstrafen.

Jedes der 134 Kapitel schließt mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis ab, so daß die Bände auch in dieser Hinsicht eine Fundgrube für die „Geschichtsliebhaber“ bildet, an die sich der Autor wendet. Zahlreiche Kartenskizzen und besonders die tabellarischen Zusammenfassungen ganzer Jahrhunderte stellen eine wertvolle Ergänzung des Textes dar. Der wegen seiner profunden Kenntnisse einschlägiger Literatur und archivalischer Quellen bekannte Verfasser publizierte 1976 eine Bibliographie zur deutschen linksrheinischen Revolutionsbewegung in den Jahren 1792/1793 (Scriptor, Kronberg/ Taunus) und stellte die Bibliographie zusammen für die Ausstellung des Bundesarchivs und der Stadt Mainz „Deutsche Jakobiner. Mainzer Republik und Cisrhenanen 1792-1798“ (Mainz 1981, Band 2).

Erwin Dittler

### **Norbert Deuchert, Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution.**

*Politische Presse und Anfänge deutscher Demokratie 1832-1848/49.*  
Stuttgart 1983.

### **Franz X. Vollmer, Der Traum von der Freiheit.**

*Vormärz und 48-er Revolution in Süddeutschland in zeitgenössischen Bildern.*  
Stuttgart 1983.

### **Bernhard Zilling, Helfen kann nur die große That . . .**

*Die Radikalisierung in Baden 1848. Band 1: Textband.* Freiburg 1984.

Obwohl die Literatur über die Revolution 1848/49 mittlerweile ganze Bibliotheken füllt und das Thema „Baden“ darin einen stattlichen Platz einnimmt, erfreut sich diese Epoche weiterhin ungeminderter Anziehungskraft, nicht zuletzt deswegen, weil man hier bei der Suche nach demokratischen Traditionen in der deutschen Geschichte fündig wird. Symbole wie Hambach stehen deswegen auch tagespolitisch hoch im Kurs.

In der aus einer Tübinger Dissertation erwachsenen umfangreichen Arbeit über die politische Presse „Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution“ untersucht Norbert Deuchert weit mehr als nur diese für die Ideengeschichte des

Vormärz so wichtige Quellengruppe: Er stellt sie in den Zusammenhang der politischen Geschichte. Dazu greift er zurück bis zur Entstehung des Großherzogtums 1806, zeichnet die Geschichte des frühen Liberalismus und Radikalismus in Baden, analysiert, wie die Zensur funktionierte und wie sie von der II. Kammer und der liberalen Presse ausgehöhlt wurde, und schreibt schließlich in den letzten drei Kapiteln die Geschichte der badischen Revolution. Dabei streicht er die Bedeutung der Offenburger Versammlungen vom 10. September 1847 und vom 19. März 1848 heraus. Über 80 Abbildungen, ein detaillierter Anmerkungs- und ein umfangreiches Literaturverzeichnis runden diesen Band ab, der sicherlich seinen Platz unter den Standardwerken über die 48-er Revolution finden wird.

Das Bildsachbuch „Der Traum von der Freiheit“ nimmt die Tradition der „Illustrierten Geschichte“ wieder auf. Franz X. Vollmer, als hervorragender Kenner der 48-er Revolution längst ausgewiesen, hat gut 400 Abbildungen aus Museen und Archiven in Süddeutschland ausgewählt und sie mit einem ebenso kenntnisreichen wie zurückhaltenden Kommentar versehen, der die Dokumente für sich sprechen läßt und dennoch manche sonst schwer verständliche Karikatur erst erhellt. Daraus entsteht eine anschauliche und instruktive Geschichte des Vormärz und der Revolution von 1848/49. Obwohl das gesamte Süddeutschland behandelt wird, kommt die Ortenau nicht zu kurz: die Bedeutung Offenburgs als zentraler Versammlungsort in Baden, die von Regierungstruppen Anfang Juni 1848 besetzte Stadt und der dennoch zur Schau getragene Freiheitswille (S.193), der geplante Hecker-Zug und die verabredete Erklärung Offenburgs dazu, der Aufenthalt Bakunins in Achern, die Kämpfe von Freischärlern aus dem Renchtal, aus Kehl und Kork, aus Offenburg und schließlich das Scheitern der Revolution und die Flucht vieler 48-er in Richtung Schweiz — der Leser wird in diesem großzügig ausgestatteten Bildband eine Vielfalt von Informationen finden.

Auf knappem Raum führt Bernhard Zilling in die Ereignisgeschichte der Revolution von 1848 in Baden ein. In einfacher Sprache und doch am Forschungsstand orientiert, wird die Darstellung über die „Radikalisierung in Baden“ durch viele Zitate aus zeitgenössischen Quellen abgesichert. Wer in der Flut der Veröffentlichungen zur Revolution 1848/49 in Baden nicht ertrinken möchte, kann sich hier zuverlässig und schnell über den Hecker-Zug und den Struve-Putsch informieren.

H. Raulff

**Gerlinde Hummel-Haasis (Hrsg.), Schwestern, zerreißt eure Ketten.**

*Zeugnisse zur Geschichte der Frauen in der Revolution von 1848/49.*

*Deutscher Taschenbuch Verlag, April 1982, 359 S.*

Mit dieser Sammlung quellenmäßig belegter Dokumente leistet die Verfasserin einen bemerkenswerten Beitrag zum Thema „Frauen in der Revolution“, der ihre Beteiligung wieder stärker ins Bewußtsein rückt und vor allem zu weiteren Forschungen anregt. Ein gewisser Schwerpunkt der Arbeit bildet das Geschehen in Wien, wobei der Autorin wohl ihre Zulassungsarbeit an der PH Reutlingen (1979) ber die Frauen in der Wiener Revolution zugute kommt. Doch auch Baden kommt nicht zu kurz, wo Frauenvereine nach einem Aufruf des Landesausschusses vom 22. Mai 1849 an die Frauen und Männer des Landes, zur vollständigeren Ausrüstung der Festung Rastatt beizutragen, besonders aktiv in Erscheinung traten. So bildete sich am 18. Mai 1849 in Ettenheim ein demokratischer Frauenverein mit 30 Gründungsmitgliedern und am 3.6. 1849 wurde ein Frauenverein Lahr gegründet. Achern, Lahr und Schiltach dankten am 18.6. 1849 für die übersandten patriotischen Gaben (Verbandszeug, Bettzeug, Geld, Kleidung usw.) dem Schriftführer Ernst Elsenhans des Kriegsministeriums, der bald darauf — am 7.8. — in Rastatt standrechtlich erschossen wurde. Aus einem Brief des Mannheimer Frauenvereins Germania v. 2.5. 1849 ist zu entnehmen, daß allerdings schon vorher organisierte Frauengruppen in Kehl, Lahr und Offenburg bestanden. Natürlich war man auch auf dem Lande nicht mig, und mancher Lehrer ließ seine Mdchenklasse Spenden sammeln. Schließlich wurde aus Schiltach gemeldet, daß die Frauen außerdem mit Nachdruck jenen Teil der in Lehengericht aufgerufenen Mannschaft, der mit dem Abmarsch zögerte, an seine patriotische Pflicht erinnerte (S. 112; Karlsruher Zeitung v. 20.5. 1849). Zu Wort kommen auch bekannte Frauen wie Emma Herwegh, Amalie Struve und Mathilde Franziska Anneke mit ihren Erinnerungen. Aufschlußreich ist auch eine neue Quelle, mit der die Autorin die Leser bekanntmacht: „Die ‚Skizzen aus meinem Leben‘ und der umfangreiche Briefverkehr von Kathinka Zitz, der Präsidentin des Mainzer Frauenvereins ‚Humana‘“, gehören zu den interessantesten bisher unveröffentlichten Funden dieser Arbeit und vermitteln ein eindrucksvolles Bild von den Nöten und Problemen der politischen Emigranten, der Frauenvereine und einzelner Frauen“ (S.8).

Erwin Dittler

**Mit Gott für Wahrheit, Freiheit und Recht.**

*Quellen zur Organisation und Politik der Zentrums­partei und des politischen Katholizismus in Baden 1888-1914. Ausgewählt und eingeleitet von Hans-Jürgen Kremer und redaktioneller Mitarbeit von Michael Caroli. Hrsg. von Jörg Schadt. Stuttgart 1983.*

*(= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim, Bd. 11).*

Nach den Tätigkeitsberichten des Landesvorstands der Sozialdemokratischen Partei Badens und den Lebenserinnerungen des Nationalliberalen Johann Gustav Weiß kommt in den „Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim“ jetzt die Zentrums­partei zum Zuge, waren doch im politischen Katholizismus in Baden eher noch als in der SPD und vor allem den liberalen Honoratiorenklubs Ansätze zu einer Massenpartei zu erkennen. Wie alle Bände dieser Reihe ist auch diese Publikation durch den wissenschaftlichen Apparat und den darstellenden Teil mehr als nur eine Quellenedition.

Die Entwicklung von der Katholischen Volkspartei zum Zentrum in Baden wird in dem zeitgenössischen Beitrag des Landtagsabgeordneten Johann Anton Zehnter (1851-1921) dargestellt. Dieser Aufsatz war ursprünglich für ein geplantes, aber nicht erschienenes Handbuch der Deutschen Zentrums­partei gedacht und erschien dann im Kalender „Der Zentrumswhler“ 1921. Leider ist dieser immer noch lesenswerte Beitrag — brigens keine Quelle im strengen Sinn ! — nicht durch jüngere Forschungsergebnisse ergänzt.

Die Quellen aus dem GLA Karlsruhe, Erzbischöflichen Archiv Freiburg, aus Nachlässen, Zeitschriften und Parlamentsprotokollen sind nach den Themen Wahlen, Verhältnis zu anderen Parteien, Haltung zum Großherzog, zu Regierung und Staat, zu politischen Fragen, Parteiorganisation und soziale Zusammensetzung gegliedert.

Die Weltanschauung der Zentrums­partei wird am ehesten deutlich in ihrem Verhältnis zu anderen Parteien: Es bestanden, so der Eindruck, den man aus den Quellen gewinnt, schier unüberwindliche Hindernisse zu den National- und Linksliberalen sowie den Sozialdemokraten. So zog z.B. Hansjakob (S.72ff.) kräftig gegen „die Sozialdemokratie“ vom Leder. Bei aller verbalen Schärfe darf man aber nicht übersehen, daß das Zentrum in vielen tagespolitischen und wahltaktischen Fragen mit Linksliberalen und Sozialdemokraten zusammenging und Persönlichkeiten wie Hansjakob in ihrem sozialpolitischen Urteil den Sozialdemokraten nherstanden als den Nationalliberalen.

Der Gegensatz zu den Nationalliberalen als „regierende Partei“ beherrschte die Politik der Zentrumspartei.

H. Raulff

**Michael Bosch und Wolfgang Niess (Hrsg.) Der Widerstand im deutschen Südwesten 1933-1945.**

Stuttgart 1984. (= *Schriften zur politischen Landeskunde, Bd. 10*).

Der vorliegende Band, mit dem die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg ihre verdienstvolle Schriftenreihe fortsetzt, ist keine Gesamtdarstellung zum Widerstand im Südwesten Deutschlands, sondern ein Sammelband mit 28 Einzelporträts von Persönlichkeiten unterschiedlicher sozialer und politischer Herkunft. Das Licht des 20. Juli 1944 hat andere Formen politischen Widerstands, die Verweigerung im Alltag und die Hilfe für Verfolgte lange Zeit im Schatten gelassen, vor allem den Widerstand aus Kreisen der Kirche und der Arbeiterbewegung. „Als die ihr Attentat planten, waren viele von uns schon zehn oder gar elf Jahre in Haft“, wird der württembergische Gewerkschaftler Willy Bleicher zitiert (S. 129). Die Porträts sind nach „Kirchen“, „Arbeiterbewegung“, „Militär“, „Wirtschaft“, „Politik/Verwaltung“, „Universitäten“ und „Einzelpersonlichkeiten“ gruppiert.

Der Beitrag von Günter Braun über Georg Reinbold, den Grenzsekretär der Sozialdemokraten für Baden und die Pfalz enthält eine Reihe von wichtigen Hinweisen für die Geschichte der Ortenau: Reinbold, Mitglied des badischen Landtages, floh im März 1933 nach Straßburg, wo er unter dem Decknamen Salomon Schwarz für die Sozialdemokratische Partei im Exil (SOPADEX) Kontakt zu den illegalen SPD-Gruppen in Baden hielt und den Transport von verbotenen Schriften über Straßburg — Kehl organisierte.

H. Raulff

**Manfred Bosch, Als die Freiheit unterging.**

*Eine Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden. Verlag des Südkuriers Konstanz 1985, 352 S., 43,80 DM.*

Anläßlich des 40. Jahrestages des Endes des Dritten Reiches legt Manfred Bosch eine umfassende Dokumentation über die Nazi-Gewaltherrschaft in Südbaden vor. Das Buch schließt eine historiographische Lücke; denn es fehlt bis jetzt eine aus Quellen erarbeitete Darstellung des Nationalsozialismus für den gesamten südbadischen Raum. Dieses Versäumnis will der umfangreiche Band mit bisher meist ungedruckten, jedenfalls unbekanntem — weil vergessenen oder auch entlegenen — Quellen nachholen. Bosch gelingt es, in beeindruckender und zum Nachdenken anregender Weise unter den Aspekten von Verweigerung, Widerstand und Verfolgung die erschreckende Wirklichkeit der Hitler-Diktatur in Südbaden einzufangen. Die einzelnen Kapitel behandeln alle Bereiche der Nazi-Diktatur: die Anfänge des Nationalsozialismus in Südbaden, die Gleichschaltung des gesellschaftlichen und politischen Lebens, den Ausbau der NS-Herrschaft, den Widerstand der Parteien, vor allem der Linksparteien, die Verfolgung und den Widerstand der Kirchen, die schrecklichen Ereignisse in Gefängnissen und Konzentrationslagern, die Schicksale vieler südbadischer Emigranten, das menschenverachtende Phänomen der „Euthanasie“ (Vernichtung „lebensunwerten Lebens“), das harte Los der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in Südbaden, die Verfolgung und Ermordung der südbadischen Juden.

Jedes Kapitel der Dokumentensammlung wird durch eine ausführliche Darstellung von Manfred Bosch eingeleitet, so daß das Buch nicht nur als Quellensammlung zur Geschichte des Nationalsozialismus in Südbaden wichtig ist, sondern auch als Chronik der NS-Zeit in unserer Region von großem Wert sein wird. Viele Quellen spiegeln Einzelschicksale wider, wodurch Bosch's Buch auch einen wertvollen Beitrag zur regionalen Alltagsgeschichte, zur „Geschichte von unten“ darstellt. Zahlreiche Abbildungen (Fotos, Faksimiles) bereichern dieses Buch, welches in den Bücherschrank jedes zeitgeschichtlich Interessierten gehört.

M. Hildenbrand

**Johnpeter Horst Grill, The Nazi Movement in Baden 1920 — 1945.**

*The University of North Carolina Press (USA) 1983, 720 S., 41,60 Dollars. Vertriebsadresse: University of North Carolina Press, 1 Gower Street, London WC1E 6HA, England.*

Die 1978 an der Universität Michigan (USA) entstandene umfangreiche Dissertation des Amerikaners Johnpeter Horst Grill liegt nun gedruckt vor, leider bisher nicht in deutscher Übersetzung. Sie behandelt den Zeitraum von den ersten Anfängen der nationalsozialistischen Bewegung 1920 in den protestantischen Gegenden Nordbadens bis zum Kriegsende 1945. Das erste Kapitel greift sogar noch weiter zurück und analysiert die Ursprünge der „völkischen“ Bewegung in Baden bis ins Jahr 1918. Alle Bereiche der Nazi-Partei und ihrer Organisationen in Baden werden von Grill anhand eines umfangreichen Quellenmaterials untersucht, wobei er weitgehend auf wichtige, bisher unbekannte Archivalien, Partei- und Staatsakten sowie zeitgenössische Druckschriften zurückgreift. Diese liegen in den USA in Mikroverfilmung vor. Es handelt sich dabei um Kopien des Document Center in West-Berlin, das bis heute unter US-Kontrolle steht, und zum anderen um zahlreiche NS-Akten, die die Amerikaner bei Kriegsende nach Alexandria im US-Bundesstaat Virginia brachten. Unter der letzten Gruppe befindet sich auch ein großer Archivbestand aus dem Gau Baden, der 1944 in Straßburg beschlagnahmt wurde. Grill hat aber auch alle einschlägigen deutschen Archive besucht und die dort befindlichen NS-Akten ausgewertet.

Das Buch bietet eine ungeheure Fülle von Detailinformationen über die Nazi-Herrschaft in Baden, die sich dank eines zuverlässigen Registers leicht auffinden lassen. Besonders ausführlich wird auch die Rolle der NSDAP im Elsaß untersucht, welches im Juni 1940 Gauleiter Robert Wagner als Chef der Zivilverwaltung aufgezwungen bekam. Die Lebensläufe und NS-Karrieren zahlreicher badischer Funktionäre der NSDAP werden von Grill dargestellt und vor allem die dominierende Stellung Robert Wagners in allen Einzelheiten beschrieben.

M. Hildenbrand

### **Paul Assall. Juden im Elsaß.**

*Elster Verlag Moos 1984.  
252 Seiten, 140 Bilder.*

„Die wirklichen Menschen, die wir da unserer Herrenrasse zu opfern bereit waren, sind immer noch nicht vor unserer sinnlichen Wahrnehmung aufgetaucht“ schrieben Alexander und Margarete Mitscherlich 1967 in der Hoffnung, ein Wiedergewinnen von Erinnerungen könne uns helfen, aus dem Geschehen zu lernen.

Paul Assall, 1945 in Konstanz geboren, hat sich auf die Spurensuche begeben, um Juden zu begegnen, die im Elsaß gleichzeitig mit den Juden aus Baden ohne Unterschied 1940 nach Gurs transportiert wurden.

Mit den Mitteln des Wortes und des Bildes versucht er, sich das Judentum im Elsaß zu vergegenwärtigen. Sinnhafte Wahrnehmung — sie formt sich in Gesprächen mit dem Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Claude Vigée, dem Ethnologen Freddy Raphael und Zeugen im Elsaß, die die Greuel überlebt haben. Parallel zu den Gesprächstexten und Beobachtungen läuft — weniger als Ergänzung, eher selbständig — die Bildfolge, die das Ganze noch mehr in die Nähe des Lesers rückt, auf die es Assall ankommt. Der Mann vom Rundfunk hat vier Jahre lang solche Gespräche geführt (Claude Vigée stellte er in der Südwestfunkreihe „Zeitgenossen“ vor), und es gelingt ihm, Hörern wie Lesern diese Menschen und ihr Schicksal ins Bewußtsein zu bringen als Juden, als Elsässer, als Franzosen und, wenn man will, historisch gesehen auch als sprachlich und kulturell im Deutschen wurzelnd.

Für die Juden im Elsaß ergab sich daraus eine verwickelte Einstellung zur Zeitgeschichte, zu den Zeitgenossen, zumal als in der gewohnten Sicherheit, die Frankreich bot, die Vichy-Regierung 1940 zum Gegner wurde, denn nach dem 22. Oktober erlitten die elsässischen Juden in Frankreich das gleiche Schicksal wie die Deportierten aus Baden und der Pfalz. Die Reise mit ungewissem Ziel brachte sie ins Lager Gurs am Fuß der Pyrenäen und später die meisten von ihnen über Lager Drancy ins Vernichtungslager Auschwitz, wo sie ermordet wurden.

Keine eigentliche Geschichte der Juden im Elsaß soll hier vorgelegt werden. Aus vielen Hinweisen aber wird sie in ihren Hauptzügen deutlich, sie ist immer gegenwärtig. Juden im Elsaß seit dem 12. Jahrhundert, Kennzeichnung durch Kleiderordnungen, Ausrottung im 14. Jahrhundert, Diskriminierung in besonderen Judenordnungen, Vertreibungen, Verbote, Tolerierung unter Ludwig XIV., Pogrome noch zu Beginn der Französischen Revolution, die neue Freiheiten gewährte, dann endgültige Emanzipation 1848 — bis 1940 zur Okkupation: eine Geschichte des Antisemitismus. Vor diesem Hintergrund wird das Erscheinungsbild der Juden lebendig, und soweit es heute noch faßbar ist, aufgezeigt: die Menschen, Familienbilder, Inschriften, Wohnhäuser, Synagogen, Friedhöfe, Grabsteine, Feste, Symbole. Leben und Alltag jüdischer Gemeinden, vor allem im Dorf, wie ihre Rolle in der Stadt Straßburg einst und heute werden vorgestellt. Erkennbar wird die soziale Entwicklung, die Rol-

le in der Wirtschaft, in der Kunst, die Lebenseinstellung, der Lebensrahmen, das geistige Gerüst. So wird der religiöse Kern jüdischer Existenz verständlicher. Aus dieser Sicht wird der Unterschied zum Christentum so gekennzeichnet: es gibt zwei Welten, die wie sie ist, und die Welt, die kommt. Religiöse Pflicht des Juden ist, sich bis dahin fortzupflanzen mit dem Willen zur Weitergabe bis ans Ende der Zeiten. Hier liegt der Gegensatz zur christlichen persönlichen Erlösung für den Einzelmenschen. Überreste eines Lagers bei Sandweiler, errichtet als Außenlager des elsässischen Lagers Natzweiler (Struthof), hatten Paul Assall auf dieses Thema gebracht, Fragen aufgeworfen, deren Beantwortung hier versucht wurde. Er wollte dem Judentum näherkommen. Durch „erinnern, wiederholen, durcharbeiten“ half er, unsere Vergangenheit zu erkennen.

Carl Helmut Steckner

**Kurt Klein, Rund um das Kalenderjahr. Mit zahlreichen Holzschnitten von Brigitte Siegmund.**

*Morstadt Verlag Kehl 1983, 210 S., 19,80 DM.*

Kurt Kleins neuestes Buch breitet den ganzen weiten Bereich frommen Brauchtums, wie es sich gerade im Schwarzwald ererbt und entwickelt hat, aus. Brauchtum ist dort zu Hause, wo der Mensch die Gesetze seines Lebens der Natur abgewinnt, wo noch Sonne und Mond das Jahr in Jahreszeiten gliedern und nicht ein mechanischer Abreißkalender oder eine elektronische Quarzuhr das Jahr in Monate und schnellebige Tage zerpfückt. Brauchtum ist der tiefste Spiegel der Volksseele.

Mit feinem Gespür um die Verbundenheit von Volksseele und kirchlicher Tradition erschließt uns Kurt Klein das Jahr mit seinen zwölf Monaten, seinen besonderen Festen und Tagen, die meist sich um die Namenstage der altbekannten Heiligen ranken. Doch nicht ihr Leben steht im Vordergrund, sondern jenes alte Kulturgut, welches das Volk über die Grenzen des Schwarzwaldes hinaus im Laufe der Jahrhunderte als Sitte und Brauchtum geformt, gepflegt und als Vermächtnis hinterlassen hat. Deshalb will dieses Buch vor allem das Herz und Gemüt der Leser erfreuen und gewissermaßen als ein „Brevier des Herzens“ jeden Heimatfreund rund um das Kalenderjahr begleiten, der sich mit dem volkstümlichen Jahr noch verbunden fühlt.

M. Hildenbrand

**Kurt Klein, Vom Auto auf den Wanderweg. Über 100 Vorschläge für Autofahrer zu Rundwanderungen im nördlichen und mittleren Schwarzwald.**

*Morstadt Verlag Kehl 1983, 172 S., 9,— DM*

Der neue Wanderführer von Kurt Klein beschreibt 55 Wanderparkplätze und Walderholungsanlagen zwischen Hornisgrinde und Hünersedel, Schwarzwaldkamm und Vorbergzone und zeigt dabei zahlreiche Wandermöglichkeiten auf. „Vom Auto auf den Wanderweg“ ist das dritte Wanderbuch, das aus der Feder von Kurt Klein in den letzten Jahren erschienen ist. Wie in „Auf einsamen Pfaden“ und in „Der Hansjakobweg I“ erweist sich Klein auch hier als überaus kundiger Fachmann, der über hundert Wandervorschläge für den Autofahrer erarbeitet. Das neue Wanderbuch ist jedoch nicht nur ein zuverlässiger Wegweiser für viele schöne Wanderwege im nördlichen und mittleren Schwarzwald, sondern auch ein kleines Heimatbüchlein mit vielen heimatgeschichtlichen und volkskundlichen Hinweisen zu Land und Leuten. Klein offenbart sich hier wieder als profunder Heimatkenner und großer Landschaftsfreund. Das neue Wanderbuch ist reich bebildert (über 50 Abbildungen) und ist mit einer Übersichtskarte von Horst Kölble versehen.

M. Hildenbrand

**Kurt Klein, Der große Hansjakobweg II. Wanderführer Kinzigtal, Wolfstal und Harmersbach. Mit zahlreichen Aufnahmen und Reproduktionen des Verfassers sowie einer Karte von Horst Kölble.**

*246 Seiten, 14,80 DM, Morstadt Verlag Kehl 1985.*

Als Anfang Juli 1983 der Hansjakobweg II, der die Täler und Höhen rund um den Brandenkopf für den Wanderer erschloß, eröffnet wurde, war es klar, daß zu diesem reizvollen und abwechslungsreichen Wanderweg auch ein entsprechender Führer verfaßt werden mußte. Soeben ist dieser im Kehler Verlag Morstadt erschienen. Sein Autor ist wieder Kurt Klein, der 1981 auch den Wanderführer für den Hansjakobweg I verfaßte.

Klein, einer der besten Kenner des Hansjakoblandes und Mitinitiator der beiden Hansjakobwege, hat dem 108 Kilometer langen Hansjakobweg II 246 Seiten gewidmet. Er ist damit doppelt so lang wie der Hansjakobweg I. Der „große“ Hansjakobweg, wie er auch genannt wird, führt von Haslach über die Höhen nach

Hausach — Gutach — Wolfach hinauf zum „König“ des mittleren Schwarzwaldes, dem Brandenkopf, von dort ins Harmersbachtal und wieder zurück ins eigentliche „Hansjakobland“ nach Bollenbach — Steinach — Hofstetten bis zu den Höhenhäusern und zurück nach Haslach. 70 Hinweisschilder mit Texten und Bildern von Kurt Klein sind als Fixpunkte auf diesem Rundweg aufgestellt. Etwa vier Tage ist man unterwegs, wenn man auf Hansjakobs Spuren den Hansjakobweg II erwandern will.

Das neue Wanderbuch erklärt die Sehenswürdigkeiten entlang des Hansjakobweges II. Durch viele eingearbeiteten Hansjakobzitate tritt der „echte“ Hansjakob hervor, werden seine „Originalmensen“ lebendig: der „narrische Maler“ Carl Sandhaas, der „kritische Hans“, Theodor der Seifensieder, der „letzte Reichsvogt“, der Vogt auf Mühlstein, der „Postpascha“, der Graf Magga, Lorenz in den Buchen, Martin der Knecht, die „Vef“ vom Fehrenbacher Hof, der Seppel und der Jörgle, der Leutnant von Hasle, Jaköble in der Grub und viele mehr. Grundlage von Kleins Betrachtungen sind die bekannten Volksbücher Hansjakobs: „Aus meiner Jugendzeit“, „Aus meiner Studienzeit“, „Wilde Kirschen“, „Schneeballen“ I und II, „Der Leutnant von Hasle“, „Bauernblut“, „Abendläuten“, „Im Paradies“, „Mein Grab.“

Kurt Kleins neuer Wanderführer ist jedoch mehr als ein bloßes Wanderbuch, es ist ein Heimatbuch des Hansjakoblandes, das die Augen eines jeden Heimatfreundes öffnet für die Schönheiten der Landschaft links und rechts des Weges, aber auch für die wechselvolle Vergangenheit des Kinzigtales und seiner Seitentäler, für die Sitten und das Brauchtum, für die Menschen des mittleren Schwarzwaldes, für die prägende Topographie und Geologie dieser Naturlandschaft.

Kurt Klein beschreibt das Hansjakobland in allen Einzelheiten mit der Liebe zum Verborgenen und Zauberhaften. Halbvergessene Flurnamen und Sagen werden neu entdeckt, die Geheimnisse der Sympathiedoktoren werden durchleuchtet, kurzweilige Anekdoten und Schnurren Hansjakobscher Prägung werden in gekonnter Fabulierkunst dargeboten. So ist das neue Wanderbuch eine einzige Liebeserklärung an Land und Leute zwischen Kinzig-, Wolf- und Harmersbachtal, ein kleines Schatzkästlein für den heimat- und naturverbundenen Wanderer.

Ein großer Vorzug des Buches: Es ist trotz seines beachtlichen Umfanges handlich, hat einen flexiblen und doch soliden Einband, und es ist unterhaltsam, lehrreich und humorvoll geschrieben. Die über dreißig Abbildungen wur-

den alle vom Verfasser aufgenommen, zum Teil sind es Reproduktionen von Bildern und Zeichnungen der Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann und Curt Liebich. Mit diesem seinem vierten Wanderbuch hat Kurt Klein ein neuartiges Heimatbuch geschaffen, das nicht nur der Wanderer schätzen wird.

M. Hildenbrand

### **Heinrich Hansjakob, Wilde Kirschen.**

16. Aufl. 1983. Illustriert von Curt Liebich. Selbstverlag der Stadt Haslach i.K.

### **Heinrich Hansjakob, Waldleute.**

II. Aufl. 1984. Illustriert von Wilhelm Hasemann. Selbstverlag der Stadt Haslach i.K.

Während die Werke mancher gefeierter moderner Dichter schon nach wenigen Jahren vergessen sind, erleben die von Heinrich Hansjakob heute eine stetige Nachfrage, die vor allem dadurch gefördert wird, daß die im oberen Kinzig- und Wolfstal sowie im mittleren Kinzigtal angelegten Hansjakobwege in die Landschaft seiner „Originalmensen“ führen. Um den Verlangen nach den vergriffenen Werken des Pfarrerdichters entgegenzukommen, hat nun die Stadt Haslach die wohl am meisten gelesenen seiner Werke neu herausgebracht, „Wilde Kirschen“ „und Waldleute.“ Die Neubearbeitung übernahm wieder wie bei den früheren Veröffentlichungen Manfred Hildenbrand aus Hofstetten, der zu den Anmerkungen Hansjakobs noch weitere ergänzende Erläuterungen hinzufügte. Eine vorzügliche Bereicherung erfuhren die beiden Bände, indem ihnen die Illustrationen von Curt Liebich („Wilde Kirschen“) und Wilhelm Hasemann („Waldleute“) beigelegt wurden.

Wohl das am meisten gelesene Werk von Hansjakob sind seine „Wilden Kirschen“ (I. Auflage 1888), eine Anzahl Erzählungen von Kleinbürgern und Handwerkern, darin eingestreut viele Erinnerungen an Begebenheiten und Bräuche von früher. „Wilde Kirschen“ nennt er diese Gestalten in Erinnerung an die kleinen würzigen süßen Kirschen, die an den zerzausten ungepflegten Bäumen an den Wegrändern wachsen.

Ihnen gleichen die dargestellten Menschen wie Valentin der Nagler, der narrische Maler, Carl Sandhas, aber auch der listige Schneidersepp, der den Hermesbur beim Dummissessen übers Ohr schlägt, oder auch der Hermesbur selbst, der seinen Tod selbst meldet, während seine Knechte und Mägde draußen das Heu einfah-

ren. Was an diesen Menschen Hansjakob vor allem schätzt, ist ihre unverbindliche Art und ihr ungebrochenes Verhältnis zum Leben. Daneben beschäftigt er sich noch mit den Volksärzten und Heilkünstlern, denen viele mehr zutrauen als den Ärzten von den Universitäten, aber auch mit der Hosig, den Vorbereitungen und Bräuchen bei einer Schwarzwälder Hochzeit. Von ähnlicher Art sind auch seine Gestalten in den „Waldleuten.“ Da ist der fürstlich fürstenbergische Beiförster Josef Anton Fürst aus dem Heubach bei St. Roman, der sich selbst als den „Fürst vom Teufelsstein“ bezeichnete, einem mächtigen Felsen in der dortigen Gegend. Dieser tüchtige zuverlässige Mann, der nur im Walde leben kann, ist ein Freund der Musik und der Geselligkeit. Er kennt die Holzhauer seines Gebietes, aber auch die Flößer und weiß um ihren harten Beruf, wenn sie das geschlagene Holz durch das enge steile Heubachtal in die Kinzig flößten. Von ähnlicher markanter Art ist auch der Wolfacher Bürger Theodor, der Seifensieder, ein vielgereister Mann, der die Leute mit Kerzen und Seife versorgt und sich um das Gemeinwohl sehr verdient gemacht hat. Aber da ist auch noch die Geschichte von der Afra, einer ledigen Frau, die auf einem armseligen einsamen Höfchen lebt und trotz all der Bitterkeiten und Entsagungen ihres Lebens nicht aufgab. Vielleicht sind es gerade diese bescheidenen, zurückhaltenden Menschen, die dem heutigen Leser imponieren. Hansjakobs Menschen sind nicht erdichtet, sondern waren wirkliche Menschen, wie sie lebten. Kenntnisse über sie vermittelte ihm u.a. auch der Nachfolger des Fürsten vom Teufelsstein, der Waldhüter Josef Dieterle, wobei es den Angehörigen oft gar nicht recht war, wenn die Öffentlichkeit von ihrem Leben etwas erfuhr. Mögen die beiden Werke auch heute wieder viele Freunde finden.

Kurt Klein

#### **Rudolf Ritter, Herbstblätter.**

*Verlag Buchhandlung Baumann Lahr. 1985. 184 Seiten.*

Der langjährige Redakteur des Jahrbuches „Geroldsecker Land“, der Altbürgermeister Dr. Rudolf Ritter von Lahr hat in der Rückschau auf sein bewegtes Leben eine Vielzahl

von Betrachtungen, Erinnerungen und Episoden gleich einem bunt leuchtenden Herbststrauß zu einem lesenswerten Buch zusammengefaßt. „Herbstblätter“ nennt er diese kurzweilige, abwechslungsreiche Sammlung, die er mit dem verklärenden Blick auf die Vergangenheit als reiche Ernte seines Lebens dem Leser vorlegt. Mit weiten Schritten durchmißt er sein ihm ans Herz gewachsene „Geroldsecker Land“, entreißt viele „Menschen der Heimat“ als verdiente Persönlichkeiten durch seine Feder der Vergessenheit, um sie erneut mit Odem zu erfüllen. Doch der begeisterte Vogesenwanderer führt uns auch ins Land „Jenseits des Rheins“, ins nachbarliche Elsaß. Köstlich dann auch die heiteren und unterhaltsamen „Erinnerungen und Episoden“, in denen sich der schreibgewandte Lahrer als munterer Erzähler offenbart. Er besteigt aber auch den Pegasus und läßt seine Gedanken und sein Wissen in gemüthafte Mundartreime oder in festgefügte Verse in Schriftsprache fließen. In allem aber, ob in Prosa oder Poesie gewoben, tritt uns der Autor als kenntnisreicher Heimatfreund gegenüber, der sein Herz an die Lande links und rechts des Oberrheins verloren hat. Was Dr. Ritter in den vergangenen Jahrzehnten in seiner Zuneigung zu Land und Leuten gesät hat, liegt nun als reife herbstliche Frucht gebündelt auf dem Büchertisch. Es sind, um mit den Worten Philipp Bruckners zu sprechen, der das Geleitwort schrieb: „Herbstblätter“, zu einem Strauß gebunden, der nicht welkt und der den Glanz der Heimat am Oberrhein widerspiegelt.

Kurt Klein

#### **Ruth Keller: Franz Karl Bühler (Franz Pohl), Kunstschmiedearbeiten, künstlerische Entwicklung, Bilder aus der Prinzhorn-Sammlung.**

*Arbeit zur Erlangung eines Grades des Magister Artium im Fachbereich Geschichtswissenschaft der Freien Universität Berlin, Prof. Thomas W. Gaethgens, Berlin 1983.*

Zur Erlangung des Grades eines Magister Artium in Geschichtswissenschaft an der Freien Universität Berlin hat Ruth Keller 1983 ihre Arbeit über Franz Karl Bühler vorgelegt. Sie befaßt sich mit dem Leben des Offenburgers als Kunstschmied und als Künstler.



Wie in der „Ortenau“ 1983 über die von Helmut Schneider vorbereitete Ausstellung „Schmiedekunst aus fünf Jahrhunderten“ in Kehl zu lesen ist, wurde dort auch an den Offenburger Kunstschmied Franz Karl Bühler erinnert. Nach Recherchen im Stadtarchiv und Ritterhaus-Museum Offenburg und im Stadtarchiv Straßburg kamen zu den gefundenen Unterlagen weiteres Material und Bilder aus der ehemaligen Heil- und Pflege-Anstalt Illenau zu dem Ausgangsmaterial hinzu, den Zeichnungen Bühlers, die die Verfasserin als Restauratorin der Prinzhorn-Sammlung in Heidelberg kennenlernte.

Der Umfang des von der Verfasserin zusammengetragenen Materials hat sie veranlaßt, die vorgesehene Arbeit zu teilen. Besprochen wird der erste Teil, der sich in der Hauptsache mit dem Leben Bühlers befaßt. Die Analyse seiner künstlerischen Produktion soll in einer Dissertation nachfolgen.

Biographische Daten: Franz Karl Bühler ist am 28. 8. 1864 in Offenburg geboren, die Mutter geb. Peter stammte aus Achern, der Vater hatte kurz nach Einführung der Gewerbefreiheit in Baden in der Offenburger Glaserstraße eine Bauschlosserei gegründet, in der der Sohn sein Fach erlernte. Aus den Jahren 1886 bis 1892 sind Skizzenbücher von seinen Reisen in die Umgebung, nach München, Regensburg mit Zeichnungen von mittelalterlichen, vor allem aber barocken Kunstschmiedearbeiten erhalten.

Ruth Keller sieht seine kunsthandwerklichen Arbeiten im Rahmen der allgemeinen Bestrebungen, nach den schnellen Erfolgen der Industrialisierung in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, die inzwischen wurzellos gewordene handwerkliche Tradition zu erneuern. Solche Versuche unternahm Schinkel, Beuth, dann Semper. Zu diesen Bemühungen gehörte die Anfachung des Wettbewerbs durch Ausstellungen, die Anlage von Mustersammlungen (Kunstgewerbemuseen) und die Gründung von Kunsthandwerkerschulen. Diese Bestrebungen erhielten in Deutschland Auftrieb mit den Gründerjahren nach 1870. Vor diesem Hintergrund ist der Weg Bühlers zu sehen vom Schlosser- und Schmiedehandwerk zur Kunstschmiedearbeit. Er holte sich seine Kenntnisse in München.

Von Bühlers Tätigkeit sind neben einzelnen Kunstschmiedearbeiten noch nachweisbar Ausstellungsstücke, die für Karlsruhe (1887), München (1888) und Chicago (1893) angefer-

tigt wurden. Diese Weltausstellung gab damals Anlaß, die Situation des Kunsthandwerks erneut kritisch zu überdenken. Neuen Formen gelang erst gegen 1900 ein gewisser Durchbruch.

Gerade im Jahr der Chicagoer Weltausstellung bot sich Bühler die Chance, einen vakanten Posten in der damaligen Straßburger Kunsthandwerkerschule (seit 1896 Kunstgewerbeschule) als Werkstattvorstand für Kunstschlosserei zu übernehmen.

Die Verwaltungsakten in Straßburg geben detailliert Auskunft über seine Tätigkeit ab 1893, aber auch über die Gründe für seine Entlassung auf Antrag des Direktors Anton Seder, die Bühler in die Tragödie trieb. Seine erhaltene Verteidigungsschrift von 1896 richtet sich vor allem gegen jahrelange Anfeindungen des Direktors, dem er „mittelalterliche Ideen hinsichtlich der Ausbildung“ vorwarf.

Nach der Entlassung 1897 hielt sich Bühler in Hamburg auf, litt zunehmend unter Verfolgungswahn, wurde zuerst in eine Schweizer Anstalt verbracht, 1898 in die Illenau und 1900 in die Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen eingewiesen. Dort verblieb er, bis sein Leben 1940 in Grafeneck durch den im Euthanasie-Erlaß vom 1. 9. 1939 eingeleiteten Massenmord an Geisteskranken endete.

Bühlers Arbeit als Kunstschmied stellt Ruth Keller im Zusammenhang mit der Entstehung des Kunsthandwerks in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts dar. Bühler selbst jedoch sieht sich als Künstler, und zwar ist dies „die einzige das ganze Leben Bühlers umfassende Aussage über seine Persönlichkeit, die ich machen kann“ schreibt sie. Mehr Toleranz, die ihm als Künstler von der Gesellschaft entgegengebracht wurde, „hätte ihm relativ lange eine erträgliche Existenz ermöglicht.“ Sie nimmt an, daß er zwischen seinem Anspruch als Künstler und der Wirklichkeit als Kunsthandwerker in der Zeit des Späthistorismus gescheitert ist.

Unter diesen Spannungen, einmal zwischen Akademismus und Handwerk, dann zwischen erstarrtem Historismus und tastendem Suchen nach einer neuen Kunstauffassung, ehe sich die spätere Blüte des Jugendstils noch erahnen ließ, hatte Bühler dem von Direktion und Verwaltung ausgeübten Druck nichts entgegenzusetzen. Ruth Keller verfolgt den Weg in den Akten, zeichnet den Rahmen, in dem sich Büh-

lers Existenz bewegte, den er nicht sprengte, sondern der ihn erdrückte und dann in eine ausweglose Situation entließ.

Aus der Zeit von Böhlers Anstaltsaufenthalt sind z.T. farbige Zeichnungen sowie tagebuchartige Aufzeichnungen erhalten, die er zu Beginn seines Aufenthalts in der Illenau 1898/99 niedergeschrieben hat und die er „Invasion, Traum und Analogien“ benannte.

Hans Prinzhorn hat als Psychiater Böhler in der Anstalt aufgesucht und das Bild Böhlers als Künstler in seiner Bildersammlung der Nachwelt erhalten (unter dem Pseudonym Franz Pohl). 150 Zeichnungen nahm er in seine Heidelberger Sammlung auf, einen Teil veröffentlichte er 1922 in seiner „Bildnerei der Geisteskranken.“ Diese Arbeit des Nervenarztes und Psychologen ist in der Aufbruchsstimmung nach dem 1. Weltkrieg vor allem als künstlerische Anregung aufgenommen worden, später auch von Jean Dubuffet, der den Begriff „Art brut“ prägte für Kunstäußerungen, die außerhalb des Kulturbetriebs entstanden. Dagegen versucht der „medizinische Blick“ Kriterien aufzustellen und Kunst der „Normalen“ von der der „Geisteskranken“ zu unterscheiden (so der 1980 erschienene Katalog der jetzt 6.000 Blatt umfassenden Prinzhornsammlung). Dieser Frage geht Ruth Keller aus dem Wege, im Gegenteil, sie erklärt ihre ausdrückliche Absicht, „etwas zur Verwischung der zweifelhaften Grenze zwischen psychischer Gesundheit und Krankheit beizutragen“, sie versteht die „Interpretation der Zeichnungen als permanentes Experiment“ oder als „heikle Gratwanderung“ und hat die Analyse der Bilder einer späteren Arbeit vorbehalten. Die jetzt vorliegende (Teil-) Arbeit bietet umfassendes Material über das Schicksal Böhlers, der am Zwiespalt zwischen Handwerker und Künstler gescheitert ist, über das Schicksal eines Offenburgers, der den Übergang von der handwerklichen Ära vor 1870 in die folgende Gründerzeit mit weitgehender Trennung von Handwerk / Industrie / Kunst mit vollzog, aber als Mensch nicht bewältigte, der Kaiserreich und Weimarer Republik überlebte, aber dem Unrechtsstaat zum Opfer fiel.

Carl Helmut Steckner

### **Landesentwicklungsplan Baden-Württemberg vom 12. Dezember 1983 mit Begründung und Anlagen.**

*Hrsg. vom Innenministerium Baden-Württemberg. Freudenstadt 1984.*

### **Geographische Landeskunde von Baden-Württemberg.**

*Hrsg. von Christoph Borchardt. Stuttgart 1983. (= Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs Bd. 8).*

Der nun gültige neue Landesentwicklungsplan Baden-Württemberg ist nicht nur verbindliche Planungsgrundlage für Rathäuser, Landratsämter, Regierungspräsidien und Landesministerien, sondern auch ein wichtiges Nachschlagewerk für Privatleute und erst recht für den Historischen Verein, seine Mitgliedergruppen und Arbeitskreise. Man mag der nüchternen Sprache und dem Planungseifer skeptisch gegenüberstehen, der Landesentwicklungsplan macht geschichtlich Gewachsenes deutlich und setzt Leitlinien, an denen niemand vorbeikommt. Allein die Grundsätze zur Landschaftsordnung, zum Umwelt- und zum Denkmalschutz betreffen satzungsgemäße Aufgaben des Historischen Vereins unmittelbar.

Darüber hinaus erscheinen für die Ortenau — der Region Südlicher Oberrhein zugeordnet — folgende Planungsprämissen, in aller Kürze, wichtig: die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Verdichtungsraum Straßburg-Kehl-Offenburg; Kehl neben Freiburg und Breisach als „Zentrum internationaler Kontakte“, der Bau einer zweiten Rheinbrücke südlich von Kehl, also bei Altenheim; der Schutz der Rheinuferlandschaft; die Einordnung von Haslach/Hausach/Wolfach, Kehl, Lahr und Offenburg als Mittelzentren, wobei Offenburg aufgrund der Entfernung zu Karlsruhe und Freiburg Teilfunktionen eines Oberzentrums zufallen; die Aufnahme von Ettenheim, Fischerbach, Friesenheim, Gutach, Haslach, Hausach, Hofstetten, Hornberg, Kappel-Grafenhausen, Kippenheim, Lahr, Mahlberg, Meißenheim, Mühlenbach, Oberwolfach, Ringsheim, Rust, Schuttertal, Schwanau, Seelbach, Steinach und Wolfach in die Regionalförderung.

Der Landesentwicklungsplan wird ergänzt durch eine Reihe vorzüglicher Karten; er ist beim Innenministerium, Dorotheenstr. 6, 7000 Stuttgart 1, erhältlich.

Wenn man die Geographische Landeskunde, die von der Landeszentrale für politische Bildung herausgegeben worden ist, danebenlegt, werden manche historischen Konturen sichtbar, und manches, was im Landesentwicklungsplan als „machbar“ erscheint, wird problematisiert. Die Ortenau wird in einem Kapitel von Rolf Michna vorgestellt, der sich auf Veröf-

fentlichungen des Historischen Vereins stützt. Seine geographische Beschreibung beschränkt sich allerdings auf Rheinebene und Vorbergzone, so daß der Leser, der sich einen Überblick über die gesamte Ortenau verschaffen möchte, noch die Kapitel über den Schwarzwald (Abschnitte 7.4 u. 7.5) und den Beitrag über das Oberrheinische Tiefland hinzunehmen muß.

H. Raulff

### **Die Religionsgemeinschaften in Baden-Württemberg.**

*Hrsg. von Heinz Sproll, Jörg Thierfelder. Stuttgart. 1984 (= Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, 9.*

*Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg)*

Mit diesem Band ihrer verdienstvollen Reihe legt die Landeszentrale für politische Bildung

ein Handbuch über die Religionsgemeinschaften in Baden-Württemberg vor. Natürlich liegt das Schwergewicht auf den beiden großen christlichen Konfessionen, aber auch die jüdischen Gemeinden und die Alt-Katholische wie die Orthodoxe Kirche finden gebührenden Platz. Nach knappen einleitenden Kapiteln über das Selbstverständnis der Religionsgemeinschaften finden die historischen Entwicklungen breiten Raum. Die Darstellungen zur leidvollen jüdischen Geschichte stammen aus der Feder von G. Taddey, H. Sproll und P. Sauer. In den abschließenden Kapiteln werden das Verhältnis der Religionsgemeinschaften zu „Staat, Parteien und Verbänden“, „Die ökumenische Bewegung“ und „Die Verantwortung der Religionsgemeinschaften für die Dritte Welt“ dargestellt.

H. Raulff

## **Autorenverzeichnis**

Bamberger, Naftali Bar Giora; Jerusalem

Barth, Ansgar; Kirchstraße 215, 7611 Gutach/Schwarzwaldbahn

Bayer, Dr. Josef; Nikolaus-Schrempf-Straße 30, 7601 Hohberg 1

Brucker, Dr. Philipp; Bertholdstraße 31, 7630 Lahr

Dittler, Dr. Erwin; Offenburger Straße 4, 7640 Kehl-Goldscheuer

Finkbeiner, Gerhard; Modoscher Straße 24, 7631 Schuttertal

Fliedner, Dr. Hans-Joachim; Espenstraße 24, 7600 Offenburg

Friedmann, Michael; Dahlienweg 5, 7611 Berghaupten

Gamber, Dr. Gerhard; Okenstraße 29, 7600 Offenburg

Gnändinger, Hellmut; Schloßweiherstraße 16, 7593 Ottenhöfen

Haehling von Lanzenauer, Reiner; Sophienstraße 30, 7570 Baden-Baden  
Harter, Hans; Wilmersdorfer Straße 20, 7800 Freiburg/Br.  
Hildenbrand, Manfred; Georg-Neumaier-Straße 15, 7612 Hofstetten  
Hoffmann, Gerhard; Oppelner Straße 8, 7550 Rastatt  
Honold, Dr. Nikolaus; Auf der Höhe 24, 7597 Rheinau-Freistett  
Kauß, Dr. Dieter; Hildastraße 89, 7600 Offenburg  
Kewitz, Hubert; Gartenstraße 10, 7636 Ringsheim  
Klein, Kurt; Haselwanderstraße 11, 7613 Hausach  
Kohler, Dr. Oskar; Wilhelmstraße 16, 7500 Karlsruhe  
Kreutz, Dr. Gernot; Schillerplatz 31, 7600 Offenburg  
Lehmann, Karl-August; Küblerweg 4, 7611 Oberharmersbach  
Marx, Dr. Wilhelm; Kehler Straße 78, 7607 Neuried-Altenheim  
Müller, Dr. Adolf; Blumenstraße 16, 7602 Oberkirch-Bottenau  
Obert, Bernd; Friedhofstraße 17, 7611 Steinach i.K.  
Peter, Wolfgang; Schillerstraße 8, 7630 Lahr  
Pfefferle, Prof. Dr. ing. Rolf; Kornblumenstraße 4, 7500 Karlsruhe  
Pillin, Dr. Hans-Martin; Albert-Köhler-Straße 22, 7593 Ottenhöfen  
Raulff, Dr. Heiner; Lichtenbergstraße 16, 7640 Kehl-Goldscheuer  
Ruf, Franz; Schilfstraße 25, 7550 Rastatt  
Schäfer, Prof. Dr. Walter E.; Bräustraße 48, 7070 Schwäbisch-Gmünd  
Schneider, Helmut; Sechsackerweg 11, 7640 Kehl-Kork  
Schneider, Hugo; Kirchstraße 10, 7590 Achern  
Schubring, Prof. Dr. Klaus; Giersmattstraße 15, 7862 Hausen i.W.  
Silberer, Dr. Gerhard; Brachfeldstraße 11, 7600 Offenburg  
Steckner, Carl-Helmut; Honsellstraße 8, 7640 Kehl  
Stopfel, Prof. Dr. Wolfgang; Scheffelstraße 59, 7800 Freiburg i. Br.  
Sturm, Joachim; Kirchstraße 20, 7630 Lahr  
Wasmer, Udo; Gerhart-Hauptmann-Straße 2, 7580 Bühl/Baden

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e. V.  
gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die  
Zeitschrift

### „Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichte bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden. Der Jahresband wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 7600 Offenburg, Postfach 1569 sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entgegen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1984 in Wolfach setzt sich der Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 7600 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, Schulamtsdirektor, 1. stellvertr. Präsident,  
Haselwanderstraße 11, 7613 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, Realschulkonrektor, 2. stellvertr. Präsident,  
Georg-Neumaier-Straße 15, 7612 Hofstetten-Haslach i. K., Tel. 0 78 32 / 28 67

Hugo Schneider, Studiendirektor i. R., Redakteur der „Ortenau“,  
Kirchstraße 10, 7590 Achern, Tel. 0 78 41 / 57 72

Theo Schaufler, Kreisoberverw.-Rat, Kassen- und Geschäftsführung,  
Postfach 1569, 7600 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-2 66

Leiter der Fach- bzw. Arbeitsgruppen:

Archäologische Arbeitsgruppe:

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg

Arbeitsgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 7600 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Arbeitsgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Heiner Raulff, Lichtenbergstraße 16, 7640 Kehl-Goldscheuer

**Arbeitsgruppe „Mundart“:**

Prof. Hermann Braunstein, Am Bruch 1, 7601 Schutterwald,  
Tel. 07 81 / 5 21 11

**Arbeitsgruppe „Museen“:**

Reinhard End, Binzmattstraße 28, 7614 Gengenbach, Tel. 07803 / 4229

**Arbeitsgruppe „Grenzüberschreitende Zusammenarbeit“:**

Carl-Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 7640 Kehl, Tel. 0 78 51 / 39 94

**Beiräte:**

Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstraße 24, 7600 Offenburg

Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 7594 Kappelrodeck

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg

Dipl.-Ing. Erwin Steurer, Metzgerstraße 14, 7630 Lahr

Dr. Wilhelm Marx, Kehler Straße 78, 7607 Neuried-Altenheim

Karl Maier, Jakobstraße 6, 7604 Appenweier

Rainer Fettig, Straßburger Straße 6, 7603 Oppenau

Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 7550 Rastatt

## Mitgliedergruppen:

- 7590 Achern: Hugo Schneider, Kirchstr. 10, Tel. 07841/5772  
7604 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 07805/695  
7570 Baden-Baden: Robert Erhard, Spörsigweg 18, Tel. 07221/71792  
7570 Baden-Baden (Yburg-Steinbach): Ursula Schäfer, Rebbergstr. 12,  
7570 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 07223/5572  
7605 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner,  
Renchtalstr. 17, Tel. 07806/533  
7616 Biberach i.K.: Wolfgang Westermann, Rebhalde 26, Tel. 07835/8309  
7580 Bühl/Baden: Egon Schempp, Meisenstr. 2, 7580 Bühl/Baden, Tel. 216  
7637 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14, Tel. 07822/5800  
7614 Gengenbach: Alfons Frei, Hauptstr. 25, Tel. 07803/2471  
7612 Haslach i.K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,  
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 07832/2867  
7613 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 07831/6125  
7601 Hohberg: Michael Bayer, Reisengasse 7, Tel. 07808/3716  
7746 Hornberg-Triberg: Walter Aberle, Hornberg, Schloßstr. 2, Tel. 0783/277  
7640 Kehl-Hanauerland: Kurt Ganss, Richard-Wagner-Str. 109,  
Tel. 07851/71469  
7630 Lahr/Schw.: Dr. Rudolf Ritter, Schillerstr. 6, Tel. 07821/26140  
7631 Meißenheim: Karl Schmid, Schillerstr. 6, Tel. 07824/2362  
7607 Neuried: Werner Kopf, Akazienweg 1, Neuried-Altenheim,  
Tel. 07807/698  
7611 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,  
Tel. 07837/288  
7602 Oberkirch: Wilhelm J. Vajen, Stadtgartenstr. 7, Tel. 07802/4842  
7600 Offenburg: Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstr. 24, Tel. 0781/76638  
7601 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 0781/32051  
7603 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 07804/2024  
7550 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 07222/22901  
7597 Rheinau-Freistett: Dr. Nikolaus Honold, Auf der Höhe 24  
7587 Rheinmünster: Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 7594 Kappelrodeck,  
Tel. 07842/2615  
7592 Renchen: Erich Huber, Rathaus, Tel. 07843/501  
7625 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, Tel. 07839/378  
7622 Schiltach: Theo Becker, Hohensteinstr. 11, Tel. 07836/2442  
7601 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 0781/52381  
7633 Seelbach-Schuttertal: Erich Krämer, Schwarzwaldstr. 5, Tel. 07823/2333  
7611 Steinach i.K.: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 07832/8656  
7620 Wolfach: Ernst Bächle, Messnergasse 6  
7615 Zell a.H.: Thomas Kopp, Gartenstr. 20  
überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,  
Postfach 1569, 7600 Offenburg, Tel. 0781/805-266

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. 3. jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl bei der Druckerei A. Morstadt, Buch- und Offsetdruck, Kinzigstr. 25, 7640 Kehl, bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs. Danach können die Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrgänge sowie den Registerband 1910—1981 nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 7600 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1981 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

25,— DM für natürliche Personen und Schulen

40,— DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V., Sitz Offenburg, dient ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken. Gegen die Anerkennung der Mitgliedsbeiträge als steuerbegünstigte Ausgabe nach § 10 b EStG bestehen seitens des Finanzamtes Offenburg lt. Mitteilung vom 19. Juli 1972 keine Bedenken. Die Bescheinigung über die steuerbegünstigten Beträge erfolgt auf der Mitgliedskarte oder auf besonderem Formular.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg, Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00; Bezirkssparkasse Offenburg, Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Postscheckkonto Nr. 6057-756, Postscheckamt Karlsruhe).



# Herrschaftsgebiete in der Ortenau um 1800

Gabe des Historischen Vereins für Mittelbaden  
zum 75. Jubiläumsjahr  
1985

Autor: G. Kreutz, Offenburg

# Erläuterungen zur Karte

Es werden die um 1800 bestehenden Herrschaftsgebiete im heutigen Ortenaukreis schematisch dargestellt. An der Wende zum 19. Jahrhundert bestand noch die Zeit der Klein- und Kleinststaaterie, die wenige Jahre später durch die territorialen Änderungen zur Bildung des Großherzogtums Baden führte. - Der Begriff „Herrschaftsgebiet“ bleibt etwas problematisch, da er nicht immer für alle Territorien eindeutig durchgehend auf Landes- oder Ortshoheit festgelegt werden kann. Die landesherrlichen Rechte waren vielfältig. In einzelnen Gebieten gehörten beispielsweise die Gerichtsbarkeit oder die Lehenshoheit einem anderen als die sogenannten politischen Rechte (wie das Steuer- und Aufgebotsrecht zum Heeresdienst), die die tatsächlichen Machtverhältnisse am besten ausdrückten.

Als Kartengrundlage dient eine topographisch-schematische Darstellung der Gemeinden einschließlich der bis 1975 selbständigen Orte. Der heutigen kommunalen Verwaltungsgliederung ist die damalige territoriale Zugehörigkeit durch verschiedene Farben zugeordnet. – Neben den durchweg auch nach der Gemeindereform (im Ortenaukreis von 1971 bis 1975) noch bestehenden Gemarkungen werden weitere anhand des amtlichen Verzeichnisses von 1935 berücksichtigt. Sie wurden in der Regel als gesonderte Gemarkungen in den Gemarkungs-Atlanten der einzelnen Gemeinden im letzten Jahrhundert ausgewiesen. Diese nunmehr historischen Gemarkungen und Teilorte werden durch eigene Symbole mit den heutigen Gemeinden verbunden. – Zeichen innerhalb der Orts-Signaturen versuchen die herrschaftlichen Verhältnisse der jeweiligen Ortschaft differenzierter darzustellen.

Die ehemaligen Waldgemarkungen sowie die Teile von vereinigten Gemarkungen, die eine engere Zusammengehörigkeit durch ähnliche Namensbezeichnungen ausdrücken (Durbach-Heimburg / -Gebirg, Freistett / Neufreistett, Kehl-Dorf mit Sundheim / Kehl-Stadt), werden in der Karte nicht dargestellt.

Außerhalb des Ortenaukreises sind die Orte auf der Karte nur in Auswahl aufgeführt, allerdings sind alle unmittelbar angrenzenden Gemarkungen verzeichnet.

Karten, Literatur, Quellen:

E. Hölzle: Der deutsche Südwesten am Ende des alten Reiches. Karte und Beiwort; 1938

Das Land Baden-Württemberg (Hrsg. Landesarchivdirektion Bad.-Württ.). Bd. VI Reg.-bez. Freiburg; 1982

Historischer Atlas von Baden-Württemberg: VI,13 (in Vorbereitung)

VI,1,1a(1974);4(1976);7(1979)

Alphabetisches Verzeichnis der badischen Gemarkungen (bearbeit. v. Ministerialabt. für Topographie); 1935; mit Ergänzungen vom Landesvermessungsamt Karlsruhe

Das Land Baden. Gemarkungskarte 1:200000 (Hrsg. Bad. Wasser- und Straßenbaudirektion); 1928

Verwaltungs- und Verkehrskarte 1:100000 (Hrsg. Landesvermessungsamt Bad.-Württ.), Bl. 9 + 3; 1983

GLA Karlsruhe 48/5585 + 5588 (betr. Abtei Gengenbach)

K. Hornung: 700 Jahre Geschichte, Wappen und Siegel der Großen Kreisstadt Kehl; 2. A. 1974

